



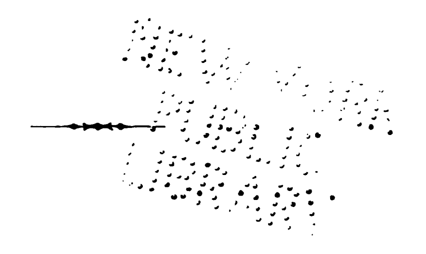


Stimmen aus Maria-Laach.

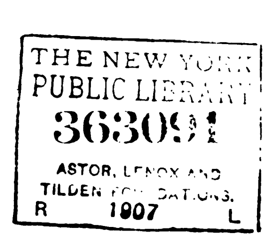
Stimmen aus Maria-Laach.

Katholische Blätter.

Einundsiebzigster Band.



Freiburg im Breisgau.
Herdersche Verlagshandlung.
1906.
Berlin, Karlsruhe, München, Straßburg, Wien und St Louis, Mo.



Buchdruckerei der Herderschen Verlagshandlung in Freiburg.

Inhalt des einundsiebzigsten Bandes.

Miszellen.

Verzeichnis der besprochenen Schriften.

Seelische Hilfe bei Nervenleiden.

Wir hatten früher Gelegenheit, zu zeigen, wie seelische Ursachen bei der Entstehung einer ganzen Reihe von krankhaften Vorgängen im vegetativen Leben eine große Rolle spielen (LXIX 393 f 507 f). Sollten sich seelische Einflüsse nicht auch segensreich geltend zu machen vermögen? Sollte ihnen nicht dem kranken Organismus gegenüber eine heilende Kraft innewohnen?

Das verflossene Jahrhundert mit seinen exakten Forschungen, mit seinen eingehenden Studien über die Anatomie und Physiologie des Nervensystems schien der Entwicklung eines solchen Gedankens nicht recht günstig. Der tiefere Einblick, den Mikroskop und chemische Reagentien in den Zustand der gesunden wie der kranken Organe gewährten, die Entdeckung schädlicher Mikroorganismen und der Mittel, ihnen entgegenzutreten, ließen hoffen, durch direkte Eingriffe, sei es in den Bau des Körpers oder in das physiologische Wirken einzelner Teile, dem Kranken Rettung zu bringen. Und doch gab es auch in den verflossenen Jahrzehnten mehr Psychotherapie, als man bei dem beständigen Bemühen, die Krankheit mit Arznei, mit mechanischen und elektrischen Mitteln zu bekämpfen, so leicht vermuten sollte.

I.

Die vierziger Jahre brachten die Studien des englischen Arztes James Braid über den „Nervenschlaf". Während Mesmer seine Kuren dadurch ausführte, daß er seine Patienten mit leichten Bestreichungen (passes) in Schlaf versetzte und die Wirkungen auf den Einfluß eines „animalischen Magnetismus" zurückführte, erkannte Braid es unumwunden an, daß ein psychischer Faktor im Spiele sei. Er hypnotisierte dadurch, daß er den Patienten einen glänzenden Gegenstand fixieren ließ, und schrieb der geistigen wie der sinnlichen Aufmerksamkeit das Zustandekommen der Hypnose zu. Seine Kuren führte er auf den Umstand zurück, daß es ihm gelinge, bei dem im Nervenschlaf befindlichen Patienten nach Belieben durch den kleinsten Reiz die Innervation bestimmter Teile zu verändern, die Sensibilität

zu steigern und zu vermindern, die Blutzufuhr zu vergrößern oder herabzusetzen. Er schreibt: „Eines scheint mir ganz sicher, nämlich daß bisher kein Mittel bekannt war, durch welches wir die Einbildungskraft so unserer Kontrolle hätten unterwerfen und sie zwingen können, in einer gleichförmigen und wohltuenden Weise tätig zu sein." [1] Durch James Braid fand der Hypnotismus Eingang in die wissenschaftliche Welt. Doch scheinen seine Ansichten über die seelische Entstehung dieses merkwürdigen Zustandes eine Zeitlang zurückgetreten zu sein. Da traten Ärzte von Nancy, Liébeault, Bernheim und Beaunis das Erbe Braids an. Es gelang ihnen schließlich, den hypnotischen Schlaf einzig und allein durch den Einfluß des Wortes herbeizuführen, und die Kuren, welche während einer oder mehrerer hypnotischer Sitzungen vorgenommen wurden, waren einzig und allein die Folge von Verbalsuggestionen. Hier tritt also der seelische Einfluß so klar zu Tage, daß die Annahme von unerklärlichen Agentien wie tierischem Magnetismus, Od u. dgl. völlig jede Berechtigung verliert.

Die Erfolge, welche die Nancyer Schule in der Linderung oder Beseitigung schwerer Einzelsymptome in den seelisch bedingten Neurosen erzielten, begründeten so sehr den Ruf der Heilwirkung der Suggestionen, daß Psychotherapie vielen fast gleichwertig erscheint wie Suggestionstherapie.

Bald erblickte man in der Suggestion — ob dieselbe in voller oder nur partieller Hypnose vorgenommen wurde, schien gleichgültig — das große Rettungsmittel gegen die Neurosen. Von französischen und deutschen Autoren wurden wahre Lobeshymnen auf die Suggestion gesungen. Sie sollte das sicherste Mittel sein, die seelischen Reaktionen der Kranken zu stärken, ihnen die gesamte Kraft der Aufmerksamkeit und des besonnenen Urteils wiederzugeben, ihren Willen zu kräftigen, ihre Spontaneität und Persönlichkeit zu entwickeln. Die Suggestion sollte das große Heilmittel werden gegen die große Krankheit unserer Zeit: die Schwäche des Willens. Man wollte die Suggestionstherapie einführen nicht nur in Spitäler, sondern in Gefängnisse und Besserungsanstalten, in Pensionate und Schulen. Jeder Erzieher sollte auch die Kunst des Hypnotisierens kennen.

Ernstere Urteile folgten, die vor Überschätzung warnten. Einer der besten Kenner des Hypnotismus, Pierre Janet, selbst berühmt als Hypnotiseur, wies darauf hin, daß nicht einmal bei den Neurosen der künstliche Schlaf und die Suggestion das Grundübel zu beheben vermögen. Einzelsymptome vermöge man wohl zum Schwinden zu bringen, nicht aber die Hysterie oder Neurasthenie selber. Es mag sehr wohl gelingen, eine seelisch bedingte Lähmung, hysterische Blindheit und Taubheit oder Unempfindlichkeit gegen Berührung

[1] Hack-Tuke, Influence of the mind upon the body II 269.

zu entfernen, schwere Schmerzen zu bekämpfen, Zwangsideen zu unterdrücken durch Suggestion gegensätzlicher Vorstellungen. Aber nicht die mindeste Garantie ist geboten, wie Pierre Janet bemerkt, daß nicht nach einigen Tagen oder Wochen neue, noch schwerere Symptome aus demselben krankhaften Seelengrunde emportauchen.

Dazu kommt, daß öfter sich erneuernde Hypnosen allmählich die Disposition zur Autohypnose hervorrufen und so das Nervensystem immer widerstandsloser wird, die Nervosität und Nervenschwäche immer zunimmt. So ist die Hypnose ein zweischneidiges Schwert, auch abgesehen von den sittlichen Gefahren, welche mit ihr verknüpft sein können. Die katholische Kirche hat die Wissenschaft für sich, wenn sie für die Anwendung dieses gefährlichen Mittels eine Reihe Kautelen verlangt. Es heißt das Wesen der Hypnose und der Suggestionstherapie schlecht einschätzen, wenn man von ihr eine Förderung des seelischen Lebens erwartet. Nie wird die hypnotische Suggestion die Macht des geistigen Lebens gegenüber dem sinnlichen stärken; im Gegenteil. Je länger, desto mehr wird sich unter der Herrschaft das Vorstellungs- und Triebleben von der Gewalt des Verstandes und Willens emanzipieren. Ein Automatismus niederer Art greift Platz; Verstand und Wille verlieren die Macht, leitend und hemmend einzugreifen. Voll und ganz sind daher die warnenden Worte Dr Grassets in seinem Aufsatz „Psychotherapie“ [1] zu billigen.

Nur das räumen wir gerne ein. Die Hypnose ist in gewissen Fällen ein berechtigtes und gutes Mittel. Sie ist dann am Platze, wenn schwere und leidenvolle Einzelsymptome in den funktionellen Nervenkrankheiten keinen andern seelischen Einflüssen weichen. Dann kann es wohl am Platze sein, die Hypnose anzuwenden, den mit ihr verbundenen Gefahren aber so gut als immer möglich durch geeignete Maßregeln vorzubeugen.

II.

Während die Suggestionstherapie, die nur an die niedern Seelenkräfte des Menschen sich wendet, mehr und mehr ihre Reize verliert, steigt eine neue Wissenschaft empor, die durch Einwirkung auf Verstand und Willen, durch rationelle Erziehung, Rettung und Hilfe bringen will. Sie verdankt ihre Entstehung dem Studium der funktionellen Störungen.

Der Name funktionelle Störung besagt, daß anatomische Veränderungen, welche dem Krankheitsbilde zu Grunde lägen und dessen Symptome er-

[1] Revue des deux mondes, 15 septembre 1905.

klären könnten, bis zur Stunde auch mit dem besten Mikroskope nicht entdeckt wurden. Er besagt nicht, daß überhaupt keine Veränderungen vorliegen, sondern nur, daß keine nachweisbaren Veränderungen da sind, die man als Ursache der Krankheitserscheinungen betrachten könnte. Alle Organe, die von Nerven versorgt werden, können nervösen Störungen unterliegen. Unser besonderes Interesse nehmen aber jene Krankheiten in Anspruch, bei denen das gesamte Nervensystem funktionellen Störungen unterliegt. Zu diesen funktionellen Nervenkrankheiten rechnen wir die Neurasthenie, die Hysterie, die Hypochondrie und die leichteren Fälle der Melancholie.

Obgleich aber diese funktionellen Leiden uns weniger schwer erscheinen, weil eben eine organische Läsion nicht vorliegt, so sind sie doch für den Kranken schwer genug durch die Krankheitserscheinungen und Schmerzen, die sie im Gefolge haben.

Es ist auf den ersten Blick unglaublich, welche Unsummen von Leiden und Schmerzen durch rein nervöse Einflüsse entstehen können. „Die Zahl der psychoneurotischen Symptome ist Legion", sagt Dubois, „fast alle klinischen Bilder, welche die körperlichen (organischen) Krankheiten kennzeichnen, haben ihren Doppelgänger in der Nervosität." [1] Das gilt von Herz- und Magenleiden, von Lungen- und Nierenkrankheiten, von Rückenmarks- und Gehirnaffektionen, von Lähmungen und Krämpfen in der Muskulatur.

Aber nicht diese funktionellen Störungen sind es, die so eigentlich das charakteristische Kennzeichen dieser „Neurosen" ausmachen; auch nicht die lokalen Schmerzempfindungen sind es, welche sich an jene anschließen, sondern der seelische Zustand des Kranken, seine geistige Verfassung. „Die Nervösen sind samt und sonders suggestibel, ermüdbar, empfindlich und in ihrem Gemüte bis zum Exzeß erregbar. . . . Es handelt sich bei ihnen nur um eine krankhafte Steigerung der normalen Reaktionen, die sich nicht nur durch Intensität der Erscheinungen und die Leichtigkeit ihres Zustandekommens verrät, sondern auch durch die Abweichung von dem ursprüng-

[1] Dubois, Die Psychoneurosen und ihre psychische Behandlung, Bern 1905, 101. Dubois ist Freidenker und spricht es offen aus. Aber die vielen gesunden Grundsätze, die er in Bezug auf Psychotherapie entwickelt, sind nicht der Ausfluß religionsloser Ansichten, sondern eines reblichen Studiums der Menschennatur und reicher Erfahrung im Umgang mit Kranken. Auch steht er der Religion nicht feindlich gegenüber und versteht ihren segensreichen Einfluß in etwa zu achten.

lichen Reaktionstypus, sowie durch unerwartete Ausstrahlungen."[1] Der Nervöse wird müde, aber er erschrickt darüber so und wird so unruhig, daß er aus der Müdigkeit nicht mehr herauskommt; er empfindet kleine Unannehmlichkeiten, aber unter dem Vergrößerungsglas ständiger Selbstbetrachtung werden sie ihm zu unerträglichen Leiden; er denkt an einen Schmerz und fühlt ihn schon, und die Vorstellung eines Ereignisses gewinnt unter seiner Phantasie die Gewalt einer Tatsache.

So hat sich denn auch in den letzten Jahrzehnten in Frankreich wie in Deutschland immer mehr und mehr die Überzeugung Bahn gebrochen, daß den neurasthenischen, hysterischen und hypochondrischen Krankheitserscheinungen seelische Faktoren zu Grunde liegen. Wenn man auch nicht so weit geht, die Neurasthenie, Hysterie und Hypochondrie als eigentliche Geisteskrankheiten anzusehen, so gibt es doch auf dem Boden der neuropathischen Veranlagung Formen des Irrseins, welche genau das Bild der neurasthenischen, hysterischen und hypochondrischen Störungen widerspiegeln. Es wird uns also nicht wundern, daß wir die ersten Ansätze zur eigentlichen Wissenschaft der Psychotherapie in den Lehrbüchern der Psychiatrie und der Neuropathologie zu suchen haben. Sie finden sich hier vor allem im Abschnitte über die Verhütung der Erkrankung (Prophylaxe).

Unter den Winken, die Krafft-Ebing[2] für die Erziehung solcher neuropathischer oder sonstwie erblich belasteter Kinder gibt, heben wir folgende Momente hervor: „Nicht früh genug kann der Entwicklung des Gemüts und des Charakters Aufmerksamkeit geschenkt werden. Man gewöhne die Kinder früh an Gehorsam, suche ihr Gemüt zu kräftigen, lasse leidenschaftliche Aufwallungen nicht aufkommen, ebensowenig Empfindsamkeit, suche Ruhe und Selbstbeherrschung den Wechselfällen des Lebens gegenüber herbeizuführen. Die Mehrzahl belasteter Kinder zeigt eine abnorme intellektuelle Entwicklung. Entweder ist sie eine präzipitierte — hier gilt es zurückhalten, oder sie ist eine verlangsamte — hier ist Geduld nötig. Jede Anstrengung des Gehirns ist zu vermeiden. Man schicke solche Kinder erst spät zur Schule, und da die geistige Anstrengung nichts für sie taugt, wähle man beizeiten für sie einen mehr bürgerlichen oder technischen Beruf, wodurch die Gefahren des Gymnasiums und einer späteren sitzenden, geistig überanstrengten Tätigkeit vermieden werden."

[1] Ebd. 103. Er braucht, wie er selbst bemerkt, den Ausdruck „Nervöse" als Sammelausdruck für alle von bloß funktionellen Nervenkrankheiten Befallenen.

[2] Lehrbuch der Psychiatrie[7] 251.

Eine reiche Fülle von Winken für die Erziehung hat Professor Oppenheim[1] gegeben in einem Vortrag, den er am 20. Juli 1899 im „Psychologischen Verein“ zu Berlin gehalten. Es stand ihm für denselben nicht nur eine reiche Literatur, sondern vor allem auch eine große Erfahrung als Nervenarzt zu Gebote.

Drei Punkte betont er besonders. Es gilt beim Kinde schon, die Empfindsamkeit gegen Schmerz zu vermindern, Affekte und Leidenschaften beherrschen zu lehren und die Entwicklung des Vorstellungslebens zu überwachen.

Eine zu große Empfindsamkeit gegen Schmerz, ein Mangel an Widerstandsfähigkeit schließt Gefahren für Leib und Seele in sich. Gesteigerte Empfindsamkeit steigert das Schmerzgefühl selber, wirkt schädigend auf die Nerven und durch sie auf das gesamte Körperbefinden; sie hemmt die äußere Bewegung, ja selbst die für das Körperwohl notwendige Betätigung der Muskeln. Indem sie das ganze seelische Geschehen beherrscht und sich überall in den Vordergrund drängt, durchbricht sie jeden geordneten Gedankengang und ist im stande, in höheren Graden der Melancholie eine Art Seelenlähmung hervorzurufen. Daher gilt es, dieser Überempfindsamkeit beim neuropathischen Kinde schon frühzeitig entgegenzutreten. Das Kind darf nicht verzärtelt werden. In Watte gepackt und unter der Glasglocke gehalten, wird weder Leib noch Seele gedeihen. Das Kind muß gewöhnt werden, über Unlustempfindungen nicht zu jammern, nicht davon zu reden, derselben gar nicht zu achten.

Wichtiger noch ist für den jungen Weltbürger und Christenmenschen die Beherrschung der Affekte und Leidenschaften. Es ist eine ausgemachte Tatsache, daß ungeregelte Wallungen der Leidenschaften, wenn sie sich selbst völlig auswirken, dem Zentralnervensystem und dem ganzen Organismus eigentlich gefährlich werden können. Vor allem gilt dies beim Neuropathen. Ein Affektshock vermag das Nervenleiden zum Ausbruch zu bringen. Die Gefahren für Verstand und Willen brauchen wohl nicht besonders erörtert zu werden. Demnach ist es eine Aufgabe, die nicht früh genug in Angriff genommen werden kann, beim Kinde die abnorme Erregbarkeit konsequent herabzusetzen, die deprimierenden Affekte zu bekämpfen, die exzitierenden innerhalb gewisser Schranken zu halten. Dies geht aber nicht, ohne daß man den Willen des Kindes zum Kampfe und zur Herrschaft erzieht und stählt. Nahrung und vor allem der Schlaf müssen den

[1] Nervenleiden und Erziehung, Berlin 1899.

Kindern reichlich bemessen werden, damit nicht die reizbare Schwäche überhandnehme. Dann aber dürfen die Eltern nicht jeder Beschwerde der Kleinen in übertriebener Fürsorge Aufmerksamkeit widmen. Fängt der kleine Tyrann darüber an, krebsrot zu werden, zu schreien, zu stampfen, zu toben, so müssen die Eltern entschieden einschreiten, eventuell auch körperliche Strafe nicht sparen. (Jedoch muß unter Umständen der Arzt befragt werden, ob nicht den außerordentlichen starken Zornesausbrüchen eine krankhafte organische Veranlagung zu Grunde liege).

Übertriebene Strenge und Härte wären gefährlich. Wo nicht die freundliche Sonne wahrer Vater- und Mutterliebe scheint, müssen unter dem düstern Dunkel, das über der Seele lagert, auch die Nerven leiden. Frohsinn im Hause und das heitere Licht von Gottes schöner Natur sollen dem Kinde ins Herz hineinstrahlen. Seelischer Schmerz darf sich nicht einnisten im Kinderherzen.

Das Kind muß selber angeleitet werden, die eigenen Affekte und Wünsche zu beherrschen. Das wird nie geschehen, wenn es nicht gehorchen und sich etwas versagen lernt. Kein besserer Weg führt dahin, als Unterwürfigkeit unter die Eltern in der Ausführung der ihm aufgetragenen kleinen Arbeit. In der Zufriedenheit der Eltern, in der Freude am eigenen Schaffen und der eigenen Überwindung entspringen Quellen höheren Glückes und höherer Befriedigung.

„Alles, was die Phantasie übermäßig aufregt, ist fernzuhalten. Vor allem ist auch die Lektüre zu überwachen, der Besuch von Theater und Konzerten so lang wie möglich zu untersagen.“ [1] Was soll es nutzen, die Kinder zu Genüssen führen, die für ihr Alter keine Genüsse, vielleicht gar Qual oder Gift sind; Bedürfnisse heranzuzüchten, die später gebieterische Befriedigung verlangen, und wo diese nicht geboten werden kann, eine Quelle anhaltenden seelischen Schmerzes bilden? Überaus wichtig ist, was sowohl Oppenheim wie Krafft-Ebing betonen: „Alles, was somatisch oder psychisch der Entwicklung der sexuellen Sphäre Vorschub leistet, ist sorgfältig hintanzuhalten.“ Es sind Nervenärzte, die so sprechen, nicht bloß Priester und Pädagogen.

III.

Der Psychotherapie [2] genügt es nicht, Krankheit zu verhüten. Sie möchte Leiden lindern und heilen.

---

[1] Oppenheim, Lehrbuch der Nervenkrankheiten 762.
[2] Dubois' Achtzehnte Vorlesung 214—224.

Die wichtigste Vorbedingung und beste Einleitung zum segensreichen Gelingen der psychischen Kur ist das Vertrauen des Patienten[1]. Der Arzt muß durch sein Auftreten den Patienten für sich gewinnen. Hat er einmal nach gründlicher Differentialdiagnose erkannt, daß ein organisches Leiden nicht vorliegt, so muß er dem Kranken durch Entwicklung der Gründe die Überzeugung beibringen, daß sein Leiden heilbar sei und geheilt werde. Ist es gelungen, so muß der Arzt allen irgendwie eintretenden Entmutigungen des Patienten gegenüber diese Überzeugung verfechten. Er darf sich nicht aus der Fassung bringen lassen, auch wenn der Kranke mit einer Fülle von Argumenten und unter Aufbietung alles Scharfsinns dartun will, es gehe schlechter. Er muß wie ein Matrose Ausschau halten, auf die geringsten Zeichen der Besserung achten und sie gegen die Klagen des Patienten ins Feld führen. Ein schönes Beispiel des Erfolges führt Dubois aus der eigenen Praxis an.

Es wurde ihm ein Mädchen von 24 Jahren zugeführt, welches infolge von Überanstrengung in einen schwer zu klassifizierenden nervösen Zustand geraten war. In geistiger Beziehung ruhig, vernünftig und durchaus nicht hysterisch, litt es seit acht Jahren an intensiven Kopf- und Rückenschmerzen, die es an jeder Arbeit hinderten. Nach Angabe der Eltern sollte es auch zwei epileptische Anfälle mit kompletter Bewußtlosigkeit durchgemacht haben. Die Prüfung der Hautsensibilität ergab keine Anzeichen von Hysterie. Dagegen war der Patellarreflex deutlich gesteigert. Die Kranke hinkte ein wenig und schleppte infolge leichter Lähmung einiger Muskeln den linken Fuß nach. Es gelang Dubois, bei der ganz abgemagerten und erschöpften Kranken bald eine bedeutende Gewichtszunahme zu erzielen; aber die schmerzhaften Erscheinungen waren nach zwei Monaten der Behandlung noch nicht geschwunden. Dubois fand sie in heller Verzweiflung. „Ich will fort“, rief sie unter Tränen. Als der Arzt sie darauf hinwies, daß nicht nur ihr Ernährungszustand besser sei, was sie selbst gern zugab, sondern daß auch das Zittern der Füße aufgehört, entgegnete sie mit bitterem Lächeln: „Was liegt mir an diesem Zittern; ich habe nie darunter gelitten; ich bin wegen meiner Kopfschmerzen, wegen meiner Rückenschmerzen hierhergekommen: in dieser Beziehung ist kein Schatten einer Besserung vorhanden!“ Ruhig entgegnete Dubois: „Das gebe ich Ihnen zu und stimme Ihnen bei, da ich mit keiner Silbe eine so durchaus motivierte Entmutigung tadeln möchte; aber als Arzt fasse ich die

[1] Die von Mother Eddy, der Stifterin der Sekte Christian Science, gewirkten Kuren verdienen nicht den Namen Psychotherapie. Feste, irgendwie annehmbare Prinzipien liegen nicht vor. Die erzielten Linderungen und Heilungen funktioneller Leiden erklären sich durch den guten Einfluß, den Ablenkung der Ideen von der Krankheit und ein — mit marktschreierischer Reklame gewecktes — Vertrauen hervorrief. Vgl. diese Zeitschrift LIX 64 ff 174 ff, sowie Proceedings of the Society for psychical research IX (1893) 167 ff.

Situation anders auf. Ihr nervöses Leiden setzt sich aus verschiedenen Symptomen zusammen. Der Kopfschmerz und der Rückenschmerz bilden diejenigen, welche für Sie peinlich sind und die einzigen, denen Sie — und dazu haben Sie ja das Recht — einige Wichtigkeit beimessen. Für Sie hat das Zittern der Füße keine Bedeutung; für mich aber ist es ebenso wichtig wie die Kopfschmerzen; auch es ist eines der Symptome Ihres Leidens. Es sind, wenn ich so sagen darf, Flecken von derselben Tinte, und wenn es uns bis jetzt gelungen ist, den kleinsten davon auszuwischen, so ist gute Aussicht vorhanden, sie nach und nach alle verschwinden zu lassen. Bleiben Sie also und schöpfen Sie wieder Mut!" Und die Kranke blieb noch einen weiteren Monat und kehrte geheilt nach Hause zurück.

Die erste Aufgabe des Arztes bei Einleitung des Heilverfahrens bei der Hysterie — und das gleiche gilt auch bei der Neurasthenie, Hypochondrie und leichter Melancholie — skizziert Binswanger[1] mit folgenden Worten:

„Die Psychotherapie hat den affektiven Grundcharakter, und die aus ihm entspringenden individuellen Gefühlsreaktionen (Neigungen, Triebe usw.) zu erforschen, den intellektuellen Besitzstand, das Maß geistiger Fähigkeiten und Kenntnisse festzustellen und darauf aufbauend ein Bild der gesamten geistigen Persönlichkeit zu zeichnen; nur unter Berücksichtigung des Zusammenwirkens der affektiven und intellektuellen Komponenten unserer seelischen Vorgänge werden wir die dem Uneingeweihten unlösbar erscheinenden Widersprüche im Fühlen, Denken und Handeln der hysterischen Kranken aufdecken können. Nur dann wird es uns auch gelingen, in jedem einzelnen Falle die Angriffspunkte für eine sachgemäße und zielbewußte psychische Beeinflussung zu finden!"

Bei schweren, seelisch bedingten Neurosen wendet Dubois Bettruhe, Überernährung und Isolierung an[2]. Daß bei dieser Ruhe nicht nur ein körperlicher, sondern ein seelischer Faktor mit im Spiele ist, wird uns leicht klar, da eine Reihe von schädigenden seelischen Einflüssen, welche die Nervenkrankheit hervorgerufen hatten, auf einmal gründlich beseitigt werden. Danebenher geht aber noch ein direkter seelischer Einfluß bei den täglichen Besuchen des Arztes.

„Er muß sich neben seine Kranken hinsetzen und ihre Klagen mit der größten Geduld anhören. Vor allem darf er niemals pressiert sein. Ein Arzt, welcher im Sturmschritt daherkommt, beständig nach der Uhr sieht und von seiner Arbeitsüberhäufung spricht, taugt nicht zur Ausübung der Psychotherapie. Der Kranke muß im Gegenteil den Eindruck haben, er sei der einzige, um den sich der Arzt bekümmere, er muß sich ermutigt fühlen, in aller Ruhe und Vollständigkeit seine Beicht abzulegen. Laßt darum euren Patienten ruhig sprechen, unterbrecht ihn nicht, auch wenn er umständlich und weitschweifig wird. Es ist für euch und für ihn von Nutzen, Psychologie zu studieren und seine geistigen Blößen auf-

---

[1] Die Hysterie 850. [2] Neunzehnte Vorlesung 225 ff.

zubecken. Helft ihm aber den rechten Weg wieder finden und seine Gedanken richtig ausdrücken. Zeigt ihm ein rasches Verständnis für seine Bekenntnisse, um ihm seine Irrtümer, seine Vorurteile aufzudecken, ihn mit dem Finger auf die Eigenheiten seines Wesens hinweisen zu lassen und ihm die Rolle begreiflich zu machen, welche dieselben bei der Entstehung und Entwicklung seiner Krankheit gespielt haben. Befragt ihn über seine erste Kindheit, und er wird euch daraus Episoden erzählen, welche seine angeborne Impressionabilität, seine gesteigerte Emotivität erweisen. Verfolgt die vom Kranken angedeutete Fährte weiter und laßt ihn selbst konstatieren, daß er schon recht lange vor dem gegenwärtigen Anfall ‚nervös' war."

Zwei Wohltaten bringt dieser Verkehr. Er lehrt Arzt wie Patient in praktischer Weise die individuellen seelischen Quellen des Übels kennen und zeigt beiden, wo anzusetzen ist. Denn das ist das Eigentümliche der Psychotherapie, der Grund, warum sie eingehendes Interesse verdient, daß sie den Kranken lehrt und erzieht, um an seinem eigenen Wohl zu arbeiten.

So interessant es sein würde, Dubois zu folgen in der psychischen Behandlung größerer Gruppen von Einzelstörungen, z. B. in der seelischen Bekämpfung der Verdauungsstörungen, der Schlaflosigkeit, der Zirkulationsanomalien usw., so müssen wir uns dies wegen Mangels an Raum ersparen. Zum Ersatz bringen wir die Geschichte einer Krankenheilung[1]:

Vor einigen Jahren kommt ein zwanzigjähriger Student der Medizin in Dubois' Sprechstunde. Auf den ersten Blick erkannte dieser den ausgesprochenen Neurastheniker. Es war eine lange Leidensgeschichte, die der Kranke erzählte. Anfangs hatte er einen wahren Heißhunger, dann stellte sich allmählich Appetitlosigkeit mit Dyspepsie ein. Nicht einmal mehr die Milch habe er vertragen. Konstipation kam hinzu, dann Herzklopfen mit intermittierendem Charakter. In der Nacht war dieser unregelmäßige Herzschlag mit Angst und Bangigkeitsgefühlen begleitet. Patient klagte über Abnahme der geistigen Kräfte, Unmöglichkeit, irgend eine geistige Arbeit zu leisten und aufzumerken. Zwischen den Augen besonders fühlt er heftigen Kopfschmerz, der Schädel scheint ihm wie in einen Schraubstock gespannt, alles Interesse ging verloren. Eine tiefe seelische Niedergeschlagenheit, durchbrochen von Zuständen der Aufregung wegen Kleinigkeiten. Zu allem Unglück kam noch Schlaflosigkeit, so daß Patient behauptet, selten habe er vor 2 oder 3 Uhr morgens einschlafen können. Im Sommer kehrte der Schlaf wieder, war aber durch Träume sehr gestört. „Ich brauche wohl kaum zu bemerken", so schloß der Kranke, „daß ich mich teils auf eigene Faust hin, teils nach ärztlichen Verordnungen auch mit Antipyrin, Brom und Arsenikpräparaten vollgestopft hatte. Die gastrischen Störungen hatte ich mit Salzsäure, meine Konstipation mit allen

---

[1] Dubois, Die Psychoneurosen und ihre psychische Behandlung 414 ff.

erdenklichen Abführmitteln bekämpft. Mein Glaube an die medizinische Wissenschaft war gründlich erschüttert, und dazu bei den bescheidenen Vermögensverhältnissen eine Ruhekur in einem Privatspital unmöglich." Der erste Eindruck auf Dubois war ein ungünstiger. Aber es war Gefahr im Verzug. Nach einigen Sekunden gab der Arzt folgende Antwort: „Mein Freund, Sie können füglich ohne alle eingreifenden Maßregeln geheilt werden. Aber jetzt merken Sie sich genau, was ich Ihnen rate: Kehren Sie in Ihre bisherige Pension zurück und fangen Sie wieder ein nahezu normales Leben an. Genießen Sie Ihre drei Mahlzeiten ohne besondere Auswahl der Nahrungsmittel; in erster Linie empfehle ich Ihnen die grünen Gemüse, während Sie den Genuß von Fleisch etwas einschränken und den Wein gänzlich meiden sollen. Die Stuhlverstopfung beseitigen Sie durch Dressur des Darmes auf eine bestimmte Stunde. Gehen Sie abends gegen 10 Uhr zu Bette und treten Sie die Nacht an, ohne sich um Ihre Schlaflosigkeit zu kümmern. Was die Arbeit betrifft, so leisten Sie nur soviel als Sie gut können, wäre es auch nur für die Dauer von fünf Minuten. Sobald Sie dabei Kopfschmerzen oder Kongestionen verspüren, legen Sie sich ein wenig aufs Sofa, um nachher sobald wie möglich wieder an die Arbeit zu gehen. Und vor allem schlagen Sie sich jegliche Befürchtung in Betreff all dieser funktionellen Störungen gänzlich aus dem Sinn. Ihr Leiden ist mehr psychischer als physischer Art; mit der Zeit werden Sie Ihre Gesundheit und Arbeitsfähigkeit wieder erlangen. Kommen Sie in 14 Tagen wieder." Und er kam: „Ich glaube, es kommt gut", sagte er beim Eintreten. Die Ratschläge werden einzeln durchgegangen, und Dubois setzt dem intelligenten Patienten den Einfluß des Psychischen auf das Physische gründlich auseinander. Nach weiteren 14 Tagen dritte und letzte Konsultation. „Cela va!" rief der Patient freudig entgegen. Es ging, er arbeitete wieder, bestand die Examina glänzend. Seit 1897 ist seine Gesundheit tadellos.

Hat der Arzt seinen Kranken einmal dahin gebracht, daß dieser die seelische Quelle seiner Leiden, die psychische Impressionabilität und gesteigerte Emotivität zugibt, dann wird er den Patienten zu heilen suchen, indem er auf die Gefahren derselben sanft aufmerksam macht und dann konsequent ihnen entgegenarbeitet. Es geschieht dies durch Ablenkung der Gedanken von den kleinen Leiden und durch Stärkung des Willens.

Für den Patienten ist es eine große Wohltat, wenn er seine Leiden vergessen kann, ihrer nicht mehr achtet, wenn seine Gedanken eine andere Richtung nehmen. Daher treffen wir bei Dubois so oft die Mahnung, die kleinen Leiden als „Bobos" zu betrachten. Dem Taktgefühl des Arztes muß es überlassen sein, wie er hier eingreift.

Zu einem psychisch noch frischen neurasthenischen Studenten sagte Dubois: „Werden Sie mir nicht ein Hypochonder ... Ein Student darf nicht sensibel sein wie ein junges Mädchen ... Raffen Sie sich doch ein wenig auf! Sie sind

jung, kräftig und gesund. Werfen Sie doch diese ganz belanglosen Beschwerden samt und sonders in den Vobckratten". Zu allen so zu reden, könnte gefährlich sein. Die Kranken müssen schon wissen, daß der Arzt ihre wirklichen Leiden nicht für eingebildete Leiden behandelt, auch wenn sie bloß nervöser Art sind.

Einer Dame, die Dubois schon einmal glücklich behandelt hatte und die nun rückfällig geworden war, weil sich am Fuß eine Errötung zeigte, eröffnete er[1], er sei gerne bereit, sich um ihre Person zu bekümmern mit Ausschluß des Fußes, von welchem sie nie mehr sprechen dürfe.

Ein Patient, der an seelisch bedingter Hyperakusie litt, beklagte sich bitter über das Zimmer, das man ihm angewiesen. Dubois sagte ganz freundlich[2]: „Das Asyl, das ich Ihnen bieten kann, ist das denkbar ruhigste. Sie müssen überall diese lärmenden Geräusche mit in Kauf nehmen. Sie wollen doch nicht ein Einsiedlerleben führen!" — „Aber das geht über meine Kräfte. Meine Gehörnerven sind eben von einer abnormen Empfindlichkeit." — „Da sind Sie durchaus im Irrtum; Ihre Gehörschärfe ist normal ... Der Lärm greift sie nur deshalb so sehr an, weil Sie darauf achten, weil Sie davon überzeugt sind, ihn nicht ertragen zu können ... Glauben Sie mir, man hört nur das deutlich, was man hören will. Sie sagten mir ja selbst, daß Sie die Hammerschläge des Handwerkers zählten. Sagen Sie sich also: ‚Ich will diese Geräusche in Zukunft gar nicht beachten; sie gehen nicht über das Maß des Erträglichen hinaus.'" Nach drei Tagen war die psychogene Hyperästhesie verschwunden und kehrte nicht wieder.

Allein man kann den Geist nicht ablenken von den Vorstellungen, Erregungen und Empfindungen, ohne daß man ihm eine neue Nahrung gibt; man kann ihn nicht wegziehen von den ängstlichen Sorgen um das „Ich", ohne daß man ihm Ideale vorhält, die zu erstreben sind. Es muß die Hoffnung aufleuchten an eine bessere Zukunft; der Egoismus muß der Erfüllung der Pflichten, der liebenden Sorge für andere weichen.

„Mit der Zeit", so erzählt Dubois[3] über die Behandlung einer hysterischen Dame, „ließ ich alle nervösen Beschwerden links liegen ... und deckte ihr rückhaltlos den krankhaften Egoismus auf, von dem sie sich in ihrer steten Sorge um das eigene Wohlbefinden beherrschen lasse. Ich suchte ihren Gedanken eine andere Richtung, und zwar im Sinne eines edeln Altruismus zu geben, indem ich ihr empfahl, recht viel an ihren trefflichen Gemahl und an ihre Kinder zu denken."

Diese schlichten Vorträge über die Kunst, zu leben, erfüllten die Kranke mit einer wahren Begeisterung. Die edle Sorge für andere, die stille Erfüllung seiner Pflichten, bringt höhere segensreiche Genüsse. Aber auch umgekehrt.

„Das Fehlen aller höheren und tieferen Interessen, der Mangel an Glauben, an Sinn für Natur und Kunst erzeugt eine Öde und eine Leere im Geistes-

[1] Die Psychoneurosen und ihre psychische Behandlung 425.
[2] Ebd. 411. [3] Ebd. 423.

leben, die sich mit der Gesundheit des Nervensystems, vor allem bei bestehender Anlage zur Erkrankung, für die Dauer nicht verträgt, selbst dann nicht immer verträgt, wenn durch intensive Berufsarbeit ein mächtiges Äquivalent geschaffen wird. Immerhin hat der durch seinen Beruf gefesselte Mann unter diesem Mangel weniger zu leiden als das Weib der besitzenden Gesellschaftsklassen. Erziehung zum Müßiggang ist unter diesen Verhältnissen Erziehung zur Nervosität." [1]

Damit haben wir schon das zweite psychotherapeutische Mittel berührt, die **Erziehung und Festigung des Willens**. Dr **Marcinowski**[2] führt ihre Aufgaben auf fünf zurück: 1. die würdige Ergebung ins Kranksein, 2. das Ablassen von direkten Abwehrbestrebungen und direktem Kampf, 3. Die Beseitigung der Zerstreutheit und Gedankenlosigkeit, 4. die Schaffung des nötigen Selbstvertrauens, 5. die Aussöhnung des Nervösen mit seiner Lage und Umgebung.

Allein Nr 1 und 5 fallen fast ganz zusammen. Denn es kann nicht die Aufgabe sein, von dem Nervösen die Resignation gegenüber allen seinen Leiden, auch denen, die geheilt werden können, zu verlangen. Das hieße ihm jede Aussicht auf Besserung abschneiden. Aber es ist richtig, daß er gefeit werden muß gegen die Nadelstiche des Lebens, daß er sich aussöhnen muß mit den kleinen Widerwärtigkeiten, denen niemand entgehen kann, damit sie nicht für ihn zu unerträglichen Leiden werden. Das ist nichts anderes als lernen, gewisse Dinge und Schwierigkeiten gar nicht zu beachten. Dubois' Verfahren für die Zeit der Krankheit enthält auch die Winke für die Zeit nach der Heilung.

Beseitigung der Zerstreutheit und Gedankenlosigkeit wird dadurch erzielt, daß man den Nervösen auf die noch bleibende Lebensaufgabe in seinem Berufe aufmerksam macht. Der Müßiggang muß schwinden, und hohe Ideale müssen zur Arbeit anspornen. Aber sehr wichtig und im Bisherigen noch nicht behandelt sind die zwei andern Punkte, die auf einen einzigen sich zurückführen lassen: Es gilt im Nervösen, bei dem sehr leicht eine große seelische Schwäche und Energielosigkeit Platz gegriffen hat, die Überzeugung wachzurufen, daß er kann, wenn er will, und dann seinen Willen zu kräftigen zu einem ernsten, tiefen Wollen.

Zuweilen hört man unkluge Eltern, Lehrer oder Vorgesetzte, einem nervösen Kinde, das Zwangsbewegungen macht, nicht aufpassen kann oder gar schreckhaft verlegen ist, zurufen: „Nimm dich zusammen!" Damit ist

[1] **Oppenheim**, Nervenleiden und Erziehung 28 f.
[2] Im Kampf um gesunde Nerven, Berlin 1905.

nicht geholfen. Direktes Bekämpfen führt hier nicht zum Ziele. Es ist merkwürdig, wie gerade das „energische Wollen" bei Nervösen oft das Gegenteil bewirkt. Sehr schön schildert dies Marcinowski[1]:

A. „Warum hast du das nicht getan?!" — „Ich konnte nicht." — „Aber wie ist das nur möglich, du weißt doch, was davon abhängt." — „Aber ich konnte es wirklich nicht." — „Dann nimmt man sich eben zusammen, und dann geht es. Ich kann dir doch nicht alles durchgehen lassen." — Tränen. Verletztsein.

B. „Warum hast du das nicht getan?" — „Ich konnte nicht."

„Armes Frauchen, hast du dich wieder damit gequält? Laß man; schadet ja nicht so viel; ich bin nicht bös." Nach einer Stunde freudestrahlend: „Du, ich hab's nun doch getan." — „Na, siehst du wohl." Ach so!

Es wäre durchaus gefehlt, mit diktatorischen Maßregeln beim Neurastheniker das Wollen zu erzwingen. Diese Mahnung gilt sowohl von der Unterdrückung aufsteigender Erregungen wie von positiven Leistungen.

„Es ist ein Gesetz unseres Seelenlebens", bemerkt Marcinowski, „daß all das, was wir mit Gewalt unterdrücken wollen, sich nur um so heftiger an einer andern Stelle Luft macht. Die Tränen treten jemand in die Augen, — er schämt sich ihrer und will sie unterdrücken. — Folge: Heftiger Migräneanfall. Oder jemand hat sich über eine taktlose Bemerkung gekränkt gefühlt, ohne in der Lage gewesen zu sein, seiner Empfindung Ausdruck zu leihen und dadurch die Erregung auszugleichen. Folge: ein Weinkrampf oder Herzkrämpfe. Tritt dieser Zustand in Gegenwart anderer auf und wird deshalb der Versuch gemacht, den Anfall zu unterdrücken, so kommen andere Störungen und deshalb große Schwäche, Appetitlosigkeit u. dgl. zum Vorschein. Solche Vorkommnisse könnte ich zu Hunderten aufzählen."

Besser ist es also, wenn die Affekterregung sich äußert, als wenn der Affekt haftet und die innere Erregung unter der Asche fortglimmt. Aber auch eine andere wichtige Bemerkung ist hier am Platze. Die direkt durch den Affekt ausgelösten Bewegungen haben durchaus nicht immer einen gefühlshemmenden Einfluß. Sie können im Gegenteil erhaltend, verlängernd und verstärkend auf das ursprüngliche Gefühl zurückwirken. Man kann sich in Zorn und Wut, Trauer und Mißbehagen hineinreden und hineinweinen. Die Erwägung, daß überdies die Affektäußerungen beim „Nervösen" stärker auf Bewegung, Drüsenabsonderung und Blutkreislauf einwirken als beim Gesunden und somit schädigend werden können, zeigt uns, daß nicht in den eigentlichen Affektentladungen das Heil zu suchen ist. Es gilt also, auf indirektem Wege auf das eine große Ziel loszusteuern, daß der „Nervöse" lerne, seine Affekte zu beruhigen, vernünftige Vorstellungen wachzurufen, die mit entgegengesetzten Gefühlen ver-

[1] Im Kampf um gesunde Nerven 80.

bunden sind und endlich in bewußter und wohlüberlegter Handlung das zu tun, was Vernunft und Pflicht von ihm erheischen.

Der erste bedeutungsvolle Schritt zur Besserung ist schon getan, wenn der Nervenkranke gelernt hat, kleine Unannehmlichkeiten, die ihn früher in Aufregung versetzten, unbeachtet zu lassen. Dieser Kampf und die allmähliche Übung wird ihn waffnen für schwierigere Situationen.

Von Bedeutung scheint uns auch zu sein, was Dr Grasset über den Kampf gegen krankhafte Vorstellungen, Empfindungen und Erregungen sagt. Er stellt als Prinzip auf:

„Wenn wir eine Vorstellung, eine Sensation [oder eine Erregung] schwächen, auslöschen oder zum Verschwinden bringen wollen, so dürfen wir nie eine äußere Handlung vollziehen, welche zu jenen in Beziehung steht: wir dürfen nicht darüber diskutieren, nicht schreiben, keine Phase unseres Lebens ihr unterwerfen; wir müssen sie verachten, ihr keinerlei Wichtigkeit beilegen, uns immer und überall so betragen, als existierte sie nicht."

Umgekehrt kann man durch die Beschäftigung mit gewissen Vorstellungen und Ideen in Wort, Schrift und Tat sie immer tiefer der Seele einprägen, ihnen immer größere Gewalt verschaffen.

Der Wille des Nervenschwachen wird vor allem gestärkt und erzogen dadurch, daß er die Überzeugung vom eigenen Können gewinnt, daß Selbstvertrauen einzieht in die Brust. „Der Arzt", sagt Marcinowski[1], „darf sich nicht zufrieden geben, daß der Kranke sagt: ‚Ich will es versuchen, ich will mir Mühe geben.' Das schließt einen Zweifel ein, der hemmend wirkt." Durch vorsichtige Führung und durch Stellung allmählich immer schwererer Aufgaben werde es gelingen, den Kranken zur Selbstzucht und Selbstüberwindung zu führen. Professor Senator meint, körperliche Übung sei ein vorzügliches Mittel, um den Mut und die Tatkraft des Nervösen und Nervenschwachen zu entfachen, selbst wenn bei ihm das Vertrauen auf seine Leistungsfähigkeit oft aufs tiefste erschüttert sei. Nach dem, was wir aus Dubois vernommen, gilt das gleiche von allmählich steigender Geistesarbeit bei denen, deren Beruf diese letztere war. Der Arzt muß das Maß abmessen, vor allem aber muß er in allen seinen Reden und Unterhaltungen das Selbstgefühl des Kranken heben.

„Ich weiß, daß meine Kranken viel mehr können, als sie glauben, und das sage ich ihnen. Und sie recken sich dabei innerlich in die Höhe und wachsen unter solchen Worten" (Marcinowski).

[1] Ebd. 121.

Zutrauen und ein kleines anerkennendes Wort können außerordentlich segensreich wirken.

Bei einzelnen Symptomen, wo der Wille helfend eingreifen kann, wie bei Störungen in bestimmten willkürlichen Muskelgruppen, z. B. bei der Unmöglichkeit, zu stehen oder zu gehen, bei krampfhaften Störungen der Atmungsorgane, bei unwillkürlichen, krankhaften Bewegungen, wird eine eigentliche, langsam fortschreitende systematische Wiedereinübung vorgenommen. Brissaud bemerkt: „Der Arzt muß den Kranken aufmerksam machen, wo sein Wille fehlt, und ihm beibringen, daß er das Seine tun muß. Was noch Gutes geblieben ist, muß er ausnutzen durch Übung.“

Es kann sehr leicht sein, daß der Nervenkranke, wenn er die schützende Anstalt verläßt und wieder ins Leben eintritt, vor Opfern steht, vor denen selbst der zurückschrecken würde, der bis jetzt ihn gestützt und gehalten. Da ist es immerhin ein Trost, zu hören, daß Dubois[1], dem ja eine reiche Erfahrung zu Gebote steht, sagt, daß die Kranken selbst oft leicht lernten, in die Opfer sich zu fügen. Und ebenso tröstlich ist es, wenn wir vernehmen, daß er die Hoffnung selbst bei geistig Schwachen nicht aufgebe, solange noch ein gewisser Grad von logischem Denken, noch ein gewisses Verlangen nach Höherem erhalten sei.

IV.

Dieser höheren Psychotherapie können wir unsere Sympathie nicht versagen. Es mag wohl sein, daß die körperliche Behandlung einiger schwerer Leidenssymptome bei Dubois zu kurz kommt. Das müssen Ärzte entscheiden. Aber die Prinzipien, aus denen die Psychotherapie hervorgeht, sind gut. Sie sind der Natur des Menschen abgelauscht, und eine liebevolle Beobachtung am Krankenbette hat sie bestätigt. Der gewissenhafte Arzt kann tiefe Blicke ins Seelenleben tun; eine eigene, von Wissenschaft, Erfahrung und großer Menschenliebe geleitete Geschicklichkeit steht ihm zur Seite in Behandlung der Kranken.

Es kann nie des Lehrers, des Priesters Aufgabe sein, den Nervenarzt zu spielen. Für den Körper muß der geschulte Arzt sorgen, und niemand soll ihm sein Werk erschweren. Allein es ist nicht zu leugnen, daß der Seelenarzt von der modernen Wissenschaft der Psychotherapie viel, sehr viel lernen kann.

---

[1] Die Psychoneurosen und ihre psychische Behandlung 431.

„Von katholischen Priestern habe ich öfter gesehen", schreibt Dubois[1] „wie sie in etwas veränderter Form dasjenige wiederholten, was ich im Verlaufe einer Behandlung oftmals meinen Kranken gesagt hatte, und wie sie mich so in meiner Arbeit besser unterstützten, als manch ein Kollege dies vermocht hätte. Ich überrasche die Herren Geistlichen am Krankenbette meiner Klienten, und hier finden wir uns auf einem gemeinsamen Gebiete wieder, mögen auch unsere Ausgangspunkte noch so weit auseinanderliegen."

Anderseits scheint es auch wohl am Platze, zu betonen, daß gerade das Christentum die Psychotherapie zu unterstützen und ihr eine höhere Weihe zu leihen vermag. Aus dem Glauben schöpfen die meisten Leute jene Prinzipien, jene Anschauungen über Leib und Seele, an welche der Arzt bei seiner seelischen Behandlung anknüpfen muß. Sie hatten nicht Zeit und Gelegenheit, psychologische und psychophysische Vorstudien zu machen. Auf dem christlichen Sinne der meisten beruhen ihre moralischen Anschauungen von Pflicht und Recht. Herrliche Worte hat Oppenheim[2] zu Gunsten der positiven Religion gesprochen:

„Auf Grund meiner ärztlichen Erfahrungen und in Ansehung derselben habe ich auch den Mangel an Glauben zu den beklagenswerten Eigenschaften gerechnet. Und Sie dürfen es keinen Augenblick vergessen, daß ich hier nur als ärztlicher Beobachter und Referent vor Sie trete und mir keinen andern Beruf anmaße. Es scheint mir, und es haben sich auch andere, z. B. Möbius, in dem Sinne ausgesprochen, als ob die Religion im Kampfe gegen die das Nervensystem feindlich bedrängenden Mächte einen starken, wenn auch keineswegs sichern Halt gewähre. Zunächst schützt ein strenges Festhalten am Sittengesetz — für das aber der positive Glaube keine notwendige Vorbedingung bildet — vor vielen und gerade vor einem Teil der gefährlichsten Ausschweifungen, welche die Nerven wohl beeinträchtigen. Fast ebensohoch schlage ich das andere Moment an, daß ein starker und fester Glaube vor den großen Gemütserschütterungen bewahrt, die die Wechselfälle dieses Lebens bei den diesen Halt und Hafst Entbehrenden hervorrufen. Schließlich steckt der Wert einer religiösen Erziehung auch in der Nahrung, die sie dem Gemüte zuführt. Das gilt besonders für den Unterricht in der biblischen Geschichte, wenn der Lehrer es versteht, die Erzählungen dem kindlichen Sinn und Gemüt anzupassen. Welch wohltätigen Einfluß ferner in dieser Hinsicht die von und in der Familie gefeierten religiösen Feste ausüben, braucht dem Eingeweihten, mag er auch nur von Kindheitserinnerungen zehren, nicht geschildert zu werden."

Mit der Kraft, die der Katholik aus Gebet und Sakramenten schöpft, erträgt er die Mühen, Arbeiten, Sorgen ruhiger und gefaßter. Drückt

[1] Die Psychoneurosen und ihre psychische Behandlung 38.
[2] Nervenleiden und Erziehung 30 f.

ihn die Schuld einer Verirrung, so kann er in der heiligen Beicht die Last von seinem Herzen wälzen. Es mag ja sein, daß jemand selbst dem Arzte sich eröffnet, aber auch wenn es geschieht, vermag dieser doch nicht ihm an Gottes Statt Verzeihung zu gewähren. Dagegen verlassen die meisten nach reumütigem Bekenntnis froh und mit neuem Lebensmut den Richterstuhl der Buße. „Alles kann ich in dem, der mich stärkt.“ Ein Blick auf den Herrn, ein Gedanke an Heilige, die Schwereres litten und Größeres opferten, bringt neue Kraft. Schwache haben Mächtiges geleistet. Im Priestertum, im Ordensstand, im Berufe des Völkerapostels und des barmherzigen Samariters erstehen Ideale hehr und hoch. Ja jeder Beruf erhält seine eigene Weihe. Da findet mancher Glück und Frieden, der sonst die Reihen der Hysterischen oder Hypochonder noch vermehrt hätte.

Keine Religion versteht so sehr die Psychotherapie zu schätzen und zu heben wie jene, welche die unsterbliche Seele als den Quell alles Lebens im Menschen betrachtet.

Julius Beßmer S. J.

Poesie des Hochamtes im Mittelalter.

Die Kyrie-Tropen.

In welchen Melodien man bei der erhabensten Handlung des Priesters seit den Tagen des großen Gregor gesungen habe, das zu ermitteln mühen sich zur Zeit unter großem Aufwand von Kraft und Geist gar viele ab, und mit einer gewissen Erwartung sieht man dem Resultate dieser Forschung entgegen. Aber was gesungen wurde, welche lateinische Liedertexte beim Hochamte des Mittelalters in den altehrwürdigen Domen und Abteikirchen erklangen, daran gingen und gehen auch jetzt noch trotz mancher Anregung von französischen und englischen Gelehrten[1] sehr viele geschlossenen Auges

[1] Gautier, Hist. de la Poésie liturg. au moyen âge. Les Tropes 1, Paris 1886. Bei Zitation Gautiers im folgenden verstehe ich dieses Werk und begnüge mich, bloß die Seitenzahl anzuführen. — Frere, The Winchester Troper, London 1894, ist der VIII. Bd der Publikation seltener liturgischer Texte durch die Henry Bradshaw Society. — Ersteres Werk ist theoretisch und in seiner Art

vorüber. Was man nicht kennt und ahnt, begehrt man nicht. Es dürfte wohl der Fall sein, daß die Mehrzahl nicht zünftiger Gelehrten der Ansicht huldigt, abgesehen von den Sequenzen, deren alte reiche Fülle nunmehr auf fünf noch im Gebrauch stehende zusammengeschmolzen ist, und abgesehen von einigen sog. Motetten, welche hier und dort der Chormeister als Beigabe etwa des Offertoriums in das Hochamt einzufügen beliebt, sei im übrigen der Text des lateinischen Gesanges bei den einzelnen Teilen der heiligen Messe seit mindestens einem Jahrtausend der gleiche wie jetzt. Und in der Tat, öffnen wir ein Missale von heute und legen zum Vergleiche daneben einen jener kostbaren Pergament-Codices, welche im 10. oder 11. Jahrhundert dem Priester am Altare dienten, so springt uns eine wohltuende Ähnlichkeit, ja eine mehr als bloß wesentliche Gleichheit des offiziellen liturgischen Textes von einst und jetzt in die Augen. Aber die schola cantorum, der Sängerchor, hatte sein besonderes Antiphonarium, später Graduale genannt, und sein Troparium mit einer Liederfülle, die fast ganz nur noch der Vergangenheit angehört und meist auch der Vergessenheit anheimgefallen ist.

Unsere frommen, sangeslustigen Altvordern haben sich schwerlich geträumt, daß ihre hochgeschätzten Lieblinge einst ein solches Los treffen würde. „Die Verbindung der Gläubigen mit der Liturgie", so bemerkt richtig Professor P. Wagner[1] im Kapitel über die Tropen, „war eine engere wie heute; man lebte in ihr. Wir sind kühler geworden, und das Feuer, das ehemals aus der Liturgie hervorschlug und neue Übungen weckte, ist erloschen." Wenn uns die Geschichte detaillierte Kunde darüber gibt, daß am Schlusse des 10. Jahrhunderts in der berühmten Abtei Prüm der edle Mönch Wicking von seinem Abte Hilderich Erlaubnis erhielt, auf dessen Kosten ein prunkvolles Tropar für den Gottesdienst anfertigen zu lassen, und daß nach dem Tode Hilderichs sein Nachfolger, Abt Stephan, die Vollendung des Tropars mit seinem größten Interesse und seinem Segen begleitete und schließlich dieses Meisterwerk der Kalligraphie und Malerei unter feier-

vorzüglich; letzteres bietet Texte mit gut orientierender Vorrede. — Seinerzeit sehr anerkennenswerte, jetzt allerdings meist antiquierte Winke gaben die beiden Broschüren von Reiners: „Die Tropen-, Prosen- und Präfationsgesänge" usw. und „Tropengesänge und ihre Melodien" (beide Luxemburg 1884 und 1887). — Daux, Tropaire-Prosier de l'abbaye St-Martin de Montauriol, Paris 1901. Eingehende Beurteilung dieser Publikation durch Bannister in der Revue d'histoire et de littérature religieuse VIII (1903) Nr 6.

[1] Einführung in die Gregorianischen Melodien I, Freiburg (Schweiz) 1901, 285.

licher Prozession auf dem Erlöseraltare der Abteikirche niederlegte, um es zu weihen als ewiges Andenken an das Kloster Prüm[1], und wenn wir nun dieses Tropar, das die Nationalbibliothek zu Paris als eines ihrer kostbarsten Kleinodien sorglich hütet, nach dem Urteile der Fachkenner als ein Kunstwerk ersten Ranges betrachten und bewundern können, so ahnen wir, welch hoher Wert den jetzt so wenig beachteten Tropen beigelegt wurde. Mehr als hundert solcher Tropare, wenngleich nicht von solcher Schönheit wie das Prümer, sind uns erhalten.

Ihre Benennung, welche in den Werken alter Liturgiker und Geschichtschreiber zwischen troparium, tropharius, troponarius schwankt, ist nach ihrem Inhalte, den Tropen, gewählt. Vom Ursprunge und von der eigentlichen Bedeutung des Namens tropus, der hier sichtlich nicht im stilistisch-rhetorischen, sondern im liturgisch-hymnologischen Sinne zu verstehen ist, sehen wir vorläufig besser ab. Zu definieren ist der Tropus als die Interpolation oder die durch Interpolation, d. h. Einleitungen, Einschaltungen und Zusätze bewirkte Ausschmückung eines liturgischen Textes. Hierdurch ist der Tropus scharf unterschieden von den Sequenzen, Kondukten und Prozessionshymnen. Zwar sind auch diese Dichtungen in die Liturgie eingefügt, aber als selbständige, in sich abgeschlossene Lieder, als für sich bestehende Einlagen zwischen verschiedene Teile der Liturgie, wie z. B. die Sequenz zwischen Epistel (bzw. Graduale) und Evangelium. Der Tropus hingegen ist eine unselbständige, ergänzende Einschaltung in einen liturgischen Text, in den Text des Introitus, des Kyrie, des Gloria usw., mit dem verbunden er erst ein Ganzes, einen tropierten Introitus, ein tropiertes Kyrie bildet, und zwar so, daß oft ohne den liturgischen Text die zugehörige Tropierung gar keinen Sinn ergibt. Der Tropus erläutert und amplifiziert den liturgischen Text, ist ein bald mehr bald minder poetischer Kommentar desselben. Das Kyrie, Gloria, Sanktus sind die Kette, der Tropus ist der Einschlag; beide zusammen bilden das Gewebe, den Teppich des tropierten Kyrie, den Kyrie-Tropus.

Dieses poetische, öfter auch rein prosaische Rankwerk der Tropen hat sich vom 9. und namentlich vom 10. Jahrhundert an um alle jene Teile der Messe geschlungen und mit ihnen verwachsen, welche vom Sängerchore zu singen waren und sind, wie Introitus, Kyrie, Gloria, Graduale, Offertorium, Sanktus, Kommunio. Selbst die dem Subdiakon und Diakon

[1] Diese Notiz findet sich im Cod. lat. 9448 der Bibl. nat. zu Paris (Tropar von Prüm) auf dem Fol. 48.

zufallenden sanglichen Teile fanden ab und zu, wenngleich relativ selten, ihre poetischen Ausschmückungen, wie die Epistel und das Ite missa est. Nur Evangelium und Kredo blieben stets untropiert. Der Grund dürfte hier ein symbolischer sein. An keinem Worte der liturgischen Texte wurde aus zarter Pietät von den Tropisten je etwas geändert; nur durch entsprechende Einschiebsel gaben sie kund, was ihr Geist und Herz bei den liturgischen Worten dachte und empfand, und welche Gedanken und Stimmungen sie in den Teilnehmern beim Hochamte zu wecken wünschten. Das Glaubensbekenntnis aber und die frohe Botschaft des Herrn sollte allem Anschein nach als so unwandelbar und ewig gleich bezeichnet werden, daß selbst derartige Erläuterungen als nicht geziemend erschienen. Ebensowenig wagte sich jemals die Tropierung an jene Worte, Gebete und Gesänge, welche dem sacerdos celebrans als dem Stellvertreter des einzigen, ewigen Opferpriesters Jesu Christi zukommen. — Im übrigen aber hatte das Mittelalter eine unbezwingbare Lust daran, gleichwie das Haus Gottes mit dem reichsten ornamentalen Beiwerke, so auch den Dienst Gottes, die Liturgie, bis in die kleinsten Teile mit üppigen Gewinden von Liedern und Gesängen reich, oft überreich auszuschmücken. Diesem Zwecke dienten auch die Hymnen und Sequenzen; aber dieselben begleiteten mehr die Liturgie als selbständige Zugaben. Die Tropen hingegen verbanden sich mit der Liturgie, mit dem altererbten liturgischen Texte so innig, daß sie als zusammengewachsen erscheinen. Sie unterbreiten uns den liturgischen Text nicht mehr bloß in seiner ruhigen Objektivität, sondern zugleich mit der subjektiven Auffassung, mit all den Gedanken und Empfindungen, von denen das Herz der mittelalterlichen Sänger bewegt war; und das alles im Gewand des Liedes, nicht für die Privatandacht, sondern für den erhabensten öffentlichen Kult, als einen Teil desselben. So eröffnet sich durch die Tropen für uns der Blick in eine neue, ungewohnte Welt, die ganz eigentümlich anmutet. Wir sehen dort, um mir ein Wort Gottfried Herders anzueignen, die echten „Kinder aus dem Schoß und Busen der Religion". Eindruck und Wirkung derselben mag für uns minder ansprechend und tief sein, weil sie uns anfangs als fremdartige Wesen entgegentreten; in die Geschichte ist ihre Wirkung als bedeutend einzutragen. Was der gleiche Herder zur Charakterisierung der Hymnen überhaupt, von denen ihm nur ein kleiner Bruchteil bekannt war, treffend aufgezeichnet hat, gilt in besonderem Grade von den Tropen. Er sagt in seinen „Abhandlungen und Briefen über schöne Literatur und Kunst":

„An der Wirkung, die das Christentum auf die Sitten der Welt gehabt hat, nimmt auch sein großes Werkzeug, das Lied, teil; nur geht auch hier die Kraft des Himmels still und verborgen einher; die Wirkung keiner Poesie ist vielleicht verkannter als dieser. ... Jene heiligen Hymnen und Psalmen, die Jahrtausende alt und bei jeder Wirkung noch neu und ganz sind, welche Wohltäter der armen Menschheit sind sie gewesen! Sie gingen mit dem Einsamen in seine Zelle, mit dem Gedrückten in seine Kammer, in seine Not, in sein Grab; da er sie sang, vergaß er seiner Mühe und seines Kummers; der erdermattete traurige Geist bekam Schwingen in eine andere Welt zur Himmelsfreude. Er kehrte stärker zurück auf die Erde, fuhr fort, litt, duldete, wirkte im stillen und überwand — was reicht an den Lohn, an die Wirkung dieser Lieder! Wenn sie im heiligen Chor den Zerstreuten umfingen, ihn in die hohe Wolke des Staunens versenkten, daß er hören und merken mußte; oder wenn im dunkeln Gewölbe, unter dem hohen Rufe der Glocken und dem durchdringenden Anhauch der Orgel sie dem Unterdrücker Gericht zuriefen, dem verborgenen Bösewicht Gewalt des Richters; wenn sie Hohe und Niedere vereinten, vereint auf die Knie warfen und Ewigkeit in ihre Seele senkten —, welche Philosophie, welch leichtes, lichtes Lied des Spottes und der Narrheit hat das getan und wird's je tun können? Wenn diese Poesie nicht auf Charakter und Sitten wirkt, welche wird dann wirken? ... Mir sind im elenden Mönchsstil Elegien, Hymnen zu Gesicht gekommen, die ich wahrlich nicht zu übersetzen wüßte. Sie haben ein Feierliches, ein Andächtiges oder ein so dunkel und sanft Klagendes, das unmittelbar ans Herz geht und dem zu seiner Zeit es gewiß an Wirkung nicht fehlte." [1]

Diese Wirkung dürfte auch uns ein liebevolles Eingehen in die Hauptgruppen der Tropen in etwa ermessen und empfinden lassen. Man gestatte mir, die Führerrolle zunächst durch die Kyrie-Tropen zu übernehmen, mit denen uns, wie wir sehen werden, wenigstens noch ein Rest alter Tradition im heutigen Hochamte verbindet.

* * *

Denken wir uns fast um ein Jahrtausend zurückversetzt und treten, ich will nicht sagen um Weihnachten oder Ostern, welche Feste durch außergewöhnliche Lieder und Mysterien ausgezeichnet waren, sondern an einem gewöhnlichen Festtage in eine der ehrwürdigen Abteikirchen von Winchester oder St Albans in England, von St Martial oder Moissac in Frankreich, von St Gallen oder Echternach in Deutschland, von Monte Cassino oder Bobbio in Italien: es könnte sich treffen, daß im Anfange des Hochamtes

[1] Herder, Sämtl. Werke XXIV. Zur schönen Literatur und Kunst XII, Stuttgart und Tübingen 1853, Cotta, 385 f.

ein Kyrie in unser Ohr erklänge, dessen *Melodie* ein guter Bekannter, ein alter Freund aus unsern Tagen ist. Aber während jetzt das Schluß-e des Kyrie der Träger eines langen Melisma ohne Worte ist, hören wir dort zu der gleichen Notenkoloratur einen vollständigen *Text*, zu jeder Note je eine Silbe; das Ganze ist ein Hexameter, der sich sinnentsprechend dem Kyrie eleison als Erläuterung und Ausschmückung anschließt. Der Text von einst (a) und jetzt (b) präsentiert sich unter der gleichen alten Melodie folgendermaßen:



Und in gleicher Weise geht es fort bei jedem Kyrie und Christe eleison. — Das letzte Kyrie ist verklungen; der Vortrag des Ganzen hat nicht mehr Zeit beansprucht, als der unseres jetzigen Kyrie in der bekannten Choralmelodie, da die Silben der eingefügten Hexameter sich unter die einzelnen Noten des Melisma ordnen. Der Priester am Altare schickt sich an, das Gloria in excelsis zu intonieren; da bereitet der Sängerchor vielen eine neue Überraschung.

Bevor wir derselben unser Ohr leihen, möge das vernommene Kyrie mit seiner textlichen Ausschmückung (Tropierung) einer näheren Prüfung unterzogen werden. Um den Wortlaut des lateinischen Originals und dessen möglichst wortgetreue deutsche Übertragung nebeneinanderstellen zu können, sind die Hexameter durch Brechung nach der Hauptzäsur in zwei Zeilen zerlegt:

1.

a) **Cunctipotens genitor,** **Deus omnicreator, eleison,** **Kyrie eleison.**	a) Vater, allmächtiger Gott, der du alles erschaffest, erbarme, *Herr, erbarme dich.*
b) **Fons et origo boni,** **pie, luxque perennis, eleison,** **Kyrie eleison.**	b) Urquell des Guten und Born, und ewiges Licht, hab Erbarmen, *Herr, erbarme dich.*
c) **Salvificet pietas** **tua nos, bone rector, eleison,** **Kyrie eleison.**	c) Bringe uns Heil deine Huld, du guter Lenker, erbarme, *Herr, erbarme dich.*

2.

a) Christe, Dei splendor,
virtus patrisque sophia,
eleison, Christe eleison.
b) Plasmatis humani
factor, lapsi reparator,
eleison, Christe eleison.
c) Ne tua damnetur,
Iesu, factura, benigne
eleison, Christe eleison.

a) Christe, du Glanz von Gott,
du die Kraft u. die Weisheit des Vaters,
erbarme, Christe, erbarme dich.
b) Der du den Menschen geformt
und neu nach dem Falle geschaffen,
erbarme, Christe, erbarme dich.
c) Jesu, damit dein Gebild'
nicht treffe Verdammung, in Milde
erbarme, Christe, erbarme dich.

3.

a) Amborum sacrum
spiramen, nexus amorque,
eleison, Kyrie eleison.
b) Procedens fomes,
vitae fons, purificans vis,
eleison, Kyrie eleison.
c) Purgator culpae,
veniae largitor opimae,
Offensas dele,
sancto nos munere reple,
Spiritus alme,
eleison, Kyrie eleison.

a) Hauch, der beiden entweht,
und Minne, die beide verbindet,
erbarme, Herr, erbarme dich.
b) Zündende Glut, und Quell
voll Leben, und Kraft, die uns läutert,
erbarme, Herr, erbarme dich.
c) Der du machst rein von Schuld
und reichste Verzeihung erwirkest,
Tilge die Sünden in uns,
bring Fülle der heiligen Gaben,
Hehrer Geist,
erbarme, Herr, erbarme dich.

Nicht hinreißende Beredsamkeit, nicht ungewohnte und in großartige Bilder gekleidete Gedanken, nicht eine schwungvolle und farbenprächtige Sprache sind es, die uns hier fesseln. Und doch, Gautier hat recht mit seiner Zensur „ce beau Trope solennel, dieser schöne feierliche Tropus“. Er ist schön in seiner Art durch das Zweckentsprechende, Tiefsinnige, Würdevolle seines Inhaltes und seiner Form. Das Kyrie, bekanntlich der Rest einer ursprünglich vollständigen Litanei, mit seinem neunfachen, in drei Gruppen zerlegten Ruf um Erbarmen, ist ein sehr ernstes Bittgebet an den dreieinigen Gott. Die Dreiteilung legt den Gedanken an die heiligste Dreifaltigkeit von selbst nahe, und so ist sehr entsprechend die erste Gruppe der drei Hexameter an Gott den Vater, die zweite an den Sohn, die letzte an den Heiligen Geist gerichtet; eine sinnvolle Einteilung, der wir bei den meisten Kyrie-Tropen begegnen. Der lyrische Standpunkt ist der des Schuldbewußtseins gegenüber dem erhabenen und liebevollen Gotte, dem der Sünder alles verdankt und von dem er alles zu erwarten hat. Dementsprechend erinnert jede der drei Versgruppen zuerst an das Wesen der betreffenden göttlichen Person und an ihre geheimnisvolle Beziehung zu den beiden andern Personen. Der Fleheruf richtet sich an den „Vater voll Allgewalt,

von dem alles ausgeht"; an „Christus, den Abglanz von Gott, die Kraft und die Weisheit des Vaters"; an den „heiligen Hauch, der von beiden ausgeht und beide in Liebe verbindet". Daran schließt sich in gleicher Reihenfolge (jedesmal im zweiten Hexameter) die Erinnerung an die liebevolle Beziehung, in welche jede der drei göttlichen Personen zu uns Menschen getreten ist: Gott Vater, unser Schöpfer, wird angerufen als „Urquell und Born alles Guten" für Leib und Seele, welche er als „ewiges Licht" erleuchtet; Christus, unser Erlöser, als das Wort, „durch das alles gemacht ist, und der den gefallenen Menschen neu erschaffen hat"; der Heilige Geist, unser Heiligmacher, als „zündende Glut und Lebensquelle und Kraft, die uns läutert". Den Abschluß jeder Anrufung bildet die entsprechende Bitte um Heil, um Bewahrung vor einem Falle für ewig, um Tilgung der Sündenschuld und Ausstattung mit den Gaben des Heiligen Geistes. Der liturgische Charakter des Kyrie ist auf diese Weise unverfälscht gewahrt; als betrachtendes Gebet voll ruhigen Ernstes schmiegt sich die Dichtung des Tropisten ganz stilgerecht und homogen an den Erbarmungsruf an, bildet mit ihm ein einheitliches Ganze. Die äußere Form ist passend der gemessene, feierlich ernste Hexameter, dessen klare und edle Sprache in metrisch reinen Formen und ohne prunkvolle und gesuchte Redewendungen dahinfließt.

Tatsächlich erfreute sich dieser Tropus im Mittelalter und darüber hinaus einer außerordentlichen Beliebtheit; ich fand ihn in mehr als hundert liturgischen Handschriften. Er erklang in England schon während des 10. Jahrhunderts in Winchester, und von da an bis ins 16. Jahrhundert hinein unter anderem in Dublin, Worcester, St Albans, Canterbury, Lincoln, London, York, Hereford und Salisbury. Bei Beginn des 11. Jahrhunderts war er in Frankreich eingebürgert, wie das alte Tropar von St-Martin zu Limoges und mehrere ihm ziemlich gleichalterige Tropare von St-Martial, St-Yrieux, Moissac, Nevers und Cambray bezeugen. Jüngere Tropare und Missalien melden uns von seinem Fortbestande während der folgenden Jahrhunderte in Chartres, St-Evroult, Paris, Sens, Senlis, Narbonne, Beauvais, Fontevrault, Clermont, Haute-Rive. Selbst in die gedruckten Meßbücher vieler französischer Diözesen, in denen manchen andern Tropen kein Heimatsrecht mehr zugebilligt wurde, fand dieser Liebling freundliche Aufnahme, und Moléon konnte in seinen Voyages liturgiques (S. 167) berichten, daß er noch während des 18. Jahrhunderts in den Kirchen von Sens und St-Lô in Rouen diesen alten Tropus erklingen hörte. — Ebenfalls mindestens

im 11. Jahrhundert hebt sein Gesang in Italien an; so bekunden es Tropare von Monte Cassino und Vercelli. Und daß er ebendort nicht nur im 12. und 13. Jahrhundert, sondern bis ins 15. Jahrhundert hinein fortlebte, erfahren wir aus liturgischen Handschriften, welche aus Bobbio, Benevent, Troja (Provinz Neapel), Mosaggio, Cividale und Aquileja stammen. — Auch Spanien blieb unserem Tropus nicht verschlossen; wir finden ihn in den Troparen von Gerona und Compostela. — Ob er schon vor dem 12. Jahrhundert in Deutschland Eingang fand, läßt sich direkt nicht erweisen. Zu jener Zeit aber sang man ihn in Echternach, Engelberg und Seckau; in St Gallen, Weingarten und Aachen gehört er während des 13. Jahrhunderts zum Repertoire des kirchlichen Sängerchors; im 14. Jahrhundert begegnen wir ihm in den Klöstern Diessen und Klosterneuburg; Prag, Pilsen und andere böhmische Kirchen haben ihn beibehalten bis ins 16. Jahrhundert hinein. Dann trifft ihn hier und im übrigen Deutschland das gleiche Los, welches die meisten seiner gleichartigen Genossen schon früher ereilt hatte. Als die Meßbücher für die deutschen Diözesen gedruckt wurden, fand er nachweislich in keines derselben Aufnahme mit einziger Ausnahme dessen von Metz [1]. Nur Frankreich und England waren bei Drucklegung der Missalien anfangs pietätvoller gegen das alte Erbstück. Es muß überraschen, daß selbst ein Missale Romanum, das im Jahre 1760 gedruckt wurde, unserem tropierten Kyrie wieder einen Platz einräumte. Jetzt ist der „berühmte" Tropus, so nennt ihn Gautier, aus allen liturgischen Büchern verschwunden, und nur seine Melodie lebt noch fort, getragen vom Schluß-e des Kyrie bzw. Christe. Eine Erinnerung an den ehemaligen Text ist ab und zu in liturgischen Büchern der Neuzeit noch anzutreffen, wenn die Melodie unseres Kyrie in festis duplicibus nach alten Mustern kurzweg betitelt wird Kyrie Cunctipotens, eine Bezeichnung, die für viele Liturgiker und Musiker bereits zu einem Rätsel geworden ist.

---

[1] Allerdings ist richtig, daß in dem 1905 zu Erlau (Ungarn) neugedruckten Ordinarius . . . ecclesiae Agriensis (Erlau) de observatione divinorum officiorum, dessen erster Druck vom Jahre 1509 datiert, unter andern Kyrie-Tropen auch das Kyrie Cunctipotens angeführt ist. Hierzu sei bemerkt, daß überhaupt Böhmen, Ungarn und Kroatien noch lange Zeit den Tropen treue Freundschaft bewahrten, obgleich die gedruckten offiziellen Missalien dieser Länder den Tropen schon verschlossen waren. Als Beispiel diene die Cithara octochorda seu Cantus sacri latino-croatici . . . in lucem prodire iussit alma et vetustissima cathedralis ecclesia Zagrabiensis. Zagrabiae 1757. Dieses seltene Buch enthält manche Tropen, allerdings nicht mehr das Kyrie Cunctipotens.

Man sieht, das Kyrie Cunctipotens hat seine Geschichte, die von manchen Wanderungen und Erlebnissen desselben erzählt und in beredter Sprache meldet, welchen Wert und welche Bedeutung unsere Vorfahren diesem scheinbar schlichten Liede beilegten. Wir dürfen nämlich nicht vergessen, daß in den alten Zeiten die Verkehrsmittel ungleich mangelhafter waren als jetzt; daß literarische Produkte nur durch Abschriften Verbreitung fanden; daß bei dem ehemaligen, in vieler Hinsicht recht gesunden Partikularismus es jeder Diözese, jedem Kloster, ja vielfach jeder Kirche völlig freistand, ob sie die musikalisch-gesanglichen Einlagen in die Liturgie von andern entlehnen, oder aber selbständig, den eigenen Wünschen und dem eigenen Geschmack entsprechend für sich besonders schaffen wollten. Bei der Sanges- und Liedeslust des Mittelalters und aus Lokalpatriotismus wurde gewöhnlich letzteres gewählt, und darin liegt der Grund für die große Fülle liturgischer Dichtungen aus dem Mittelalter, welche eben dadurch einen Gradmesser abgeben für den Bildungsstand, die Geistesrichtung und den Geschmack, sowie für die religiösen Anschauungen einzelner Klöster und Diözesen. Brach umgekehrt ein Lied sich rasch Bahn bei den verschiedenen Nationen der lateinischen Kirche, wurde es nicht ein aufgedrungenes, sondern frei gewähltes Gemeingut vieler oder gar aller für lange Zeiten, so sagt dieser Umstand deutlich genug, wie ein solches Lied damals bewertet wurde.

Von Interesse wäre es nun, zu wissen, welchem Dichter oder wenigstens welchem Kloster, welchem Lande dieser Tropus seinen Ursprung verdankt, der seinen Gang so ziemlich durch das ganze christliche Abendland machte. Schubiger[1] hat in seiner „Sängerschule St Gallens" geglaubt, ohne Bedenken den berühmten Dichter Tutilo von St Gallen († 915) als Verfasser bezeichnen zu können. Indessen seine Ansicht stützt sich auf eine falsch verstandene Angabe Ekkehards IV. in den Casus s. Galli; dort ist von unserem Kyrie-Tropus Cunctipotens genitor gar keine Rede, sondern von dem Offertorium-Tropus Omnipotens genitor, fons et origo et totius bonitatis incomprehensibilis auctor. Der Irrtum Schubigers ist als volle Wahrheit weitergetragen worden. — St Gallen überhaupt kann nicht als Ursprungsstätte unseres Tropus in Betracht kommen; er müßte sich sonst in den älteren Troparen dieser Abtei vorfinden, taucht aber nur als späterer Nachtrag aus dem 13. Jahr-

[1] Die Sängerschule St Gallens vom 8. bis 12. Jahrhundert, Einsiedeln 1858, 60 und Nr 42 der Exempla. Vgl. Analecta Hymnica XLVII 50.

hundert in zweien derselben auf. — Dazu kommt eine Eigentümlichkeit der dritten Kyrie-Gruppe, die zur Art von St Gallen und überhaupt von Deutschland nicht paßt. Hier nämlich war es vielfach beliebt, den letzten Kyrie-Ruf entweder gar nicht oder nur in gleicher Weise zu tropieren wie die übrigen, während in andern Ländern gerade dieses Schluß-Kyrie besonders reich tropiert wurde. Auch in unserem Tropus kommen auf das letzte Kyrie im Gegensatz zu den vorhergehenden zwei Hexameter, denen sich überdies eine nicht metrische Invokation, Spiritus alme, anschließt. Das alles weist auf ein nicht deutsches Land als Ursprungsstätte, zumal auch die älteste deutsche Quelle erst aus dem 12. Jahrhundert datiert. England und Italien sind in der religiösen Dichtung vorwiegend von Frankreich, genauer, dem alten Frankenreiche abhängig. Freilich haben beide Länder viele ihnen ganz eigentümliche religiöse Lieder, weit mehr, als man bislang annehmen wollte; aber ich weiß zur Zeit keinen einzigen Tropus, der aus England oder Italien stammt, und der in allen Ländern in die Liturgie eingedrungen wäre. So würden wir auf Frankreich als die wahrscheinlichste Ursprungsstätte unseres Tropus verwiesen; und dort richten sich unsere Augen naturgemäß zuerst auf das berühmte Zentrum der religiösen Dichtung, auf die Benediktinerabtei St-Martial, die Konkurrentin der Sängerschule von St Gallen. Weiter als bis zu dieser Wahrscheinlichkeit führen uns einstweilen die Urkunden nicht.

Doch, hiermit hat unsere Betrachtung eine Detailrichtung eingeschlagen, in die kaum andere, als Fachgenossen, noch mit Interesse folgen. Nehmen wir deshalb Abschied von diesem einzelnen typischen Beispiele eines Kyrie-Tropus, indem wir noch einen kurzen Blick werfen auf eine Eigentümlichkeit der beiden Schlußverse, die öfter bei Kyrie-Tropen zu beobachten ist, und die, abgesehen von der technischen Kunstfertigkeit der Tropisten, auf die Vortragsweise dieser Tropen ein Licht wirft. Die zum letzten Kyrie gehörigen Hexameter (3 c) enden beide auf einen e-Laut (opimae und reple), hinter dem gleichen Laut setzt jedesmal die Hauptzäsur ein (culpae und dele), und mit demselben endet die abschließende Anrufung Spiritus alme. Das ist kein Zufall. Ein anderer Kyrie-Tropus Clemens rector aeterne lautet in allen seinen 30 Verszeilen auf e aus, und ähnlicher Beispiele gibt es manche. Oft und vielleicht in der Regel wurde nämlich von einem Teile des Sängerchores das untropierte Kyrie gesungen, während der andere Teil, der zweite Chor, die tropierende Einschaltung, also in unserem Falle die Hexameter, vortrug. Der erste Chor sang die Noten,

das Melisma auf dem Vokale e, der zweite den Tropustext; klang letzterer in jeder Zeile auf e aus, so fanden sich beide Chöre bei den Ruhepunkten der Melodie im gleichen Grundvokale zusammen, und von beiden gemeinsam erscholl dann schließlich das eleison. Gleich hier sei schon nebenbei bemerkt, daß ein ähnliches Gesetz bei den übrigen Tropenarten und bei den Sequenzen zu beobachten ist, und daß in diesem Gesetze sich der Schlüssel findet für das Verständnis des Aufbaues mancher sonst dunkler Lieder und Motetten.

Eine gleiche Geschichte wie das Kyrie Cunctipotens hat kaum ein anderer Kyrie-Tropus, von denen nunmehr über anderthalbhundert durch den 47. Band der Analecta hymnica[1] wieder ans Licht gezogen sind. Das war der Grund, warum er vor allen andern als Beispiel eingehend hervorgehoben wurde, obgleich manche ihn an Schönheit und interessanten Eigentümlichkeiten übertreffen. Ihm zunächst, was Alter, Verbreitung und Beliebtheit betrifft, kommt der Tropus, dessen Anfang lautet:

Kyrie, fons bonitatis, pater ingenite, a quo bona cuncta procedunt, eleison.	Kyrie, du Quell der Güte, Vater ohne Ausgang, von dem alles Gute hervorgeht, erbarme dich.

Hier finden wir kein Metrum, keinen Rhythmus; aber die Tropierung des zweiten und dritten Kyrie hat gleiche Melodie, gleich viele Verszeilen mit gleicher Silbenzahl, und das Ende jeder Verszeile fällt zusammen mit den Ruhepunkten in der Melodie. Obgleich also das sprachliche Gewand rein prosaisch erscheint, ist doch diese Prosa gebunden durch Symmetrie und Parallelismus in den Strophen und Verszeilen. Die Tropierung, wie ersichtlich, ist hier zwischen Kyrie und eleison eingefügt. — Auch dieser Tropus datiert seinen Ursprung mindestens vom Anfang des 11. Jahrhunderts, hat in viele Klöster und Kirchen Frankreichs, Englands, Deutschlands und Italiens Eingang gefunden und bis ins 16. Jahrhundert

[1] Analecta Hymnica medii aevi, herausgegeben von Blume und Dreves, Leipzig 1886—1906, Reisland. Diese durch die deutsche Ordensprovinz der Gesellschaft Jesu veranstaltete Textpublikation der lateinischen geistlichen Lyrik umfaßt nunmehr 48 Bände. Im 47. Band habe ich die Tropen zum Ordinarium Missae, nämlich zum Kyrie, Gloria, Sanktus, Agnus Dei und Ite missa est aus rund 300 Handschriften herausgegeben. Der 49., jetzt in Druck befindliche Band bringt jene zum Proprium Missarum, nämlich die Tropen zu Introitus, Epistel, Graduale, Offertorium, Kommunio. Später folgen die Tropen des Breviers. — Alle im vorliegenden Aufsatze vorgebrachten Beispiele sind im erwähnten 47. Band zu finden, weshalb ich den einzelnen Tropen kein weiteres Zitat beifüge.

mancherorts fortgelebt[1]. — Mit ihm fast auf gleicher Stufe an Alter und Verbreitung steht das tropierte Kyrie:

a) Orbis factor, rex aeterne, eleison, K. e.	b) Pietatis fons immense, eleison, K. e.	c) Nostras omnes noxas pelle. eleison, K. e.
a) Welten-Bildner, ew'ger Herrscher, erbarme dich, K. e.	b) Quell der Liebe ohne Grenze, erbarme dich, K. e.	c) Alle Fehler in uns tilge, erbarme dich, K. e.

Wie diese erste Strophengruppe, so ist auch jene zum Christe und zum letzten Kyrie eleison rhythmisch gebaut und zeigt durch die Wahrung des oben besprochenen Auslautes auf e eine Art von Reim (Assonanz), Eigenschaften der Kyrie-Tropen, die erst im 12. Jahrhundert zum vollen Durchbruch gelangen.

Das wären die drei Tropen zum Kyrie, alle verschieden in Bau und Sprache und doch gleichartig in ihrer Idee, mit denen kein anderer an allgemeiner Verbreitung und Beliebtheit sich messen kann. Gar manche gab es, die weit über ihre Heimat hinaus in einem ganzen Lande oder auch in mehreren sich einbürgerten; aber das eine oder andere Land blieb nach Ausweis der Quellen ihnen verschlossen. So erging es auch jenem Kyrie-Tropus, welcher wohl als der älteste gelten muß und in dieser Hinsicht ein besonderes Interesse beansprucht und dessen erste Strophengruppe also lautet:

a) Te, Christe rex, | supplices exoramus, | cunctipotens, | ut nostri digneris, | eleison, K. e.

b) Te decet laus | cum tripudio iugiter, | qua tibi canentes | petimus: eleison, K. e.

c) O bone rex, | qui super astra sedes, | et Domine, | qui cuncta gubernas eleison, K. e.

a) Christ' König, dich | bitten wir tief flehentlich, | Allmächtiger, | daß du gnädig unser | dich erbarmest, K. e.

b) Dir ziemet Lob | samt Jubelliedern immerdar, | und in dem Preisgesang | flehen wir: erbarme dich, K. e.

c) Guter König, | der über Sternen thront, | und Herrscher du, | der alles weise lenkt, | erbarme dich, K. e.

---

[1] Herm. v. Bruiningk macht in seinem mit so viel Umsicht und Wärme geschriebenen Werke „Messe und kanonisches Stundengebet nach dem Brauche der Rigaschen Kirche im späteren Mittelalter", Riga 1903, die interessante Notiz, „daß einige der aus der römischen Liturgie ausgeschiedenen Tropen von der protestantisch gewordenen Kirche Rigas adoptiert wurden", und führt als Beispiel den Tropus Kyrie, fons bonitatis, amator inclite, a quo bona cuncta procedunt, eleison etc. an, der sich in dieser Fassung in der Ordeninge des Kerckendenstes, Lübeck 1567, auf Bl. 33 f vorfinde (a. a. O. 75). — Die Lesart amator inclite statt pater ingenite fand ich in keiner andern der vielen Quellen.

Zur äußeren Form sei kurz bemerkt, daß der vorhin besprochene Parallelismus nur zwischen den Strophen a und c besteht, während Strophe b einer besondern Melodie folgt. Die Ruhepunkte sind durch Vertikalstriche gekennzeichnet. — Fast alle uns erhaltenen französischen, englischen und italienischen Tropen enthalten dieses tropierte Kyrie, das allen Anzeichen nach aus St-Martial stammt. Gewöhnlich eröffnet es daselbst mit einer sehr reich illuminierten Initiale die Gruppe der Kyrie-Tropen, was allerdings seinen Grund darin haben mag, weil es für Weihnachten und eventuell für die Adventszeit, somit für den Beginn des Kirchenjahres bestimmt war. In dieser Bestimmung liegt wohl auch der Grund, weshalb alle Strophen sich nur an Jesus Christus, den Mittelpunkt der Advents- und Weihnachtszeit, wenden, und nicht, wie gewöhnlich, an die drei göttlichen Personen. Mit dem 13. Jahrhundert aber verschwindet bereits dieser Tropus. Deutschland blieb ihm stets verschlossen, ausgenommen die westlichen Grenzgebiete Frankreichs: Metz, Aachen und Prüm. Von St Gallen ausgehend hatte ein Doppelgänger gleichhohen Alters ihm in den deutschen Ländern den Platz strittig gemacht, nämlich ein bislang dem Tutilo von St Gallen zugeschriebener Tropus, welcher anhebt mit den Hexametern:

a) Omnipotens genitor
lumenque et lucis origo,
b) De nihilo iussu
Verbi qui cuncta creasti,
c) Humano generi,
peccati pondere presso,
Kyrie, eleison.

a) Vater voll Allgewalt,
du Licht und Quelle des Lichtes,
b) Der du erschufst das All
aus Nichts in der Macht deines Wortes,
c) Für dein Menschengeschlecht,
das seufzet im Joche der Sünde,
Zeige, Herr, Erbarmen.

Im 10., 11. und 12. Jahrhundert begegnen wir diesem Tropus nicht nur in seiner Heimat St Gallen und in den benachbarten Klöstern Rheinau und Reichenau, sondern ebenso in Mainz, Heidenheim, Prüm, St Emmeram, Bamberg, Fritzlar, Minden, Salzburg und Kremsmünster. Er nahm seinen Weg über die Alpen nach Italien, wo er u. a. in San Benedetto bei Mantua, in Nonantula, Ravenna, Siena und Como freundliche Aufnahme fand und jedenfalls bis ins 12. Jahrhundert fortlebte. Dann verliert sich seine Spur, und in andern als den zwei bezeichneten Ländern ist dieselbe überhaupt bis jetzt nicht gefunden worden.

Ein ähnliches geschichtliches Bild, das allerdings nach dem Verluste so vieler liturgischer Handschriften ebensowenig wie die entworfenen auf Vollständigkeit Anspruch erheben könnte, ließe sich von etwa zwei Dutzend

anderer Kyrie-Tropen aufrollen. Ein weiteres gutes Hundert tropierter Kyrie wäre zu registrieren je nach dem Lande, auf welches es scheinbar als auf seine Ursprungsstätte beschränkt blieb; dabei würden etwa 42 auf Frankreich, 30 auf Italien, 27 auf Deutschland und 21 auf England entfallen. Nimmt man hinzu, daß einige Kyrie vollständig in Prosa, ohne Symmetrie und Parallelismus tropiert wurden, die deshalb als dem Hymnologen ferne liegend hier nicht in Betracht kamen, und zieht man namentlich in Erwägung, daß ein Gutteil von Tropen für immer verloren gegangen ist, so steht als Resultat fest, daß die Tropierung der Kyrie nicht eine vorübergehende, hier und dort auftauchende Erscheinung in der Liturgie ist, sondern ein tiefgehender, allgemeiner Charakterzug, welcher zugleich mit den andern Tropenarten während mehrerer Jahrhunderte der Liturgie ein eigenartiges Gepräge verlieh, das nicht übersehen werden darf. Durchschnittlich hatte jede Kirche, welche das Kyrie durch Einschaltungen auszuschmücken liebte, wenigstens ein Dutzend solcher Tropen zur Verfügung stehen.

All diesen tropierten Kyrie liegt im wesentlichen ein und dasselbe Thema zu Grunde, das gleiche, dessen Kern im Kyrie eleison umschlossen ruht und das im Tropus hervorkeimt und sproßt und sich entfaltet: das demütige Flehen an die heiligste Dreifaltigkeit um huldvolles Erbarmen. Sollen wir dieses schlichte Einerlei tadeln und deshalb den Wert der Tropen tiefer einschätzen? Als Antwort möge abermals ein Urteil Herders dienen, das freilich den Hymnen im allgemeinen gilt und in verschiedenen Punkten einer Modifizierung bedürftig ist, das aber im Hauptpunkte für die Tropen ganz vortrefflich paßt.

„Fragt man sich“, so führt er aus, „um die Ursache der sonderbaren Wirkung, die man von diesen altchristlichen Gesängen empfindet, so wird man dabei eigen betroffen. Es ist nichts weniger als ein neuer Gedanke, der uns hier rührt, dort mächtig erschüttert.... Selten sind es auch überraschend feine und neue Empfindungen, mit denen sie uns etwa durchströmen; aufs Neue und Feine ist in den Hymnen gar nicht gerechnet. Was ist's denn, was uns rührt? Einfalt und Wahrheit. Hier tönt die Sprache eines allgemeinen Bekenntnisses, eines Herzens und Glaubens. Die meisten sind eingerichtet, daß sie alle Tage gesungen werden können und sollen; oder sie sind an Feste der Jahreszeiten gebunden. Wie diese wieder kommen, kommt in ewiger Umwälzung auch ihr christliches Bekenntnis wieder. Zu fein ist in den Hymnen keine Empfindung, keine Pflicht, kein Trost gegriffen; es herrscht in ihnen allen ein allgemeiner populärer Inhalt in großen Akzenten.... Eben das täglich und ewig Bekannte soll hier das Gepräge der Wahrheit sein. Der Ge-

sang soll ein ambrosisches Opfer der Natur werden, unsterblich und wiederkehrend wie diese." [1]

Ich meine, unter diesem Gesichtspunkte versöhnen wir uns gerne mit dem ewig gleichen Thema, der ewig alten und doch ewig neuen Wahrheit in den Kyrie-Tropen, zumal da die Variation des gleichen Themas eine sehr mannigfaltige ist, sowohl in der ideellen Auffassung als auch in der äußeren Form. Um mit der letzteren zu beginnen, abgesehen von den in völlig ungebundener Rede abgefaßten, tragen schon die wenigen vorgelegten Beispiele, welche nur mit Rücksicht auf ihre größere Verbreitung und ihr hohes Alter ausgewählt wurden, ein sehr verschiedenes Gewand. Bald sind die Tropierungen Hexameter, bald scheinbar ganz prosaische Langzeilen, die aber durch die Melodie in bestimmte Abschnitte zerlegt werden, und die dann in gleicher Weise mit gleicher Silbenzahl beim Parallelgliede wiederkehren. Dieser Parallelismus in Silbenzahl und Melodie umfaßt bald alle drei Strophen der betreffenden Gruppe, bald beschränkt sie sich nur auf die erste und dritte Strophe, während die zweite zur Abwechslung anders gebaut ist und einer besondern Melodie folgt. Ferner zeigen diese symmetrisch gebauten Verszeilen das eine Mal einen gewissen Rhythmus, das andere Mal verzichten sie auf denselben; das eine Mal verbindet die einzelnen Abschnitte derselben eine Assonanz, besonders auf e, das andere Mal ist diese Kunst nicht berücksichtigt. Ziehen wir dann noch die Tropen des 12. und 13. Jahrhunderts in den Kreis unserer Beobachtung, so finden wir dort Rhythmus und Reim mit dem mannigfaltigsten Strophenbau gepaart. — Die Sprache selbst ist durchweg einfach und schlicht, kaum je nach neuen Wendungen suchend, fast eintönig wie das eintönig sich wiederholende Kyrie eleison. Dieser Anflug von Monotonie ermüdet in etwa, wenn man eine Reihe von Kyrie-Tropen nacheinander liest. Um jedoch gerecht zu sein, müssen wir bedenken, daß sie für den liturgischen Gottesdienst bestimmt waren, bei dem jedesmal nur ein Tropus erklang, der durch die Melodie bedeutend an Wirkung gewann. Vor allem aber ist zu erwägen, daß diese schlichte Einfachheit entschieden beabsichtigt war, um den schlichten und ernsten Charakter des Kyrie zu wahren. Die Gloria-Tropen mit ihrer schwungvollen, oft hochpoetischen Sprache, mit ihren kühnen Bildern und ihrem Pathos, das für unsern Geschmack des

[1] Herder, Briefe zur Beförderung der Humanität. Siebente Sammlung. Herders sämtliche Werke (B. Suphan) XVIII, Berlin 1883, Weidmansche Buchhandlung, 15 f.



Guten nicht selten zu viel wagt, beweisen hinlänglich, was die Tropisten konnten, was ihre eigentliche Lust und Freude war; gerade sie lassen erraten, daß die gottbegeisterten Sänger — und das waren sie, obgleich manchem die Muse minder hold war —, daß also diese frommen Dichter sich förmlich Gewalt antaten, um beim Kyrie maßvoll und ruhig zu bleiben. Wenn auf das schlichte Kyrie das pomphaft ausgeschmückte Gloria folgte, war der Kontrast um so wirkungsvoller. Unter dieser Rücksicht verdient die äußere Form und Sprache der Kyrie-Tropen alle Anerkennung.

Und schließlich ihr Ideengehalt trotz des einen großen Themas? Gautier hat die tropierten Kyrie theologische Dichtungen genannt; sie sind es mehr als alle andern Tropen. Sie besingen das höchste und erhabenste, schwer in Worte zu fassende Geheimnis der Dreifaltigkeit. Würde sich jemand der Mühe unterziehen und aus all den einzelnen Tropen zusammenstellen, welche verschiedene Bezeichnungen jeder der drei göttlichen Personen beigelegt sind; in welchen Worten das innerste Wesen vom Vater und Sohn und Heiligen Geist und deren wunderbare Beziehung zueinander ihren Ausdruck fanden; welche wenn auch mangelhafte Bilder und Gleichnisse der Trinität in der erschaffenen Natur von den Tropisten erkannt und geschildert wurden; ferner, in welchen Ausdrücken und Wendungen die großartigen Werke des dreieinigen Gottes nach außen, die Erschaffung, Erlösung und Heiligung, besungen wurden; schließlich, mit welchen Gesinnungen und Hoffnungen der Mensch nach Auffassung der Dichter vor der dreieinigen Majestät Gottes zu erscheinen habe: es gäbe ein höchst interessantes und lehrreiches Mosaikbild, das bei aller Einheit der Grundidee in den buntesten Farben und Nuancen schillert. Voll und ganz würde es zur Wirkung gelangen, wenn in gleicher Weise die Tropen zum Sanktus und Agnus Dei, die bei ihrer Dreiteilung ebenfalls meistens auf die Trinität Bezug nehmen, einer Durchforschung unterworfen würden, zu geschweigen vom farbenreichen Detail, das aus der übrigen lateinischen geistlichen Lyrik des Mittelalters, aus den Hymnen, Sequenzen, Reimoffizien, Leseliedern und Motetten zu gewinnen ist. Aus einem solchen Bilde spräche nicht der Geist und die religiöse Auffassung eines Einzelnen oder einzelner Männer, sondern verschiedener Nationen aus mehreren Jahrhunderten; nicht der nüchterne, an festgeprägte Worte gebundene Verstand theologischer Schulen, sondern vorwiegend Gemüt und Herz vieler Dichter, deren Mund von dem überfloß, wovon das Herz voll war; und es war voll von Glaubensinnigkeit, Naivität und Wärme.

Hieß es vorhin, das Thema der Kyrie-Tropen sei durchweg die heilige Dreifaltigkeit, so darf nicht unerwähnt bleiben, daß bei verschiedenen Festen dieses Thema eine Erweiterung erfuhr, daß ein besonderes Motiv eingefügt wurde. Galt es nämlich, die Lieblingsheiligen des Mittelalters, wie z. B. die hll. Martinus, Nikolaus, Laurentius, Johannes Baptista und vor allem die Gottesmutter zu feiern, so wurde im Kyrie geschildert, auf welche Weise jede der drei göttlichen Personen ihre Macht und Liebe den betreffenden Heiligen bekundet hatte. Aus den 18 uns noch erhaltenen Kyrie-Tropen, welche auf die allerseligste Jungfrau Maria Bezug nehmen, sei nur einer als Beispiel herausgehoben, der im 13. Jahrhundert in England, wahrscheinlich in Salisbury, gedichtet wurde. Er beginnt:

a) Kyrie, rex virginis, | Lux luminis, | Fons trini numinis, | eleison,
b) Lactandum qui das virgini | Verbum Domini, | eleison.
c) Mariam qui fecisti | Matrem Christi, | Quem tu genuisti, | eleison [1].

Hiermit wollen wir den kurzen Rundgang durch das Gebiet der schlichten Kyrie-Tropen beschließen, um ein anderes Mal einer ganz ungleich gearteten Tropengattung, aus welcher hellstes Feuer der Begeisterung hervorschlägt, unsere Betrachtung zuzuwenden. — Nur eine Frage mehr allgemeiner und prinzipieller Natur möge zum Schluß noch aufgerollt werden. Léon Gautier, der leider mitten aus der Arbeit abberufene Hymnolog voll Geist und Frömmigkeit, hat gemeint: „Die neun schönen Rufe zu Gott, entkleidet jedes rhetorischen Beiwerkes, und die neun eleison, ganz schlicht, ohne Schmuck, sind beredter als alle Tropen. Es braucht nicht vieler Worte, um Gott dem Herrn zu sagen: ‚Erbarmen'“ (S. 243). Allerdings, das Kyrie der Messe in seiner einfachen, prunklosen Form mit seiner dringlichen neunmaligen Wiederholung der Bitte um Erbarmen ist gerade dadurch imposant und von tiefgehender Wirkung auf das Gemüt eines ernsten Betrachters. Aber wenn unter voller Wahrung des liturgischen Textes diese Wirkung in würdigen Worten auch zum Ausdruck gebracht wird, wenn sie in minder tiefdenkenden Seelen durch entsprechende

[1] Diesen Tropus, bei dem wiederum Strophe a und c parallel sind, im gleichen Versmaß und unter Wahrung des gleichen Reimes, der jedesmal auf i auslautet, entsprechend zu übertragen, wage ich nicht; ich muß mich begnügen, in schlichter Prosa eine wortgetreue Übersetzung vorzulegen: „Kyrie, der Jungfrau König, du Licht des Lichtes, du Quelle der Dreieinigkeit, erbarme dich. — Der du das Wort des Herrn der Jungfrau anvertraust, um Es mit ihrer Milch zu nähren, erbarme dich. — Der du zur Mutter Christi, den du erzeugtest, Maria gemacht hast, erbarme dich."

Anmutungen vorbereitet und das Verständnis der Flehrufe geweckt wird, so muß dem also tropierten Kyrie ebenfalls in der Beurteilung Gerechtigkeit widerfahren, und das geschieht schwerlich, wenn Gautier es als ein „antiliturgisches Vergehen, als eine Art von Profanation am heiligen Texte" betrachtet (S. 241). Gautier selbst bekennt, welch ernstem Widerspruch seine Ansicht bei Dom Pothier begegnete. — Übrigens sind in diesem Punkte zwei ganz verschiedene Fragen voneinander zu trennen; die erste: War es würdig, zweckentsprechend und praktisch, daß der offizielle liturgische Text durch solche Erläuterungen und Ausschmückungen erweitert wurde? Und bei Beantwortung dieser Frage müssen wir uns zurückdatieren in das Milieu des Mittelalters mit seiner Glaubensinnigkeit und Naivität, mit seiner warmen Liebe für Dichtung und für Gottesdienst, der ihm eigentlich nie prunkvoll und lang genug erschien. Dazu kommt, daß die Tropen vor allem in den Benediktinerklöstern gepflegt wurden, die bekanntlich als eine ihrer Hauptaufgaben einen möglichst glanzvollen Gottesdienst ansahen. — Doch, wie auch immer die Antwort auf diese erste Frage ausfallen mag; ganz unabhängig von ihr ist die zweite Frage: Welche Bedeutung und welchen Wert für uns haben die namentlich im 10.—12. Jahrhundert nun einmal so üppig blühenden Kyrie- und andern Tropen? Gautier, der auf die erste Frage so strenges Urteil als Antwort gab und sich überhaupt für die Tropen als solche nicht besonders erwärmen konnte, soll auch hier wieder das Wort haben. Er urteilt:

„So mittelmäßig diese Kompositionen auch sein mögen, sie geben uns jedenfalls, und zwar genau die Lehren wieder, welche in den berühmtesten Klöstern der so schlecht beurteilten Jahrhunderte in Kurs waren. Man muß es sehr anerkennen, wenn der Stil auch weniger erhaben ist, die Lehren darin sind hoch. Selbst die armseligsten Verse sind voll vom Sursum corda, und wir hatten die lebhafte Freude, in ihnen nie eine platte oder falsche Idee zu finden. Das möchten wir gerne ins Licht stellen, und das ist unseres Erachtens von einer wahrhaft großen Bedeutung. Es gibt keinen einzigen wirklich klar blickenden und tiefen Geist, der nicht die Kulturgeschichte einer zivilisierten Rasse hochschätzen würde; aber die Geschichte der Ideen während dreier Jahrhunderte ist von weit höherem Werte" (S. 7). Daher der Mahnruf Gautiers an einer andern Stelle: „Unsere Tropare verdienen es, viel eingehender studiert zu werden, als es bis jetzt geschah, und von andern Gesichtspunkten aus. Daß sie uns manche Aufschlüsse geben über bestimmte liturgische Gebräuche, die jetzt verschwunden sind, und über die Popularität dieses oder jenes Heiligen in dieser oder jener Gegend, das wird nicht überraschen. Aber man darf mutig mehr von ihnen fordern und sie im einzelnen befragen über das Privatleben, die häuslichen Einrichtungen und Gebräuche unserer

Väter und über gewisse Ereignisse in der Geschichte ihrer Zeit. So mittelmäßig die Tropen vom literarischen Standpunkt aus öfter sein mögen, wir zaudern nicht, nachdem wir sie lange und mit der Feder in der Hand studiert haben, hier zu bezeugen, daß sie oft ganz originelle und wirkliche Schönheiten in sich bergen; daß sie immer einen gewissen Hauch von Erhabenheit besitzen, verbunden mit einer Wärme, die nie erkaltet; und endlich, daß wir niemals das Leidwesen hatten, in ihnen einer ordinären oder ordinär ausgedrückten Idee zu begegnen. Eine solche Poesie muß zweifelsohne nicht im einzelnen mikroskopisch untersucht werden; das verdient sie nicht und wäre nicht zu ihrem Vorteil; aber als Ganzes genommen und beurteilt ist sie erhaben und groß, und es gibt manche Prose, welche wahrhaftig die Majestät einer romanischen Kathedrale besitzt. Ich möchte am liebsten unsere Tropendichter vergleichen mit den Malern der ersten Schulen von Siena, Venedig und Florenz, die man heutigestags die „Primitiven" nennt. Die „Primitiven" haben nicht die Vollkommenheit eines Raffael oder eines Leonardo, aber sie sind mehr dem ersten Impulse folgend, mehr originell, weniger konventionell, mehr lebendig. So ist es auch mit den Dichtern der besseren Tropen und Sequenzen; nur haben sie ein Weniger an Natürlichkeit und Einfachheit. Man tadelt die Überfülle ihrer schmückenden Beiworte und das Gezierte in ihren Bildern (wovon jedoch in den Kyrie-Tropen wenig Spuren bemerkbar sind); aber wie fühlt man bei ihnen den Glauben, das Innerliche, das Leben, die Freude! Ja, die Freudigkeit, das ist die ‚Dominante' dieser ganzen Poesie: Dominum veneremur, eia et eia, laudes persolvamus canentes eia (den Herrn laßt uns ehren, Eia und Eia; Lob laßt uns zollen im Gesange Eia). Dieser Freudenruf ‚Eia' klingt tausendmal wider in jedem unserer Tropare; er ist in gewissem Sinne das Resümee, die Essenz.... Vor allem aber vom theologischen Standpunkt aus verdienen die Tropen studiert zu werden. Ihre Theologie in Bildern und Reimen ist von einer absoluten Genauigkeit und steter Erhabenheit. Wir werden anderswo den Ideengehalt unserer Tropare einer eingehenden Prüfung unterziehen, und man wird darin eine vollständige Exposition des Glaubens finden, so wie er in jenen Klöstern des 10. und 11. Jahrhunderts herrschte, in denen die laus perennis, das ewige Loblied, widerhallte. Dieser Abschnitt unserer Arbeit wird vielleicht unsern Lesern den größten wissenschaftlichen Gewinn einbringen; aber ganz sicher wird er es sein, der unserem Buche das meiste von jenem Sursum corda verleiht, das kein Buch, auch kein gelehrtes, sich je sollte entgehen lassen" (S. 109 ff).

Der edle Lehrer an der École des Chartes hat sein Versprechen ein Jahr später (1887) durch eine schöne Broschüre La Poésie religieuse dans les cloitres des IXe—XIe siècles eingelöst. Sein Thema ist auf drei Jahrhunderte beschränkt, und in der Ausführung hat er sich mit den hauptsächlichsten Grundzügen begnügt. Seitdem ist das ans Licht geförderte Material der Tropen um das Vierfache gewachsen. Dieser ganze Tropenschatz aber bildet kaum mehr als den 30. Teil der lateinischen

religiösen Lyrik mit all ihren Abstufungen von Hymnen, Sequenzen, gereimten Offizien und Psalterien, Leseliedern, Kantionen und Motetten, die uns vom Glaubensleben, von den Ideen und der Kultur innerhalb eines ganzen Jahrtausends, angefangen von den hll. Hilarius und Ambrosius bis zum Konzil von Trient, beredte Kunde geben. Diese gesamte Poesie nach ihren Verfassern oder doch wenigstens nach der Zeit und dem Orte ihres Ursprungs zu gliedern, sie ästhetisch zu würdigen und zu sichten und dann namentlich aus ihnen ein Kulturbild zu entwerfen, das uns erkennen läßt, welche religiöse Anschauungen und Empfindungen unsere Vorfahren in den verschiedenen Ländern und Jahrhunderten beseelten und begeisterten: das ist die große Aufgabe, die noch der Lösung harrt.

Mit diesem weiteren Ausblick haben wir unser engeres Thema scheinbar aus dem Auge verloren; es schien jedoch angezeigt, diesen Ausblick zu eröffnen, damit wir das große Gesamtbild mit seinem reichen Hintergrunde wenigstens ahnen, in das die Tropen als ein Detail einzutragen sind. Als Teil von einem großartigen Ganzen gewinnt ja so manches an Wert und Bedeutung, das losgelöst und für sich allein dastehend als minder bedeutungsvoll übersehen wird.

Clemens Blume S. J.

Verstandesbildung.

Das irdische Leben ist eine Schulung für den Himmel. Wie die Jugendzeit eine Erziehung und Ausbildung für das spätere praktische Leben in einem bestimmten Stande, so ist auch das ganze irdische Leben seiner eigentlichen Bedeutung nach eine Vorbereitung für die Ewigkeit. Dort, nicht hier ist unser eigentliches, wahres, vollkommenes und ewig dauerndes Leben. Das ist die christliche Anschauung von unserem Erdenleben.

Für dieses Leben hienieden muß der Mensch gebildet und erzogen werden. Erzieher ist vor allem Gott, der uns erschaffen hat und das Werk seiner Erschaffung durch seine erzieherische Tätigkeit vervollkommnet und zu Ende führt. An zweiter Stelle sind Erzieher die Menschen, die Kirche, die Eltern und die Lehrer, die Gott an seine Stelle gesetzt hat, um das Amt

der Bildung an uns zu vollziehen. Endlich sind wir selbst, und zwar in umfassender Bedeutung unsere Erzieher, weil Bildung ein freies und selbstgewolltes Eingehen auf die erzieherische Tätigkeit von außen zur notwendigen Voraussetzung hat. Die vollkommene Erziehung aber umfaßt den ganzen Menschen, Leib und Seele mit all ihren Fähigkeiten und Vermögen.

Der Mensch ist seiner Natur nach ein geistig sinnliches Wesen. Er besteht aus Leib und Seele, die zu einer Natur und Wesenheit verbunden sind, und zwar so, daß die Seele die Lebensform des Leibes ist. Bei all diesem lebendigen Ineinandersein und Ineinanderwirken von Leib und Seele besitzt und betätigt jeder dieser geeinten Bestandteile seine entsprechenden Fähigkeiten, die ihn mit der geistigen und materiellen Welt in Verbindung setzen und ihn befähigen, aus ihren Gebieten seine Bedürfnisse zu decken und hinwieder auf dieselben seine Wirksamkeit auszudehnen. So führt der Mensch infolge seiner Doppelnatur auch ein doppeltes Leben, je nachdem dasselbe die Erhaltung, Förderung und Fortpflanzung des leiblichen Lebens oder die Befriedigung der Bedürfnisse der Seele zum Ziele hat. Was uns hier nun beschäftigt, ist bloß das Seelenleben in seinem Erkennen und Wollen, und inwiefern dasselbe Gegenstand der bildenden Pflege und Sorge sein kann und muß.

Das Vermögen des höheren Erkenntnislebens ist der Verstand oder die Vernunft, die den Menschen in stand setzt, die Wahrheit zu erkennen und zu erfassen. Der Gegenstand der Verstandestätigkeit ist somit das Wahre, die Wahrheit. Wir bilden also den Verstand durch Aneignung von Kenntnissen aus dem Gebiet der natürlichen und übernatürlichen, der profanen und religiösen Wahrheit. Das Aneignen von Wahrheit aber vollzieht sich durch Lernen und Studieren, und dieses wieder durch die richtige Einübung und den Gebrauch der Denkfähigkeit zur Erwerbung, Erweiterung und praktischen Anwendung der gewonnenen Kenntnisse auf das Leben. Während das Aneignen von Kenntnissen bloß die materielle Seite der Verstandesbildung darstellt, liegt in der Übung und im rechten Gebrauch der Denkfähigkeit zur Fertigkeit in der Kunst des richtigen Denkens und Schließens, oder im richtigen Lernen und Studieren und richtigen Gebrauch des Erlernten die formelle Ausbildung des Verstandesvermögens.

Das richtige Lernen und Studieren aber besteht nicht im bloßen Anhören von Vorträgen, im Lesen, Auswendiglernen und Einpauken, sondern im Aufnehmen, Verarbeiten und Aneignen des Gehörten, ungefähr wie wir

die Speise durch Verdauen in das eigene Blut umsetzen und die Außendinge durch das sinnliche Erkenntnisvermögen in einem geistigen Bilde uns zu eigen machen. Die geistige Arbeit des Lernens vollzieht sich in richtigem Denken, im Erkennen auf Gründe hin, zu denen wir vordringen, im Definieren, Vergleichen, Unterscheiden, Beweisen und Schließen, indem wir so von Erkenntnis zu Erkenntnis fortschreiten. Es ist dieses die bekannte alte scholastische Lehr- und Lernweise, die von allgemein anerkannten Prinzipien ausgeht, und in festgelegter Terminologie und in gebundener Denk- und Schlußform und unter unausgesetzter schulmäßiger Wechselwirkung zwischen Lehrer und Schüler und ununterbrochenen Lernübungen sich zur Gewinnung und Mitteilung der Wahrheit fortbewegt und eine wahre Schulung des Geistes vollzieht[1]. Einer unbeschränkten Lehr- und Lernfreiheit gegenüber, die keine allgemein anerkannten Prinzipien hat und sich zumeist mit Feststellung und Aufzeigen von Tatsachen beschäftigt und an die Mitarbeit der Schüler die bescheidensten Anforderungen stellt, war es eine wahre Wohltat, daß die scholastische Lehrweise so lange Jahrhunderte die Schulen beherrschte und die ganze Menschheit leitete und im 19. Jahrhundert gleichsam eine neue Auferstehung feierte, Beweis genug, daß sie der Natur und den wirklichen Bedürfnissen der Menschheit entspricht[2].

Dieses vorausgesetzt, widmen wir einige Gedanken erstens dem Lernstoff, zweitens den Lernmitteln, drittens den Lernmotiven, oder mit andern Worten: sehen wir, was mit dem Lernen zu erreichen ist, und wie, und warum.

I.

Was den Lernstoff betrifft oder die Kenntnisse, die wir zu erwerben haben, so ist ein Doppeltes vor Augen zu halten, zuerst das Maß und der Umfang, und dann die Art, wie diese Kenntnisse beschaffen sein müssen.

Die Fülle und den Umfang belangend, sagt das alte Weistum: Non scholae, vitae discimus. Wir studieren für das Leben. Wir leben aber ein mehrfaches Leben. Wir sind vor allem Menschen, Christen und Träger eines Berufes, und als solche auch Angehörige der Familie und des Staates, Bürger diesseits und jenseits, Inhaber der Zeit und Ewigkeit. Das sind ebenso viele Kreise des Lebens, die uns umgeben, in denen wir stehen und

[1] Vgl. T. Pesch, Über die scholastische Bildungsmethode; diese Zeitschrift VIII 125 f.

[2] Paulsen, Die deutschen Universitäten und das Universitätsstudium, Berlin 1902, 30 35.

für welche wir uns wie dem Leibe, so auch dem Geiste nach vorbereiten müssen durch ein entsprechendes und ausreichendes Maß von Kenntnissen. Wir lernen ja nicht wegen des Lernens selbst und wegen der Befriedigung am Lernen. Alle geschaffenen Dinge, so hoch und erhaben sie sein mögen, sind nicht Ziel, sondern Mittel für Ziele, am Ende für das letzte große Ziel im Himmel. Wissen ohne Nutzbarkeit für das Leben ist Wolke ohne Regen, ja ein Luxus und Zeitverlust in den drängenden Anforderungen des Lebens und der Zeit. Es ist dies der Sport der Stubengelehrten, dieser Nachteulen in Menschennatur, mit denen die Tagvögel ihren Spott treiben, wenn sie sich sehen lassen.

Für alles also, was unsere Stellung in der menschlichen Gesellschaft von uns fordert, was uns in den Stand setzt, segensvoll auf unsere Mitwelt zu wirken, für alle Anforderungen, welche die Zeit, in der wir stehen, billigerweise an uns stellen kann, müssen wir mit einem gediegenen Wissen und Können uns ausrüsten und einstehen. Jede Zeit hat ja ihre eigenen dringlichen Bedürfnisse und Gefahren. Sie treten an uns heran und fordern unsere Teilnahme und Mitwirkung heraus. Da sind die religiösen, politischen und namentlich heute die charitativen und sozialen Fragen, die mit Macht und Gewalt herantreten. Wir müssen ihnen Rede stehen, ihren verhängnisvollen Irrtümern und Ausschreitungen begegnen, wollen wir nicht samt unserem Studierheim hinweggeschwemmt werden. Das alles muß theoretisch, und zwar nicht bloß aus Zeitungen und Vorträgen, sondern aus gründlichen Schriften und Werken erlernt und praktisch angegriffen, geübt und verwertet werden durch das geschriebene und gesprochene Wort in Privatversuchen und Vereinsarbeit. Man weiß eigentlich bloß das, worüber man geredet, geschrieben und was man praktisch versucht hat. So hört eigentlich das Studieren nie auf. Lang ist die Kunst und kurz das Leben. Nichts ist ermutigender und aneifernder als das Beispiel ehrwürdiger Meister der Wissenschaft, die, mit ihren alten Lorbeeren nicht zufrieden, täglich neue hinzufügen, und die jeden Tag noch lernen zu müssen glauben und der lernenden Menschheit Pfadweiser zu neuen Eroberungen in der Welt der Wissenschaft sind. Endgültiger Erfolg unseres wissenschaftlichen Strebens soll eine auf Vernunft und Glauben begründete Weltanschauung sein, in welcher sich Natur und Übernatur, Zeit und Ewigkeit, Gott und Mensch zu einem großen harmonievollen Ganzen zusammenrunden. Dieses Ergebnis ist das Ziel und die Krone aller wissenschaftlichen Betätigung.

Soviel über den Umfang des Wissensgebietes, das wir uns anzueignen haben. Bezüglich der Art aber muß unser Wissen eine dreifache Eigenschaft an sich tragen.

Vor allem muß unser Wissen ein klares sein. Wir müssen uns klare Kenntnisse verschaffen. Diese Klarheit wird vor allem ermöglicht durch Begriffe. In der scholastischen Methode ist immer die erste Frage und Erörterung: quid sit? Was ist das, worum es sich handelt? Das ist in der Tat die Grundfrage und die erste Vorbedingung der Klarheit und Sicherheit jedweden Wissens und jeder Erörterung; einsehen und feststellen, worum es sich handelt, sonst ist alles Lernen und Erörtern ein ziel- und gegenstandsloses Mühen und führt nicht aus dem Wirrwarr der Gedanken und Vorstellungen und aus dem Schatten der Unwissenheit heraus. Im Gegenteil verschwinden unzählige Vorurteile und Schwierigkeiten sofort vor einer einzigen richtigen Begriffsbestimmung. Vor jeder wissenschaftlichen Auseinandersetzung sollte man den Partner fragen: „Was verstehen Sie darunter?" Vielleicht ist eben damit der Streit schon beigelegt oder überflüssig. Wie notwendig die Klarheit der Begriffe ist, zeigt genugsam die heutige Verschwommenheit der Gedanken und die Herrschaft von Schlagwörtern und Parteiphrasen. Die Klarheit muß sich zweitens auch auf die Tragweite und Stärke der Beweise und Schlüsse erstrecken. Ich muß wissen und mir klar machen, ob die gelieferten Beweise bloß Wahrscheinlichkeit und Zulässigkeit meiner Meinung oder unbedingte Sicherheit schaffen, und diese Sicherheit hinwieder, ob sie eine philosophische oder theologische, wenn eine theologische, ob sie aus der Schrift allein oder der Tradition oder mit Hilfe beider erflossen ist. Das alles trägt mächtig bei zu einem gediegenen und erfolgreichen Wissen. In der Theologie ist diese Klarheit die Frucht der Gabe des Verstandes. Unendlich wichtig ist für die Klarheit drittens der Gebrauch und die Anwendung des Unterscheidens. Distingue frequenter ist einer der ersten Lehrsätze, die man ehemals dem angehenden Schüler der Weltweisheit beibrachte und beibringen muß. Gelehrsamkeit ohne Klarheit ist ein wohlfeiler und trauriger Ruhm. Jede Dummheit wird angestaunt, wenn sie sich in die Wolke der Unklarheit hüllt.

Die zweite Eigenschaft unseres Wissens muß sein die Sicherheit und Festigkeit. Die kommt von gediegenen, klar erkannten Gründen. In der alten Schule ist darum die zweite Erörterung: utrum sit. Hiermit betätigt sich die Gabe der Wissenschaft und Weisheit. Wissen heißt ja erkennen aus Gründen, die, sei es der Vernunft, sei es dem Glauben ent-

nommen sind. Aber klar bewußt und fest müssen die Gründe sein. Verhängnisvoll ist hier die Oberflächlichkeit und Leichtfertigkeit, die nur obenhinfährt, nicht eindringt und eigentlich bloß eine vertuschte Geistesträgheit ist; verhängnisvoll wird leicht ein Zustimmen und Annehmen der Wahrheit auf ein instinktmäßiges Ahnen und Fühlen, worin oft die Weisheit der Frauen und Kinder besteht; gefährlich ist endlich das gedankenlose Nachbeten fremder Ansichten und Behauptungen, oder das von alters her verfehmte iurare in verba magistri. Man kann und soll wohl denken, was große Geister gedacht, aber ohne aufzuhören selbst zu denken. Dieses Selbstdenken und Nachprüfen ist namentlich geboten bei der überschwenglichen Tagesliteratur und Presse, bei Zeitungsartikeln und Broschüren, ja bei sog. wissenschaftlichen Werken, die nicht selten um so dreister und anmaßender auftreten, je gehaltloser sie sind und den Namen der Wissenschaft nicht oder kaum verdienen. Woher sonst die unsichern, halbwahren und falschen Ansichten über Syllabus, Toleranz, päpstliche Unfehlbarkeit, Inquisition? Man nimmt sich nicht die Mühe, der Sache auf den Grund zu gehen und Belehrung in gründlichen Werken zu suchen. Wir müssen also, um zu gründlichem und sicherem Wissen zu gelangen, auch selbst denken, prüfen, wie man die Münze prüft, bevor man sie annimmt; man muß untersuchen, sich Rechenschaft geben, selbst zu verstehen suchen durch Satz und Gegensatz, durch achtsames Erwägen der Folgerungen, die sich aus der Behauptung ergeben, und durch Vergleichung mit sichern Errungenschaften in andern Wissensgebieten. Wir dürfen, wenn wir es mit der Gediegenheit des Wissens ernst nehmen, keiner Schwierigkeit aus dem Wege gehen. Schwierigkeit ist wie ein Gewissensbiß; er muß, so weit es möglich ist, gelöst werden, wenn wir Ruhe und Sicherheit haben und mit der Wissenschaft es ernst halten wollen. Suchen wir uns die Lösung zu verschaffen, sei es aus uns, sei es durch Befragen bei bewährten Meistern. Wer klug zu fragen weiß, sagten die Alten, ist schon halbweg an der Wahrheit und Gelehrsamkeit. Ein boshafter Mann und Beobachter des heutigen wissenschaftlichen Betriebes meinte einmal, unserer Wissenschaft fehle es vielfach an Begriffsbestimmung, am Unterscheiden und am Beweisen. Es wird wohl ein bißchen Verleumdung sein, aber merken müssen wir uns das Wort doch, schon der Sache wegen.

Hier mag noch ein Wort gesagt sein über die Wichtigkeit der moralischen Gewißheit. Wie bekannt, gibt es eine dreifache Art von philosophischer Gewißheit und Sicherheit, nämlich die metaphysische, physische und moralische

Gewißheit, je nachdem sie aus der Notwendigkeit der ewigen Denkgesetze oder der Notwendigkeit des unabänderlichen Naturwaltens oder aus der Ständigkeit der Handlungsweise der vernünftigen, freien Natur der Menschen erfolgt. Es ist nun nicht selten, daß Männer, die sich namentlich und ausschließlich mit dem Naturwissen und mit den sog. exakten Wissenschaften beschäftigen, wohl die Unumstößlichkeit der Tatsachen und Zahlen und die Werturteile der Vernunft als Quellen wahrer Gewißheit gelten lassen, die moralische Gewißheit aber als bloß minderwertige Sicherheit ansehen und behandeln. Die moralische Gewißheit ist aber nicht bloß Wahrscheinlichkeit, sondern, wenn auch nicht in demselben Maß wie die physische und metaphysische, doch eine wahre und vollständige philosophische Gewißheit. Nicht bloß die Vorfragen unseres Glaubens und unserer Religion, sondern großenteils und schlechthin die Fragen des menschlichen Lebens und Zusammenlebens stützen sich auf die moralische Gewißheit und Sicherheit, nämlich auf die Zuverlässigkeit des geschichtlichen Zeugnisses. Ohne die moralische Gewißheit ist kein menschliches, gesellschaftliches Zusammenleben möglich.

Endlich muß unser Wissen bescheiden und demütig sein. Das ist die dritte Eigenschaft unseres Wissens. Gar alles wissen und verstehen wollen, ist unvernünftig und unmöglich. Unser Erkenntnisvermögen stößt überall auf Schranken. Die erste Schranke kommt von unserem Beruf und unserer Lebensstellung, die gebieterisch ein bestimmtes Maß von Kenntnissen von uns fordern, und das gestellt werden muß in der Spanne der Lebenszeit. Deshalb die praktische Regel: zuerst das Notwendige, dann das Nützliche und endlich das Angenehme. Eine zweite Schranke bietet unsere eigene Wissenskraft. Das Reich der Wahrheit und der Wissenschaft ist ein unermeßlicher Ozean. Unsere kleine Welt und unser eigenes Dasein selbst sind voller Rätsel, und das Kleinste und Einfachste ist das größte Rätsel. Gott allein weiß alles und umfaßt das Meer des Wißbaren. Wenn nun ein Menschenkind dieses Meer in dem Grübchen seines Verstandes unterbringen will, ist das nicht Torheit und Vermessenheit? Diese Viel- und Allwisserei, diese Sucht, nach allem Wissensmöglichen und -Unmöglichen die Hand auszustrecken und ohne Unterschied alles zu genießen, ohne Rücksicht, ob nötig oder unnötig, nützlich oder nutzlos, ob es förderlich oder schädlich, möglich ist oder unmöglich, ist eine ungesunde, törichte Sucht, der nur gefrönt werden kann auf Gefahr der Oberflächlichkeit, des Irrtums, einer tiefgehenden Zerstreuung und Schwächung des Willens, auf Unkosten der

Frömmigkeit, des Gewissens und selbst der Gesundheit des Leibes. Wie oft ist das Ende dieser Allwisserei völliger Zweifel und Aufgeben aller Gewißheit und Verzweifeln an der Wahrheit — die letzte Geißel des alten Heidentums. Unwissenheit schadet nimmer so viel wie Vielwisserei. Die Allwisserei ist wirklich ein Tier, das sich selber frißt. Die Alten reden von einer Tugend, die sie studiositas nennen. Sie verweisen dieselbe unter die innere Bescheidenheit oder Demut und rechnen sie zur Kardinaltugend der Mäßigkeit, weil sie den ungeordneten Wissensdrang zügelt und der Vernunft untertan macht. Die beste Vorbereitung des Gemütes zur Wissenschaft ist immer noch Demut und das Bewußtsein, daß die Wahrheit groß, unser Vermögen klein ist.

Die dritte Schranke ist durch die Wissenschaften selbst gegeben. Es besteht nämlich unter den verschiedenen Gebieten der Wissenschaft selbst eine Hierarchie, kraft deren sich die einzelnen Wissenschaften ihrer Würde und ihrer Wichtigkeit nach gegenseitig unterordnen und in Abhängigkeit stehen. Wie die Sonne der Mittelpunkt und der Regent aller Himmelslichter ist, die um sie in steter Ordnung kreisen und von ihr Licht und geordnete Bewegung erhalten, so ordnen sich auch die Wissenschaften, jede nach ihrer Würde, um gewisse Einheits- und Angelpunkte. In dieser Weise hat Gott wie die sichtbare Welt, so auch das geistige Reich der Wissenschaft in seinem Geiste entworfen und geschaffen, in unabsehbaren Abstufungen und Kreisen geordnet und dadurch die ganze Schöpfung in wunderbarer Einheit und Mannigfaltigkeit aufgerollt. So soll auch der menschliche Geist das System der Wahrheit betrachten und in sich aufnehmen. Dann herrscht Einheit und Übereinstimmung in seinem Geistesleben wie im Universum. In der Tat gibt es Wissenszweige, die an Würde und Wichtigkeit alles übertreffen und in Kraft ihrer feststehenden, ewigen und unabänderlichen Wahrheiten und Gesetze allen andern zum Pol und zur Richtschnur dienen. Wir unterscheiden ja selber richtig Hauptfächer und Hilfswissenschaften. In der natürlichen Ordnung steht über allen andern Wissenszweigen die Philosophie, in deren Dienst alle andern Wissenschaften mit ihren theoretischen Leistungen stehen, und über der Philosophie die Theologie, die Wissenschaft von Gott und den göttlichen Dingen, die alles an Würde, Herrlichkeit und Wichtigkeit so hoch überragt, als der Himmel über der Erde und der Schöpfer über dem Geschaffenen steht. Wie im natürlichen Wissen die ersten notwendigen Denkgesetze in allem maßgebend sind und nie verleugnet werden können, so sind die Wahrheiten des Glaubens von so entscheidender

Wichtigkeit selbst für die natürliche Ordnung des Wissens, daß die Schlüsse des natürlichen Denkens und Erkennens wenigstens nicht mit ihnen in Widerspruch stehen dürfen, ohne in Irrtum und Unwahrheit umzuschlagen. Die Wahrheit ist eine, wie Gott der Urheber aller Wahrheit, und kann sich selbst in keinem Gebiete widersprechen. Durch diese Unterordnung des vernünftigen Denkens unter die Obhut und Führung des Glaubens ist der ganze Aufriß des göttlichen Weltplanes im Geiste des Menschen vollendet. Sein Geist ist der wahre Spiegel der gesamten Ordnung, der natürlichen und übernatürlichen Welt.

Auf zweifache Weise hat in der Folge der Zeit der menschliche Geist in diese Ordnung gewaltsam eingegriffen und Unordnung angerichtet. Erstens hat der Menschengeist die große einheitliche Wunderblume der Gotteswahrheit zerpflückt und den Zusammenhang der Wissenschaften durch Einreißen der Ordnung und Unterordnung zerrissen. Es gibt kaum mehr Hauptfächer und leitende Wissenschaften. Nichts steht mehr untereinander, alles getrennt nebeneinander. Man will eine Wissenschaft ohne Philosophie, eine Philosophie ohne Metaphysik, so wie man eine Ethik ohne Moral, einen Christus ohne Evangelium, ein Christentum ohne Kirche, eine Kirche ohne Papst und einen Glauben ohne Glaubensbekenntnisse haben will. Es ist dies die Tat des individualisierenden, zersetzenden Geistes unserer modernen Zeit und die Folge des Übergewichtes des Naturwissens und der exakten Wissenschaften, der Macht der Realien, die Frucht unseres materialen Jahrhunderts, der Abnahme des Glaubenslebens und der Überhandnahme des Naturalismus und Materialismus. Ob das ein Fortschritt und vom Guten sein kann für die Menschheit und namentlich für die studierende Jugend, liegt auf der Hand. Wird der junge keimende Geist den Anforderungen so vieler Lehrer gerecht werden können? Wird er nicht zerflattern und am Ende von allem etwas, vom Ganzen nichts gewinnen? Wenn sich eines nicht für alle schickt, um wie viel weniger alles für einen! Wird er mehr denn als Inhaber eines enzyklopädischen Wissens die Lehranstalt verlassen? Wie kann er einen wohltuenden Überblick über das Gebiet des Wissens sich aneignen und eine richtige Weltanschauung erwerben, die doch das Ziel der Lehrjahre sein sollen? Woher die vielverbreitete Krankheit der Studierenden, die Schulmüdigkeit, dieses geistige gastrische Fieber und der Tod aller Lust an Weiterbildung! Diese lernsatte Jugend, die nie Freuden an den Quellen der Wissenschaft genossen, wird nicht dahin zurückkehren, sondern an den strömenden Wassern der Weltlust sich

niedersetzen und sich wohl sein lassen. Die alten Studienordnungen kannten Beschränkung, lehrten die Wissensfächer nicht nebeneinander, sondern nacheinander, in dem Maß wie die Entwicklung der Fähigkeiten vor sich ging. Und darin taten sie ohne Zweifel mit pädagogischer Weisheit gut. Woher auch die Seichtigkeit, Oberflächlichkeit, geistige Zerfahrenheit und Grundsatzlosigkeit, die mitunter in den sog. gebildeten Kreisen zu Tage tritt? Kaum etwas anderes läßt sich als Quelle dieser Übel anführen, denn Mangel an gediegener Durchbildung des Geistes. Halbbildung, sagt man, macht immer schamlos. Selbst in der lehrenden Gesellschaft kann diese geistige Arbeitsteilung und Fachwirtschaft Erscheinungen zeitigen, die nichts zu wünschen übrig lassen an Einseitigkeit, Verbohrtheit, an Anmaßung, Stolz und Verachtung für alles, was außer ihrem Einzelfach liegt. Das ist aber nicht der wahre Geist der Weisheit. Der ist verständig, heilig, vielfältig, lieblich, menschenfreundlich (Weish 7, 22). Damit soll kein herabsetzendes Wort gesagt sein gegen die Fachgelehrsamkeit, gegen die Einzelforschung und gegen die Realfächer, die alle in Einzelarbeit an Gottes großem Werk arbeiten, seine Herrlichkeit auf allen Gebieten mit erstaunenswertem Fleiß zu Tage fördern und so überraschende Ergebnisse fortwährend erzielen. Das Fehlerhafte liegt nicht in der Vielheit, sondern darin, daß die Vielheit nicht durch Ordnung und Unterordnung zum Gesamtüberblick gelangt und daß nur der Einzelforschung Achtung und Wertschätzung gezollt wird. Beides muß Hand in Hand gehen, Gesamtauffassung und Einzelforschung. In uno habito, in pluribus versor, sagte der alte Weise. Er hatte Recht.

Der zweite Eingriff in den ehemaligen Bestand der Wissenschaft ist nicht bloß trennend und teilend, sondern selbst zerstörend und vernichtend. Nicht bloß der Zusammenhang der Wissensfächer wird auseinandergerissen, sondern ganze Wissensfächer werden aus dem Bereich der Wissenschaft hinausgeworfen und leider gerade die wichtigsten und einflußreichsten Fächer, nämlich die Wahrheiten des Glaubens, das ganze Reich der übernatürlichen Erkenntnis. Die Theologie, sagt man, ist keine wahre Wissenschaft und kann keine Führung, kein Mitsprechen beanspruchen. Rechtsgrund dieses Verdikts gegen Autorität des Glaubens ist die Autonomie der Vernunft, die unbedingte Lehrfreiheit an den Hochschulen und die sog. Voraussetzungslosigkeit der Wissenschaft. Es ist nun sonderbar, daß die Herolde, welche so keck und feierlich die unbedingte Lehrfreiheit und die Selbstherrlichkeit der Vernunft als den heiligen Hort der Hochschule verkünden, in einem Atem dann auch bekennen, es sei mit diesem Prinzip auch der Möglichkeit

das Tor geöffnet, jeden Irrtum und jede Narrheit von den Lehrkanzeln zu lehren [1]. Wo stehen wir nun mit der Wahrheit und Wissenschaft? Unbedingte Voraussetzungslosigkeit beim Forschen nach Wahrheit gibt es überhaupt gar nicht [2]. Wenigstens muß man die Wahrheit und das aufrichtige Streben nach Wahrheit voraussetzen. Der Glaube ist aber Wahrheit, die erste, höchste, sicherste und unfehlbare Wahrheit. Darin muß die Wissenschaft frei sein von jeder unberechtigten Beeinflussung. Die Glaubenswahrheit beraubt die Wissenschaft auch ihres eigentümlichen Bestandes und ihrer Rechte nicht, sie erleuchtet bloß die Vernunft und schützt sie vor dem Irrtum. Unbedingte Freiheit kann die Wissenschaft nicht beanspruchen, denn sie hat eine Schranke in sich und das ist die Wahrheit. Ohne diese ist sie Lug und Trug. Wahrheitsliebe ist also notwendige Voraussetzung der Wissenschaft und der wahre Weg zu ihr. Ohne sie gelangt man nicht zur Wahrheit. „Wer einmal Gott erkennt, muß die Wahrheit suchen im Gefühle der Gottesunterwürfigkeit; muß sie suchen, wie es Gott verordnet hat; muß sie suchen, um sich der erkannten Wahrheit zu unterwerfen." [3] Wie wir nie an den ersten Denkgesetzen zweifeln, so dürfen wir auch nie wegen Schwierigkeiten, die sich erheben, am Glauben zweifeln und den Glaubensakt aufheben. Jeder Schluß gegen eine Glaubenswahrheit ist ein Fehlschluß. Spüren wir dem Fehler nach. Unterdessen haben wir aber Beweggründe genug, am Glauben festzuhalten.

II.

Soviel über den Umfang und die Art des Wissens, das wir uns anzueignen haben. Gehen wir nun zu den Mitteln über, durch die wir uns die Kenntnisse erwerben können. Es gibt zwei Reihen dieser Lernmittel, äußere und persönliche. Von letzteren allein sei hier die Rede.

Das erste Mittel ist der Fleiß. Unter Fleiß verstehen wir die ernstliche, gewissenhafte Verwendung unserer Zeit und unserer Fähigkeiten auf Aneignung der pflichtmäßigen Kenntnisse. Es fällt kein Gelehrter vom Himmel, er wächst auch nicht aus der Erde unter dem bloßen Beistand des Himmels, sondern auch durch das eigene Bemühen. Wissenstüchtigkeit ist das Ergebnis unseres natürlichen Talentes und unseres Fleißes. Arbeit und Fleiß ist eine natürliche und übernatürliche Anforderung an den Menschen und die

---

1 Paulsen, Die deutschen Universitäten ꝛc. 286 288 289.
2 Vgl. K. Frick, Voraussetzungslose Wissenschaft; diese Zeitschrift LXVIII 420f.
3 T. Pesch, Christliche Lebensphilosophie, Freiburg 1896, 20.

Bedingung der Erhaltung und Entwicklung für alle, namentlich für die Jugend, welche die Zeit der Aussaat und Bestellung des Erntesegens ist, der unser Leben und Alter fristen soll. In den ersten Bildungsjahren unterstützt die Aufsicht der Eltern und Lehrer, der Schul- und Prüfungszwang wohl ausreichend unsern Fleiß. Aber leider wird es anders auf den Hochschulen. Da waltet an oberster Stelle Lehrfreiheit und als Gegenwirkung der Lehrfreiheit die Lernfreiheit. Und sie wird nur zu oft gründlich genug ausgenützt zum Leidwesen der Eltern und der Lehrer selbst. Die geflügelten Worte „akademisches Nichtstun, potenzierte Faulenzerei und privilegierte, standesmäßige Faulheit" sind doch leider nicht so ganz aus der Luft gegriffen. Und doch sollen der Fleiß und die ernste Arbeit gerade in dieser Lebenszeit der gute Engel sein, der uns nicht bloß zum Lande der Weisen leitet, sondern uns vor tausend Gefahren, Torheiten und schmachvollen Schwachheiten schützen sollte und könnte. Wer arbeitet, hat es bloß mit einem Teufel zu tun, sagt man, mit dem Teufel der Trägheit; wer aber faulenzt, hat sich mit hundert Teufeln herumzuschlagen. Wir leben auch, was nicht zu vergessen ist, nicht mehr in der Zeit, wo bloße Stammes- und Standesprivilegien uns durch das Leben helfen. Jetzt gilt der Mann, und der Mann ist genau das, was er gelernt hat. Wer in der Jugend nicht erfahren, was Lohnendes in der Arbeit liegt, ist für die Arbeit sein Leben lang verloren, er gehört zum nutzlosen Ballast der Gesellschaft, zu denen, von denen der Dichter sagt: fruges consumere nati!

Ohne Plan, Ordnung und Stetigkeit aber würde selbst die Arbeit uns hier wie in allem andern nicht zum Ziel führen. Sie sind also das zweite Lernmittel, und es besteht darin, daß man in seiner Berufsarbeit nichts dem Ungefähr und der zeitweiligen Laune überläßt, sondern stets nach Pflicht und Ordnung verfährt. Unordnung, rupfweises Arbeiten, stetes Anschnappen und Fahrenlassen, zeitweiliges Wüten, eiliges Zusammenraffen und dann wieder wochenlanges Feiern sind nichts mehr als eine gelinde Trägheit. Da nützt also nichts als der eiserne Ring einer festen Tages- und Stundenordnung und zähes Festhalten an derselben. Wie dem Ordensmann durch die Gewohnheit Zelle und Regel lieb und unentbehrlich werden, so dem Studierenden die Ordnung. Dabei gewinnt unsere Gesundheit und unsere Charakterfestigkeit, und das Gewissen und Gott geben ihren Segen dazu. So herrscht Freude im Hause der Arbeit.

Das dritte Mittel ist die Demut. Nicht umsonst sagt der hl. Ignatius in seiner Studienordnung, die Demut sei das Fundament der Studien.

Zu dieser Demut gehört vor allem die Lenksamkeit gegen bewährte Meister. Rat und Leitung annehmen ist gut, es kürzt den Weg zur Weisheit, spart viel eigene Mühe und Geistesplage und bewahrt vor Um- und Abwegen. Wer sich selbst zum Führer hat, fällt leichtlich in die Grube. — Die Demut besteht ferner in der bescheidenen Ansicht und Meinung von sich selbst. Nichts eignen wir uns so an wie die Wahrheit durch Studium und Geistesarbeit, nichts geht so sehr in unsern Besitz, in uns selbst über wie die gewonnene Kenntnis, durch nichts wachsen wir mehr und durch nichts werden wir leichter zur Selbstüberhebung und zum Übermut verleitet als durch Wissen. Deshalb heißt es, Wissenschaft bläht auf. Aus dieser Selbstüberhebung erwächst dann der Eigensinn, die Rechthaberei, das Festhalten an selbstgemachter Überzeugung, die Unduldsamkeit, der Unfriede — alles Dinge, die wie nichts anderes der wahren Weisheit zuwider sind und uns selbst widerlich, unausstehlich und unmöglich machen in der menschlichen Gesellschaft.

Zur Demut gehört nun eigentlich auch das Beten. Aber wegen seiner Wichtigkeit kann es als viertes Mittel der rechten Verstandesbildung aufgeführt werden. Durch das Gebet wird unsere Geistesarbeit vor allem verdienstlich. Studieren findet oft in der Zeit und vor der Welt wenig oder keinen Lohn, meist nur das, was die Welt geben kann, Ansehen, Ruhm und klingendes Entgelt. Aber das ist alles vergänglich. Wissenschaft ist höheren, unsterblichen Lohnes wert. Der wird ihr im Himmel durch das Beten. Wir haben dann etwas von unserem Studieren in der Ewigkeit. Das ist dann eigentlich der goldene Boden unserer Arbeit. Dann wachsen unsere Bäume wirklich in den Himmel. — Auch Ausdauer bringt das Beten beim Studieren. Das Feld der Wissenschaft ist harte Erde und voll Disteln und sauer zu bearbeiten. Der Baum des Wissens gedeiht langsam und zeitigt spät seine Frucht. Die Weisheit ist gewiß eine holde Braut. Aber sie fordert strenges Entsagen mancher Dinge, welche die Menschenkinder und namentlich die Jugend erfreuen, Ruhe, süßer Umgang und Verzicht auf allen niedrigen Genuß, denn der Geist der Weisheit wohnt nicht in einem Leibe, welcher der Sünde untertan ist (Weish 1, 4). Das alles kostet große Überwindung und Opfer. Das Gebet allein kann uns dazu Gnade erlangen. Mit dem Beten endlich eröffnet sich vor unserem Blick das Gebiet der übernatürlichen Wissenschaft, das unermeßlich größer und herrlicher ist, ja so wunderbar, daß alles irdische Wissen nur ein blasser Widerstrahl der himmlischen Erkenntnis ist. Dort wohnt der Herr

der Wissenschaft, der allen gibt, die um Erkenntnis bitten; dort entspringt die Quelle der Weisheit, und das Gebet ist der Schlüssel, der sie uns öffnet. „Ich betete, und es ward mir Einsicht gegeben; ich rief an und es kam auf mich der Geist der Weisheit" (Weish 7, 7). Die irdischen Dinge erhalten im Glanz der ewigen Wahrheiten ein ganz anderes, unvergleichlich schöneres Licht, sie zeigen sich uns in ihrer Beziehung zu den ewigen Ideen der göttlichen Weisheit, deren geschaffene sichtbare Sinnbilder sie sind, und enthüllen sich so in ihrem höchsten und tiefsten Grund und Wesen. Dann quillt uns die wahre Weisheit, voll süßen, überwältigenden Trostes und himmlischer Freude. Endlich, solange wir beten, vergessen wir nicht die überirdische, übernatürliche Welt; wir halten die Richtung zu ihr ein und bleiben in der rechten Herzensstimmung, zu forschen in Demut, Reinheit und kindlicher Gottunterwürfigkeit.

III.

Das Programm der Verstandesbildung ist nun entworfen. Es erübrigen jetzt nur noch einige Beweggründe, es nach Kräften zu verwirklichen.

Die nächstliegenden Beweggründe ergeben sich aus der Rücksicht auf uns. Wenn eine Fähigkeit in uns der Sorge und Mühe würdig ist, dann ist es der Verstand. Den Leib und dessen Fähigkeiten teilen wir mit der Tierwelt, den Verstand mit den reinen Geistern und mit Gott. Die erste und vorzüglichste Ebenbildlichkeit des Menschen mit Gott besteht in der Erkenntniskraft, die gleichsam als Erstgeborne aus der Geistigkeit der Seele hervorgeht. Der Verstand ist also die erste und höchste Fähigkeit des Menschen. Vermöge derselben steht er auf der ersten Stufe der geschaffenen Wesen und kraft derselben umfaßt, regiert und beherrscht er alles. Mit gebührendem Vorzug wenden wir also die Mühe der Ausbildung dem Verstande zu. — Zu dieser Verstandespflege fühlt der Mensch in seiner Natur nicht bloß die Verpflichtung, sondern auch die Neigung und den Willen. Alle Menschen wollen wissen und ergründen. Es ist dies der angeborne und unverwindbare Trieb. Die Vorzüglichkeit und Wichtigkeit der Erkenntnisfähigkeit ergibt sich noch aus einem andern Grund. Der Wille, der dem Verstand an die Seite tritt, erfaßt bloß, was der Verstand ihm vorhält und ihn lehrt. Der Verstand ist das Prinzip der Anordnung, der Wille das Prinzip der Ausführung — jener das Auge, dieser die Hand. Und wenn es mit dem Menschen recht beschaffen ist, handelt der Wille nach der Vorschrift und dem Befehl des Verstandes. Der Ver-

stand also herrscht im Menschen und soll herrschen, und deshalb ist er als Herrscher vor allem mit der königlichen Aussteuer der Wissenschaft auszustatten. Was Salomo, als er von Gott zum Throne berufen war, sich erbat, war Weisheit und wieder Weisheit. Und Gott gefiel diese Bitte so sehr, daß er zur königlichen Gabe der Weisheit auch alle andern Erdengüter fügte (3 Kg 3, 5—14). — Die Mühe, die wir auf Erziehung und Bildung unseres Verstandes verwenden, wird uns nicht reuen. Wenn unsere Fassungskraft auch nicht für die höchsten Aufgaben der Wissenschaft geschaffen ist, so wird sich durch Gelehrigkeit, Lenksamkeit, Fleiß und Gebet unsere Mühe mit Früchten lohnen, die alle Opfer der Anstrengung wett machen. Wissen und Kenntnisse, ausreichend für unsern Stand und für unsere Aufgabe, sichern uns immer einen ehrenvollen Platz in der menschlichen Gesellschaft.

Was können wir auch Edleres und Nutzbareres tun als lernen, forschen und zu den Füßen der Wahrheit sitzen und die Lehren ihrer Weisheit hören und in uns aufnehmen? Der Umgang mit ihr wird uns mit allen Gütern lohnen. Wer diese Schule aufsucht und mit ihren Aufgaben sich beschäftigt, bleibt von den dunkeln, schlüpfrigen und unedeln Wegen, die eine verlorene Jugend geht, und die treffend von der ewigen Weisheit beschrieben sind (Spr 1, 10—14; 2, 12—19), ferne; er erhält in sich ein Streben, das über die sichtbare Welt hinausgeht; er folgt einem Ideal, das seinen Gedanken Schwung, Hoheit und Edelsinn gibt; er bewahrt sich vor der Nutzlosigkeit, Langweile und Ziellosigkeit eines müßigen Lebens. Wahrheit und Wissen reinigen das Herz, weil sie Licht sind und den Geist erhellen, während Dunkelheit und Nacht immer das Sinnbild der Unwissenheit und Sünde sind; Wahrheit und Wissen erfreuen das Herz, sie sind Lichter, Grüße und herabgewehte Stimmen aus dem schönen Lande des Himmels, der Heimat unserer Seelen. Dem Frieden und der Wonne, die sie im Geiste und im Herzen verbreiten, kann nichts an die Seite gestellt werden, was die niedere Welt an Lust uns bieten kann; Wahrheit und Wissen erfüllen das Herz mit Sehnsucht nach dem Himmel und bahnen die Wege allen Tugenden, die diesem glorreichen Ziel entgegenführen; Wahrheit und Wissen endlich bringen Zierde unserem Haupt in dem unverwelklichen Kranz der Ehre, in der die Weisheit bei den Menschenkindern steht — ein Kranz, der noch blüht, wenn alle irdischen Kronen in Staub zergangen sind. Das Zepter im Reich der Geister führen ist etwas ganz anderes als über Leiber und Länder herrschen, die der sichere Raub der Vergänglichkeit sind.

Wir können somit nichts Edleres, Notwendigeres und Nutzvolleres für uns tun, als die Sorge und Arbeit um die Ausbildung unseres Verstandes in acht nehmen. Wir können eigentlich nie genug lernen. Je weiter wir unsere Kenntnis ausdehnen, um so mehr Punkte berühren wir, die uns weitere Felder und immer größere Gebiete des Wissens auftun. So ist des Lernens kein Ende und jeder Lebensstufe gehört das Lernen an. Sagt doch der alte Tullius: „Diese Studien (und das geht alle Wissenszweige an) nähren und kräftigen die Jugend, sie zieren die Mannheit und erfreuen das Alter." Erinnert sich doch der Schreiber dieses, wie er eines Tages auf dem Arbeitstisch eines alten Soldaten Ciceros Reden aufgeschlagen fand. Mit jugendlich vornehmer Freude hielt mir der graue Schnurrbart das Buch hin und sagte, jeden Tag lese er einen Abschnitt darin. Ist eine solche Treue gegen die erste Liebe nicht schön und rührend?

Andere Beweggründe, an unserer Verstandesbildung zu arbeiten, bietet uns die Rücksicht auf unsern Nächsten und auf unsere Mitwelt. Jedes edle Herz fühlt sich berufen und verpflichtet, den Mitmenschen Gutes zu tun, Freude, Hilfe und Heil um sich her zu wirken und an den großen Aufgaben der Zeit mitzuarbeiten. Welch unabsehbares Feld der Wirksamkeit tut sich da nicht vor unsern Augen auf. Familie, Staat und Kirche mit ihren Aufgaben, Anliegen, Bedürfnissen, Nöten und Gefahren, sie umgeben uns alle und stellen ihre Forderungen nicht bloß als Bittende, denen man nichts schuldet, sondern in einem gewissen Sinne als Gläubiger, die gehört werden müssen. Kirche, Familie und Staat sind unsere großen Wohltäter und sie haben uns großgezogen durch ihre Unterstützung, ihre Hilfe, ihre Sorgen, ihre Opfer und durch kostspielige Veranstaltungen. Tragen wir ihnen die Schuld der Anerkennung und des tätigen Dankes dadurch ab, daß wir uns in den Stand setzen, nützliche Mitglieder der Gesellschaft zu werden und ihre Aufgaben zu fördern.

Unerläßliche Bedingung dazu ist aber ein erkleckliches Wissen und Können, erworben durch fleißiges und gediegenes Studium. Wissen ist Macht im Leben. Und mit dem Umfang unserer Kenntnisse erweitert sich auch der Kreis unserer Wirksamkeit. Aus den höheren Lehranstalten und den Hochschulen ersetzt sich die Menschheit für alle Aufgaben des öffentlichen Lebens, selbst Kunst- und Gewerbefleiß fordern erhöhtes Lernen; höchstens zum Pflug, zur Hobelbank, zum Pfriemen, zum Betteln und Stehlen braucht es keine besondere Wissenschaftlichkeit. Es kann aber auch sein, daß an uns eine wahre und strenge Pflicht herantritt, uns ernst dem Studium

hinzugeben. Dieser Fall tritt ein, wenn wir uns schon für einen bestimmten Beruf entschlossen haben und uns in der Vorbereitung auf Übernahme desselben befinden. Der Geistliche, der Seelsorger, der Arzt, der Richter, der Rechtsanwalt sind im Namen der Gerechtigkeit verpflichtet und angehalten, sich die nötigen Kenntnisse ihres Standes zu erwerben. Sie sind verantwortlich vor ihrem Gewissen und vor Gott für alles notwendige Gute, das infolge ihrer unzulänglichen Ausbildung in den Kreisen, die ihnen unterstehen, vernachlässigt, und für alles Böse, das in denselben begangen wird.

Der Baum des Wissens ist immer verhängnisvoll gewesen für die Völker. Schon im Paradiese hat sich das Geschick der Menschheit an ihm entschieden. Und so ist es geblieben. Leben oder Tod pflücken die Menschen, je nachdem sie die Hand ausstrecken nach der Erkenntnis des Wahren und Guten oder nach der Frucht des Bösen und des Irrtums. Wie die Ströme von den Bergen den Niederungen zurinnen, so strömt der Born der Wissenschaft von den Höhen der Erkenntnis in das Leben nieder und wird in unzähligen Rinnsalen der Menschheit zugeführt wie das Wasser zum täglichen Bedarf. Welch lohnende und wichtige Aufgabe ist es, Spender dieses Lebensquells zu sein, sei es als Verkündiger des göttlichen Wortes, sei es als Lehrer der Weltweisheit oder Gottesgelehrtheit, der Staats- und Rechtswissenschaft, sei es als Sprecher der Nation im Rate der Fürsten und Völker, oder als Schriftsteller und Herold der öffentlichen Meinung in der Presse. Das sind alles hochwichtige Aufgaben und Betätigungen unserer Liebe zum Vaterland, zur Kirche und zum Heile der Menschen. Die Wahl dieser Betätigung stellt Gott uns anheim. Aber was wir immer wählen, es muß vorbereitet, fertig gemacht und unterhalten sein durch Studium und gediegenes Wissen. So ist die Jugendzeit wirklich ein heiliger Frühling, da der Pflug nicht ruhen und die Hand zum Aussäen nicht feiern darf, wollen wir der süßen Frucht der Anerkennung von Gott und den Menschen, der Frucht des Dankes der Mitwelt und des lohnenden Bewußtseins nicht entraten, nicht umsonst gelebt zu haben.

Den dritten und letzten Beweggrund nehmen wir von Gott. Groß und herrlich sind die Lobsprüche, welche in der Schrift Gott selbst der Weisheit und dem Wissen zollt: Besser ist die Weisheit als Kraft (Weish 6, 1). Lichthell und nimmer verwelkend ist die Weisheit (Weish 6, 13). Ein Hauch der Kraft Gottes ist sie und ein sonnenheller Ausfluß der Lichtherrlichkeit des allmächtigen Gottes . . . ein Abglanz des ewigen Lichtes und ein ungetrübter Spiegel der Majestät Gottes und Bild seiner Güte . . . Keinen liebt Gott

außer denjenigen, welcher zusammenwohnt mit der Weisheit (Weish 7, 25 26 28). Freilich muß die Weisheit, an der Gott seine Freude hat und die er so hoch erhebt, im Dienste der Wahrheit, und zwar der höchsten Wahrheit stehen, sie muß rein und demütig sein, sie muß tun, was sie sieht und erkennt, und zu ihrem Ziel und Lohn nicht sich selbst setzen, sondern Gott und seine Ehre. Solche Weisheit liebt Gott und spendet ihr Lob und Ehre. Und es lohnt sich, nach den Gründen dieser Vorliebe Gottes zur sotanen Weisheit zu forschen. Es sind dieser Gründe drei. Sie ergeben sich aus der Beziehung dieser Weisheit zu Gott.

Vor allem ist Wissen Gott erkennen. Wissen heißt ja nichts anderes als die Wahrheit erkennen. Mit unserem Erkenntnisvermögen umfassen wir alle Gebiete der Wahrheit, und bringen unsere Vorstellungen mit ihrem äußeren Bestand in Einklang. Aber eigentlich und gründlich wissen heißt die Wahrheit erkennen aus ihrem Grund, und die höchste Wissenschaft ist, die Wahrheit erfassen in ihrem tiefsten und höchsten Grund, der Gott selbst ist. Das ist die goldene Himmelsleiter, auf welcher unser Wissen zu Gott selbst hinaufsteigt. Auf der obersten Sprosse dieser Leiter alles Wissens steht Gott selbst. Das gesamte Reich der Wahrheit ist das Werk und die Schöpfung Gottes, der alles ins Dasein ruft, erhält und leitet durch seine Weisheit, seine Macht, durch seine wesentliche Gegenwart und sein persönliches Einwohnen. Selbst durch die einfache, man möchte sagen materielle Bearbeitung und Durchforschung der verschiedenen Gebiete der Wahrheit sind wir, auch ohne es zu denken, nicht weit von Gott. Wir arbeiten auf dem Besitztum Gottes und im Gebiete seiner Herrschaft. Wir ergreifen nun aber Gott selbst, wenn wir ihn als den Urheber der Schöpfung erkennen, wenn wir in den Geschöpfen die ausgelegten Muster seiner Gedanken und die sichtbaren Sinnbilder seiner göttlichen Eigenschaften sehen und dieselben gleichsam mit seinen Gedanken studieren. Das ist dann wirklich erhabene Gotteserkenntnis und Lobpreis seiner Majestät und wahrer Gottesdienst. Die ganze Schöpfung ist ein herrliches Tonwerk, aber ohne Text. Durch die eben berührte Betrachtungsweise gibt der menschliche Geist den geschaffenen Dingen Worte, in denen sie erzählen die Herrlichkeit ihres Schöpfers. Diese Erkenntnis hat die volle Genehmigung und das Wohlgefallen Gottes. Sie ist auch unsere Pflicht und das Fundament der Gottesverehrung. Gott macht es den Heiden zum Vorwurf, daß sie ihn nicht aus seinen Werken erkannten, denn seine unsichtbare Macht und Herrlichkeit kann wahrgenommen und geschaut werden aus dem, was geschaffen worden (Röm 1, 20).

Es ist hieraus auch klar, wie oberflächlich das Wissen der Meister der Weltweisheit ist, die nicht zu Gott, dem Urgrund aller Wahrheit, vordringen, und welch eine Welt von Wahrheit und Wissen sich diejenigen selbst verschließen, welche die übernatürliche Wahrheit leugnen und verwerfen. Sie begeben sich der höchsten und erhabensten Erkenntnisart, die geschaffenen Dinge und Gott zu erkennen, nämlich nicht wie der geschaffene Verstand sie betrachtet, sondern wie Gott selbst sie ansieht und durchschaut.

Wissen ist zweitens Lieben. Das ist ein Satz der Alten: Scire est amare. Und der Satz ist wahr. Unser Wille folgt mit seinem Vermögen natürlicherweise dem Verstande. Je höher und vollkommener der Verstand die Wahrheit erfaßt und sie dem Willen als gut, annehmbar und liebenswürdig vorhält, um so mehr wird derselbe angezogen und zur Liebe angereizt. Der schöne Weg zum Lieben ist also das Erkennen, je durchdringender dieses, um so mächtiger jenes. Die Weisheit ist nichts als eine süße, liebe- und freudewirkende Erkenntnis und schließt die Liebe ein. Der Liebe folgt Friede und Freude, und sie vollzieht so die Vereinigung des Menschen mit Gott. Der Cherub und Seraph stehen immer vereint und unablässig vor Gott und sinnbilden die Vereinigung des Geschöpfes mit Gott. Deshalb forschen wir unentwegt in der Wahrheit und trachten Gott den Schöpfer in den Geschöpfen zu erkennen. Wenn schon die Geschöpfe so schön, so mächtig und liebreizend sind, um wie viel mächtiger, schöner und liebreizender wird ihr Herr und Schöpfer sein (Weish 13, 5). Das war es, was die Heiligen, die mächtigen Geister, wie Anselm, Hieronymus, Augustinus und Thomas, unablässig antrieb, die Wahrheit zu erforschen. Sie sahen die Strahlen der Wahrheit, Schönheit und Gutheit Gottes über die ganze Schöpfung ausgegossen. Diese Spuren Gottes aufzusuchen und hienieden schon der Gottheit habhaft zu werden durch eine herrliche und liebeweckende Erkenntnis, das sahen sie als die schöne Aufgabe ihres Lebens an — gewiß die erhabenste und lohnendste Lebensarbeit, der Beginn und das Vorauskosten der einstigen himmlischen Seligkeit.

Wissen heißt endlich nicht bloß Gott erkennen und lieben, sondern ihn auch verherrlichen. Schon die köstliche Erkenntnis Gottes und die Liebe zu Gott, die ein gediegenes, ausgebreitetes christliches Wissen in unserem eigenen Herzen verbreitet, ist eine Verherrlichung Gottes. Sie ist der wahre Gottesdienst und die höchste Verklärung unseres irdischen Lebens. Dieses Wissen, gepaart mit entsprechendem Können, wird aber ein mächtiges Mittel der Verherrlichung Gottes auch in andern Herzen und nach

allen Seiten. Wir haben ja gesehen, wie vielfach die Wege sind, auf denen wir unser Wissen zum Nutzen des Nächsten verwenden können. Das sind ebensoviele Arten und Weisen, Gott zu verherrlichen, sei es zur Verbreitung und Verteidigung der Wissenschaft des Glaubens oder jeglicher guten Lehre und Unterweisung. Welch ein ausgiebiges und mächtiges Mittel zur Ehre Gottes ein schlagfertiges Wissen ist, zeigt uns das Beispiel der Feinde Gottes und der Kirche. Wie erschöpfen sie alles, Wort und Schrift, die Seelen zu verderben und die Ehre und den Dienst Gottes zu schädigen. Auf allen Gebieten des Wissens stehen ihre Werkstätten und schmieden Waffen, die göttliche Weisheit in Ungerechtigkeit niederzuhalten und wenn möglich zu vernichten. Und mit welchem Erfolg, können wir zu unserem Schmerz gewahren. Das ist doch ein ernster Fingerzeig, die Zeichen der Zeit zu erkennen, und ein lautes Mahnwort genug, uns um Waffen umzusehen und unsere Zeit nicht in Nichtstun und Weltlust zu vergeuden. Das ist der glorreichste Gebrauch unseres Wissens, wenn es Schutz- und Trutzwaffe der Wahrheit und Werkzeug der Ehre und Verherrlichung Gottes wird. Wir haben ja Namen glorreicher Männer jüngster Zeit genug, die mit dem Schwert des geschriebenen und geflügelten Wortes die Schlachten des Herrn siegreich geschlagen und unsterblichen Ruhm erworben. Diese Trophäen sollten unsere Jugend nicht schlafen lassen. Sie möge im Frohsinn ihres Alters nicht vergessen, daß sie nach kurzer Zeit die handelnde sein wird, und bereite sich durch Arbeit zum Kampf. „Die Lade Gottes und Israel und Juda wohnen in Zelten, und mein Gebieter Joab und die Diener meines Herrn lagern auf flachem Boden, und ich sollte in mein Haus gehen, zu essen und zu trinken? Bei deinem Heile und bei dem Heil deiner Seele, das werde ich nicht tun" (2 Kg 11, 11). So hat ein braver Mann in Israel gesprochen. Es möge uns eine Mahnung sein.

Möchten von vielen die schönen Worte der Weisheit gelten: „Als ich noch Jüngling war, ehe ich umherirrte, verlangte ich nach Weisheit in meinem Gebete . . . und bis ans Ende werde ich nach ihr streben. Und sie erblühte wie eine Frühtraube, und es freute sich mein Herz an ihr . . . Mein Fuß wandelte auf rechter Bahn. Wenig bemühte ich mich und fand viele Ruhe" (Sir 51, 18 19 20 35). „Es kamen mir viele Güter mit ihr und unberechenbarer Wert durch ihre Hände. Unerschöpflicher Schatz ist sie den Menschen, und die ihrer habhaft werden, werden teilhaft der Freundschaft Gottes und sind empfohlen wegen der Gaben der Führung" (Weish 7, 11 14).

M. Meschler S. J.

Eine geheime päpstliche Sendung des sel. Canisius.

Nach großenteils ungedruckten Quellen.

---

1. Aufträge. Dillingen-Würzburg-Aschaffenburg-Mainz.

Die Kirchenversammlung von Trient wurde am 4. Dezember 1563 beendet. Papst Pius IV. bestätigte sie am 26. Januar 1564. Gleich darauf druckte man zu Rom die Konzilsbeschlüsse, um sie in alle Welt versenden zu können[1]. Kaiser Maximilian II. konnte schon zu Anfang April einen römischen Druck an Herzog Christoph von Württemberg schicken[2]. Aber bald erwies sich, wie man aus einem Schreiben des Kardinals Borromeo erfährt, die Ausgabe als ziemlich fehlerhaft. Darum erhielt Paolo Manuzio, der venezianische Drucker, den Pius IV. nach Rom berufen, Befehl, eine neue Ausgabe zu liefern. In jenem Schreiben meldet der hl. Karl Borromeo am 3. Juni 1564 aus Rom dem Kardinal Delfino, päpstlichem Nuntius am Kaiserhofe: Man werde 25 Exemplare der Konzilsdekrete an ihn absenden; er solle sie an die Fürsten und an die Hochschulen verteilen, damit dieselben die Beschlüsse zur Ausführung brächten; wenigstens sollten sie einstweilen dafür sorgen, daß keine neuen Ausgaben der Dekrete veranstaltet würden außer solchen, welche mit jener amtlich beglaubigten übereinstimmten. Der Kardinal fügt bei: „Die Väter der Gesellschaft Jesu, welche Sie für dieses Geschäft sich ausersehen haben, scheinen uns sehr dafür zu passen; denn bei ihrer Gelehrsamkeit und sittlichen Tüchtigkeit wird es ihnen ein leichtes sein, unserer Ausgabe Ansehen zu verschaffen und die Fehler der andern Ausgaben, wenn es deren gibt, unschädlich zu machen[3].

Besonders viel lag dem Papste daran, daß die Konzilsbeschlüsse in sämtlichen Bistümern verkündet und von den Bischöfen mit Entschiedenheit vollzogen würden. Darum wurde denn auch ein Vertrauensmann, dessen Name nicht bekannt ist, an die Bischöfe Deutschlands abgeordnet; er sollte den einzelnen Kirchenfürsten die amtliche Ausgabe des Konzils samt einem

---

[1] Sf. Pallavicino, Istoria del Concilio di Trento l. 24, c. 9, n. 10.

[2] J. Fr. le Bret, Magazin zum Gebrauch der Staaten- und Kirchengeschichte IX, Ulm 1785, 190—191.

[3] Gleichzeitige Abschrift im Vatikanischen Archiv (Nunz. di Germ. IV f. 395). Meines Wissens ungedruckt.

päpstlichen Ermahnungsschreiben überbringen. Da trat ein unglückliches Ereignis dazwischen, und jener „Nuntius“ konnte nicht abliefern, was er abliefern sollte und wollte. Das alles wissen wir aus einem wenig beachteten Briefe, welchen der selige Petrus Canisius aus Münster in Westfalen am 13. November 1565 an den Münsterer Bischof Bernhard von Raesfeld gerichtet hat[1]. Was war denn geschehen? Die Schreiben des Papstes waren auf dem Wege von Rom nach Deutschland böswilligerweise abgefangen worden. So berichtet Canisius am 17. Dezember 1565 aus Fürstenau an Rembert von Kerssenbroich, Fürstbischof von Paderborn[2].

Unterdessen hatten Ordensgeschäfte den seligen Canisius aus Augsburg nach Rom geführt. Als Provinzial von Oberdeutschland nahm er teil an der zweiten Generalkongregation der Gesellschaft Jesu; da ward am 2. Juli 1565 der hl. Franz von Borgia zum Ordensgeneral erwählt; da wurden vom 21. Juni bis zum 3. September 1565 viele wichtige Ordensangelegenheiten erledigt. Auch mit den höchsten Spitzen der Kirchenregierung trat Canisius in mannigfache Fühlung. Am 17. September 1565 schreibt er aus Rom an den Kardinal Stanislaus Hosius, Bischof von Ermland: Sehr wohl getan habe ihm der Verkehr mit verschiedenen Kardinälen, welche voll des kirchlichen Eifers und wahre Säulen des Hauses Gottes seien; er nennt dann den Kardinal Marco Antonio Amulio, den gelehrten Guilielmo Sirleto, den Franziskaner Clemente Dolera; er nennt auch die zwei Heiligen, welche damals das Kardinalskollegium zierten, den Kardinal Carlo Borromeo, den Neffen des Papstes, und den Dominikaner-Kardinal Michele Ghislieri, der bald darauf als Pius V. den Stuhl Petri bestiegen hat. Von Borromeo bemerkt er: „Was dessen Frömmigkeit und Tugend angeht, so ist es besser, nichts zu sagen als wenig.“[3] Aber auch der Mann aus Nymwegen war reich an Frömmigkeit und Tugend; den Kardinälen entging das nicht; sie fanden ihn auch sehr klug und ge-

---

[1] Gedruckt bei L. Keller, Die Gegenreformation in Westfalen und am Niederrhein I, Leipzig 1881, 354—355 (Publicationen aus den k. preußischen Staatsarchiven IX).

[2] Eine 1648 von P. J. Grothauß S. J. nach dem Original gefertigte Abschrift ist im Studienstiftungsarchiv zu Köln (Litt. Epist. var. f. 169). Ich hoffe diesen bisher ungedruckten Brief im fünften Bande des Canisius-Briefbuches veröffentlichen zu können.

[3] E. S. Cyprianus, Tabularium Ecclesiae Romanae seculi decimi sexti, Francofurti et Lipsiae 1743, 398—400.

schäftsgewandt; überdies hatte Kardinal Otto Truchseß, Bischof von Augsburg, zu Anfang des Jahres 1565 in einem Schreiben nach Rom erklärt: Die Kurfürsten von Mainz und von Trier, der Bischof von Würzburg und andere deutsche Fürsten hielten unglaublich große Stücke auf Canisius [1]. So entschloß sich denn Pius IV., die verunglückten Schreiben an die deutschen Bischöfe nochmals ausfertigen zu lassen, an einige weltliche Stände des Reiches ähnliche Schreiben zu richten und das alles samt beglaubigten Drucken der Konzilsbeschlüsse durch Petrus Canisius ihnen übermitteln zu lassen. P. Johannes von Polanco, Sekretär der Gesellschaft Jesu, teilte am 16. September 1565 dem Kardinal Hosius mit: „Wir haben nun mit Gottes Hilfe unsere Generalkongregation beendet; fast alle Väter sind in ihre Provinzen zurückgekehrt, Pater Canisius jedoch ist auf Befehl des Papstes noch in Rom zurückgeblieben.“ [2] Drei Tage später wandte sich Pius IV. an seinen „ehrwürdigen Bruder“, den Kardinal von Augsburg, mit einem Schreiben, in welchem er sagte: Er habe beschlossen, den Pater Canisius auf einige Zeit der Augsburger Domkanzel zu entziehen; „denn“, so fährt der Papst weiter, „ob seiner großen Vertrautheit mit den deutschen Verhältnissen, wie auch anderer Vorzüge wegen haben Wir ihn für geeignet erachtet, in Unserem Namen und Auftrage eine große Anzahl deutscher Kirchenfürsten zu besuchen. Näheres wirst Du aus seinem Munde erfahren.“ [3]

Pius besprach sich auch persönlich mit dem Manne seiner Wahl. „Eines“, schreibt Canisius an Kardinal Hosius, „mußte ich am Papste bewundern; sein Blick ist so voll der Güte, und sein Herz ist allzeit so voll der väterlichen Zuneigung gegen dieses Deutschland, das doch so undankbar sich benimmt und zum großen Teile ihm den Gehorsam aufgekündigt hat.“ [4]

Pius IV. wollte jedoch nicht, daß der Jesuitenpater mit den Ehren und dem Glanze eines päpstlichen Nuntius vor die Deutschen trete. Man wollte Lärm vermeiden, wohl auch unnötige Kosten sparen. Es sollte eine „geheime Sendung“ sein; Cansiius selbst nennt sie so in einem seiner Briefe [5].

---

[1] Flor. Rieß S. J., Der sel. Petrus Canisius, Freiburg i. Br. 1865, 347.

[2] Ungedr. Original im Bischöfl. Archiv zu Frauenburg, D. Nr 72 (80) n. 29.

[3] Gleichz. Abschrift des lat. Schreibens, im Ordensbesitze; ein Teil in deutscher Übersetzung bei Rieß a. a. O. 348.

[4] Im angeführten Briefe; vgl. oben S. 59 A. 3.

[5] *Canisius an Franz Borgia, Mainz, 28. Jan. 1566. Original in E. C. II n. 161. Alle bisher ungedruckten Stellen werde ich fortan durch Vorsetzung eines * bezeichnen. Die Stücke, für welche kein Fundort angegeben wird, sind im Ordensbesitze.

Nun war aber der „Doktor Canisius" in Deutschland eine vielgereiste und weithin bekannte Persönlichkeit; sein bloßes Erscheinen konnte da und dort Aufsehen erregen. Da mußte man einen Mantel suchen, der seine Aufträge verdeckte; und man fand ihn. Polanco machte am 18. September 1565 im Auftrage Borgias dem P. Theodorich Canisius, Stiefbruder unseres Petrus und Rektor des Dillinger Kollegs, die Mitteilung: „Der heilige Gehorsam wird den Pater Provinzial nötigen, eine Zeitlang außerhalb seiner Ordensprovinz zu verweilen; derselbe wird nämlich die Kollegien der rheinischen Provinz und vielleicht auch die der niederdeutschen visitieren und einige andere fromme Geschäfte besorgen." Theodorich solle darum auch fernerhin Titel und Amt eines Vizeprovinzials haben. Am selben Tage schrieb Polanco dem Rektor des Mainzer Kollegs: „Unser Pater General hat dem Pater Canisius die Weisung erteilt, er solle nach Köln und auch noch etwas weiter reisen, um unsere Kollegien zu visitieren und zu trösten und einige andere Liebeswerke zu verrichten." [1] Canisius selbst erhielt vom hl. Franz Borgia eine besiegelte Urkunde, gegeben zu Rom den 23. September 1565, in welcher ihn der Ordensgeneral zum Ordensvisitator für die drei Provinzen Oberdeutschland, Rhein und Niederdeutschland ernannte; die Ernennung wich übrigens in einem wichtigen Stücke von andern Visitatorenernennungen ab; es war darin keine Rede von der Vollmacht, Obere, selbst Provinziale, aus ihrem Amte zu entfernen und andere in dasselbe einzusetzen [2]. Zu diesem offenen Briefe kam sechs Tage später eine geheime Instruktion, von Polanco im Auftrage des Generals verfaßt. Hier sind die ober- und niederdeutschen Kollegien nicht mehr genannt. Canisius soll die Kollegien der rheinischen Provinz mit dem Ansehen, das einem Visitator zukommt, besuchen; Gerichtsbarkeit jedoch soll er nicht über sie haben. Aus brüderlicher Liebe kann er den Obern über dies oder jenes Mahnungen geben, auch an den General darüber schreiben. Sein Hauptaugenmerk soll er auf folgendes richten: „Er soll", so lautet wörtlich die Weisung, „die Unsrigen trösten und ermutigen und sie im geistlichen Leben voranzubringen suchen, sei es, daß er mit den einzelnen redet oder mit allen insgemein, indem er einige geistliche Ansprachen hält und anmerkt, was etwa der Verbesserung bedarf im häuslichen Leben wie im Schulunterrichte und in andern Arbeiten zum Wohle des Nächsten."

[1] * Gleichz. Abschriften (Germ. 65 f. 13 14).

[2] * Entwurf, teilweise von Polancos Hand (Decr. et Instr. 1540—1573, f. 36 a). Der Entwurf mag später bei der Ausfertigung etwas verändert worden sein.

Dann erhält der Visitator die Befugnis, sich einen Begleiter zu wählen für die Visitation der einzelnen Kollegien; aber außerhalb der oberdeutschen Provinz muß der Provinzial oder der Rektor seine Zustimmung geben. Dem Bischofe von Würzburg hat er im Namen des Generals die Aussicht zu eröffnen, daß das erste neue Kollegium, welches der Orden in Deutschland annehmen werde, das von Würzburg sein solle; auch muß er in Mainz, Trier, Köln oder in der oberdeutschen Provinz nach einem Manne sich umsehen, den man dem Bischofe vorläufig zuschicken kann. Nun folgt in Polancos Instruktion noch eine beachtenswerte Stelle. Wir müssen derselben eine Bemerkung vorausschicken. Auch die Päpste pflegten ihren Abgesandten neben dem Beglaubigungsschreiben eine oder mehrere Instruktionen mit auf den Weg zu geben, samt einem Verzeichnis ihrer geistlichen Vollmachten und einer Anweisung zur Geheimschrift[1]. In diesem Falle jedoch mag man davon abgesehen haben, um so mehr, als die Sendung eine sehr vorübergehende sein sollte; jedenfalls ist von solchen Schriften keine Spur mehr zu finden. Dies aber ist sicher: Der päpstliche Bote wurde angewiesen, von Zeit zu Zeit an Kardinal Amulio Bericht zu erstatten. Marco Antonio Amulio, erst Vertreter der Republik Venedig beim Heiligen Stuhle, dann Kardinal der römischen Kirche und Bischof von Rieti, gehörte zu des Papstes einflußreichsten Ratgebern[2]. Für Deutschland muß er ein besonders warmes Herz gehabt haben. Als man in Rom überlegte, ob die Magdeburger Zenturien zu widerlegen oder totzuschweigen seien, schrieb Amulio am 5. Mai 1565 ins Ermland an Kardinal Hosius und bat ihn um Rat[3]. Auch mit Canisius scheint er seit dem Jahr 1564 in brieflichem Verkehre gestanden zu haben[4]. In Polancos Instruktion wird nun der „Visitator" genau darüber belehrt, wie er mit dem Kardinal sich in Verbindung setzen müsse; dabei sehen wir, daß auch ein anderer hoher Herr ins Vertrauen gezogen ist; Polanco versteckt ihn hinter dem geheimnisvollen Namen „Ausonio Gallo"; wir werden kaum irre gehen, wenn wir sagen, es sei Kardinal Tolomeo Galli, des Papstes besonderer

---

[1] Ant. Pieper, Zur Entstehungsgeschichte der ständigen Nuntiaturen, Freiburg 1894, 15—16.

[2] Latino Latinio an Andreas Masius, Rom, 11. Dez. 1563 (Latini Latinii Epistolae II, Viterbii 1657, 110).

[3] A. Eichhorn, Der ermländische Bischof und Cardinal Stanislaus Hosius II, Mainz 1855, 462.

[4] Beati Petri Canisii S. J. Epistulae et Acta IV, Friburgi Brisgoviae 1905, 735.

Vertrauter, gemeint; möglicherweise war es Kardinal Borromeo oder gar der Papst selber. Damit alles Aufsehen vermieden und Unbefugten ein Einblick möglichst verwehrt werde, sollen die Berichte nicht an die Kardinäle adressiert, sondern offen in Briefe an Borgia eingelegt werden. Polanco sagt: „Was die Dinge betrifft, welche dem Kardinal Amulio zu schreiben sind, so sollen die betreffenden Briefe offen eingesandt werden, damit unser Pater General sie lesen kann. An ihn soll Pater Canisius auch die einzelnen Nachrichten, die von größerer Bedeutung sind, gelangen lassen, damit er, sei es dem Ausonio Gallo sei es dem genanntem Amulio, dasjenige mitteile, was für jeden der beiden von Belang scheine." Vielleicht, meint Polanco, werde es sich auch empfehlen, daß der Pater ein fremdes Siegel gebrauche; ferner solle er die Berichte in einen Umschlag hüllen und nach Augsburg senden an jemand, welcher der Gesellschaft Jesu nicht angehöre; so werde man verhüten, daß sie aufgefangen würden[1]. Bei einem Manne wie Petrus Canisius trafen solche Mahnungen sicher nicht auf taube Ohren. Als er, um das gleich hier beizufügen, am 29. Dezember 1565 aus Fürstenau an Borgia berichtete, wagte er es nicht einmal, des Kardinals Amulio Namen auszuschreiben; er setzte nur die Anfangsbuchstaben[2].

Welche Gegenstände waren im Auftrage des Papstes begriffen? Canisius selbst spricht sich im Jahre 1596 oder 1597, also kurz vor seinem Tode, dahin aus: „Papst Pius IV. erteilte mir zu Rom den Auftrag, bei hervorragenden deutschen Fürsten, an welche er seinerseits Schreiben richtete, mich persönlich vorzustellen und dieselben im Eifer für die katholische Religion zu bestärken." [3] Er mußte, sagt uns sein Seligsprechungsbreve, nachdrücklich darauf dringen, daß man die Trienter Beschlüsse annehme und verkünde, die über den Glauben sowohl wie die über die Sitten[4]. Ähnlich die kirchlichen Tagzeiten am Feste des Seligen. Jedenfalls war, wie die Folge zeigen wird, eine Anzahl von Sonderaufträgen, je nach der einzelnen Herren Verhältnissen, Bedürfnissen, Wünschen, in jenen allgemeinen Auftrag mit eingeschlossen oder an denselben angehängt. Wir dürfen noch mehr sagen: Die Sendung war nicht eine rein geistliche, sie war eine kirchenpolitische; sie galt nicht nur der Kirchenversammlung von Trient, sie galt auch dem Reichstage, der in den ersten Monaten des Jahres 1566 zu Augsburg sollte abgehalten werden. Die

[1] *Gleichz. Abschr. (Decr. et Instr. 1540—1573, f. 216 b—217 b).
[2] *Canisius an Borgia, Fürstenau, 29. Dez. 1565. Neue Abschr.
[3] Canisii Epistulae I 50. [4] Rieß, Der sel. Petrus Canisius 559.

treuen Söhne der katholischen Kirche sahen diesem Tage mit Bangen entgegen. Sie fürchteten, es möchte, dem Trienter Konzil zum Hohn, für Beilegung der deutschen Glaubenshändel ein Nationalkonzil oder ein Religionsgespräch vorgeschlagen werden; sie wußten, daß die Gegner der Kirche zu einem Sturme wider den „geistlichen Vorbehalt" sich rüsteten; kraft dieses Vorbehaltes verloren Erzbischöfe, Bischöfe, Prälaten und andere Geistliche Amt und Einkommen, sobald sie zum Protestantismus übertraten; fiel dieses Bollwerk, so konnten die Protestanten bei den Wahlen durch List oder Gewalt die Ihrigen auf so manche Bischofsstühle bringen und damit die Bistümer selbst auf ewige Zeiten der Kirche entreißen. Da erforderte es die höchste Not, daß die katholischen Fürsten, geistliche und weltliche, vollzählig und rechtzeitig beim Reichstage sich einfanden; sie mußten allen Versuchen, die Rechte und Besitzungen der Kirche von neuem zu schmälern, mannhaft sich widersetzen; sie mußten die Trienter Beschlüsse, wenigstens für ihren Teil, annehmen und über deren Ausführung sich untereinander verständigen. Dies zu betreiben, hatte der päpstliche Bevollmächtigte als eine seiner Hauptaufgaben zu betrachten.

Leider fehlt uns bis zur Stunde ein vollständiges Verzeichnis aller derjenigen geistlichen und weltlichen Reichsstände, bei denen der Nuntius anklopfen sollte. Nachweisbar hat er teils mündlich teils schriftlich verkehrt mit den Kurfürsten von Mainz und von Trier, dem Kardinalbischof von Augsburg, dem Herzog von Jülich-Kleve-Berg, den Fürstbischöfen von Münster, Osnabrück, Paderborn, Würzburg, dem Rat und der Hochschule von Köln. Wahrscheinlich hat er auch schriftlich oder durch Mittelsmänner an den Kurfürsten von Köln und den Erzbischof von Bremen sich gewendet. Eine Anzahl päpstlicher Breven an andere deutsche Große sind samt den zugehörigen Konzilsdrucken damals uneröffnet und unerledigt liegen geblieben; denn die Sendung wurde durch den Tod des Papstes Pius IV. und durch das Herannahen des Reichstages unterbrochen, und von ihrer Wiederaufnahme nach dem Reichstage wurde Canisius auf sein inständiges Bitten durch Papst Pius V. entbunden. Wie durch Zufall hat sich noch die Nachricht erhalten, daß unter den unerledigten Schreiben solche an die Fürstbischöfe von Worms, Speier und Straßburg gewesen.

Sehr vergnüglich war diese Sendung eben nicht. Canisius selbst erzählt in seinem geistlichen Testamente, er habe gewöhnlich nur einen

Begleiter gehabt und habe viel durchmachen müssen [1]. „Der Pater Provinzial hat eine sehr schwierige Reise", schrieb Theodorich Canisius nach Rom; „verständige Leute sind der Ansicht, sie entbehre nicht der Gefahren." [2] Der Winter war im Anzuge. Der Weg führte durch manche protestantische Gebiete, in welchen Abneigung gegen alles Katholische herrschte und leidenschaftlicher Jesuitenhaß glühte. Schon im Oktober des Jahres 1565 hatte der Rektor des Innsbrucker Kollegs dem Ordensgeneral zu melden: Es gehe das Gerücht, daß zwei Männer dem Pater Canisius auflauerten, um ihn unschädlich zu machen [3]. In München erzählte man sich, Canisius komme aus Rom, um den Bischof von Freising und den Erzbischof von Köln abzusetzen [4]. Das Gerücht mochte Nahrung erhalten dadurch, daß man eben damals über Abdankung des Freisinger Bischofs zu Gunsten eines bayrischen Prinzen verhandelte [5], und daß der Erzbischof von Köln als protestantenfreundlich galt [6].

Solche Gerüchte mußten für den päpstlichen Unterhändler recht unangenehm sein. Aber wie wir aus seinen vertraulichen Briefen deutlich entnehmen werden, drückte auf seine Seele noch weit mehr eine andere Schwierigkeit; sie lag in der Beschaffenheit des Auftrages selbst: Es gewann den Anschein, als wollte der arme Ordensmann eine hochpolitische Rolle sich anmaßen; bei der Geistlichkeit Deutschlands kam er in den Verdacht eines Spions. Doch da blieb keine Wahl übrig. Petrus Canisius hatte am 4. September 1549 bei seiner Ordensprofeß vor dem Ordensstifter Ignatius dem Papste „besondern Gehorsam" versprochen [7], und dieses „vierte feierliche Gelübde" galt nach den Ordenssatzungen für alle Sendungen zum Besten der Religion, ob man nun zu Türken gehen mußte oder zu Indiern, ob zu Irrgläubigen oder zu Rechtgläubigen [8]. So verließ denn Canisius am Feste des Erz-

[1] Canisii Epistt. I 50.

[2] * Theod. Canisius an Borgia, Dillingen, 8. Nov. 1565. Autogr. (G. Ep. VI, f. 88 b.)

[3] * Polanco an P. Joh. Dyrsius S. J., Rom, 3. Nov. 1565. Gleichz. Abschr. (Germ. 65, f. 32 a.)

[4] * Theod. Canisius an Borgia, Dillingen, 23. Nov. 1565. Autogr. (G. Ep. VI, f. 86 a.)

[5] M. Lossen, Der Kölnische Krieg. Vorgeschichte, Gotha 1882, 77—79.

[6] Epistolae P. Hieronymi Nadal II, Matriti 1899, 476—478. Jos. Hansen, Rheinische Akten zur Geschichte des Jesuitenordens 1542—1582, Bonn 1896, 475—476.

[7] Canisii Epistt. I 655—657.

[8] Constitutiones Societatis Iesu, P. 5, c. 3, n. 3; P. 7, c. 1, n. 1.

engels Michael, dem 29. September 1565, die ewige Stadt[1] und zog, vom „heiligen Gehorsam" geführt, getröstet und gestärkt, mit seinen Breven und Konzilien nach dem Norden. Durch seinen Bruder Theodorich, den Rektor des Dillinger Kollegs, richtete er am 8. November 1565 nochmals an den hl. Franz Borgia und die andern römischen Ordensbrüder die flehentliche Bitte, sie möchten mit ihren Gebeten und Opfern seine Schritte begleiten[2].

Bisher wußte die Geschichtschreibung nicht viele Einzelheiten dieser Sendung zu verzeichnen. Auch jetzt noch fehlt eine wichtige Quelle; wir meinen die Gesandtschaftsberichte an Kardinal Amulio. Doch sind viele gleichzeitige und sehr gehaltvolle Zeugnisse während der letzten Jahrzehnte entdeckt worden. Ein großer Teil derselben ist heute noch unveröffentlicht. Das Bild, das wir entwerfen, dürfte darum schon seiner Neuheit wegen Beachtung verdienen.

Canisius traf am 21. Oktober 1565 aus Italien in Innsbruck ein; ein heftiges Fieber hielt ihn dort acht Tage fest. Seine Ankunft in Augsburg erfolgte am 31. Oktober[3]. Dort hatte ein Ordensgenosse, der Münchner Prediger P. Martin Stevordian, während seines Provinzials Romreise die Domkanzel versehen; er erhielt die Weisung, im Predigen fortzufahren, bis Canisius von der neuen Reise zurückgekehrt sei; der Ordensgeneral Franz Borgia hatte schon am 22. September 1565 aus Rom an den Kardinal von Augsburg die Bitte gestellt, er möchte den Herzog von Bayern wegen Stevordians Wegbleiben von München begütigen[4].

Der geheime Nuntius sandte am 2. November 1565 aus Augsburg einen Reisebericht nach Rom an Kardinal Amulio ab. Am selben Tage noch verließ er die Stadt und traf in Dillingen, dem Fürstensitze der Augsburger Bischöfe, ein[5]. In dem Breve vom 19. September 1565, welches Canisius zu übergeben hatte, belobt Papst Pius IV. den Kardinal Otto Truchseß von Waldburg ob seiner rührigen Tätigkeit für die katholische Sache, ermuntert ihn zum Ausharren und empfiehlt ihm insbesondere,

---

[1] *Polanco an Salmeron, Rom, 30. Sept. 1565. Gleichz. Abschr. (Ep. It. 65, f. 35[a].)

[2] Siehe oben S. 65 A. 2.

[3] *Theod. Canisius an Borgia, Dillingen, 8. Nov. 1565; vgl. oben S. 65 A. 2.

[4] *Borgia an Kardinal Otto Truchseß, Rom, 22. Sept. 1565. Gleichz. Abschr. (Germ. 65, f. 14[b].)

[5] *Borgia an Canisius, Rom, 17. Nov. 1565. Gleichz. Abschr. (Germ. 65, f. 40[a].) *Theod. Canisius an Borgia, Dillingen, 8. Nov. 1565. Vgl. oben S. 65 A. 2.

seiner Dillinger Hochschule allen nur möglichen Vorschub zu leisten; er möge, so sagt der Papst weiter, dem P. Canisius Ratschläge und Mahnungen mit auf den Weg geben; übrigens habe dieser auch dem Kardinal selbst im päpstlichen Auftrage einige Eröffnungen zu machen[1]. Hier in Dillingen hat also der Vollzug der Gesandtschaft begonnen. Canisius war, wie er selbst berichtet, zwei Tage bei Otto und hatte viel mit ihm zu verhandeln[2]; auf Ottos wiederholtes Verlangen versprach er auch, den Pater General zu ersuchen, daß er den bekannten P. Hieronymus Nadal zum Reichstag nach Augsburg sende; Nadal, meinte der Kardinal, werde dort nicht bloß ihm, sondern dem gesamten Deutschland große Dienste erweisen[3].

Am 4. November verabschiedete sich der Nuntius. Das nächste Reiseziel war Würzburg, oder genauer gesprochen, die Burg Marienberg, vor Würzburgs Toren auf lichter Höhe thronend, die wohlbefestigte Behausung der Fürstbischöfe von Würzburg. Es mochte der 8. November sein[4], als er über die Schloßbrücke ritt und einige Augenblicke später vor Bischof Friedrich von Wirsberg stand.

Die Würzburger Fürstbischöfe waren große Herren; mit dem Titel eines „Herzogs von Ostfranken" geschmückt, beherrschten sie einen großen Strich des herrlichen Frankenlandes auch als weltliche Fürsten. Trotzdem war Bischof Friedrich nicht zu beneiden. Von den zahlreichen Edelleuten seines Gebietes, berichtet Canisius, waren weitaus die meisten ins Lager der Protestanten übergegangen. Auf dem Lande fielen auch manche Pfarrer von der Kirche ab, zum großen Ärgernis der Gläubigen. Die Stadt Würzburg war mit unkatholischen Anschauungen durchtränkt. Die Diener des Altares sahen mehr kriegermäßig aus als geistlich; sie waren mit vielen Lastern behaftet. Der Bischof wagte nicht, ohne bewaffnete Bedeckung sein Schloß zu verlassen. Canisius, der dies alles an Borgia berichtete[5], war der Ansicht, es gebe keinen Bischof in Deutschland, der so viel wie der Würzburger zu befürchten habe von den Nachstellungen seiner Feinde. Zu all dem kam bitterer Mangel an Lehrern und Predigern. Bischof Friedrichs Hoffnung beruhte auf der Gesellschaft Jesu. Als er, noch Domdekan von Würzburg, im Jahre 1556 zu Rom weilte, hatte er mehrere Jesuiten kennen gelernt, darunter jenen Japaner Bernhard, den der hl. Franz Xaver belehrt

[1] Gleichz. Abschr.; teilweise in deutscher Übersetzung bei Rieß, Der sel. Petrus Canisius 348.
[2] *Canisius an Borgia, Mainz, 15. Nov. 1565. Original. (E. C. II, n. 158.)
[3] Epistolae P. Nadal II 670.
[4] Vgl. Canisii Epistt. III 422.
[5] *Canisius an Borgia, Mainz, 15. Nov. 1565; vgl. oben A. 2.

und nach Europa gesandt hatte [1]. Im Jahre 1558 zum Bischof erwählt, erklärte er ein Jahr später während des Augsburger Reichstages dem Provinzial Petrus Canisius seinen festen Entschluß, zu Würzburg ein Kollegium der Gesellschaft zu errichten [2]. Er wollte den Jesuiten das Klarissenkloster zur hl. Agnes geben, das schon seit einiger Zeit nicht aufs beste verwaltet wurde und um das Jahr 1562 nur mehr eine einzige Profeßschwester besaß [3]. Der Papst sollte die Übertragung genehmigen. Die Gesellschaft Jesu hatte noch nicht Arbeitskräfte genug, um dem Wunsche des Bischofs sofort entsprechen zu können. Dieser aber schrieb immer wieder mahnend und bittend an Canisius. Im August des Jahres 1564 ließ er ihn sogar durch seinen Kanzler aus Augsburg nach Würzburg holen zu mündlicher Unterhandlung [4].

Der edle Kirchenfürst war sicher hoch erfreut, den von ihm warm verehrten P. Canisius nun wieder bei sich zu sehen. In dem Breve vom 20. September 1565, welches der päpstliche Bote zu überreichen hatte, sagt Pius IV.: Wir haben, ehrwürdiger Bruder, dem Überbringer Petrus Canisius, „einem Mann, auf den Wir sehr große Stücke halten", Befehl erteilt, „er solle Dich in unserem Namen besuchen und begrüßen und mit Dir eingehend über einige Geschäfte verhandeln, welche in ganz besonderer Weise Dein und unser Amt und den Dienst Gottes betreffen". Was die Überweisung des Agnetenklosters an das Würzburger Jesuitenkollegium angehe, so habe er, bemerkt der Papst, gerne dem Wunsche des Bischofs entsprochen. Derselbe „möge nur dieses Kollegium eifrig schützen und fördern; es werde sicher dem Bistum großen Nutzen bringen", und der Bischof werde aus dieser Pflanzung „reiche Früchte ernten" [5].

Der Fürstbischof ließ sich dies nicht zweimal sagen. Er setzte dem Provinzial gewaltig zu, man möchte doch so bald als möglich die Leute ihm schicken; vorläufig wollte er wenigstens zwei haben, von denen der eine deutsch predigen sollte; für das Kollegium wollte er dann mit 14 Mann sich begnügen. Vom Domkapitel hatte er die Zustimmung zu seinem Vorhaben kürzlich erlangt. Aber ein rechter Provinzial ist gar langsam im Versprechen. Canisius besah sich zuvor noch recht gründlich das alte Kloster. Er war nichts weniger als entzückt von demselben. Es

[1] Epistt. P. Nadal III 333—334; Monumenta Xaveriana I, Matriti 1899 ad 1900, 146 730—735.

[2] Canisii Epistt. II 445. [3] Ebd. III 422.

[4] Ebd. III 127 422; IV 237 404 515 1045.

[5] Das Breve ist zuerst veröffentlicht worden von Ignaz Denzinger im Archiv des Historischen Vereins von Unterfranken und Aschaffenburg, 1. u. 2. Heft, Würzburg 1854, 88—89.

stack so tief im Boden; es hatte so wenig Sonne; man mußte erst noch viel daran bauen. Auf der andern Seite kam es ihm vor, als ob der Bischof stark haushälterisch, fast etwas knauserig wäre. Balthasar von Hellu, sein Kanzler, klagte, daß er für den Kollegsbau so wenig Geld ausgebe. Auch sprach man so gar nichts von einem festen Einkommen des künftigen Kollegs, und doch waren die jährlichen Einkünfte des Agnetenklosters auf ungefähr 1000 Dukaten oder 1200 Taler geschätzt[1]. Da mußte mit dem „guten alten Herrn", wie Canisius in diesem Berichte den Fürstbischof nennt, einmal ein ernstes Wort gesprochen werden. Der Provinzial erklärte, vor allem müßten gute Schulzimmer und angemessene Lehrerwohnungen hergestellt werden; dann erst könne von einer Eröffnung des Kollegs die Rede sein. Nach seiner Ansicht war es das klügste, aus Dillingen den P. Johannes von Rabenstein, den Abkömmling eines fränkischen Adelsgeschlechtes, kommen zu lassen und zugleich auch den Baumeister des baulustigen Kardinals Otto; diese beiden sollten dann an Ort und Stelle die Baupläne machen und alles, was außerdem nötig, besorgen[2].

Weitere Verdrießlichkeiten bereitete die päpstliche Bulle, durch welche das Recht auf das Agnetenkloster dem neuen Kollegium feierlich verbrieft werden sollte. Allen Anzeichen nach war dieselbe schon im Jahre 1562 zusammengestellt und aufgesetzt worden[3]. Als man sie aber in Empfang nehmen wollte, hatte der Datar eröffnet: Er müsse eine „Komposition" verlangen; der Bischof habe erst 3000 Dukaten zu zahlen. Wir werden das dem römischen Prälaten nicht übel nehmen; jedenfalls werden wir uns hüten, ihm darob das Schandmal der Simonie auf die Stirn zu brennen. Es war eine Art Erbschaftssteuer; eine solche läßt man auch vom Staate sich gefallen. Der Papst bedarf eben großer Geldmittel zur Regierung der Kirche. Wenn er als oberster Verwalter des Kirchenvermögens jemand ein Stück Kirchengut zuspricht, so kann er zweifellos bei diesem Anlasse ihm eine Abgabe auferlegen, welche der Gesamtkirche zum Besten gereicht. Immerhin, wie der Würzburger Sprengel damals bestellt war, vor wenigen Jahren durch den Mordbrenner Albrecht Alcibiades von Ansbach-Kulmbach und dann wieder durch den Raubritter Wilhelm von Grumbach versengt und zertreten, ausgesogen und ausgeplündert, bedeutete eine Zahlungsforderung von solcher Höhe für denselben eine geradezu erdrückende Last. Canisius schrieb darum, ohne Zweifel nach Rücksprache mit dem Fürstbischof, nach Rom an den hl. Franz Borgia, man solle der Bulle halber sich nicht weiter bemühen. „Wir haben wegen des Klosters den Papst um seine Zustimmung gebeten und sind

[1] Canisii Epistt. III 484.

[2] * Canisius an Borgia, Mainz, 15. Nov. 1565; vgl. oben S. 67 A. 2.

[3] F. X. v. Wegele, Geschichte der Universität Wirzburg II, Wirzburg 1882, 54 56 65 70—73.

derselben sicher; das wird für sich allein schon dem Bischof genügen." [1] Wir wollen diese Angelegenheit gleich bis an ihr Ende verfolgen. Zu Rom war unterdessen der Sekretär der Gesellschaft Jesu, der P. Johannes von Polanco, nicht müßig gewesen. Er war zum Kardinal Markus Sitticus von Hohenembs, Bischof von Konstanz, gegangen, der zu gleicher Zeit des Papstes Neffe, des Bischofs Amtsgenosse und der Jesuiten Freund war. Im Laufe des Dezember gelangte nach Würzburg die Nachricht, der Datar habe gegen Anfang des Monats sich dahin zu vernehmen gegeben, daß die Komposition für diesmal solle erlassen sein. Es werde jetzt, fügte Polanco dieser Meldung bei, einer verhältnismäßig weit geringeren Summe bedürfen, um die Bulle aus dem „Bullenregister" in die Hand und auf die Post zu bekommen; der Bischof möge also die Zahlung einleiten [2]. Doch der würzburgischen Kasse fehlte auch für diese Leistung sei es die Kraft, sei es die Lust. Am 16. März 1566 schrieb Polanco aus Rom an Canisius: Obwohl nach gewissen Kanzleiregeln eine Gnadenbewilligung wirkungslos bleibt, wenn die Bullen nicht herausgegeben werden, wollen wir doch an Ihren Rat uns halten und die Sache auf sich beruhen lassen [3].

Von Canisius erhielt Bischof Friedrich auch eine amtliche Ausgabe der Trienter Konzilsbeschlüsse; man sprach viel und ernst über deren Veröffentlichung und über die Haltung, welche der Kirchenfürst beim nahen Augsburger Reichstag einnehmen sollte [4]. Canisius konnte nur einen Tag bleiben. Friedrich bat ihn, er möchte doch bei der Rückkehr vom Rhein abermals bei ihm einkehren und ausführlicher mit ihm verhandeln [5].

Am 9. November schrieb der Nuntius noch einen Brief aus Würzburg. Am selben Tage oder Tags darauf war er in Aschaffenburg, dem Herrschersitze der Kurfürsten von Mainz, bei Daniel Brendel von Homburg, dem Erzbischof von Mainz und Erzkanzler des heiligen römischen Reiches. Beim Empfang mochte wohl der Kurfürst der Augsburger Domherren gedenken. Vor sechs Jahren hatte er ihnen sagen lassen: Er wünsche über die religiöse Erneuerung seines Sprengels ihren Domprediger Canisius zu Rate zu ziehen; man möge diese Reise gestatten. Des Erzbischofs Bitte war abgeschlagen worden [6]; jetzt hatte er den Mann; er war ihm vom Papste selber gesendet.

---

[1] *Canisius an Borgia, Mainz, 28. Jan. 1566; vgl. oben S. 60 A. 5.

[2] *Borgia an Theod. Canisius, Rom, 18. Dez. 1565. *Polanco an Petrus Canisius, Rom, 2. Febr. 1566. Gleichz. Abschr. (Germ. 65, f. 52 59 [b].)

[3] *Gleichz. Abschr. (Germ. 65, f. 83 [b].)

[4] Vgl. oben S. 58.

[5] *Canisius an Borgia, Mainz, 15. Nov. 1565; vgl. oben S. 67 A. 2.

[6] Canisii Epistt. II 586.

Über Gegenstand und Verlauf der Aschaffenburger Unterhandlung hat Canisius ohne Zweifel dem Kardinal Amulio gegenüber sich einläßlich ausgesprochen in seinem Mainzer Schreiben von Mitte November[1]. An Borgia meldet er, daß er drei Tage dageblieben sei. Zu den Schriftstücken, welche er dem Erzbischof überbrachte, gehörte vermutlich eine zweite Reinschrift jenes lateinischen, im Brevenregister Pius' IV. unter dem 3. Oktober 1564 eingetragenen Schreibens, dessen erste Reinschrift samt jenen andern Breven in Feindeshände gefallen war[2]. Das Breve ist unseres Wissens noch unbekannt; es lohnt sich der Mühe, dasselbe wenigstens teilweise in deutscher Übersetzung wiederzugeben; denn man sieht aus des Papstes Worten, wie ernst er es nahm mit der Durchführung der Trienter Beschlüsse und mit der Abstellung der eingerissenen Mißbräuche. Zuerst erinnert Pius seinen „ehrwürdigen Bruder" an die Bulle vom 26. Januar 1564, welche er zur Bestätigung des Konzils erlassen und zu allgemeiner Kenntnis gebracht habe; dann fährt er fort: „Was zur Unterdrückung und Ausrottung der Irrlehren und zur Abschaffung der Mißbräuche so fromm und fürsorglich ist festgesetzt worden, das muß nun allenthalben mit gebührender Ehrfurcht aufgenommen und aufs gewissenhafteste beobachtet werden; ist es ja jenes stärkste und letzte Heilmittel für die schweren Wunden der Kirche, nach welchem alle Gutgesinnten schon so lange sich gesehnt haben. Dies Heilmittel ist von so vielen Konzilsvätern mit so viel Eifer und Sorgfalt und unter so großen und langwierigen Mühen und Anstrengungen zubereitet worden. All das wäre vergebens, wenn nicht diese heiligen, segensvollen Beschlüsse von allen, deren Amt und Pflicht es ist, treulich, emsig und sorgfältig ins Werk gesetzt würden. Darum glaubten Wir an Dich und die übrigen Kirchenfürsten Deutschlands beglaubigte Exemplare jener Beschlüsse, wie sie in Rom auf unser Geheiß gedruckt worden sind, schicken zu sollen, zusamt mit den Bestimmungen, welche Wir über diesen Gegenstand getroffen haben. Dabei ermahnen Wir Dich, ehrwürdiger Bruder, eindringlich und unter Berufung auf Gottes Gericht, Du wollest um der Ehre Gottes wie um des Heiles der Seelen willen, auch aus Ehrfurcht vor dem Apostolischen Stuhl und der heiligen Synode die Beschlüsse vollstrecken und genau Dich an sie halten, auch dafür sorgen, daß sie von den Dir unterstellten Bischöfen angenommen und

[1] *Borgia an Theod. Canisius, Rom, 26. Jan. 1566. Gleichz. Abschr. (Germ. 65, f. 56 b.)

[2] Vgl. oben S. 59.

befolgt werden. Wir versehen uns dessen auch des hohen Amtes wegen, welches Du inne hast, und wegen Deiner ausgezeichneten Tugend und Weisheit." [1]

Unter den Konzilsbeschlüssen, deren Ausführung zwischen dem Erzbischof und dem Nuntius besprochen wurde, war, wie die Quellen zeigen, der über die Gründung von Priesterseminarien. Daniel hatte, nicht ohne des Canisius Beihilfe, im Jahre 1561 zu Mainz ein Kollegium der Gesellschaft Jesu errichtet. Zwei Jahre später verband er mit demselben ein Erziehungshaus für Studierende [2]. Um dieselbe Zeit beschloß er, aus den Gütern des Erzbistums dem Kollegium eine feste Rente zu geben und zugleich in Mainz aus dem Vermögen des Erzstiftes ein Seminar für arme Studenten zu errichten, welche von Lehrern aus dem Jesuitenorden für das Priestertum sollten herangebildet werden. Seine Pläne fanden vielen Widerspruch [3], den meisten höchstwahrscheinlich bei der Geistlichkeit selbst. Anderseits hatte allem Anschein nach der Erzbischof, der Unsitte jener Zeit nachgebend, bei seiner Wahl auf eine beschwerliche „Kapitulation" sich eingelassen und in derselben neben andern Stücken dieses versprochen, daß er ohne Bewilligung seines Domkapitels von den Stiftsgütern keinerlei Vergabung machen wolle, auch nicht für so segensreiche und geradezu notwendige Gründungen, wie es damals im Stifte und Kurstaate Mainz ein Priesterseminar und ein gutes Gymnasium waren. Da sollte denn nun der Papst aus apostolischer Machtfülle dem hohen Herrn die Freiheit wiedergeben, welche dieser sich selbst genommen hatte. Der Kurfürst wünschte ein päpstliches Schreiben, und zwar sollte es die Form eines Motu proprio haben, damit seine Widersacher außer stande wären, dasselbe für erschlichen zu erklären. Der Papst sollte drei Dinge darin leisten: erstens beide Gründungen beloben; zweitens sie bestätigen auch für den Fall, daß ihnen irgendwelche Verpflichtungen entgegenstünden oder Eide oder ähnliches; drittens den Erzbischof für den Fall, daß er vor Vollendung seiner Stiftungen stürbe, bevollmächtigen, das Fehlende in seinem letzten Vermächtnis zu ergänzen [4]. Pius IV. erklärte sich zu allem bereit; doch es waren verschiedene Förmlichkeiten zu erfüllen, und darüber geriet die Sache ins Stocken. Damit aber der Kurfürst in seinem Eifer nicht erkalte, ließ ihm der Großpönitentiar Kardinal Ranuzzo Farnese schon im April des Jahres 1564 durch den Rektor des Mainzer Kollegiums sagen: kraft päpstlicher Vollmacht habe er für den Bereich des Gewissens bereits alle Schwierigkeiten behoben; der Erzbischof möge nur frisch vorangehen [5]. Doch das Werk sollte auch nach außen hin für alle Zukunft gesichert sein. Was half die Sorge und Mühe, wenn nach des Gründers

---

[1] * Gleichz. Abschrift im Vatikanischen Archiv (Arm. 44, to. 20, ep. 40). Am Rande erwähnt von Od. Raynaldus, Annales ecclesiastici, in a. 1564, n. 34.

[2] Epistt. P. Nadal II 452.

[3] * Bericht des Mainzer Rektors P. Lambert Auer S. J., um 1566 geschrieben (Ass. Germ. Fund. I, f. 349 b).

[4] Canisii Epistt. IV 494 551. [5] Ebd. 494 575.

Tode das Kapitel oder der Nachfolger alles über den Haufen warf? Darum wollte Daniel eine päpstliche Gewährleistung in feierlichster Form. Die Bulle sollte ungefähr dahin lauten: Ohne das Mainzer Domkapitel um Zustimmung bitten zu müssen, könne der Erzbischof aus den Renten des Erzstiftes 40 000 bis 50 000 Gulden für die Dotation des Mainzer Jesuitenkollegs und eines tridentinischen Priesterseminars verwenden. Vielleicht sollte auch das vom Kurfürsten seit Jahren geplante Erfurter Kollegium [1] in diese Vergünstigungen eingeschlossen werden [2]. Möglich, daß noch eine zweite Bulle verlangt wurde; denn Erzbischof Daniel wollte den Jesuiten auch ein Mönchskloster geben; er faßte zuerst die Mainzer Karmeliter ins Auge; dann gab er den Franziskanern den Vorzug [3]; schließlich dachte man, zwei Klöster wären noch besser als eines [4]. Im Briefwechsel zwischen Mainz und Rom werden gelegentlich auch Mainzer „Bullen" in der Mehrzahl erwähnt [5].

Wir verzichten auf eingehendere Untersuchungen über die Klosterbulle, um die Geschichte jener Rentenbulle gleich bis an ihr Ende zu verfolgen. Der rheinische Jesuitenprovinzial P. Anton Vinck, welchem das Mainzer Kolleg unterstand, mußte im Frühling des Jahres 1565 nach Rom zur Generalswahl reisen. Der Kurfürst beauftragte ihn, bei dieser Gelegenheit die Bulle ihm zu erwirken. Pius IV. sagte sofort zu. „Möglichst viele Jesuitenkollegien in Deutschland!" Das war damals leitender Grundsatz in den höchsten kirchlichen Kreisen [6]. Der Papst erklärte auch, auf die Zahlung der üblichen „Komposition" verzichten zu wollen. Doch siehe, trotz dieses Verzichtes verlangten die Beamten der Kurie noch 600 Dukaten. Neue Verlegenheit! Endlich kam Rat. Rom nimmt zuweilen aus besondern Gründen Abstand von den Umständlichkeiten des gewöhnlichen Kanzleiverfahrens. Um die Ausfertigung gewisser päpstlichen Erlasse zu erleichtern, hatte zu Anfang des 16. Jahrhunderts Alexander VI. sogar ein eigenes Amt, das des „Summators", geschaffen. So nahm auch jetzt endlich ein Ungenannter es auf sich, dafür zu sorgen, daß die Bulle „auf dem geheimen Wege", wie jener verkürzte Geschäftsgang genannt wurde, den Mainzern übermittelt werde. Als Entgelt für seine Bemühungen, vielleicht auch zu einigem Ersatz für die nun wegfallenden Gebühren, mußte Vinck dem Ungenannten die Summe von 100 Dukaten zum einen Teile auf die Hand legen, zum andern in Aussicht stellen [7].

---

[1] Epistt. P. Nadal I 378—381. Canisii Epistt. III 8.

[2] * Cod. n. 111, Historia Collegii S. J. Moguntini, um das Ende des 16. Jahrhunderts, wie es scheint, geschrieben. In der Stadtbibliothek zu Mainz.

[3] Nic. Serarius S. J., Moguntiacarum rerum libri quinque, Moguntiae 1604, 931. G. Chr. Ioannis, Volumen primum rerum Moguntiacarum, Francofurti ad Moenum 1722, 873.

[4] Hansen, Rheinische Akten 601.

[5] So im * Schreiben von Borgia an Canisius, Rom, 17. Nov. 1565; vgl. oben S. 66 A. 5.

[6] Canisii Epistt. IV 118 159 359.

[7] * Polanco an Canisius, Rom, 3. Nov. 1565 (Germ. 65 f. 31ᵇ—32ᵃ).

Vinck und Canisius waren bereits von Rom abgereist, als die langersehnte Bulle zum Vorschein kam. Canisius mußte in Aschaffenburg sich darauf beschränken, dem Kirchenfürsten die baldige Erfüllung seiner Wünsche anzuzeigen und ihn um die Anweisung der 100 Dukaten für den Geheimen zu ersuchen. Am 3. November konnte endlich Polanco die Mainzer Urkunden nach Innsbruck absenden zur Weiterbeförderung nach Augsburg und Mainz [1]. Canisius meldete am 28. Januar 1566 nach Rom, der Erzbischof habe jetzt alles empfangen.

Ungetrübte Freude konnte der Diener Gottes an dem Mainzer Handel nicht haben. Wohl mochte er sich sagen, man dürfe den Römern ihrer Dukaten wegen nicht allzu sehr grollen. Feste Gehälter nach heutigem Schnitte waren, wie es scheint, damals am Tiberstrande noch weniger bekannt. Das kleine Volk der römischen Schreiberstuben mußte zumeist von Sporteln und Taxen sich nähren. Aus einem großen Teile Deutschlands floß aber seit Jahrzehnten rein gar nichts mehr; die protestantischen Fürsten steckten die Peterspfennige und noch viel mehr in ihre eigene Tasche. Was Wunder, wenn man hurtig zugriff, als endlich wieder einmal aus Deutschland ein fetter Bissen in Sicht kam. Immerhin wallte zuweilen das Blut in der Brust des apostolischen Mannes, und einmal konnte er sich nicht enthalten, dem hl. Franz Borgia sein Herz auszuschütten in den Worten: „Gebe Gott, daß der römischen Kurie diese Geldgeschäfte nicht mehr schaden, als nützen! Man verspricht jemand, ihm etwas unentgeltlich zu bewilligen, und dann muß er doch noch so viel Geld geben, um es herauszubekommen. Die Leute können das nicht begreifen! Doch", so fügt er mit einem Blick auf den neuen Papst Pius V. hinzu, „vielleicht wird jetzt das Sprichwort sich bewähren: Novus rex, nova lex!" [2]

Aus dem Munde des Erzbischofs vernahm der Visitator viel Gutes über das Mainzer Kolleg. Daniel liebte die Anstalt wie seinen Augapfel. Er sollte noch sehen, wie an ihrer Stiftungsurkunde auch das Siegel des Mainzer Domkapitels hing, wie sie über 600 Schüler zählte und wie ein neues, reines Priestergeschlecht aus ihren Mauern in die Mainzer Kirchen einzog [3]. Nur ungern schied Canisius von dem hochherzigen Fürsten, dem „Vater der Jesuiten", wie die Mainzer ihn nannten [4].

Von Aschaffenburg nach Mainz dauerte damals die Reise ungefähr zwei Tage [5]. Wahrscheinlich rastete der Wanderer mehrere Stunden zu Frankfurt a. M.; dort fand er Freunde und Verehrer im Kloster der Dominikaner und bei den Stiftsherren des Bartholomäus-Münsters; die

[1] Polanco an Canisius, Rom, 3. Nov. 1565 (Germ. 65 f. 31^{b}—32^{a}).

[2] * Canisius an Borgia, Mainz, 28. Jan. 1566; vgl. oben S. 60 A. 5.

[3] Epistt. P. Nadal II 452; III 24. Hansen, Rheinische Akten zur Geschichte des Jesuitenordens 1542—1582, 452 601 610 742.

[4] Hansen a. a. O. 515.

[5] Epistt. P. Nadal IV 787.

Frankfurter Katholiken sehnten sich seit Jahren nach einer Niederlassung der Gesellschaft Jesu [1].

Am 14. November 1565 durfte Petrus Canisius eine Stadt betreten, welche für ihn selige Erinnerungen barg. Im Pfarrhause von St Christoph zu Mainz hatte er als 22jähriger Jüngling unter Leitung seines „zweiten Vaters", des seligen Peter Faber, zum erstenmal die geistlichen Übungen des hl. Ignatius gemacht; während derselben hatte er, wie er sich ausdrückte, seine geistige „Wiedergeburt" erlebt und die Stimme Gottes vernommen, welche ihn in die Gesellschaft Jesu rief [2]. Jetzt besaß der Orden zu Mainz ein Kollegium mit mehr als 30 Ordensbrüdern; ein Mann, der des Canisius Schüler und mehrjähriger Hausgenosse gewesen, der Tiroler Lambert Auer, stand als Rektor an der Spitze des Hauses. Hessen, Sachsen, Thüringen hatten Schüler gesendet; die Gesamtzahl belief sich damals auf beiläufig 400; manche hatte man abweisen müssen, so groß war der Zudrang [3].

Zu Mainz traf der oberdeutsche Provinzial seinen Amtsgenossen vom Rhein, den P. Antonius Vinck. Vergebens bat er denselben, dem Bischof von Würzburg Hilfe zu senden; am Rhein war niemand verfügbar. Seinerseits bat Vinck um guten Rat in Sachen des Index. Jegliche Erlaubnis, häretische Bücher zu lesen, war von Pius IV. bei der Veröffentlichung des tridentinischen Index zurückgenommen worden [4]. Da die heutige Indexkongregation damals noch nicht eingerichtet war, hatten sich die deutschen Jesuiten um neue Erlaubnis an die Inquisition gewandt. Die Erlaubnis lag jetzt vor; aber sie war auf ganz wenige Ordensmitglieder beschränkt [5]. Man müßte denn doch, meinte Vinck, allen Gelehrten der rheinischen Ordensprovinz, besonders den Doktoren und Lizenziaten der Theologie, diese Lesung gestatten. Canisius war einverstanden; er ließ sich alle jene Namen aufschreiben und schickte sie nach Rom an den Ordensgeneral Franz Borgia. Wenn man, bemerkte er, den Herren Inquisitoren Vorstellungen mache, so würden sie hoffentlich ohne Schwierigkeit der Bitte willfahren [6].

In Mainz überlegte der päpstliche Unterhändler auch seine weiteren Reisepläne. Er war unschlüssig, ob er die Aufträge für Speier und

---

[1] Canisii Epistt. III 149 234; IV 742. Epistt. P. Nadal III 11. Hansen a. a. O. 468 511.

[2] Canisii Epistt. I 4 43.

[3] Hansen a. a. O. 515.

[4] Canisii Epistt. IV 533 [3].

[5] O. H. Hopfen, Kaiser Maximilian II. und der Kompromißkatholizismus, München 1895, 229.

[6] * Canisius an Borgia, Mainz, 15. Nov. 1565; vgl. oben S. 67 A. 2.

Worms persönlich bestellen sollte oder durch den Rektor des Mainzer Kollegs; den Straßburger Bischof wollte er selbst aufsuchen, wenn er von Köln zurückkam. Die Mainzer Jesuiten, auch der Provinzial Vinck, rieten ihm, auch nach Worms und Speier selbst zu gehen. Im gleichen Sinne hatte der Mainzer Erzbischof sich ausgesprochen [1]. Dieser hatte nicht lange zuvor den Speirer wie den Straßburger Bischof brieflich aufgefordert, Jesuitenkollegien zu gründen [2].

Vorerst gab es mit dem Kurfürsten von Trier vieles und Wichtiges zu besprechen.

(Fortsetzung folgt.)

Otto Braunsberger S. J.

Peter Roseggers Leben Jesu.

Oskar Bulle macht dem Verfasser von Hilligenlei einen Vorwurf daraus, daß er in der Handschrift des Kai Jans ein objektives Leben des Heilandes habe bieten wollen.

„Wir wollen nicht das Christusbild sehen, wie er es sich vorstellt, sondern wie er es empfunden und erlebt hat. Nicht das Bild selbst, sondern die Spiegelung des Bildes in seinem Innern. Eine subjektive Erfahrung soll uns der Dichter mit aller Kraft seiner hohen Gabe schildern, nicht ein objektives Ergebnis wissenschaftlicher Studien künstlich, wenn auch kunstvoll, vor uns aufbauen."

Einen solchen Vorwurf kann moderne Kunstanschauung gegen Peter Rosegger nicht erheben; denn in seinem Leben Jesu [3] wollte er nichts anderes, als das Heilandsbild, das er als das seine in sich trug, sich vom Herzen schreiben.

„Nicht aus Büchern konnte und wollte ich dieses Buch schreiben, nur ganz und rein aus mir heraus. Es sollte nichts anderes sein als ein religiöses Gedicht, ein einfältiges Bekenntnis, wie in mir das Jesubild lebt. Vielleicht schriebe ich es zu einer andern Zeit und unter andern Verhältnissen anders." [4]

---

[1] * Vinck an Borgia, Aschaffenburg, 29. Nov. 1565. Autogr. (G. Ep. VI, f. 176—177.)

[2] Hansen, Rheinische Akten zur Geschichte des Jesuitenordens 1542—1582 515.

[3] I. N. R. I. Frohe Botschaft eines armen Sünders, Leipzig 1905.

[4] Ein Nachwort zu meinem Jesubuch („Heimgarten" XXIX 418 ff). In den späteren Abdrucken von I. N. R. I. findet sich dieses Nachwort, etwas verändert, als Anhang.

Sogleich nach dem Erscheinen von I. N. R. I. wurden viele Stimmen laut, aus denen scharfer Tadel und entschiedene Ablehnung klang. Als einer der ersten sprach Dr Anton E. Schönbach seine Enttäuschung aus. „Rationalismus vom reinsten Wasser, hineingesteckt in den Mantel mystischer Verschwommenheit“, so urteilte Dr Joseph Heß in der Kölnischen Volkszeitung. Auch bei den Protestanten wurde es lebendig. Eine Berliner Dame, Frau A. Seeberg, wußte hart zu rügen, dem Buche fehle von der ersten bis zur letzten Seite die einfache, schlichte Unterwerfung unter die Wahrheit, die heilige Ehrfurcht; zu einem Teile verletze es, und es ermüde zum andern Teil. Eine kräftige Abfertigung, zumeist vom theologischen Standpunkt aus, brachte der Alte Glaube. Angesehene Literaturblätter verwarfen das Werk aus literarischen Gründen.

Aller Tadel aber vermochte den Erfolg des Buches so wenig zu hindern, daß bis heute an die 20 000 Exemplare verkauft sein mögen. Wird es auch bei Katholiken und überhaupt bei gläubigen Christen gelesen? Das wäre zu bedauern; denn in der Tat befriedigt I. N. R. I. nicht bloß nicht als Kunstwerk, es gibt auch ein unwahres Bild von Christus, seiner Person und seinem Leben[1].

I.

Das Heilandsbild von I. N. R. I. hat eine Novelle zum Rahmen.

Konrad Ferleitner, ein Tischlergeselle und Mitglied eines anarchistischen Vereins, hat ein Attentat auf den Kanzler des Reichs verübt und wird zum Tode durch den Strang verurteilt. Sein Verbrechen ist die Tat eines Verführten gewesen; er verwirkt sie nun selbst. Gebrochen, in dumpfer Verzweiflung liegt er auf dem Ziegelfletz seiner Zelle. Er verlangt nach einem Priester. „Aber nicht beichten. Beichten nicht. Einen Menschen möchte ich bei mir haben.“ Ein Franziskaner tritt in die Zelle, ein wohlwollender Mann, der es aber nicht immer richtig anzufangen weiß, wie er in diesen dunkeln Kammern trösten soll. Immerhin spricht Konrad sich ein wenig aus, will „auch alles Unserer Lieben Frau aufopfern“ und bittet dann um ein Evangelienbuch. Das verweigert ihm der katholische Priester: „Mit diesem Buche ist es eine eigene Sache. Unter zehn Lesern kann's kaum einer verstehen. Und der eine versteht's auch nicht. Es ist ein zu tiefsinniges, ich möchte sagen, ein zu göttliches Buch, wie es heißt, mit sieben Siegeln verschlossen. Daher muß es erklärt werden von Fachleuten.“ Statt der Evangelien bringt der Kerkermeister nach einer Stunde ein Paket Gebet- und Erbauungsbücher, die „Andacht des heiligen Rosenkranzes“, die „Gebete zum Herzen Maria“, „Der Tod, das Gericht, der Himmel und die Hölle“, die „Geschichte der hl. Theresia“, „Die sieben Himmelsriegel“ und „Ablaßandachten für die armen Seelen“. „Welch eine Fülle von Erbauung!“ ruft Rosegger spottend aus. So oft auch der verzweifelnde Sträfling die Bücher zur Hand nimmt, er legt sie allemal beiseite: [illegible] weg, und immer wieder kommt die grause Todesangst, die an [illegible] rüttelt. Da steigt ein Sternlein in seiner dunklen Seele auf: die Bilder der Kindheit, und

[1] Wir nehmen im folgenden das Buch vor allem [illegible]. Zögen wir zur Erklärung des vielen [illegible] und zur Ausfüllung der vielen Lücken [illegible] die früheren Schriften Roseggers heran, [illegible] Urteil noch weit ungünstiger ausfallen.

ganz besonders die Mutter, die seit vielen Jahren im Grabe schläft, ihre Gestalt, ihre Worte, ihre Lieder, ihre heiligen Erzählungen aus dem Leben des Heilandes auf Erden. In ihm reift der Entschluß, er will ein Buch über Jesus schreiben. „Nicht danach fragte er, ob es der Heiland der Bücher war. Sein Heiland war es, wie er in ihm lebte, wie er ihn und gerade ihn erlösen konnte. So vollzog sich bei diesem armen Sünder im kleinen, wie es sich bei den Völkern im großen vollzieht: wenn schon nicht immer der historische Jesus zum Heilande wird, so wird doch der geglaubte Heiland zum historischen, indem er durch das Gemüt der Menschen die Weltgeschichte leitet."

Sechs Wochen nach der Verurteilung hat Ferleitner sein Werk vollendet. Er ist nun getröstet, und obwohl es ihm süßer wäre, mit Jesus zu leben, es wird ihm auch süß sein, mit Jesus zu sterben. Der Franziskaner liest die Schrift, und sie findet seinen Beifall. Vom kirchlichen Standpunkte aus wäre natürlich allerlei dagegen einzuwenden. „Auch den Geschichtspphariten, wie der Verfasser sagen würde [Pharit = Pharisäer], dürfte manches nicht recht sein. . . . Nach Fehlern sollen jene jagen, die sich an Fehlern freuen. . . . So von Herzen fromm ist das empfunden, ich wollte dir das Sakrament darauf reichen." Ja der Pater rät zur Veröffentlichung, die Aufschreibungen könnten auch andern nützen, „die nach einem einfältigen Gotteswort suchen und nichts Rechtes finden können. In Krankenhäusern und Armenherbergen und Gefangenhäusern gibt es genug solche Leute. Besonders auch, die in deinem Falle sind". Nur über einen passenden Untertitel des Buches — denn der Titel I. N. R. I. sei etwas wunderlich — sinnt der Franziskaner bis zu seinem nächsten Besuch. Wie er dann mit der Schriftrolle wiederkommt, ruft er, sie in der Hand schwingend, Konrad zu: „Frohe Botschaft! Frohe Botschaft!" Er meint den Untertitel, der der Schrift zu geben sei; aber Konrad hält den Ruf für die Kunde der Begnadigung, und die Freude tötet ihn. Am Tore des Gefängnisses begegnet dem Mönche der Gerichtspräsident: „Lieber Pater! ... Der Delinquent Ferleitner wird einen Priester brauchen. Morgen 6 Uhr früh muß er dran." Der Pater antwortet: „Delinquent Konrad Ferleitner braucht keinen Priester und keinen Richter mehr. Er ist begnadigt."

Das ist die Folie, die Rosegger seinem Leben Jesu gegeben hat. Klar hat er darin seine Absicht ausgesprochen und die besondere Färbung angegeben, worin er das Leben Jesu darstellen wolle. Das Evangelium ist die frohe Botschaft für die armen Sünder. Es ist Trost, Mut und Kraft. Es ist ferner Erlösung und Sündenvergebung; darum spricht der Franziskaner dem plötzlich Gestorbenen die Begnadigung vor dem ewigen Richter zu.

Aber nicht etwa nur, wie das Evangelium einen andern tröste und erlöse, will Rosegger als fremder Zuschauer erzählen, sondern er will, wie wir schon oben festgestellt haben, seine eigene Erfahrung, sein subjektives Erlebnis erzählen. Ferleitner und Rosegger, „diese beiden sind einer. Die Rahmenerzählung von dem armen Sünder ist sinnbildlich gemeint — alldieweilen wir alle zum Tode verurteilte arme Sünder sind und besonders der Verfasser sich zu seiner Beruhigung den Heiland erwecken wollte, der ihn tröstet und selig macht." [1]

---

[1] Ein Nachwort zu meinem Jesubuch 1.

Niemand wird einen Christusdichter deshalb tadeln, weil er Christus in besonderem Lichte darstellt und ihn in eigener, von andern unterschiedener Weise auffaßt. Aus der einen Erde sprießen alle Blumen; aber aus der einen saugt jede eine eigene Farbe, worin sie blüht, eine eigene Gestalt, worin sie wächst. Johannes sah in seinem Meister die Liebe, Petrus die Größe, und mehr als Paulus ist Christus allen alles und jedem das Seine. Mit Recht fordert darum Rosegger: „Keinen schematischen Jesus, sondern einen lebendigen." [1] Aber dieser Grundsatz hat einen doppelten Sinn. In der Geschichte und dem Wesen des Herrn mag jeder seine Betrachtung und Liebe vorzüglich dem zuwenden, was ihn am meisten erfreut und am mächtigsten fördert, das ist der richtige Sinn. Das geschichtliche Bild des Herrn mag jeder nach Belieben und Gefallen verschieben und verändern, das ist der unrichtige Sinn. In der „Frohen Botschaft" ist vorwiegend der unrichtige Sinn angewendet worden.

II.

Über die Wahrheit und sachliche Richtigkeit, womit selbst der Dichter die Geschichte Christi behandeln müsse, denkt A. Seeberg [2] folgendermaßen:

„Wir alle tragen ein bestimmtes, festes Bild von Christus in unserer Seele, das an den biblischen Erzählungen seinen realen, geschichtlichen Hintergrund hat. Von diesem feststehenden Christustypus abzuweichen, wäre sowohl für die Malerei als für die Dichtkunst zum mindesten sehr gewagt; denn es würde unsere Phantasie nur zerren und stoßen. . . . Gewiß muß man auch dem Dichter die Berechtigung zusprechen, diesen gegebenen Stoff mit seiner Phantasie auszuschmücken und zu gestalten, aber nur insofern, als sich seine Phantasie in dem Rahmen bewegt, den der feste historische Stoff darbietet. Er mag also z. B. zu einem schönen Wort eine Situation erfinden, in dem es gesprochen wird, oder auch die Umrisse einer gegebenen Situation ausmalen. Gilt das schon von der Profangeschichte . . . so noch viel mehr von der heiligen Geschichte. . . . Hier gilt das Wort: „Ziehe deine Schuhe aus von deinen Füßen; denn der Ort, darauf du stehest, ist ein heilig Land."

Einigen, deren Geschichtssinn sehr stark ausgebildet ist, wird in solchen Grundsätzen schon zu viel Zugeständnis liegen. Sie fühlen jede Ausschmückung als eine Art Vermischung von Geschichte und Fabel, und da es sich zugleich um die heiligste Geschichte handelt, obendrein als Beleidigung des Heiligen. Andere, die mehr von dem kindlichen Sinn der Volksdichtung und der Legende in sich tragen, geben Ausmalungen des in den Evangelien Gegebenen zu. Ja sie lassen dem Dichter noch außerdem die Freiheit, apokryphe oder legendarische oder selbsterfundene Geschichten einzuflechten. Denn vom Dichter, wo er sich als Dichter gebe, erwarteten wir nicht die bloße geschichtliche Wahrheit; wie von einzelnen Ausschmückungen, so verlangten wir auch von ganzen Erzählungen nur, daß sie weder durch offene Widersprüche mit der Geschichte unsere innere Anschauung verwirren und stören, noch uns durch künstlerische Fehler verletzen. Der freieren Anschauung ist Rosegger gefolgt und hat sich zahlreiche Einfügungen

[1] Ebd. 2. [2] Die Reformation IV 68 f.

erlaubt. Reich daran ist zumal die Kindheitsgeschichte. Da Joseph mit Maria nach Bethlehem reist, erneuert sich ihm zu Bethel Jakobs Traum von der Himmelsleiter. Die nach Ägypten fliehende Familie wird von einer Kreuzspinne, die den Eingang zur bergenden Felsenkluft eilends überspinnt, vor den Verfolgern gerettet. Wüstenräuber fangen die Flüchtigen; aber wo sie um die schöne Frau würfeln, haben die Würfel auf einmal keine Augen. Bis unter das Kreuz umranken das Leben Jesu solche Züge, „katholisches Beiwerk" wie akatholische Kritiker gemeint haben.

Rosegger scheut in diesem Beiwerk das Wunder eher zu wenig als zu viel. Dagegen huldigt er bei der Erzählung der wirklich evangelischen Wunder oft genug rationalistischer Erklärerei. Jesus sieht das Töchterlein des Jairus an, hebt ein wenig das Händchen und befühlt es. Dann erst sagt er: „Das Kind ist nicht tot, es schläft nur." Wozu dieses Befühlen der Hand? Mt 9, 24; Mk 5, 41; Lk 8, 52 wissen nichts davon. Die Menge in der Wüste wird von Jesu Worten satt, das ist Roseggers Brotvermehrung. Jo 21 erzählt die wichtige Erscheinung des Auferstandenen am See Genesareth; auch Mt 28, 16 f berichtet eine Erscheinung in Galiläa. Und Rosegger? Die Jünger sind beisammen in einer Hütte am See. Thomas zweifelt an der Auferstehung (denn die Erscheinung Jo 20, 26 ff, die den Thomas zum Glauben bringt, ist ebenso fortgelassen wie die erste vor dem gesamten Apostelkollegium Jo 20, 19 ff); er brauche auch die Auferstehung nicht, denn des Meisters göttliches Wort sei ihm Beweis genug für seine Gottessohnschaft. Johannes erwidert: „Lasset solche Reden. Der Glaube ist das Wissen des Herzens. Sind wir nicht von Herzen selig, daß wir den Vater gefunden haben, so nahe bei uns, so treu bei uns, so ewig für uns, daß uns nichts mehr geschehen kann?" ... „Da leuchtet es in ihnen auf, und sie sehen die unermeßliche Bedeutung dessen, der in Menschengestalt unter ihnen gelebt hat.... Die Verheißung, daß er ihnen nach Galiläa folgen wird, ist erfüllt, sein Geist ist mit ihnen, sie sind dessen sicher geworden." Ist das alles? In bizarrer Weise wird die Versuchungsgeschichte Mt 4; Mk 1; Lk 4 ersetzt. Der Wüstenkönig und Nietzscheaner Barab, dessen 3000 Arabern die Begeisterung zum Kampfe mit den Römern fehlt, fordert Jesus auf, sich mit ihm zu verbinden. Damit ist Rosegger des Teufels ledig. Kein Zweifel: Hätte der alte Gottlob Paulus das Erscheinen von I. N. R. I. erlebt, er hätte daran Freude haben können [1].

---

[1] Oft wird man an das frühere Rezept Roseggers erinnert: „Engherzig forschen die Gelehrten, ob es wohl mit rechten Dingen zugegangen sei, wenn bei dem Tode Jesu die Erde bebte und die Sonne sich verfinsterte. Was wollen sie damit? Bebte den Jüngern des Herrn nicht das Herz, betrübte sich ihnen nicht die Seele, als er starb? Und wenn dem Menschen das Herz bebt, so bebt ihm zugleich das Weltall, und wenn sein Gemüt sich verdüstert, da lischt ihm zugleich alles Gestirn des Himmels aus. So auch geschieht das Wunder, an das er glaubt, die Gnade, an die er hofft. Vollzieht sich das Wunder auch nicht für andere, so doch für ihn und in aller Wahrheit und Wesenheit seines Gemütes, denn er fühlt es" (Mein Himmelreich [14], Leipzig 1901, 44 f).

An Widerspruch mit der evangelischen Geschichte leidet auch außerhalb der Wundererzählungen das ganze Buch. Man kann sich ja über Dinge wie die Phariten, Rabbiten und Sadduziten hinwegsetzen; denn man sagt sich, es solle der Eindruck erhalten bleiben, daß ein ungebildeter Tischlergeselle am Schreibtisch sitze. Schon schwerer wird es, viele kulturgeschichtliche und archäologische Schnitzer mit in den Kauf zu nehmen und auf die zeitgeschichtliche Färbung des Lebens Jesu zu verzichten. Unsern Vätern ist das leichter geworden, sie haben mittelalterliche Farben an den biblischen Bildern, willkürliche Ausmalung der Szenerie ohne Störung ertragen; unsere erhöhte Kenntnis alter Zeiten aber und unser geschärfter Wirklichkeitssinn hindert uns im Genusse solcher Darstellungen so sehr, daß sie oft nur humoristisch auf uns wirken, und wir verlangen von jedem Darsteller alter Zeiten und Ereignisse sorgfältige Vorstudien. Aber Rosegger hat nicht nur die Farbe, sondern auch die Zeichnung geändert. Es würde den Leser ermüden, wenn wir alle die zahllosen Abweichungen vom heiligen Text nachweisen wollten; denn es ist keine Übertreibung, daß keine einzige der Erzählungen, die mit einiger Ausführlichkeit gegeben sind, mit den Quellen übereinstimmt. Selbst wenn einmal eine zu Anfang in der überlieferten Bahn läuft, wie das Bekenntnis Petri, alsbald rüttelt eine Entgleisung aus dem friedlichen Genusse auf: ein ungeschichtlicher Fortschritt des Messiasbewußtseins Jesu ist in den Bericht vom Bekenntnis Petri verwoben, und der geschichtliche Fortschritt in der Erziehung der Apostel ist dadurch gestört, daß Rosegger die Vorhersagung des Leidens, die der Meister erst nach dem Bekenntnis wagte (Mt 16, 21. Mk 8, 31. Lk 9, 22), schon vor das Bekenntnis verlegt. Zahlreiche Umstellungen dieser Art verwischen die Entwicklungslinien der evangelischen Geschichte; so stehen die Begegnung mit dem samaritanischen Weib, eine Rede wider äußerliche Satzungen, die Geschichte vom Zehner der Witwe vor der Hochzeit von Kana und selbst diese vor der Taufe des Herrn (gegen Jo 1, 31 33; 2, 1 12 f), die Stillung des Seesturms, welche Mt 14. Mk 6. Jo 6 nach der ersten Brotvermehrung erzählen, und Jesu Wandeln auf dem Wasser schon vor der Berufung Petri usw. Sogar die großen äußeren Linien der Lehrjahre Christi sind nicht festgehalten. Nach Rosegger wären die Linien folgende: Galiläa, Wüste Juda, Galiläa, Tyrus und Sidon, Libanon, Galiläa, erstes und zugleich letztes Osterfest in Jerusalem — also wiederum etwas ganz anderes als das Evangelium. Aber warum denn in aller Welt diese zahllosen tief einschneidenden Änderungen? Etwa darum, weil der gefangene Erzähler es nicht besser wissen könne? Aber damit wäre zugestanden, daß die Rahmennovelle verfehlt sei. Denn obgleich es einen Reiz haben möchte, zu sehen, wie einem wirklichen Häftling ein Leben Jesu gelungen wäre, der erdichtete Fall wäre selbst dem nüchternsten Naturalismus nicht Problem genug, künstlerische Behandlung zu verdienen oder die Übelstände so freier Behandlung der heiligen Geschichte aufzuwiegen.

In dem Maße, als Irrtümer in der Lehre verhängnisvoller sind als in der Geschichte, soweit sie nur Geschichte ist, steht die Frohe Botschaft seltener in offenem Widerspruch mit der Lehre des Herrn; weit häufiger fehlt sie durch Oberflächlichkeit der Erklärung, Lückenhaftigkeit und so unklare Verschwommenheit, daß man

selbst da, wo die Wahrheit steht, oft zweifeln muß, ob es nicht das Schillern versteckten Irrtums sei. Der Steirer Dichter hat es eben zu vielen recht machen wollen und „gleichsam für den praktischen Gebrauch manches der Herrnworte ein wenig gemildert“ [1]. So kommt es, daß schon seine Sittenlehre Zugeständnisse zu kennen scheint (S. 185 187 207). Aber weit tiefer steht seine Dogmatik. Denn Rosegger ist ein Biedermann und echter Aufklärer, er braucht nur den Bau, nicht das Fundament, er schätzt die Sittenlehre höher als die Glaubenslehre, die vorwiegend moralische Bergpredigt hält er für das größte aller Weltereignisse (S. 187). Wo Maria ihrem Sohne vorwirft, er falle vom Glauben der Väter ab und nehme ihn auch den andern, antwortet er nur: „Ich gebe ihnen das Vertrauen“ (S. 193). Ja wo bei Sidon einer der Jünger meint, es sei alles eins, ob „Brahma der ruhende, oder Osiris der leuchtende, oder Jehovah der zürnende, oder Zeus der liebende, oder Jupiter der ringende, oder Wotan der siegende, oder unser Gott Vater“, da antwortet Jesus bloß das eine: „Tuet Gutes denen, die euch hassen.“ „Sie fassen es kaum, wie er mit diesen Worten den unausdenkbaren Unterschied angedeutet, der zwischen seiner und den andern Lehren besteht“ (S. 251; vgl. auch S. 111). Roseggers Heiland sagt nur: „Wer an mich glaubt, der wird selig sein“ (S. 382), obwohl der wirkliche Heiland beigefügt hat: „Wer aber nicht glaubt, der wird verdammt werden“ (Mk 16, 16). Johannes meint, wir brauchten die Wahrheit nicht zu wissen, wir sollten die Wahrheit sein (S. 217). Damit stimmt allerdings, daß sich Rosegger in der Glaubenslehre so unempfindlich gegen Wahrheit und Irrtum zeigt. Er gesteht: „Wenn in dem Buche etwas mit Absicht geschah, so war es, auf Gefahr, es mit allen Parteien zu verderben, ein gewisses Ausgleichen zwischen den Anschauungen christlicher Konfessionen.“ [2]

Um drei Dinge gruppiert sich bei ihm die dogmatische Botschaft Jesu; sie verkündet den himmlischen Vater voller Liebe, das Himmelreich im eigenen Herzen und das ewige Leben (S. 375). Der himmlische Vater — aber die Dreifaltigkeit? Nicht einmal die Taufformel ist angeführt. Die Persönlichkeit des Heiligen Geistes, die doch in der Abendmahlsrede Jesu so deutlich hervortritt, wird von Ferleitner verwischt (vgl. S. 226). Und ist Christus seiner göttlichen Natur nach gleichen Wesens mit dem Vater, wahrer Gottessohn auch ohne alle monistische [3] Göttlichkeit der Menschennatur? Allzu ernst scheinen es die Jünger mit der Gottessohnschaft nicht genommen zu haben; denn einige Seiten nach dem Bekenntnis Petri heißt es nur, bei einigen habe sich die Liebe fast bis zur Anbetung gesteigert

[1] Ein Nachwort zu meinem Jesubuch 4.

[2] „Heimgarten“ XXIX 421.

[3] Rosegger hat sich nicht immer von pantheistischen Anwandlungen frei gehalten. „Denn seit die heiligen Bilder deiner persönlichen Gottheit mir verweht sind, stehst du aufgedeckt vor mir in Alleinheit deiner unendlichen Schöpfung. . . . Was einst mich beglückt in einzelnen Wesen, in einzelnen Wünschen und Hoffen beseelt, das find' ich nun, vereint mit dir, mit mir vereint zum ewigen Sein.“ Also in der Hymne eines Glücklichen (Sonntagsruhe [3], Wien 1885, 124 f).

(S. 272). Einen Widerschein afterkritischer Anschauungen, als hätte Johannes die Lehre von der Menschwerdung aufgebracht, bemerkt man darin, daß Johannes die Gottheit Jesu früher zu erkennen scheint als Jesus selbst (S. 119 130). Zuweilen hat man den Eindruck, die ehrwürdige Formel: Das Wort ist Fleisch geworden, die bei Jo 1 ganz sicher die Menschwerdung einer göttlichen Person ausspricht, solle sinnbildlich genommen werden (S. 196 208). Daß Rosegger aus Christi wahrer Gottheit zum wenigsten nicht die notwendigen Folgerungen zieht, werden wir später noch sehen; auch sind die lichtvollsten Stellen, wodurch die Evangelien die Gottheit Jesu lehren, unterdrückt worden.

Weglassen biblischer Worte oder Abschwächen bis zur Bedeutungslosigkeit — das findet sich ebenso im zweiten Abschnitt der Dogmatik Ferleitners. Eilends geht er über die vielen Aussprüche hinweg, wo der Heiland sein Reich auch als ein äußeres, sichtbares und als solches den Menschen notwendiges darstellt; mit starker Betonung wird das Himmelreich ins eigene Herz verlegt (S. 210—213). Willkürliche Umschreibungen trüben den klaren Quell der Worte Christi. „Ein solches Vertrauen ist die Grundfeste des Reiches Gottes, darum sollst du von nun an Petrus, der Fels, genannt werden" (S. 262; vgl. S. 264). Und wenn auch gleich darauf von Gewalten die Rede sein muß, welche Gewalten sind es denn, die Christus den Aposteln gibt? Wie unpsychologisch, daß Ferleitner, der zum Tode Verurteilte, nichts weiß von der trostreichen Ostergabe des Herrn (Jo 20, 23), von der Gewalt der Apostel, Sünden zu vergeben! Und welches ist der Apostel Heiligungsgewalt? „Sie erinnern sich auch an einen andern Ausspruch: Sein Fleisch ist wahrhaft eine Speise! Und erklären es sich so, daß der Menschenleib bestimmt sei, vom Geist aufgezehrt zu werden, wie Docht und Talg von der Flamme." Wie unsäglich öde! Sind in diesem Sinn auch die Einsetzungsworte geändert worden: „Es ist mein Leib, der so für euch wird hingegeben"? An Zwingli erinnert die Erklärung der Taufe, wenn anders die christliche Taufe S. 208 schon eingesetzt sein soll. „Viele bitten ihn, daß er Wasser über ihr Haupt gieße, zum Zeichen, daß sie seine Anhänger geworden sind und rein sein wollen." Hier ist das Blatt des Buches, das am meisten zu dem Urteil drängt, daß unser Waldbichter auch in I. N. R. I. seine alte symbolische Auffassung der Glaubenslehre[1] vertrete. „Also muß der Mensch, um göttlich zu werden, das Göttliche menschlich nehmen", so fügt er der obigen Deutung des Fleisches Christi wie programmatisch bei.

Ohne symbolisierende Beisätze, freilich auch in viel dürftigerer Ausführung, als man bei einem zum Tode Verurteilten erwarten sollte, erscheinen die letzten

---

[1] „Mystik ist schließlich ja alles, und deutbar ist auch alles" (Mein Himmelreich 37). „Ich ehre die Sakramente, weil ich es vermag, in ihnen die hehre Idee des Christentums versinnbildlicht zu sehen. . . . Ich glaube die Lehre von der Dreifaltigkeit, von der Jungfräulichkeit der Messiasmutter, von den Wundern und der Auferstehung Christi, wenn es mir gestattet ist, sie so symbolisch zu nehmen, daß sie meiner Auffassung und meinem Herzen nahekommt" (ebd. 286). Vgl. Ansgar Pöllmann O. S. B., Rosegger und sein Glaube, Münster 1903, 3 ff.

Dinge des Menschen: der dritte Teil der Ferleitnerschen Dogmatik. Rosegger berührt sich mit Frenssen darin, daß sein Christentum sehr das Seligsein betont (S. 178 189); von der Beschaffenheit des jenseitigen ewigen Lebens erfahren wir nicht mehr, als daß die Seligkeit des irdischen Himmelreichlebens, seine Freiheit von allen beunruhigenden Weltwünschen und Hoffnungen und Befürchtungen, seine wohlgemute Gottergebenheit „von der unsterblichen Seele in die Ewigkeit hinübergetragen wird" (S. 308). Nehmen wir noch etwas wie eine erleuchtende wirkliche Gnade an (S. 35 226) — von der Erlösung sprechen wir sogleich —, so dürften wir die Dogmen der Frohen Botschaft beisammen haben. Man sieht, es sind deren nicht zu viele. Und von den wenigen sind viele unklar, so daß man sich, wenn man am Ende steht, voller Ungewißheit und voller Fragen fühlt. Der Verfasser hat die Unklarheit auch in seinem Nachworte so wenig beseitigt, daß er vielmehr den guten Eindruck, den manche Stellen des Buches über den stellvertretenden Opfertod Jesu machten (S. 330 358), durch seine Erklärung[1] zerstört hat: „Ferner ist bei einigen meiner priesterlichen Leser das Bedenken geäußert worden, ich hätte die Dogmen von der Gnade und dem Erlösungstod nicht klar genug in den Vordergrund gestellt. Nun — mir war das Evangelium immer eine frohe Botschaft, die im Worte Gottes liegt. Ihre Heilkraft habe ich erprobt. Wo ich, soweit es dem entsetzlich schwachen Menschen möglich, nach dem Worte Jesu lebte, war ich im Frieden, in Freude und Glückseligkeit, auch wenn es Drangsal gab. Wo ich leichtsinnig oder in Leidenschaft von der Lehre abwich, mich gegen dieselbe verstockte, begann Unrast und inneres Elend. So wissen es viele, und das ist Erfahrung. Die Heilkraft des Kreuztodes Jesu liegt für mich bewußt in der Besiegelung seines Wortes mit dem Tode und in der Gewißheit seines Fortlebens nach demselben. Aber ich glaube, diese Heilkraft kann erst wirksam werden durch möglichste Befolgung des Wortes, wenigstens durch den ernstlichen Willen, es zu befolgen. Deshalb liegt mir die Göttlichkeit Jesu in seinem Worte wie in seinem Wesen. Jesus ist mir in Lehre und Vorbild Erlöser, aber nur wenn ich mich erlösen lassen, seiner Gnade teilhaftig werden will. Was eben diese Gnade anlangt, so sollte das wiederholte innige Gebet des armen Sünders Ferleitner um Gnade nicht übersehen werden. Ja, mein Leser, ich glaube an das Heil und an die Gnade. Selbst ohne kirchliches Dogma stünde mir die Göttlichkeit Jesu Christi unwandelbar fest." Wen wird diese Erklärung befriedigen? Hermine Möbius täuscht sich, wo sie schreibt, Rosegger sei durch sein eifriges Studium des Neuen Testaments zu Anschauungen gelangt, die sich mit denen der evangelischen Kirche fast ganz deckten. Die altgläubigen Protestanten leugnen das. Viel wahrer sieht Ernest Seillière: Der Protestantismus entspreche Rosegger ebensowenig wie der Katholizismus, denn ebenso bestimmt lehre er manches Dogma, das unser Dichter nach Lust zu erklären und umzugestalten liebe; Rosegger sei eben ein poète fantaisiste, den jede Orthodoxie, welche immer es sei, Gefahr laufe, scheu zu machen.

[1] Ein Nachwort zu meinem Jesubuch 6 f.

Nun die Darstellung des Heilandes selbst[1].

Namentlich in zwei Zügen nimmt Rosegger der überlieferten Heilandsgestalt ihre Größe und verdunkelt zugleich das aus der Gottheit hervorbrechende Licht: er trübt die Sündenlosigkeit des Herrn, und er gibt ihm eine rein menschliche Entwicklung. Als siebenjähriger Knabe hat der Dichter einmal, so gut er es damals konnte, eine Kreuzigungsgruppe gemalt und darunter mit kindlicher Einfalt die Worte geschrieben: „Er hat kene Sind getann und in seinen Mund war kein Betrug." Hätte der Greis doch an diesem Ideal festgehalten! Aber jetzt erzählt er uns, daß der Knabe Jesus, wenn er des Abends am Nil spazieren ging, oft länger ausblieb, als er sollte. Jesus war also seinen Eltern nicht untertan. Bei der Hochzeit zu Kana will Maria den Sohn bereden, mit nach Hause zu gehen; „denn ich höre, sie haben keinen Wein mehr". „Was geht das mich an, wenn sie keinen Wein mehr haben, antwortet er fast unwirsch, ich begehre ja keinen." Diese unartige, verdrossene, selbstsüchtige Antwort wird man kaum rechtfertigen und kaum in Einklang bringen können mit der Sündenlosigkeit, die das Neue Testament ausdrücklich dem Herrn auch nach seiner menschlichen Natur zuschreibt.

Zuweilen hat man das Gefühl, Rosegger wolle die ganze Botschaft Christi aus Christus heraus entwickeln; dann würde er freilich das Christentum als Offenbarung leugnen und den Glauben seinem wahren Begriffe nach unmöglich machen. Jedenfalls aber entbehrt sein Christus der Anschauung Gottes. Denn Rosegger gibt ihm eine innere Entwicklung. Ja um sie recht augenfällig zu machen, wagt er gleich zu Anfang einen Faustschlag ins Antlitz der Geschichte: Herodes stirbt erst im zwölften Lebensjahr Jesu. Jesus wird Page am Hofe des Pharao, er sucht und erhält Unterricht bei einem ägyptischen Einsiedler. Der geweckte Knabe sieht aber, daß bei beiden das Licht nicht zu finden ist. In einem Sturm auf der Meerfahrt nach Palästina kommt ihm mit voller Klarheit der Gedanke vom Vater im Himmel. Sinnend, träumend wächst er auf. Er hat etwas vom Intuitiven des Genies. „Er denkt nicht, aber es denkt in ihm, und dann spricht er manches Wort, vor dem er oft selber erschrickt." Freilich gedeiht bei all dem Sinnieren die Zimmerei nicht. Der Grazer Dichter erzählt hier noch einmal seine eigene Lehrlings- und Gesellenzeit, die wir schon aus dem zweiten Band der Waldheimat kennen; für St Joseph hat kein anderer als der ehrsame

---

[1] Einige Fortschritte Roseggers gegen früher können anerkannt werden. Daß das Dialektstück „Auf da Hochzat zu Kana" (Tannenharz und Fichtennadeln[3], Graz 1895), das freilich auf dem Gipfel der Frivolität stand, in I. N. R. I. nicht mehr als leise anklingen durfte, ist selbstverständlich. Auch aus der Skizze „Der Fischer von Bethsaida" (Sonntagsruhe[3], Wien 1885) ist manches Unerträgliche weggefallen. In Beziehung auf die Lehre vgl. noch S. 182 184 264 mit den von P. Pöllmann S. 103 f gerügten Auslegungen. Auf S. 264 ist Rosegger indessen zum Einfachsten, Natürlichsten, Nächstliegenden nicht vorgedrungen. Warum nicht: Christus, der Gewalt hat im Himmel und auf Erden, gibt den Aposteln diese seine Gewalt? Warum die gesuchte und matte Erklärung: In Gott sind Himmel und Erde eins, und alles, was ihr tut auf Erden, ist auch im Himmel getan?

Meister Naß Modell gestanden. Man vergleiche nur. „So sage mir doch, verweist Joseph den Knaben, woran denkst du? Hast du Klugheit im Kopf, so verwende sie auf deine redliche Arbeit. Das einfachste Handwerk erfordert einen ganzen Block und nicht die Späne davon. Und gar die Zimmerei, die den Leuten Häuser baut, Brücken, Schiffe und dem Jehovah Tempel. Dazu ist nicht jeder erlesen; denke, was ein schlechter Zimmermann für Unheil stiften kann. An göttliche Dinge denkst du? Gut, die Arbeit ist auch ein göttliches Ding; in der Hände Arbeit setzt der Mensch die Schöpfung Gottes fort. Sagen doch die Leute, daß du verständig seiest — so lasse doch auch deinen Lehrmeister was spüren davon. Du machst mir die Werkzeuge stumpf und die Arbeit nicht scharf; das muß anders werden, Kind!" Aber in dem Jüngling reift Höheres als die Zimmerei; sinnend, fragend schaut er nächtlicherweile in den gestirnten Himmel hinaus: Was kann mein Volk aus seinem Elend befreien? Es kommt die Taufe am Jordan und der Aufenthalt in der Wüste. Da wird er sich „Gottes bewußt"; „der alte, aus der Judenseele hervorgegangene Jehovah ist es nicht mehr, es ist der Allumfasser, der Himmel und Erde in seiner Hand trägt, der die Menschenkinder ruft: Kommet wieder!" Er beginnt seine Lehrtätigkeit. Von einer Vollendung im Blut hat er zwar schon bei der Taufe ein dunkles Wort gesagt; aber erst um die Zeit des Bekenntnisses Petri kann Rosegger von ihm sagen: „Offenbar ist es ihm geworden, daß er ein Pfand werden muß zur Beglaubigung der Botschaft." Und darum ist er so herb bei Simons Abmahnung vom Leiden, weil er selber schwer mit dem Gedanken fertig wird. „Seit jener Begebenheit ist mit Jesus eine Veränderung vorgegangen. Wie wenn er seines göttlichen Berufes sich jetzt erst ganz klar geworden wäre, so ist es. Als habe er jetzt erst recht in sich erlebt, daß er der Gottgesandte ist." So entwickelt sich der Heiland, als wäre er wie bei Harnack und Pfleiderer ein gewöhnlicher, obwohl begabter Mensch. Es ist Kampf in ihm. Während seiner Predigtjahre „erscheint manchmal vor seiner Seele ein trautsames Bild: die Werkstätte zu Nazareth, und an Feierabenden sitzt er behaglich im Kreise von Mutter, Weib und Kind. Leicht wird er dieser Erscheinung Herr". Unsagbar niedriger Flug des Geistes Ferleitners! Aber natürlich, in einem zu entwickelnden Christus muß Einseitigkeit und Mangel sein; sonst hätte ja die Entwicklung nichts zu überwinden. Entwicklung und Sünde, damit ist voll Flecken und Schäden das erhabene Urbild geistiger und sittlicher Vollkommenheit, das Gott im Gottmenschen den Menschen gegeben hat.

Rosegger hat manches bestechende Wort von der Marienminne gesagt — bis in die sonst anstößigen Dorfsünden hinein —, er hat verlangt, daß in der protestantischen Kirche zu Mürzzuschlag, deren Erbauung er durch seine Sammlung ermöglichte und worin seine erwachsenen Kinder zum Protestantismus übergetreten sind, ein Marienbild aufgestellt werde, und übereinstimmend mit ihm selbst sieht Ernest Seillière in der Marienverehrung ein Herzensband, das zwischen dem von rationalistischen Skrupeln gequälten Schriftsteller und der Religion seiner Väter eine geheime Verbindung aufrechthalte. Aber bitter wird enttäuscht, wer von der Frohen Botschaft eine erfreuende Darstellung der Mutter Gottes erwartet.

Selbst ein protestantischer Kritiker hat es auffallend gefunden, daß der Katholik Ferleitner von der Vorgeschichte der Geburt Jesu bei Matthäus und Lukas nichts wisse. Man denkt anfangs, es sei nur irgend ein Kunstgriff, daß die Erzählung sogleich mit der Geburt anhebt. Aber bald zeigt es sich: Maria und Joseph haben die Vorgeschichte auch gar nicht erlebt, sie haben von der Größe und der Sendung ihres Kindes keine Ahnung, es überrascht und bekümmert sie, daß der Knabe sich anders entwickelt als seine Altersgenossen[1]. Ihr versteht mich alle nicht, wirft der Herangewachsene der Mutter vor. Wir hören sie schluchzen, weil er Tag für Tag unbegreiflicher werde, sehen sie abgehärmt um ihren Sohn. „Gib acht, sagt sie ihm . . ., die Herren zu Cäsaria und Jerusalem werden sich das nicht gefallen lassen. Sie werden dem Volksaufwiegler schmachvoll das Handwerk legen — und recht haben sie!" Das ist ja beinahe die dreiste Rücksichtslosigkeit, womit Frenssen von der Mutter des Herrn redet. Was soll man dazu sagen, daß sie zu dem Osterfeste, wo Jesus stirbt, deshalb hinaufgeht, um für ihren „verirrten Sohn" zu beten? Wo sie dann unerwartet dem Kreuztragenden begegnet, da kann sie nur noch denken: Das hat mir Gott vorbehalten! Ein Gedanke, so ohne Ehrfurcht vor Gott, so ohne Hingabe an seinen Willen! Aber die unglaublichste Plattheit begeht Rosegger, wo die Mutter — es ist schon nach dem Bekenntnis Petri — den Sohn wieder in die Werkstatt heimholen will. „Die Leute sind schon lange unwillig darüber, daß in unserer Werkstatt keine Arbeit mehr fertig wird, sie wollen zum neuen gehen, der sich in unserer Gasse angesiedelt hat." Was verschlägt es so verletzender Darstellung gegenüber, daß die junge Mutter mit Zartheit und Liebe, freilich auch wieder mit einem Stich ins Weiche und Sinnliche, geschildert worden ist, daß ihre künftige Verehrung, ihr allgemeines Trösteramt vorausgesagt wird? Hält Rosegger Gott für einen so kargen Mann und schlechten Künstler, daß er der Trösterin der Welt und Mutter aller Menschen eine so alltägliche, so glanzlose sittliche Ausstattung gegeben hätte? Und noch eine Frage: Ist Maria Jungfrau? Einiges scheint es anzudeuten; aber die entscheidendste Stelle (S. 57) klingt symbolisch. Unklarheit und Niedrigkeit, das sind die Grundzüge auch der Mariologie unseres Steirers. Er muß sich sagen lassen, daß sich viele, die an ihrer Konfession eine schlechtere Lehrmeisterin hatten als er, von der Mutter des Herrn einen besseren Begriff gebildet haben[2]. Erlasse man es uns, auch den andern biblischen Personen nach-

---

[1] Es verletzt sehr, daß man hier wieder, zuweilen durch fast wörtliche Übereinstimmung, an die Waldheimat erinnert wird.

[2] Ein solcher ist Ferdinand Blanc, Verfasser des Epos „Christus" (Zweites Tausend. Neugestaltung. Meiningen 1905). Da ist das Verhältnis Marias zum Heiland ein inniges, herzliches, das Verhältnis von Mutter und Kind. Wohl hat sie Sorge um den Sohn, aber doch nur wegen der Gefahren, die ihm drohen; denn sie weiß seinen blutigen Tod nicht voraus. Aber sie versteht seine Lehrtätigkeit, fördert sie durch ihr Gebet, und ihr Sohn bleibt ihr Stolz. Von Verzweiflung auf Golgotha, von einem grausenerregenden Wehegeschrei hätte ein Katholik freilich nicht geschrieben. Wie steht es mit der Jungfräulichkeit? — Die hier angeführte 2. Auflage zeigt überall das bessernde, glättende Bemühen des Verfassers. Über

zugehen, die in I. N. R. I. vorkommen; es wäre eine unerquickliche, ja widerliche Arbeit. Denn fast alle sind, teils als Ganzes, teils in einzelnen Zügen, willkürliche Erzeugnisse einer unidealen, tief am Erdboden hinflatternden Einbildungskraft.

Kehren wir zu Christus zurück und fassen wir zusammen, was über die Behandlung seiner Wunder und seiner Geschichte, seiner Lehre und seiner Person zu sagen war, so liegt vor uns ein überklarer Beweis dafür, daß Rosegger seinen Grundsatz: Keinen schematischen Jesus, sondern einen lebendigen! in unrichtigem, ausschweifend subjektivem Sinne angewendet hat. Rosegger hätte, so hieß es, eine erschreckend trennende Kluft zwischen dem Jesus der Evangelien und dem Jesus der Kirche entdeckt; aber sicher eine erschreckendere Kluft gähnt zwischen dem Jesus der Evangelien und dem Jesus der Frohen Botschaft. Das Arbeiten des Älpler Dichters neigte immer zum Subjektiven, schon einmal ist er am Historischen gescheitert, als er seinen Peter Mayr schrieb. Diesmal leitete ihn gänzlich in die Irre seine verhängnisvolle Anschauung: „Was mich stärkt, tröstet und erlöst, das wird für mich ja Gottes Wahrheit sein" (S. 35)[1]. An einer Stelle der Frohen Botschaft spricht der Jünger Thomas verwandte Gedanken aus. Da antwortete ihm Bartholomäus ganz richtig: „Du denkst also, Bruder Thomas, daß Dinge, die durch den Glauben geschehen, nur für den Glaubenden allein geschehen . . . Dann, Freund, wären wir verloren. Denn er glaubt, daß die Feinde fallen, und sieht sie fallen. Aber sie leben doch und vernichten uns" (S. 277). So ist es; damit wir unsern Glauben nicht auf Flugsand bauen, und damit unsere Hoffnung sichern Ankergrund finde, brauchen wir einen objektiven Heiland. Sehr zu Unrecht sagt der sonderbare Franziskaner von der fertigen Schrift: „Das Wichtigste ist der lebendige Glaube und der lebendige Jesus. Und das ist da." Er wollte wohl sagen, nicht auf den Buchstaben, sondern auf den Geist komme es an[2]; aber Ferleitner hat noch viel mehr als den Buchstaben, er hat unendlich viel vom Geist aufgegeben. Noch einmal: nicht das verwerfen wir, daß Rosegger an Christus mehr die eine Vollkommenheit als die andere, z. B. mehr die Menschheit als die Gottheit, darstellen wollte[3]; denn ähnliches streben auch befähigte und berufene Darsteller des Lebens Jesu an. Mit einiger Überwindung könnte man vielleicht sogar über das Süßliche, Weiche hinwegsehen, womit er seinen Heiland als Menschen umarmen und ans Herz drücken will[4]. Wir verwerfen aber bei Rosegger das Auflösen und Verflüchtigen des Objektiven,

---

den Lehrgehalt gilt immer noch das Urteil dieser Zeitschrift (LXIV 580 f): Katholiken stoßen an verschiedenen Stellen ein wenig an. Daß das Wort des Herrn über sein vorweltliches Leben (1. Aufl. S. 14; 2. Aufl. S. 26) abgeschwächt worden ist, hat seinen Grund hoffentlich nicht in der Scheu, die Gottheit Christi zu bekennen. Wie das Marienbild, so ist auch das Heilandsbild des Protestanten Blanc geschichtlicher und erhebender als das Roseggers.

[1] Vgl. Mein Himmelreich 184 f: „An deiner Seite stehen die göttlichen Mächte der Ewigkeit, die für dich vorhanden sind, weil du sie glaubst."

[2] Die „Schöne Literatur" V 408 faßt den Nachweis dieses Satzes sogar als den Zweck des ganzen Buches.

[3] Ein Nachwort zu meinem Jesubuch 4. [4] Ebd.

das Zerstören des männlich klaren Verstandesgrundes von Glaube, Hoffnung und Liebe[1]. Er hat darin, wie schon oben angedeutet, viel mehr getan, als sich selbst mit dem ästhetischen Genusse verträgt. Und weil er die Geschichte als Spielzeug, als willkürlich zu modelndes Gebilde behandelt, weil er sie fast zur Legende erniedrigt, so sehen wir, daß seine Legenden auch nicht das fromme Dichten des Volkes sind, sie muten wie eine absichtliche Vermengung von Phantasie und Geschichte an: unsere Freude daran ist zerstört, und wir lehnen auch sie ab. Das führt zu einigen ästhetischen Bemerkungen hinüber.

III.

Die Kritik hat I. N. R. I. wiederholt einen Roman genannt, und die Buchhändler lockten die Käufer durch die Versicherung, das Buch sei nichts Geringeres „als eine in das Gewand des Romans gekleidete Umdichtung des Lebens Jesu". Man kann aber mit Gewißheit sagen, daß Rosegger nicht einen Roman beabsichtigt hat. Wohl hat er manches getan für die Komposition des Nacheinander: der reiche Jüngling ist derselbe Mann wie Simon von Cyrene, bei ihm herbergen einige Jünger nach dem Einzuge in Jerusalem; die beiden mitgekreuzigten Schächer, Barab und Dismas, haben ehedem die heilige Familie auf der Flucht nach Ägypten überfallen, Barab war der Versucher des Herrn, beide plünderten den reichen Jüngling aus; ein frei erfundener buddhistischer Greis hilft mit, Anfang und Mitte und Ende der Geschichte miteinander zu verknüpfen, und vor allem, romanmäßig ist die rein menschliche Entwicklung Jesu. Aber das Nebeneinander hat Rosegger so gelassen, wie er es in den Evangelien fand: das Volk und die Parteien als Massen dem Heiland gegenüber, Freund wie Feind nur in gelegentlich erscheinenden, wechselnden Vertretern, nicht in festen, beständigen Gegenspielern verkörpert. Dem Verfasser war es offenbar um romanförmiges Durchkomponieren nicht zu tun, er wollte nichts als ein Lebensbild Jesu, obwohl mit dichterischer Freiheit (S. 31 f). Unsere Vorwürfe wegen willkürlicher Behandlung der heiligen Geschichte würden freilich bleiben, wenn auch dem Dichter ein historischer Roman vorgeschwebt hätte.

Als Erzeugnis reinen Dichtens bleibt also nur die Rahmenerzählung. An ihr hat die Kritik vieles ausgesetzt: Gesuchtheit, Sentimentalität, die Unwahrscheinlichkeit, daß ein Mann in Todesangst eine so ruhige, oft scherzende Geschichte schreibe usw. Da uns vor allem das Leben des Heilandes fesselt, wollen wir uns mit diesen Anschuldigungen nicht beschäftigen, auch nicht mit den Schönheiten, die zu loben wären, etwa mit der stimmungsvollen Einführung von Licht und Lichtern in die trostarme Zelle. Aber an einem Grundfehler können wir

---

[1] Schwere Anklagen erheben die „Historisch-politischen Blätter" (CXXXVI 695): „Leider läßt sich nicht leugnen, daß diese Art von Religion, d. h. eine aus Gefühlsschwärmerei und Unwissenheit gemischte Herzenslimonade für gewisse Stunden, bei den sog. Gebildeten Österreichs sehr häufig zu finden ist; völlige religiöse Gleichgültigkeit und zynischer Unglaube wechseln damit ab. In Steiermark besonders ist diese sentimentale, kraftlose ‚Religiosität' eine Folge der Roseggerschen Werke, die auch unter dem Klerus ihre Verehrer haben."

nicht vorbeigehen. Der Franziskaner spricht im Schlußsatze den Konrad Ferleitner selig, Gott dankend hat er den Toten verlassen. Das ist unwahr, das hätte kein Franziskaner getan. Jeder unterrichtete Katholik weiß, daß zum Heile des Todsünders entweder das Sakrament gehört oder die vollkommene Liebe mit dem Willen des Sakramentes. Die Beicht aber hat Konrad abgelehnt. Daß man einmal, wo er sein letztes Stündlein gekommen wähnte, seinem Lallen das Wort „Beichtvater" entnahm, weiß der Pater nicht. Und weiß er, ob der Sträfling die Liebe Gottes um Gottes willen gehabt habe? Nicht dankend, sondern fürchtend und erschüttert wäre der Priester von der Leiche weggegangen, und zagend nur hätte er gehofft, daß Konrad begnadigt wäre. Die Vernachlässigung der Glaubenslehre hat hier wie anderswo den Ankläger des Katechismus in einen künstlerischen Fehler gestürzt.

Aber die Verzeichnung des Franziskaners ist nicht das schlimmste. Wenn Konrad nicht sicher gerettet ist, so ist auch das Ziel des Buches nicht erreicht; denn dieses Ziel hat darin bestanden, zu zeigen, wie das Leben Jesu erlöse. Aber nicht bloß hat das Leben Jesu den Ferleitner nicht sicher zu den subjektiven Bedingungen des Heiles geführt, sondern auch die Gewißheit, daß im Tode Jesu der objektive Lösepreis für den Sünder bezahlt sei, ist viel zu wenig plastisch herausgearbeitet. Selbst wenn wir die Erlösungslehre des Buches nicht in der Verdunkelung betrachten, die vom Nachworte aus auf sie fällt, hätte man doch mit Rücksicht darauf, daß die Erlösung zu den Hauptfragen des Buches gehört, durchaus erwarten sollen, sie würde nicht bloß in einigen flüchtigen Worten mehr angedeutet als ausgearbeitet. Man hätte das erwarten sollen nicht nur vom katholischen oder überhaupt gläubigen, sondern rein künstlerisch genommen auch vom rationalistischen Standpunkte aus selbst dann, wenn Rationalisten den Sträfling so, wie er in I. N. R. I. stirbt, ohne Schwierigkeit in ihren Himmel brächten. Wie steht es denn mit der Antwort auf die andere Frage, ob das Leben Jesu den Sträfling getröstet und gestärkt habe? Rosegger sagt, Ferleitner sei getröstet gewesen, und wir müssen es ihm glauben; das Wie enthält er uns ebenso wie Frenssen vor. Aber obwohl man unbefriedigt ist noch überdies deshalb, weil man nicht sieht, wie das Leben Jesu gerade Ferleitner tröstet, und weil es als die frohe Botschaft nicht so sehr dieses einen armen Sünders, sondern vielmehr der Menschen überhaupt erscheint, so daß man die Folie bei ihrer gesuchten Individualität für überflüssig und äußerlich angehängt halten muß, so darf man doch zugeben, daß die Antwort auf die Frage nach dem Trost mehr Fleisch und Blut hat als die Antwort über die Erlösung. Wenn sie trotzdem noch schwindsüchtig ist, so liegt es zumeist an Roseggers Dogmatik. Eine Zusammenstellung von Lehrsätzen, die zum Teil falsch und zum größeren Teil unklar, und soweit wahr, nur eine dürftige Auswahl aus der Dogmatik des Evangeliums sind, muß eben neben dem Evangelium als etwas Krankes und Schwächliches dastehen und kann weder im Leben noch in der Kunst zufrieden stellen. Hier liegt der Grund dafür, daß man von Roseggers Buch nicht mit dem befreienden Gefühle scheidet, womit man von einem Kunstwerk scheiden sollte. Alles Halbe, Teilende, Paktierende, Verwässernde ist eben unkünstlerisch. Schönheit ist Ganzheit vor allem, Unversehrtheit, Vollkommenheit. Darum sind die Größten, wo sie sich als Dichter

fühlten, so oft aus den Niederungen des Zweifels und des vernünftelnden Aufkläricht emporgestiegen, und obwohl ihr ästhetischer Katholizismus nur eine Brille war, die sie nach Belieben auf- und absetzten, so haben sie durch die Tat doch ihre Meinung gezeigt, wo ganze, lichte Schönheit zu finden sei.

Entschieden mehr Kunst und Schönheit als in dem Buche als Ganzes tritt in einzelnen Zügen hervor. So sind wir es ja bei Rosegger gewohnt: er ist Meister nicht der großen Komposition, sondern der Skizze. Da ist vor allem seine volkstümliche Sprache mit ihrem Wohllaut, ihren anheimelnden mundartlichen Wendungen und ihrer eigentümlichen Grammatik. Von volkstümlicher Auffassung freilich spricht man bei diesem Buche besser nicht viel. Kritiker, die Roseggers Ziel in ein volkstümliches Christusbild verlegt hatten, mußten sogleich zugestehen, daß dieses Ziel nicht erreicht sei. Zumal irrt Rosegger, wenn er auf die Anklage rationalistischer Wundererklärung erwidert, er habe doch gar nicht erklärt, sondern nur nach der Auffassung einfältiger Menschen erzählt[1]. Lasse er sich nur von einem einfachen Steirerkind ein Wunder Jesu erzählen; ganz gewiß wird er da nicht eine Geschichte vernehmen, wobei er sich im ersten Hören fragt: Ja ist das ein Wunder oder nicht? Und nicht wird er ein Hinterpförtchen finden, wodurch das Wunderbare verschwinden oder auftreten kann, je nachdem ein Rationalist oder ein glaubender Christ in der Stube steht. Das einfältige und aufrichtige Volk pflegt das Wunderbare ganz anders aufzufassen.

Dagegen hat der Dichter nicht unrecht, wenn er sich für das Volk die Freiheit von ein wenig Bauernhumor wahren will. Der ägyptische Lehrmeister will dem Jesusknaben das Horoskop stellen und fragt ihn: „Sage, dreister Menschensohn, unter welchem Zeichen des Tierkreises bist du geboren?" „Unter dem von Ochs und Esel", antwortet der Knabe. Nicht des Humors wegen tadeln wir diese Anekdote. Unter dem Kreuz und in den Ostertagen schachert der Trödler Schobal mit dem Rock des Herrn. Viele Leser werden urteilen, daß dieser Geißelung des Schacherjudentums, so gelungen sie an sich sein möge, der Takt für die heiligsten Augenblicke der Weltgeschichte und für das Kleid des Herrn schon in etwa fehle. Aber über alle Grenzen des Schicklichen hinweg setzt sich der Verfasser bei Figuren wie Petrus. Wo wir Petrus zum erstenmal begegnen, trifft ihn aus dem Munde des Fischermädchens, mit dem er schäkert, sogleich der Vorwurf: „Die Fische des Sees von Genezareth schwimmen keinem gebraten in den Mund. Wer wie ein Kind in der Schaukel liegt und die Götter sorgen läßt —!" Petrus hat nämlich viel über religiöse Dinge gegrübelt, ist aber nur zu Zweifeln und Überdruß gekommen. So freut ihn auch kein Fischen mehr. Er liegt oft im Kahn, läßt sich schaukeln und schaut ins Blaue und denkt, wenn jetzt ein Sturm den Kahn hinausjagte auf die hohe See, da wollte er liegen bleiben und die Arme weit ausbreiten: Götter oder Gott, machet mit mir, was ihr wollt! Da wir dann gleich einen Seesturm mit ihm erleben, läßt er bald die Ruder los und ruft mit ausgestreckten Armen nach Jehovah; dann fällt er auf sein Angesicht und jammert: „Er hilft nicht, ich hab' mir's ja gedacht."

[1] Ein Nachwort zu meinem Jesubuch 3.

Diese entwürdigende Karikatur liefert einen Beweis mehr, daß man einem Rationalisten nicht dieselbe Freiheit des religiösen Humors gestatten darf wie unsern glaubensstarken Vorfahren im Mittelalter.

Der Ehrfurcht vor dem Heiligen ist bei Rosegger noch von einer andern Seite her Eintrag getan. Der Naturalismus hat mit dieser Ehrfurcht nie sonderlich Freundschaft gehalten. Rosegger aber ist zuweilen Naturalist: er sucht Wirklichkeit, Wirklichkeit um jeden Preis. Das zeigt schon die Redeweise seiner heiligen Personen: sie sprechen manchmal einen ganz gewöhnlichen, gassenhaften Jargon. „Ich werde noch ein weniges herumsuchen", antwortet einer der Magier dem Herodes, der den Aufenthalt des neugebornen Königs wissen will. „Ich kann mir's nicht salzen", sagt Joseph von der rätselhaften Entwicklung seines Sohnes. Jesus mahnt die Apostel, sie hätten am Osterfeste anderes zu tun als sich huldigen und „den Kopf beräuchern" zu lassen. Und Rosegger redet ebenso von Christus und seinen Heiligen. Jesus und Johannes „streichen" an Sabbaten selbander durch die Gegend. Jesu Stirn kann im Schatten der „Mähne" kein Sonnenstrahl bräunen. Magdalena „hockt sich" vor dem Meister nieder, und in einem Regenwetter „hocken die Gestaltlein" der Apostel unter den breiten Krempen einer Hütte. Peinlich berührt es, daß über die heilige Jungfrau der bethlehemitische Herbergsvater eine gemeine Bemerkung machen und daß sich auf sie die Gier eines Räubers beziehen darf. Herodes fragt einen der Magier, ob er für die Rast in seinem Palast blasse Frauen vom Abendlande liebe. „Ich liebe schwarze", ist die Antwort. Noch nach dem Einzuge in Jerusalem meint Petrus, es könnte nicht schaden, wenn der Meister heiratete. „Weitum brauchte er vielleicht nicht zu suchen." Daß wiederholt in dem Buche ein Zug widerwärtiger Sinnlichkeit den Leser verletze, ist schon von andern Kritikern hervorgehoben worden.

In manchen Geschichten und noch mehr in Beschreibungen, wo nicht die Ehrfurcht Einsprache erheben muß, wirkt die Anschaulichkeit, die plastisch greifbare Darstellung als reiner Kunstvorzug. Packend sind, abgesehen vom Mangel an Archäologie, manche Volksszenen. Blaß, trivial, breit im Vergleich mit dem Evangelium gibt Rosegger, wenigstens zu einem großen Teil, nur die Reden eines Mannes: des Heilandes. Sehr hübsch ist zuweilen die Szenerie aufgebaut, aber wie der Herr den Mund öffnet, dann ade Poesie! Man vergleiche nur Roseggers armselige acht Seligkeiten mit denen des Evangeliums. Oder man höre Christi letzte Worte bei Rosegger: „Meinen Geist und meine Gewalt hinterlasse ich euch: den Augen das Licht, den Zungen das Wort, den Herzen die Liebe. Und den Sündern Gnade — —" Mit einer solchen stilistischen Spielerei soll der Heiland gen Himmel gefahren sein? Wie ganz anders seine wirklichen Worte, die wie voller, tiefer Glockenton durch die Jahrhunderte hallen! Dieser weihevolle Ton hätte beibehalten werden müssen, selbst wenn der Heiland, wie Rosegger in seiner Selbstverteidigung sagt [1], volkstümlich und einfach sprechen sollte.

Man könnte nun loben, daß das Buch nicht in plattem Realismus aufgeht. Wenn nur sein Idealismus nicht allzu bereitwillig sich in den Dienst

[1] Ein Nachwort zu meinem Jesubuch 2.

eggerscher Verschwommenheit stellte, wenn er nicht, statt bloß der Darstellung rde und Weihe zu geben, der ohnehin schwankenden Geschichte noch mehr den und Sicherheit benähme! Der größere Teil des Buches ist ohne Zweifel alistisch gedacht. Man braucht nur die Umrahmung der Bergpredigt zu lesen, n sogleich zu empfinden: hier weht ein anderer Geist als der Uhdes. Manche bschnitte dürfen die Romantiker, manche sogar die Symbolisten für sich in lnspruch nehmen. Namentlich wer mit kulturhistorischen Ansprüchen an I. N. R. I. herantritt, wird verschiedene Berichte romantisch märchenhaft finden, ohne Rücksicht auf Ort und Zeit frisch und frei erdacht. Der Auszug des reichen Jünglings könnte beinahe in Tausend und einer Nacht stehen. Völlig von der Wirklichkeit losgelöst, nur vom Gedanken beherrscht sind Geschichten wie die folgenden. Eines Tages kommt der Heiland in eine Ortschaft, wo, obwohl Sabbat ist, die emsigste Tätigkeit herrscht. Ob in diesem Flecken Heiden wohnen? Nein, sie haben vor Jahren den Zwölfjährigen im Tempel gehört, wie er mit den Rabbiten über den Sabbat stritt, und seither beobachten sie den Sabbat nicht mehr. Am nächsten Tag kommt Jesus in eine andere Ortschaft, da liegen die Bewohner unter den Feigenbäumen herum, obwohl nicht Sabbat ist. Sie arbeiten nicht, weil sie keine Werkzeuge haben. Sie haben keine Werkzeuge, weil ihr Schmied feiert. Und der sitzt in der Kammer, liest in den heiligen Schriften und betet, weil er den Propheten hat predigen hören, man solle nicht sorgen für den morgigen Tag. Einem hartnäckigen Realisten wäre dergleichen nicht aus der Feder gegangen. Eher noch die viele Mystik des Buches. Denn die ist so, daß er sie, etwa wie bei Gerhart Hauptmanns Apostel, für eitel Einbildung, das Spiel aufgeregter Nerven, also ein fesselndes psychologisches Problem nehmen darf. Auf Golgotha heben die Buchstaben I. N. R. I. über dem Kreuze zu leuchten an. Und in den Lüften eine Stimme: I. N. R. I. Jesu Nähe rettet ihn! „Was ist das? Es wird Nacht!... Seht ihr es, das Kreuz — wie es wächst! Höher, immer höher auf! Immer höher auf! — Ich kann nicht hinschauen. Das riesengroße Kreuz!" Und was dergleichen Züge voll geheimnisvoller Dämmerstimmung, voll verschwimmender Zerflossenheit noch mehr sind. Dazu immer wieder der unbestimmte, unaufrichtige, in Neudeutschland so beliebte Stil, den auch Leo Berg an Hilligenlei tadelt, und „der dem Leser die Wahl läßt, ob er das Gesagte wörtlich oder symbolisch nehmen will, was ironisch, was historisch sein soll". Es ist eine Art geistiger Seekrankheit, worein man bei längerem Lesen verfällt.

Mangel an Klarheit und Mangel an Ehrfurcht, das werden die größten Fehler der Darstellung in der Frohen Botschaft als religiösem Dichtwerke sein. Beide Mängel zerstören aber die religiöse Kunst und, da Rosegger künstlerische Absichten gehabt zu haben bestreitet[1], die Religion selbst in ihrem Wesen; denn die Religion ist wesentlich Verehrung der göttlichen Majestät, also wesentlich Ehrfurcht und Demut. Und so verbreitet auch die Ketzerei der neuen Zeit sein mag, die Religion sei nur Gefühlssache, unbeweisbar und unwiderlegbar, eine Ketzerei und ein Irrtum ist es doch, und eines Mannes würdig ist nur die Religion

[1] Ebd. 8.

die auf festem Verstandesgrunde ruht. Und darum: ein verschwommenes Buch und ein Buch, das in vielem der Ehrfurcht, der Andacht und Weihe entbehrt, das ist kein religiöses Kunstwerk, das wirkt keine Erbauung. Rosegger fühlt es wohl selbst; wenigstens sagt er, er sei mit keinem seiner Bücher so wenig zufrieden als mit diesem [1]. Theodor Kappstein berichtet ein Wort von ihm, das er in Bezug auf I. N. R. I. gesprochen hat: „Ich möchte jetzt abschließen, um nicht wieder hinab zu müssen." Rosegger hat recht, was den Stoff seines Buches betrifft: es ist der erhabenste und schönste; aber was die Ausführung betrifft, hätte er noch um Bergeshöhen steigen müssen, um die sonnige Klarheit und die himmlische Hoheit des religiösen Ideals zu finden.

Rosegger wünscht am Schlusse des Nachwortes: „Möge der Berufene den Wegzeiger prüfen, aber so, daß man an seinem Holze nicht die zahllosen Splitter richte; sondern untersuche, ob er nach der rechten Gegend weist, und wenn ja — ihn ruhig lasse stahn." Nun, insofern der Wegweiser aus vielen Splittern zusammengesetzt ist, haben wir auch einzelne Splitter besehen, freilich lange nicht alle — sonst wäre die Kritik zu einem Buch geworden. Wir haben auch über die Richtung des Wegweisers Klarheit gewonnen. Es ist wahr, er zeigt nicht so gründlich, so entschieden falsch wie der Frenssens. Aber ebenso sicher ist, daß er dennoch falsch, am wahren Heilande vorbei zeigt. Rosegger sagt selbst: „Ich möchte alle, die mit ihrem Heilande schon im reinen sind, bitten, nicht nach meinem Buche zu greifen." [2] Ganz recht, denn sie würden nur verletzt und verwirrt werden. Aber er fügt bei: „Wem jedoch die Heilandgestalt noch fremd ist, der dürfte ihr vielleicht durch dieses Buch näher kommen." Es mag Leute geben, deren religiöser Tiefstand groß ist und für die I. N. R. I. einen Fortschritt bedeutete. Aber der Weg zur Wahrheit führt nur ausnahmsweise über Irrtum und Unklarheit, und es besteht Gefahr, daß die Religionslosen, die das Buch lesen, in Nebel und Dunkel verirren und daß sie den Nebel mehr lieb gewinnen als das Licht. Trotz allen Lobes liberaler Blätter und trotz des Erfolges im Buchhandel ist Peter Roseggers Leben Jesu ein verwerfliches Buch.

Freilich, Besseres war von dem Verfasser nicht zu erwarten. Nie war er der Mann klarer religiöser Begriffe, ausreichender religiöser Bildung. Wenn er in seinen Schriften auf Religion kommt, verwirrt er die einfachsten Dinge. Er tut groß mit kindischen Einwänden, die ihm ein wohlunterrichteter Schulknabe lösen könnte. Daß er in den letzten Jahren „gottlos viel zusammengelesen" [3] hat, besonders nach der Konfiskation seiner Christusskizze neben Zeitungen und Streitschriften auch „umfangreiche Werke über die Evangelienforschung und die Persönlichkeit Jesu", die zum Teil „den geschichtlichen Christus weitaus realistischer, weltlicher zur Darstellung gebracht hatten" als er [4], hat ihm offenbar kein Licht gebracht. Niemand bestreitet Peter Rosegger sein Talent auf seinem Gebiete; aber das Leben Jesu zu erzählen, dazu sind religiöse Unwissenheit und religiöse Verworrenheit weder befähigt noch berufen.

[1] Ein Nachwort zu meinem Jesubuch 8. [2] Ebd. 1.
[3] Mein Himmelreich 6. [4] Ebd. 311.

Otto Zimmermann S. J.

Rezensionen.

Die Parabeln des Herrn in Homilien erklärt von Dr **Jakob Schäfer.** 8° (XII u. 564) Freiburg 1905, Herder. *M* 5.—; geb. *M* 6.—

Die Parabeln des Herrn sind in den letzten Jahren von verschiedenen Seiten und von sehr verschiedenem theologischen Standpunkt aus behandelt worden. Auch der Verfasser dieser Schrift ist bereits mehrfach mit Arbeiten über dieselben hervorgetreten, wie in seinem „Das Reich Gottes im Lichte der Parabeln des Herrn", Mainz 1897 (vgl. diese Zeitschrift LIII 319), und in seinen Artikeln im „Katholik" 1901, II). So kann er mit Recht sein neues Werk als die Frucht mehrjähriger Arbeit bezeichnen. Sie wird dem Leser in Form von Homilien geboten, welche größtenteils als wirkliche Predigten gehalten worden sind.

Wie das bei den Parabeln nahe liegt, sind sie unter dem gemeinsamen Gesichtspunkt der Lehre Christi über das Himmelreich betrachtet und auf fünf „Bücher" verteilt mit den Einzeltiteln: „Die messianische Zeit — eine ‚neue' Zeit", „Der Anfang der neuen Zeit", „Die Aufgaben und Pflichten der neuen Zeit", „Der Ablauf der neuen Zeit" und „Die Vollendung der neuen Zeit". Fast alle Gleichnisse der Evangelien sind in diesen Rahmen ungezwungen eingefügt. Bei dreien (vom verlorenen Sohn, vom Sämann und vom Unkraut unter dem Weizen) hat der reiche Inhalt den Verfasser genötigt, ihnen je zwei Homilien zu widmen.

Die gediegene Auslegung ist ebenso weit entfernt von der zersetzenden „kritischen" Anschauung Jülichers und seiner Gefolgschaft wie von den spielenden Anwendungen allegoristischer Exegese. Ohne sich stets ängstlich an den Literalsinn allein zu binden, weiß sich Verfasser doch auf Anwendungen zu beschränken, die sich ungezwungen ergeben; ganz wie sich der Schriftgebrauch für den christlichen Prediger schickt. Nur die eine Schriftstelle Gn 15, 1 (vom „übergroßen Lohn") wird zweimal nach dem nur in der Vulgata möglichen Sinn angeführt, daß Gott selbst dieser Lohn sei. Gewöhnlich ist die Einleitung der einzelnen Homilien von den Umständen hergenommen, unter welchen der Heiland die Parabeln vortrug; dann pflegt die strengere Auslegung und erst hierauf die Anwendung zu folgen. Doch hat Verfasser sich keineswegs an ein mechanisches Schema gebunden. Die Art, wie wiederholt das Leben einzelner Heiliger benutzt wird, um die Lehre des Herrn zur Darstellung zu bringen, gewährt in der Form eine angenehme Abwechslung. Weder ein gelehrter Apparat, den ja schon die homiletische Form ausschloß, noch rhetorisches Gepränge beschweren das schöne Buch. Man liest die in einfacher,

edler Sprache gehaltenen Erklärungen ohne Ermüdung und Überdruß. Vielleicht würde der eine oder andere eine größere Sparsamkeit in der Verwendung von Strophen wohl nicht überall gleich volkstümlicher Kirchenlieder gewünscht haben. — Zum leichteren Gebrauch ist ein alphabetisches Sachregister und ein Verzeichnis der in den einzelnen Homilien erklärten Schriftstellen beigegeben.

Wir teilen den Wunsch des Verfassers, daß sich seine Homilien nicht nur als ein brauchbares Hilfsmittel für den christlichen Prediger erweisen, sondern daß sie auch zu manchem Laien den Weg finden mögen, der sich gern in die Betrachtung jener herrlichen Gleichnisse versenkt, mit denen einst der Heiland die Scharen des Volkes fesselte und an sich zog.

H. J. Cladder S. J.

Kontrovers-Lexikon. Die konfessionellen Streitfragen zwischen Katholiken und Protestanten dargestellt von Dr **Jos. Burg.** Erste bis fünfte Auflage. Lex.-8° (768) Essen-Ruhr 1905, „Soziale Revue". *M* 8.—

Zu Anfang des Jahres 1905 erschien im Verlag der Buchhandlung des Evangelischen Bundes in Leipzig ein dicker Band unter dem Titel: „Protestantisches Taschenbuch, ein Hilfsbuch in konfessionellen Streitfragen, herausgegeben von Konsistorialrat Dr Hermens und Lizentiat O. Kohlschmidt". Mehr als hundert protestantische Streittheologen werden als Mitarbeiter namhaft gemacht, abgesehen von denjenigen Herren, „denen es aus verschiedenen Gründen nicht erwünscht war, ihre Namen genannt zu sehen". Die Beiträge sind in Form eines Wörterbuchs alphabetisch geordnet und „im Auftrage des Vorstandes des Evangelischen Bundes" veröffentlicht. Dieses protestantische Kontroverslexikon von nicht weniger als 1327 Seiten (= 2654 Spalten) wird mit Einband für 18 Mark verkauft und von der protestantischen Kritik in hohen Tönen gepriesen.

Es war darum ein notwendiges und überaus verdienstliches Werk, das Dr J. Burg mit dem hier zu besprechenden katholischen Kontroverslexikon in Angriff nahm und — wir wollen dies sofort anerkennen — in vorzüglicher Weise ausführte. Sein Buch ist in bedeutend größerem Format gedruckt und bietet auf 768 doppeltspaltigen Seiten annähernd so viel Text wie das mehr als doppelt so teure Gegenstück des Evangelischen Bundes. Man fragt sich erstaunt, wie es dem Verfasser möglich war, in so kurzer Zeit (das Vorwort ist datiert März 1905) eine solche Leistung allein fertigzustellen; denn man gewinnt alsbald den Eindruck, daß die allermeisten Artikel aus ein und derselben Feder stammen. Das ist ein anerkennenswertes Stück Arbeit. Allerdings ist auch nicht zu verkennen, daß Spuren einer raschen Arbeitsweise da und dort hervortreten. Dahin rechnen wir die nicht ganz gleichmäßige Verteilung der Stichworte. Rund die Hälfte des Buches entfällt auf die Buchstaben A bis F, während G bis Z sich mit dem Rest behelfen müssen. Doch rührt dieser Mangel zum guten Teil daher, daß in den größeren Artikeln der ersten Hälfte manche Stoffe schon vorweggenommen sind, die dann später nicht mehr wiederholt zu werden brauchen. Ein gutes Sachregister am Ende gibt Aufschluß, wo die im Hauptalphabet nicht vertretenen

Worte zu suchen sind. Bei der Entscheidung darüber, welche Gegenstände in eigenen Artikeln zu behandeln seien und welche nicht, ließ sich der Verfasser vielleicht einigemal von der Rücksicht auf das protestantische Gegenstück mehr als nötig und zweckmäßig beeinflussen. Da und dort ist die Darstellung breiter und ausführlicher, als man es in einem Werke dieser Art erwartet, und es fehlt auch nicht an Wiederholungen. Die lutherische Konkordienformel wird in zwei Artikeln, unter C und K, abgehandelt; auch die Doppelehe Philipps von Hessen kommt an zwei Stellen ausführlich zur Sprache. An sich wird man die ausführliche Schreibweise kaum streng tadeln dürfen, weil ein solches Buch gewiß nicht nur zum raschen Nachschlagen über eine Einzelheit, sondern ebenso oft als Lesebuch für zusammenhängende Belehrung zur Hand genommen wird, da ein zeitgemäßes systematisches Handbuch der Polemik auf katholischer Seite nicht vorhanden ist. Jedenfalls aber müßten manche von der Gegenseite gewaltsam herbeigezogene Artikel, wie gleich am Eingang „Aachen“, „Abälard“ und ähnliche, kurz abgefertigt oder ganz ignoriert werden; auch den Salzburger Emigranten scheint in elf vollen Spalten zu viel Ehre erwiesen zu werden.

Eine Folge des engen Anschlusses an das protestantische Taschenbuch ist es wohl auch, daß fast nur geschichtliche Stoffe ausführlich behandelt sind, die Lehrgegensätze selbst, wie Glaube und Werke, Gnade und Freiheit, Heilige Schrift und mündliche Überlieferung kürzer, oft zu kurz abgefertigt werden. Es ist wahr, den heutigen Protestanten, orthodoxe nicht ausgenommen, ist die Glaubenslehre sehr gleichgültig geworden, und die Anstöße, welche sie von der katholischen Kirche trennen, sind durchweg geschichtlicher Art. Doch wäre es gerade darum angebracht, dieser Oberflächlichkeit entgegenzuarbeiten und darauf hinzuweisen, daß das Evangelium nicht Kirchengeschichte, sondern Lehrverkündigung, Botschaft vom Reiche Gottes ist. Auf der andern Seite ist nicht zu leugnen, daß gerade der Reichtum an geschichtlichem Material die Lesung leichter, unterhaltender und dem heutigen Geschmack mundgerechter macht.

Um wenigstens eine blasse Vorstellung des Inhaltes zu bieten und unsere Wünsche mehr zu begründen, machen wir einige der umfangreichsten Artikel namhaft. Ablaß und Ablaßstreit, 21 volle Spalten; Alexander VI., 19 Sp.; Bartholomäusnacht, 17 Sp.; Bauernkrieg, 8 Sp.; Beicht und Beichtsiegel, 19 Sp.; Bibelverbot, 11 Sp.; Bonifaz VIII., 14 Sp.; Brüder Jesu, 14 Sp.; Calvin, 12 Sp.; Dreißigjähriger Krieg, 15 Sp.; Ehe (und Ehescheidung), 31 Sp.; Fegfeuer, 10 Sp.; Hexenprozesse, 28 Sp.; Hostie, 20 Sp. (mit überflüssig langer Besprechung verschiedener „Hostienwunder“); Inquisition, 27 Sp.; Luther, 16 Sp.; Maria Stuart, 23 Sp.; Tetzel, 9 Sp.; Tyrannenmord, 19 Sp. Kürzer und spärlicher sind durchschnittlich die systematischen Artikel: „Allein durch den Glauben“, 6 Sp.; Apostolisches Glaubensbekenntnis, 6 Sp.; Askese, 1½ Sp.; Augsburger Konfession, 5 Sp.; Bann (Exkommunikation), 7 Sp.; Kasuistik, 2 Sp.; Ceremonien, 3 Sp.; Erbsünde, 5 Sp.; Fasten, ⅔ Sp.; Gehorsam, ⅔ Sp.; Glaube und Werke, ⅔ Sp.; Heiligenverehrung, 6½ Sp.; Kommunion, 7 Sp.; Konzilien, 3½ Sp. (Tridentinum 8 Zeilen, Vatikanum kaum 1 Sp.); Maria (Mutter Christi), 7 Sp.; Meßopfer, 6½ Sp.; Mönchtum, 4 Sp. (Benediktiner, 1 Sp.; Bettelorden, 3 Sp.; Dominikaner, 1½ Sp.); Rechtfertigung, 6 Sp.: Syllabus, 4 Sp.; Tradition, 11 Sp.; Unfehlbarkeit, 12 Sp.

Manche Artikel vermißt man ungern, wie z. B. solche über Sittlichkeit, Sittengesetz, Vollkommenheit und Evangelische Räte. Das wenige, was unter Bergpredigt, Kasuistik und Mönchtum gesagt ist, reicht nicht aus. Ebenso fehlen Artikel über Willensfreiheit, Gnade, Prädestination, die in den Unterscheidungslehren von Wichtigkeit sind. Im Anhang sind einige chronologische und statistische Tabellen, eine kurze Darstellung der zehn Gebote Gottes und eine lange, aber lehrreiche Abhandlung über die Gebote der Kirche beigefügt.

Es ist vollauf anzuerkennen, wenn vor dem Gebrauch verdächtiger Quellen und unhaltbarer Anklagen gewarnt und schlecht beglaubigte Legenden von geschichtlich erweisbaren Tatsachen gesondert werden, wie es hier bei Luthers Tod, einigen Aussprüchen Calvins und sonst öfters geschieht; aber den ganzen kritischen Apparat für dergleichen Nachweise in ein solches Werk aufzunehmen, ist wohl des Guten zu viel. Völlig verfehlt ist an diesem Ort die Kritik, die mit den Worten eines zu unwirschen Gewährsmanns an einer vielleicht überkonservativen Bearbeitung der Geschichte von Loreto geübt wird.

Unangenehm macht sich das Fehlen der Seitenüberschriften fühlbar, ebenso einige andere Äußerlichkeiten, wie der gänzliche Verzicht auf Sperrdruck, neue Zeilenanfänge und ähnliche Hilfsmittel für das Auge, die gerade bei einem Nachschlagewerk nicht zu unterschätzen sind. Wie man sieht, handelt es sich bei diesen Ausstellungen um Kleinigkeiten, die leicht zu beseitigen sind. Auch eine Anzahl Schreib- und Druckfehler werden in den folgenden Auflagen zu verbessern sein.

Desto vollere Anerkennung verdient im allgemeinen der Inhalt. Dr Burg liebt es, die protestantischen Angriffe und Entstellungen mit den Worten vollwichtiger Gewährsmänner, protestantischer sowohl als katholischer Theologen und Historiker, zurückzuweisen. Döllinger, Hergenröther, Hefele, Brück, Funk, Janssen, Pastor, Paulus, Duhr, Michael u. a. werden besonders oft und ausgiebig angeführt. Auch wo der Verfasser selbst spricht, befleißigt er sich großer Mäßigung und eines ruhigen, von Erbitterung freien Tones. Es verdient das um so größere Anerkennung, als die Herren Hermens, Kohlschmidt und Genossen es ihm schwer genug gemacht haben, nicht in eine ganz andere Tonart zu verfallen. Diese Wortführer des Evangelischen Bundes verstehen sich meisterhaft darauf, das Licht ihres verbesserten Evangeliums und ihrer geläuterten Begriffe von Wahrheits- und Nächstenliebe über ihre katholischen Mitchristen leuchten zu lassen. Ganz im Stile ihres alten Musterpolemikers Hase scheinen sie ihre Freude daran zu haben, uns „Römische" durch allerhand gute und schlechte Witze, Zweideutigkeiten, verdächtigende Fragen und ähnliche Künste abgefeimter Ehrenkränkung zu ärgern. Manche Artikel machen durch ihre frömmelnde Bosheit, ihre klatschbasige, insinuationslüsterne Würze den Eindruck, als rührten sie von schlecht erzogenen Knaben her, die Heldentaten zu verrichten glauben, wenn sie die Wände des Nachbarhauses recht ekelhaft verunreinigen, damit das eigene Vaterhaus einen desto besseren Eindruck mache[1].

---

[1] Obwohl wir hier keine Kritik des protestantischen Taschenbuchs schreiben, wollen wir das Urteil doch wenigstens durch einige Proben erhärten. Der Artikel

Es wäre dem Verfasser des katholischen Abwehrlexikons sicherlich ein leichtes gewesen, im gleichen Ton zu antworten und die Unartigkeiten mit Zinsen heim-

---

„Echternacher Springprozession“ schließt nach verschiedenen Ungehörigkeiten mit dem Satze: „Grund und Boden in Echternach befindet sich fast ganz in den Händen der römischen Kirche“ (Sp. 578), was den Echternachern selber völlig neu war. Unter „Jetzer“ wird die nicht nur von Dr N. *Paulus*, sondern auch von Prof. *Steck*, einem Protestanten, widerlegte Geschichtslüge von dem Verbrechen der Berner Dominikaner ganz in der alten Weise wiederholt und *dafür Steck* als Quelle angeführt (Sp. 982). Von den „Benediktinern“ wird erzählt, in der Schweiz hätten „die kriegerischen Religionswirren der vierziger Jahre (Sonderbundskrieg) auch zur Aufhebung zahlreicher Klöster *als Sammelplätze des Aufruhrs* geführt“ (Sp. 246). Zur Geschichte der „Hexenprozesse“ wird bemerkt, während in Deutschland die letzte Hexe 1775 verbrannt wurde, sei dies „in Peru erst 1888“ geschehen. Viel Böses wird auch dem Zentrum des deutschen Reichstags nachgesagt, z. B.: „Noch heute ist die Haltung der stärksten Partei im Reichstage eine antinationale“ (Sp. 406). „Das Attentat des katholischen Böttchergesellen Kullmann auf Bismarck“ ist nicht vergessen, und „der Kesselflicker Duchesne in Belgien erbot sich dem Jesuiten-General zur Ermordung des Fürsten Bismarck“ (Sp. 1243); von Hödel aber wird sinnig nur berichtet, er habe „im katholischen Gesellenverein verkehrt“ (Sp. 1244), so daß der Leser auch diesen protestantischen Attentäter für einen Katholiken halten wird. Am schlimmsten kommen natürlich die *Jesuiten* weg. Sie haben die Beichten Maria Theresias verraten (Sp. 235), „die Vergiftung des Legaten Tournon lastet als schwerer Verdacht auf ihnen“, und „zwei Mörder“ der protestantischen Sendboten Escande und Minault in Madagaskar, die „1897 von eingebornen Katholiken ermordet wurden, waren *Jesuitenschüler*“ (Sp. 1380) — so lauteten allerdings die Verdächtigungen protestantischer Berichte unmittelbar nach jenem Morde; nachträglich aber wurde durch Richterspruch festgestellt, daß der Urheber der Tat ein protestantischer Missionslehrer, die Werkzeuge ordinäre Räuber ohne religiöse Motive waren —; „Abraham Lincoln starb durch die mörderische Kugel eines von den *Jesuiten* fanatisierten Mörders“ (Sp. 419). Vom „*Jesuiten Suarez*“ wird der Satz angeführt: Wenn ein rechtmäßiger Herrscher, der tyrannisch regiert, vom Papste abgesetzt wird, iam non est rex . . . et *consequenter* a quocunque privato poterit interfici (so ist er kein König mehr und kann folglich von jedem Privatmann umgebracht werden). Der Satz steht allerdings in einer Schrift des genannten Theologen, aber mit der vielsagenden Einleitung: Hinc vero nascitur nova difficultas, d. h. Suarez spricht darin *nicht seine eigene Meinung* aus, sondern läßt sich vom Gegner einen *Einwand*, eine „Schwierigkeit“ vortragen, um darauf im folgenden zu antworten, und zwar, wie sich denken läßt, verneinend. Daß die Jesuiten den Grundsatz, *der Zweck heilige die Mittel*, in seinem unsittlichen Sinne gelehrt und verteidigt hätten, wird allen Gegenbeweisen zum Trotz nachdrücklich und „mit vollem Recht“ behauptet (Sp. 2449). *Machiavelli* dagegen, der jenen Grundsatz wohl zuerst mit aller Schamlosigkeit ausgesprochen hat, wird dafür eifrig in Schutz genommen: „Persönlich war er durchaus ehrenwert, beseelt vom reinsten Patriotismus.... Seine erbittertsten Feinde sind die Jesuiten, die seine Werke auf den Index brachten“ (Sp. 1378). Von dem ungarischen Fluchformular wird nur gesagt: „Indessen ist die Echtheit, wenn auch nicht mit apodiktischer Gewißheit zu leugnen, viel zu wenig beglaubigt“ (Sp. 26). Man hat

zuzahlen. Wir sind ihm dankbar dafür, daß er es nicht getan. Auf diesem Gebiet dürfen und müssen wir den Protestanten neidlos die Oberhand lassen. Die Einsichtigeren unter ihnen werden selber fühlen, daß ein Christentum, das sich auf diese Sorte von Waffen stützt, nicht die Religion des Evangeliums sein kann. Nach einem Ausspruch des protestantischen Abtes Uhlhorn, den das „Taschenbuch" (Sp. 1531) zustimmend wiederholt, „wird das Bekenntnis siegen, welches das rechte Verständnis für die soziale Frage hat". Man kann diese Vorhersage noch etwas allgemeiner fassen und behaupten: Das Bekenntnis wird siegen, das im Streit ein rechtes Verständnis für den Unterschied zwischen erlaubten und unerlaubten Mitteln hat. Dies Verständnis waltet nach unserer Ansicht in dem katholischen Streitlexikon, darum wünschen wir, daß es trotz der noch vorhandenen kleinen Mängel fleißig, besonders auch von Veranstaltern apologetischer Vorträge, zu Rate gezogen werde.

M. Reichmann S. J.

Die kirchliche Aufklärung am Hofe des Herzogs Karl Eugen von Württemberg (1744—1793). Ein Beitrag zur Geschichte der kirchlichen Aufklärung. Von Dr **J. B. Sägmüller**, o. ö. Professor der Theologie an der Universität Tübingen. 8⁰ (VIII u. 228) Freiburg 1906, Herder. *M* 5.—

Daß Persönlichkeit und Regierung Karl Eugens etwas zu bedeuten haben nicht nur für die Geschichte Württembergs, sondern für Deutschland, für die kirchlichen Interessen, für die Kultur des „philosophischen Zeitalters", beweist recht augenfällig das neue Monumentalwerk „Herzog Karl Eugen von Württemberg und seine Zeit", zu dessen Herstellung der „Württembergische Geschichts- und Altertumsverein" eine Elite von Gelehrten angeworben hat, und das in seinen Lieferungen mit wissenschaftlichem Ernst und sprachlicher Sorgfalt alle Zierde einer modernen Prachtausgabe zu verbinden sucht [1]. Durch Mitarbeiterschaft an diesem Werke angeregt, hat die vorliegende Schrift über den katholischen Herzog manches wirklich Neue zu sagen und vieles, was gar sehr die Aufmerksamkeit des Katholiken

---

also die Hoffnung auf eine spätere Beglaubigung noch immer nicht aufgegeben. Ähnliche Proben von Unwahrheitsliebe sind zahlreich vorhanden. Harmlosere Beweise des wissenschaftlichen Geistes lassen wir auf sich beruhen. Wird doch z. B. erzählt, ein bischöfliches Ordinariat irgendwo in Österreich (nähere Angabe fehlt) habe entschieden, „die geweihte Erde (auf dem Friedhof) reiche drei Schuh tief" (Sp. 732), und die Devise Ad maiorem Dei gloriam sei eine „häufige Wendung in den Beschlüssen des Konzils von Trient" (Sp. 29).

[1] Von dem auf 14 Lieferungen berechneten Werke sind der Redaktion nur die erste und zweite Lieferung (1903) zugegangen. Anschließend an die oben ausgesprochene Anerkennung muß mit Genugtuung hervorgehoben werden, daß zu dem Werke über den katholischen Landesfürsten auch einige katholische Gelehrte herbeigezogen worden sind und dasjenige, was direkt das theologische Gebiet berührt, einem Lehrer der katholischen Theologie von unbestrittenem Rufe zur Behandlung anvertraut worden ist.

in Anspruch nimmt. Wohl erscheint dieselbe dem größeren Teile nach als ein Beitrag zur Geschichte der theologischen Literatur im Aufklärungszeitalter, welch letztere an sich zwar nur wenig des Anziehenden bietet, aber ebendeshalb auch bis heute nur spärlich behandelt und fast verschollen ist. Es sind daher recht viele neue Angaben, Fingerzeige und Richtigstellungen, was man hier finden kann, und ihr Wert steigert sich dadurch, daß mit der Bibliographie auch das biographische Moment fleißig wahrgenommen wird. Handelt es sich auch nicht gerade um Heroen des Geistes und Koryphäen der Wissenschaft, sondern um ziemlich dunkle Ehrenmänner, so sind es immer merkwürdige Erscheinungen, teilweise mit viel Talent und mancher schätzbaren Eigenschaft begabt. Auch ein auf dem Wege der Liederlichkeit zum Verbrecher gewordener Mönch wie Eulogius Schneider weckt durch sein tragisches Ende noch die Teilnahme; ein durch Hochmut geblähter, glaubens- und pietätsloser, kalt berechnender Reformer wie Werkmeister erregt Aufmerksamkeit durch das Üble, was er zuwege gebracht, und den unheilvollen Einfluß, den er in späteren Zeiten auf die kirchlichen Verhältnisse seines Landes geübt hat. Genaueres zu erfahren über Leute wie Pracher, Menninger, Nack, Mercy usw., die, wenn auch in engerem Kreise, doch eingreifend genug tätig gewesen sind, verlohnt sich um so mehr, als der Verfasser vielfach aus ungedruckten Akten und Korrespondenzen schöpft oder aus einer sehr selten gewordenen, heute kaum mehr auffindbaren Literatur. Überdies erscheinen diese Männer nicht als natureigene Charaktergebilde auf sich allein gestellt, sondern fast ausnahmslos aus klösterlichen Gemeinschaften hervorgegangen, so daß ihre Entwicklung grelles Licht zurückstrahlen läßt auf die Schule, in der sich ihr Geist geformt. Benediktiner und Cisterzienser sind vertreten, Kapuziner und Dominikaner, Franziskaner-Rekollekten und Prämonstratenser; in Menninger und Sailer erscheinen selbst ehemalige Novizen der — dem Zeitgeist zum Liebeslohn — unterdrückten Gesellschaft Jesu. Die Klöster verteilen sich nicht bloß über Ober- und Niederschwaben, sondern weiter über beide Franken, Baden und Bayern. Nicht alles ist erbaulich, was an Klostergeheimnissen hier offenbar wird, doch hat man es fast immer nur mit dem Unrat des aufbrechenden Geschwürs zu tun, das einen sonst lebenskräftigen Organismus stellenweise verunziert. Nicht überall war es zum schismatischen Trotz gekommen wie beim „Reichsprälaten" der Cisterzienserabtei Kaisersheim, dessen dummdreistes Poltern gegen Rom gleichzeitig wetteiferte mit niedriger Schweifwedelei vor dem in München und Wien despotisch schaltenden Josephinismus.

Recht viel Sachliches und mannigfach Dienliches ist somit in dieser wenig umfangreichen Schrift zusammengepreßt, und sie weist in allem jene ernste Gewissenhaftigkeit der Arbeit auf, jene Gediegenheit des Inhaltes und jene Ausgereiftheit des Urteils, die bis jetzt immer wohltuend beobachtet und anerkennend hervorgehoben worden sind, so oft eine Publikation des H. Verfassers in diesen Blättern hat zur Anzeige gebracht werden können. Um so lieber wird man es begrüßen, daß die jetzige Schrift als Vorläufer einer im Plane liegenden größeren Arbeit sich ankündigt, welche bei vielem geschichtlichen Interesse auch manchen unmittelbaren Nutzen zu stiften geeignet sein wird: „Die Katholiken im Herzogtum Württemberg."

Man wird dem Verfasser jedoch beistimmen, wenn er auch von der jetzt vorliegenden Schrift neben dem Gewinn für die Wissenschaft eine Frucht für das Leben, einen Nutzen für Kirche und Mitwelt sich verspricht. Er erwartet dies mit Grund „von den scharfen, ja erschreckenden Reflexlichtern, die aus dem hier Geschilderten auf gewisse moderne, keineswegs ungefährliche Bewegungen fallen". Schon bei Anzeige von Professor Dr Ludwigs verdienstvoller und gehaltreicher Schrift über Weihbischof Zirkel von Würzburg in diesen Blättern (LXIX 102) ist betont worden, welch heilsame Kraft im gegenwärtigen gefahrvollen Augenblick es haben kann, wenn den Katholiken Deutschlands das treue Spiegelbild der heutigen Erscheinungen und Strömungen in der ödesten und verschwommensten Aufklärungszeit des verrinnenden 18. Jahrhunderts recht lebendig vor Augen gestellt wird. Wie bei Dr Ludwig so geschieht es hier, und in gleichem Sinne haben zu Anfang dieses Jahres die Historisch-politischen Blätter (CXXXVII) zwei lesenswerte Aufsätze veröffentlicht: „Beiträge zur Beurteilung der Aufklärung im katholischen Deutschland beim Ausgang des 18. Jahrhunderts." Ist es doch die Aufgabe der Geschichte, spätere Geschlechter warnend zu belehren, und pflegen traurige Erfahrungen die Schule der Weisheit zu sein. Zusammenfassend charakterisiert Dr Sägmüller die geistigen Strömungen der verworrenen Zeit als „Kampf gegen den kirchlichen Supranaturalismus", als „reformlustigen Utilitarismus", als „reinen Indifferentismus, euphemistisch ‚Toleranz' genannt", und schon das erinnert stark an Krankheitssymptome, die im geistigen Leben des katholischen Deutschland von heute vielerorts unverkennbar sich geltend machen. Aber eindrucksvoll wird die Parallele erst beim Eingehen auf das einzelne; das Versenken in jene aufklärerischen Phrasen und Deklamationen der Reformer des 18. Jahrhunderts möchte oft unwillkürlich die Vorstellung wecken, als habe man einen Artikel in einer der katholischen Zeitschriften unserer Tage vor Augen. Da ist kein Ende des Lobpreises der „modernen Kultur", und bleibt es oberstes Postulat, „eine mit der gegenwärtigen Kultur übereinstimmende Reform vorzunehmen". „Wesentliches und Unwesentliches in der Religion" muß unterschieden werden, natürlich um das „Unwesentliche" über Bord zu werfen; noch wichtiger ist, Religion und Kirche voneinander zu unterscheiden: „die Religion ist das Wesentliche, die Kirche Zufälliges, Äußeres"; es bedarf einer Rekonstruktion des Gottesbegriffes: die bisherige „Vorstellung von Gott ist eine zu menschliche, niedrige"; die schöne Literatur im katholischen Deutschland ist minderwertig, weil „die Mönchsmoral die Liebe und die Ehrbegierde als sündhaft bekämpft"; „das Beispiel der Protestanten muß nachgeahmt werden"; wird ja doch hinwieder „der neuere wissenschaftliche Aufschwung der (aufgeklärten) Katholiken auch von den Häretikern anerkannt". Wunder, Engel und Teufel sind verpönt; der Eifer gegen die „abergläubischen Heiligenleben" und „abergläubischen Legenden" kann sich nicht genug tun. Gelübde und Fasten sind kaum minder übel angesehen, Chorgebet und Wallfahrten, Rosenkranz und Litaneien, Marienandacht und Heiligenverehrung werden nach Kräften zurückgedrängt. „Scholastik" vollends und „Kasuistik" sind die rechten Schreckgespenster; alles soll von den Geistlichen studiert werden, nur dieses nicht, und wäre es auch nur, meint Dr Sägmüller, „der historischen Kon

tinuität zuliebe“. Die Bibel soll in die Hand des Volkes, aber Christus der Gekreuzigte fort aus der katholischen Lehre und Predigt. Die ganze „Polizei des Religionswesens“, d. h. die Gesamtheit der kirchlichen Angelegenheiten „kann von Laien verwaltet werden“; der „Begriff von Macht und Gesetz ist unstatthaft auf religiösem Gebiet“. So geht es weiter.

Zugleich aber drängt sich die Beobachtung auf, wie es gekommen, daß die verderbliche Strömung so rasch um sich griff. Der Weg, auf dem fast immer gut beanlagte Köpfe zumal in jüngeren Jahren unmerklich in den Strudel hinabglitten, war die Lektüre der „guten Schriften“. Werkmeister bekennt von sich selbst, daß ihm als jungem Mönch zuerst „Gellerts moralische Vorlesungen und andere ähnliche Schriften der Protestanten aus jener Zeit . . . das Überspannte und Unhaltbare der Mönchsmoral fühlbar gemacht“ hätten. Wie für die Moral, so wurde vorab auch für die Exegese, die Kirchengeschichte, die Kirchenverfassung, die Philosophie, zuletzt selbst für die Predigten, Andachtsbücher und Kirchengesänge die Weisheit bei den Protestanten erborgt. „Liberale Grundsätze in Rücksicht protestantischer Bücher“ bei den Lehrern und anmaßendes Hinwegsehen über die warnenden Verbote des „römischen Index“ waren die immer sich erneuernde Quelle des Verderbens. „Gute Schriften“ kamen überhaupt nur noch von Protestanten, Aufklärern und Rationalisten (vgl. S. 25 71 145 161).

Ein anderes lehrreiches Panorama bietet „jene Geschäftigkeit, Gewandtheit und Skrupellosigkeit“, mit welcher die Aufklärer ihre Anschauungen zu verbreiten und zur Vorherrschaft in der Öffentlichkeit zu bringen wußten. Wie durch hundert unsichtbare Fäden hielt die große Clique zusammen; alle örtliche Entfernung, alle Hindernisse des Verkehrs wurden überwunden durch den Parteiinstinkt und jene Rührigkeit, welche der Fanatismus der Zerstörung zu verleihen pflegt. Reisen, Besuche, Briefe, gemeinsame Freunde brachten sie einander nahe, die einzelnen Aufklärer unter sich, wie mit den Wortführern der Protestanten. Diese nimmerrastende Geschäftigkeit und diese Macht der geistigen Affinität sind von jeher die Begleiterscheinungen illegitimer Neuerungssucht gewesen. Alle protestantischen, alle rationalistischen Organe standen den Reformern offen und unterstützten eifrig ihre Sache; bald hatten sie auch weitaus die Mehrzahl der katholischen in ihrer Gewalt, fast alle, und die Hegemonie, die sie an sich gerissen, wußten sie auszunützen: „Das gegenseitige Belobigen und Verhimmeln der Gesinnungsgenossen in ihren Organen, das Totschweigen oder Verdonnern der Gegner“, die Kunst der Verdächtigung und die Stimmungsmache! Ein noch so stark provoziertes und noch so maßvoll und schonend erfolgtes Einschreiten der kirchlichen Behörde, und welch ein Geschrei sofort über „Denunziation“, über „Werk der Kabale“, über „Kabalen und Intrigen“, über die „Zionswächter“ und das „Jesuitenvolk“! Dabei aber der schnöde und bewußte Verrat an der Kirche, deren Dienst man sich geweiht hatte. Finden sich doch unter diesen Helden der Reform Mitglieder des Illuminatenordens und Parteifreunde Weishaupts!

Vielleicht könnte noch eine dritte Beobachtung einiges Interesse wecken, die nämlich, daß manche dieser Männer, soweit sie nicht auch von sittlicher Fäulnis zu weit angesteckt worden waren, durch Rückkehr zur seelsorgerlichen Praxis und

zum Wirken unter dem schlichten gläubigen Volk allmählich wieder zu gesunderem Sinn und zu kirchlicheren Anschauungen durchgedrungen sind. Leider sind diese tröstlicheren Erscheinungen die Minderzahl. Andere haben in Servilität gegen eine despotische Staatsgewalt, in den unfruchtbaren Chimären ihrer Studierstube oder in den Armen sündhafter Lust ruhmlos ein entweihtes Dasein zu Ende geführt, das bei treuem und bescheidenem Festhalten an den Grundsätzen der Kirche für sie selbst reich an Ehren, für viele andere reich an Segen hätte sein können.

Otto Pfülf S. J.

1. **Vom Sterbelager des Darwinismus.** Ein Bericht von Dr phil. *E. Dennert*. 4.—6. Tausend. 8⁰ (120) Stuttgart 1905, Kielmann. *M* 2.—
2. Dasselbe. Neue Folge. 1.—3. Tausend. 8⁰ (134) Ebd. 1906. *M* 2.—
3. **Bibel und Naturwissenschaft.** Gedanken und Bekenntnisse eines Naturforschers. Fünfte Auflage. 8⁰ (372) Ebd. 1906. *M* 5.—

E. Dennerts Schriften gegen den populärwissenschaftlichen Darwinismus und Haeckelismus haben in den letzten Jahren wiederholte Neuauflagen erlebt und in weiten Kreisen Verbreitung gefunden, während sie von Seiten der Haeckelianer heftig angegriffen wurden. Eine dieser Schriften „Die Wahrheit über Ernst Haeckel und seine Welträtsel" ist bereits in dieser Zeitschrift (LXVIII [1905] 440) näher besprochen worden. Von den drei oben zitierten Schriften wenden sich die erste und die zweite gegen die Darwinsche Zuchtwahltheorie, während die dritte den Nachweis erbringen will, daß die gesicherten Ergebnisse der Naturwissenschaften mit der Offenbarungslehre des Christentums nicht im Widerspruche stehen. Selbstverständlich tritt in dieser letzteren Schrift der protestantische Standpunkt des Verfassers vielfach hervor; dieselbe ist daher nur für theologisch gebildete Katholiken eine geeignete Lektüre. Dagegen können die beiden ersteren Schriften auch für weitere katholische Leserkreise unbedingt empfohlen werden.

1 und 2. Vom Sterbelager des Darwinismus. — In diesen beiden Heften sucht Dennert in einer Reihe von Abhandlungen zu zeigen, daß der Darwinismus im engeren Sinne, den er von der Entwicklungstheorie richtig unterscheidet, unhaltbar ist, und daß die Überzeugung von seiner Unhaltbarkeit in den naturwissenschaftlichen Kreisen immer allgemeiner wird. Die Belege hierfür schöpft der Verfasser mit Geschick aus den Publikationen namhafter Zoologen, Botaniker und Paläontologen sowie aus den auf Naturforscherversammlungen gehaltenen Reden und aus ähnlichen Quellen. Das erste Heft umfaßt die Berichte aus den Jahren 1898 bis 1902, das zweite diejenigen seit 1902.

In der Einleitung des ersten Heftes faßt Dennert seine eigenen Anschauungen über die Entwicklungstheorie kurz zusammen, die mit den in unserem Buche „Die moderne Biologie und die Entwicklungstheorie" (Freiburg 1904) niedergelegten Ansichten wesentlich übereinstimmen. Die Deszendenzlehre, d. h. die Lehre von

der Stammesentwicklung der organischen Arten, ist eine ihrer Natur nach **hypothetische Theorie**, welche jedoch für eine Fülle biologischer Tatsachen eine so gute Erklärung zu geben vermag, daß wir sie — **soweit** sie als tatsächlich begründet sich erweist — nicht zurückweisen dürfen. Wie weit die Grenzen der Entwicklung gehen und welche Ursachen ihr zu Grunde liegen, darüber ist unsere Kenntnis bisher noch eine sehr unvollkommene. So viel ist jedoch sicher, daß die hypothetische Stammesentwicklung **hauptsächlich durch innere, zielstrebige Ursachen geleitet werden müßte**, und daß sie auf die geistige Seele **des Menschen nicht anwendbar ist**. Deshalb kann die darwinistische Auslese in der „Deszendenzlehre der Zukunft" nur noch die bescheidene Rolle eines **ausmerzenden**, nicht diejenige eines **schaffenden** Faktors spielen, weil sie nur die Ausrottung des Unzweckmäßigen, nicht aber die Entstehung und Weiterentwicklung des Zweckmäßigen zu erklären vermag. „Eine auf diesen Grundlagen beruhende Entwicklungslehre aber wird nicht auskommen können ohne einen Schöpfer und Erhalter der Welt und ihres Lebens, d. h. wird stets im Einklang stehen mit dem Kern und Stern des wunderbaren Genesisberichtes: ‚Und Gott sprach.'"

Zu den besten Abhandlungen des **ersten** Heftes gehört das zweite Kapitel: „Die Entwicklungsstufen des Darwinismus" und das vierte: „Paläontologie und Darwinismus". Im **zweiten** Hefte ist im dritten Kapitel „Eine darwinistische Diskussion" die von Max Kassowitz an der Selektionstheorie geübte Kritik besonders nachdrücklich hervorgehoben. Es sei hierzu jedoch bemerkt, daß die eigenen naturphilosophischen Ideen von Kassowitz, wie er sie neuerdings in seiner Abhandlung „Vitalismus und Teleologie" im „Biologischen Zentralblatt" 1905 Nr 23 und 54 ausgesprochen hat, echt materialistisch sind und von einer Teleologie gar nichts wissen wollen. „Ein Jesuitenpater als Anhänger des Darwinismus?" bildet das vierte Kapitel. Dennert weist hier nach, wie unglücklich der Versuch gewisser Darwinisten war, auf Wasmanns Buch über die Entwicklungstheorie sich für ihre Ansichten zu berufen (S. 39 Z. 20 muß es übrigens heißen „diese untereinander **nicht** verwandten natürlichen Arten"). Eine recht gute Kritik des Weismannschen Neudarwinismus liefert das siebte Kapitel: „Noch eine hohe Säule zeugt von verschwundener Pracht." Es wäre noch beizufügen (zu S. 53), daß Weismann neuerdings sogar „vitale Affinitäten" zwischen den kleinsten Teilchen des Keimplasmas annimmt und dadurch dem teleologischen Vitalismus ein neues Zugeständnis gemacht hat. Im achten Kapitel wird die Mutationstheorie von de Vries sowohl nach ihren guten wie nach ihren mangelhaften Seiten besprochen. Plates „Apologie des Darwinismus" ist der Gegenstand des neunten Kapitels. Zutreffend zeigt hier Dennert, wie die Darwinsche Selektionstheorie selbst von ihren Verteidigern auf eine sehr bescheidene Wirkungssphäre beschränkt und daher als allgemeines Entwicklungsprinzip aufgegeben wird. Im elften Kapitel finden wir die von Breitenbach herausgegebenen „Gemeinverständlichen darwinistischen Vorträge und Abhandlungen" einer kritischen Besprechung unterzogen. Besonders gelungen ist hier die Beurteilung des von R. Francé verfaßten Heftes „Die Weiterentwicklung des Darwinismus". Francé hatte, um die Unhaltbarkeit

des Darwinismus zu verschleiern, sämtliche neuere Entwicklungstheorien, ja sogar den Neovitalismus von Driesch usw., als eine weitere Ausgestaltung der darwinistischen Ideen darzustellen gesucht, obwohl sie mit letzteren großenteils in schroffem Widerspruche stehen. Zu diesen sophistischen Begriffsverdrehungen, nach denen auch das Gegenteil eines Darwinisten trotzdem noch ein Darwinist sein soll, bemerkt Dennert mit schneidender Ironie:

„Es mag erlaubt sein, nach dieser Logik auch einmal folgende Behauptungen aufzustellen: Esel sind alle Wesen mit vier Gliedmaßen, einer Haut mit Haaren und einem Maul mit Zähnen; Esel sind aber auch alle sog. Katzen mit denselben Merkmalen; Esel sind ‚im eminenten Sinne' auch alle Käfer, welche an Stelle von vier Gliedmaßen sechs und an Stelle der Zähne andere Freßwerkzeuge und keine Haare besitzen; Esel sind schließlich auch alle Menschen, welche auf zwei Beinen gehen und eine nur teilweise behaarte Haut besitzen. — Ich behaupte, die Logik dieser Sätze ist ebenso zwingend wie die von Francé."

Im zwölften Kapitel „Deszendenz oder Konvergenz" wird Friedmanns Buch „Die Konvergenz der Organismen" besprochen, das manche gute Ideen enthält, aber der nötigen Klarheit und Verständlichkeit entbehrt. Daß die Finalität in der Natur, wie Dennert gegen Friedmann (S. 121) bemerkt, bloß auf die Lebensvorgänge beschränkt sei, können wir nicht zugeben, es sei denn, daß man hierunter nur die innere Zielstrebigkeit verstände, welche allerdings in der anorganischen Welt fehlt. Das dreizehnte Kapitel: „Kampf oder gegenseitige Hilfe bei der Entwicklung?" legt dar, wie selbst der russische Anarchistenführer Fürst Peter Kropotkin in seinem Buche „Gegenseitige Hilfe bei der Entwicklung" dem darwinistischen Kampfe ums Dasein abtrünnig geworden ist.

3. „Bibel und Naturwissenschaft." Auf diese Schrift Dennerts gehen wir hier nur mit wenigen Worten ein. Es ist erfreulich, daß ein protestantischer Botaniker, der auch auf andern naturwissenschaftlichen Gebieten sich gut umgesehen hat, für die christliche Offenbarungslehre mit solcher Wärme eintritt; allerdings bezeichnet er sich selbst zutreffend nur als „Laien" auf theologischem Gebiete. Mit Kaftan unterscheidet er (S. 6) zwischen einem „altmodischen" und einem „modernen" Christentum. Ersteres hält an der Gottheit Christi fest, während letzteres in ihm nur noch einen religiösen Heros sieht. Dennert bekennt sich bei der Frage „Was dünkt euch von Christo?" entschieden zu der ersteren Auffassung. Allerdings sind seine später (S. 283 ff) entwickelten Anschauungen über die Gottheit Christi theologisch etwas unklar. Er tritt ferner für den übernatürlichen Charakter der Wundermacht Christi ein, indem er (S. 312) betont, man müsse hier endlich „Ernst machen mit Gottes Allmacht". Anderseits unterschätzt er jedoch die Bedeutung der Wunder Christi als Beweise für dessen göttliche Sendung (S. 313). Selbstverständlich kann ein katholischer Theolog mit manchen Anschauungen Dennerts nicht einverstanden sein. Insbesondere gilt dies schon von den protestantischen Grundprinzipien des Verfassers, daß die Bibel die einzige Quelle des christlichen Glaubens sei (S. 4), und daß der Glaube nur in die Sphäre des religiösen Gefühls gehöre, ohne einer wissenschaftlichen Begründung seiner Fundamente durch Vernunftbeweise zu bedürfen. Dennoch entwickelt er (S. 62 ff)

die „natürlichen Gottesbeweise" und zeigt recht anschaulich, daß dieselben durch die moderne Naturwissenschaft nichts an ihrer Überzeugungskraft eingebüßt haben. Gegen die „Auferstehung des Fleisches" spricht er sich (S. 224) aus, aber auf Gründe gestützt, gegen welche man ihm nur mit seinen eigenen Worten zu erwidern braucht, er solle doch auch hier „mit Gottes Allmacht Ernst machen". In philosophischer Beziehung möchte er Lebenskraft und Instinkt für dasselbe erklären, womit wir nicht übereinstimmen. Aber wir bemerken nochmals, daß es nicht unser Zweck war, hier eine „Kritik" dieses Buches von Dennert zu schreiben. Die Absicht des Verfassers ist eine so edle, und die meisten seiner Ausführungen sind — wenigstens für die protestantischen Kreise, für die das Buch bestimmt ist — so wirkungsvoll, daß wir seinen Versöhnungsversuch zwischen Glauben und Wissen nur mit Freuden begrüßen können. Wir leben in einer Zeit, in der wir Grund genug haben, gläubig gesinnte protestantische Naturforscher als unsere Bundesgenossen im Kampfe gegen den modernen Unglauben zu betrachten und zu behandeln.

E. Wasmann S. J.

Der Selbstmord als sozialstatistische Erscheinung. Von Dr oec. publ. **Hans Rost.** 8° (116) Köln 1905, Bachem. *M* 1.80

Ein eigentümliches Spiel des Zufalls hat es gefügt, daß fast zu gleicher Zeit zwei Untersuchungen über den Selbstmord, beide von katholischen Autoren verfaßt, als Sonderveröffentlichungen zweier katholischer literarischer Unternehmungen erschienen sind; meine unten angeführten Ergänzungshefte dieser Zeitschrift [1] und die als Vereinsgabe der Görresgesellschaft veröffentlichte vorliegende Schrift von Dr H. Rost.

Der Verfasser ist auf dem Gebiete der Selbstmordstatistik kein Neuling. Eine Reihe von Artikeln aus seiner Feder in den „Historisch-politischen Blättern", in Mayrs „Allgemeinem Statistischem Archiv" und in „Natur und Offenbarung" zeigt, daß er sich mit diesem Gegenstand schon seit Jahren eingehend beschäftigt hat. Es lag nicht in der Absicht des Verfassers, das statistische Material über den Selbstmord in erschöpfender Weise zur Darstellung zu bringen. Dazu hätte ja auch der beschränkte Umfang einer Vereinsgabe der Görresgesellschaft nicht genügend Raum geboten. Aber es sind doch alle Gesichtspunkte, auf die es bei einer moralstatistischen Würdigung des Selbstmords in erster Linie ankommt, berücksichtigt und in einer Weise behandelt, die den geübten Statistiker verrät.

Die Einleitung gibt eine kurze Übersicht über die Geschichte der Selbstmordneigung und über die Beurteilung des Selbstmords in den verschiedenen Kulturepochen. Die Ausführung gliedert sich in vier Hauptteile: die geographische Verbreitung des Selbstmords, die subjektiven, objektiven und sozialen Differenzierungsmomente der Selbstmordmasse.

---

[1] „Der Selbstmord im 19. Jahrhundert nach seiner Verteilung auf Staaten und Verwaltungsbezirke" und „Die Ursachen der Selbstmordhäufigkeit", Ergänzungshefte zu den „Stimmen aus Maria-Laach" 90 u. 91, Freiburg 1906.

Die geographische Verbreitung des Selbstmords erläutert der Verfasser durch vier Tabellen, welche die absolute und relative Zahl der Selbstmorde in den meisten europäischen Staaten, in den Jahren 1881—1893 und 1894—1898, die Zahl der Selbstmorde in den deutschen Bundesstaaten von 1881 bis 1903, in den bayrischen Regierungsbezirken von 1878 bis 1900 und in den Schweizer Kantonen von 1876 bis 1899 angeben. Bei einer eingehenden Untersuchung über die Verbreitung des Selbstmords müßte natürlich dieser Teil in zeitlicher und besonders in räumlicher Beziehung weiter ausgebaut sein, aber zur Orientierung über die gegenwärtige Ausbreitung des Selbstmords in den wichtigsten Beobachtungsgebieten ist das in diesen Tabellen verarbeitete statistische Material ausreichend. Die Zahlenangaben sind, soweit ich gesehen habe, durchaus korrekt; nur ein Druckfehler ist mir aufgefallen: der Verfasser sagt auf S. 17, daß sich die Gesamtzahl der Selbstmorde in Europa auf jährlich 60000—70000 belaufe, während tatsächlich der Jahresdurchschnitt in den letzten Jahrzehnten nur 35000 bis 40000 war.

Der Hauptwert der Arbeit liegt in den drei folgenden Abschnitten, in welchen der Verfasser mit feinem Verständnis alle Umstände erörtert, welche auf die Höhe der Selbstmordfrequenz von Einfluß sein können. Rost ist nicht nur Fachmann auf dem Gebiete der Statistik, sondern auch ein gründlich durchgebildeter Soziologe, der die Erscheinungen des gesellschaftlichen Lebens der Menschen nach allen Richtungen durchforscht und auf ihren inneren Zusammenhang untersucht hat. Der Einfluß des Geschlechtes, des Alters, des Zivilstandes, des Alkoholkonsums, des Berufes und besonders auch des Wohnortes ist sehr klar und anschaulich an der Hand des statistischen Materials nachgewiesen. Das letztere beschränkt sich allerdings der Hauptsache nach auf Deutschland und vorzugsweise auf Bayern, aber die Ergebnisse der Selbstmordstatistik in andern Ländern (auf die übrigens auch wiederholt Bezug genommen wird), stimmen hinsichtlich der genannten Differenzierungsmomente trotz aller Verschiedenheiten im einzelnen doch im großen und ganzen mit den Ergebnissen der deutschen Selbstmordstatistik so weit überein, daß man letztere wohl als typische Beispiele für die Einwirkung der verschiedenen Faktoren der Selbstmordfrequenz gelten lassen kann.

Freilich ganz so scharf, wie bei einer allseitig durchgeführten internationalen Vergleichung tritt die Bedeutung der einzelnen Faktoren bei Beschränkung des statistischen Materials auf wenige Beobachtungsgebiete nicht hervor. Das wird auch der Grund sein, weshalb die Resultate meiner Untersuchungen in einigen Punkten von untergeordneter Bedeutung mit denjenigen der Rostschen Arbeit nicht ganz übereinstimmen. Insbesondere gilt das von den Ausführungen über die Einwirkung des Alkoholkonsums auf die Selbstmordfrequenz. Rost sagt (S. 114): „Der Alkohol ist der hauptverantwortliche Faktor in der Selbstmordgestaltung." Wenn das richtig wäre, so müßte zwischen der Höhe des Alkoholkonsums und der Höhe der Selbstmordfrequenz in den verschiedenen Beobachtungsgebieten ein deutlich erkennbarer Parallelismus bestehen. Das ist aber, wie ich in Tabelle XXXIV meiner Schrift über die Ursachen der Selbstmordhäufigkeit nachgewiesen habe, nicht der Fall. Wohl trägt der übermäßige Alkoholgenuß zweifel-

los in erheblichem Maß zur Vermehrung der Selbstmordfrequenz bei, aber der „hauptverantwortliche Faktor" ist er nicht. — Eine weitere Differenz ergibt sich bezüglich der Selbstmordfrequenz der Dienstboten. Die von Rost angeführte außerordentlich hohe Selbstmordziffer der Dienstboten beruht auf einem Mißverständnis, das übrigens nicht ihm, sondern der von ihm zitierten Quelle (E. Rehfisch) zur Last fällt. Der genannte Verfasser hat nämlich nicht bemerkt, daß die Berufskategorien der amtlichen Selbstmordstatistik und diejenigen der Berufsstatistik sich in diesem Fall nicht decken.

Doch es sind, wie gesagt, nur Punkte von untergeordneter Bedeutung, in welchen die Ergebnisse unserer Untersuchungen nicht übereinstimmen. Das Hauptresultat, der dominierende Einfluß des Religionsbekenntnisses auf die Höhe der Selbstmordfrequenz ist in beiden Schriften das gleiche. Rost hat diese Seite des Selbstmordproblems schon in seinen früheren Arbeiten über diesen Gegenstand behandelt und ihr daher auch in dieser zusammenfassenden Darstellung einen hervorragenden Platz eingeräumt. Er veranschaulicht die günstige Stellung des Katholizismus im Vergleich mit dem Protestantismus durch Gegenüberstellung der Selbstmordfrequenz von katholischen und protestantischen deutschen Bundesstaaten, Schweizer Kantonen, preußischen Provinzen, bayrischen Regierungsbezirken und von einer Anzahl größerer deutscher Städte. Zu wünschen wäre, daß der Verfasser die direkte Methode der Berechnung auf je 100 000 Angehörige einer jeden Konfessionsgemeinschaft, die entschieden den Vorzug verdient, noch auf einige andere Beobachtungsgebiete (Preußen, Baden, Württemberg) ausgedehnt hätte, da durch die Übereinstimmung der Ergebnisse in verschiedenen Beobachtungsgebieten der Beweis an Überzeugungskraft gewinnt. Aber auch das von Rost angeführte statistische Material beweist schlagend die Superiorität des Katholizismus auf diesem Gebiet. Besonders beachtenswert ist die Gegenüberstellung von Konfessionsverteilung und Selbstmordfrequenz in den deutschen Städten (Tab. 16 und 17), die sich sonst in keiner Schrift über den Selbstmord findet.

Alles in allem muß die Arbeit Rosts als eine sehr wertvolle Bereicherung der Literatur über den Selbstmord bezeichnet werden, die, wie wohl kaum eine andere Schrift über diesen Gegenstand, in knapper, anschaulicher Form über alle bei Beurteilung des Selbstmordes in Frage kommenden Gesichtspunkte in zutreffender Weise orientiert und darum die wärmste Empfehlung verdient.

H. A. Krose S. J.

Die illustrierten Prudentiushandschriften. Von **Richard Stettiner.** Tafelband. gr. 4° (22) 695 Handschriftenseiten auf 200 Tafeln. Berlin 1905, Grote. *M* 75.—

Die Psychomachia, worin Prudentius den Kampf der Tugenden und Laster um die Seele in epischer Form beschreibt, ist schon im 5. Jahrhundert, vielleicht unter den Augen des Dichters selbst, mit vielen in Konturzeichnung ausgeführten Bildern versehen worden, welche das Verständnis und den Eindruck der Verse mächtig förderten. Diese Illustrationen wurden in den späteren Handschriften um so entschiedener festgehalten, weil das in lebenswahren Kampfes-

szenen sich ergehende Gedicht, als eines der wichtigsten Hilfsmittel zum Unterrichte in der Dichtkunst, von den frühmittelalterlichen Schulen, wie es scheint, bis ins 12. Jahrhundert hinein, verwendet wurde. Stettiner hat bereits im Jahre 1895 eine gehaltvolle Inauguraldissertation über „die illustrierten Prudentiushandschriften" veröffentlicht (vgl. diese Zeitschrift XLIX 331 f). Sie war das Ergebnis zehnjähriger Arbeit. Zehn weitere Jahre hat es gedauert, bis dieser Tafelband erschien. Nach einem Jahre soll der abschließende Text folgen. Behandelt sind 18 Handschriften des Prudentius, von denen je eine sich in den Bibliotheken von Bern, Cambridge, Köln, Lyon, St Gallen und Valenciennes findet; zwei ruhen in Leyden, je drei in Brüssel und London, vier in Paris. In Hamburg und München besitzt man je ein Blatt verlorener Handschriften, in der Vatikanischen Bibliothek zu Rom zwei Blätter aus einer der Pariser Handschriften. Die älteste der genannten Handschriften, die Berner, stammt aus St Gallen und aus dem 9. Jahrhundert, die jüngste, die vierte Pariser, aus dem Kloster St Viktor zu Paris und aus dem Jahre 1289, die dritte Londoner aus dem 12. Jahrhundert, die übrigen sind im 10. und 11. geschrieben und illustriert worden.

Die Zahl der Illustrationen steigt bis auf 90, davon gehören 6 zur Einleitung, indem sie Abrahams Geschichte darstellen. Dann leitet ein Bild zum Gedicht über und schließt eines dasselbe. In diesen beiden Bildern erscheint Prudentius betend, um Gottes Beistand zu erflehen, oder um ihm zu danken. 82 Zeichnungen führen die Einzelkämpfe oder sonstigen Handlungen der Tugenden und Laster vor. Sie beginnen mit dem Kampfe zwischen Glauben und Götzendienst, enden mit Errichtung eines Tempels durch die siegreichen, von Glauben und Eintracht geführten Tugenden.

Die Bilder der erhaltenen, von Stettiner phototypisch mitgeteilten Handschriften teilen sich in zwei Gruppen mit je zwei Zweigen. Der französische Zweig der ersten Gruppe steht in seinen ältesten Handschriften, der ersten Pariser aus dem 10. Jahrhundert und der ersten Leydener aus dem 11., dem Original am nächsten. Die Handschriften des englischen Zweiges zu Cambridge, London (3) und München haben die antiken Formen in angelsächsische umgestaltet.

Die zweite Gruppe ist beeinflußt durch eine in Karolingischer Zeit vollzogene Umzeichnung der alten Vorlage. Ihr erster Zweig hat am Niederrhein und in Belgien, ihr zweiter in St Gallen geblüht. Auffallenderweise fehlen italienische illustrierte Handschriften der Psychomachia. Vielleicht findet man in den kleineren Bibliotheken der Halbinsel noch solche.

Es ist nun außerordentlich lehrreich, in dem stattlichen, mit nicht weniger als 695 Abbildungen aus 23 Handschriften versehenen Tafelbande die Entwicklung innerhalb jener beiden Gruppen und ihrer vier Zweige zu verfolgen. Man sieht, wie die Zeichner, Deutsche, Franzosen und Engländer, die alten römischen Vorlagen umwandeln, meist abschwächen, oft geistreicher Züge berauben, aber sie zu einer dem Stile ihrer Zeit und ihres Landes entsprechenden Darstellung ummodeln. Der in Aussicht gestellte Textband wird dies alles erläutern und näher

nachweisen. Doch ist der Tafelband ein in sich abgeschlossenes Ganze, ein Markstein für die Kunstgeschichte, besonders für die Miniaturmalerei des 9. bis 12. Jahrhunderts, den kein gründlicher Forscher auf diesem Gebiete entbehren kann. Er wird nicht, wie so viele neuere Veröffentlichungen, bald überholt und überflüssig gemacht werden. Der Preis ist mit Rücksicht auf die Menge und Güte des Dargebotenen mäßig, die Ausführung trefflich, die Anordnung übersichtlich. Der kurze Text macht nicht viel Worte, sondern liefert in gehaltvollen Angaben alle nötigen Nachweise.

Stephan Beissel S. J.

Goldregen. Roman von **Emma von Brandis-Zelion.** 8° (282) Paderborn 1905, Schöningh. *M* 3.—

Die Manie der Großzahl unserer heutigen Schriftsteller, ihren Werken nach Idee und Technik den Stempel des Hochmodernen aufzudrücken und ängstlich jeden Anklang an das Althergebrachte, wenn man so will, das „Altfränkische" zu vermeiden, hat schon zu mancher Entgleisung, zu allerhand Geschmacklosigkeit, Affektiertheit und Unnatur geführt. Es wiederholt sich auch in der Schriftstellerei, was man überall da beobachten kann, wo ein Jagen und Haschen nach einer bestimmten, neuen Methode, einer berühmt gewordenen Theorie oder Anschauungsweise herrscht; das wirklich Gute in ihr wird nur von der Minderzahl geschätzt, die große Masse hält sich an gewisse Äußerlichkeiten, Zieraten, bunte Lappen, selbst an die Verkehrtheiten und Schwächen. Beispiele dafür bietet unsere deutsche Literatur gerade genug.

Es ist deshalb für den Kritiker eine angenehme Abwechslung, wieder von Zeit zu Zeit auf ein Buch zu stoßen, an dem der Einfluß der Mode spurlos vorüberging. Mag es auch selbst ein gewisses, nicht allseitig mustergültiges Extrem darstellen, das Interesse wird dadurch nicht gemindert, sondern eher gesteigert. „Goldregen" von Emma von Brandis-Zelion gehört in diese, heute ziemlich seltene Gattung.

Emma von Brandis-Zelion war in den achtziger Jahren eine viel besprochene, geschätzte Schriftstellerin. Gleich mit ihrem ersten Werke, dem kühn entworfenen Roman „Der Erbe von Adlerhorst" (1881) erregte sie die Aufmerksamkeit und das berechtigte Interesse weiter Kreise. Es war ein gewagter Versuch von einer jungen Dame, das Thema: vom Atheismus zur Wahrheit, an Hand der Schicksale eines leidenschaftlichen Edelmannes, in Romanform zu behandeln. Die Kritik wußte denn auch an diesem Erstlingswerk manches auszusetzen, aber die ausgesprochene schriftstellerische Begabung konnte sie der Verfasserin nicht absprechen. Es folgten eine Reihe von weiteren Gaben aus ihrer Feder: „Prinzeßchens Irrfahrten" (1882), „Die Violinspielerin" (1884), „Gedichte" (1885), „Gesühnt" (1885), „Leonie" (1887), „Agnes Erlenau" (1888), „Aus Heimat und Fremde" (1889). Die meisten dieser Novellen und Romane wurden in den „Stimmen aus Maria-Laach" besprochen. Sonderbarerweise verstummte nun auf Jahre hinaus die Harfe der Dichterin, ruhte die einst so rührige Feder, bis endlich nach sechzehnjähriger Pause der Roman „Goldregen" die literarische Welt wieder an die früher so beliebte Schriftstellerin erinnert.

szenen sich ergehende Gedicht, als eines der wichtigsten Hilfsmittel zum Unterrichte in der Dichtkunst, von den frühmittelalterlichen Schulen, wie es scheint, bis ins 12. Jahrhundert hinein, verwendet wurde. Stettiner hat bereits im Jahre 1895 eine gehaltvolle Inauguraldissertation über „die illustrierten Prudentiushandschriften“ veröffentlicht (vgl. diese Zeitschrift XLIX 331 f). Sie war das Ergebnis zehnjähriger Arbeit. Zehn weitere Jahre hat es gedauert, bis dieser Tafelband erschien. Nach einem Jahre soll der abschließende Text folgen. Behandelt sind 18 Handschriften des Prudentius, von denen je eine sich in den Bibliotheken von Bern, Cambridge, Köln, Lyon, St Gallen und Valenciennes findet; zwei ruhen in Leyden, je drei in Brüssel und London, vier in Paris. In Hamburg und München besitzt man je ein Blatt verlorener Handschriften, in der Vatikanischen Bibliothek zu Rom zwei Blätter aus einer der Pariser Handschriften. Die älteste der genannten Handschriften, die Berner, stammt aus St Gallen und aus dem 9. Jahrhundert, die jüngste, die vierte Pariser, aus dem Kloster St Viktor zu Paris und aus dem Jahre 1289, die dritte Londoner aus dem 12. Jahrhundert, die übrigen sind im 10. und 11. geschrieben und illustriert worden.

Die Zahl der Illustrationen steigt bis auf 90, davon gehören 6 zur Einleitung, indem sie Abrahams Geschichte darstellen. Dann leitet ein Bild zum Gedicht über und schließt eines dasselbe. In diesen beiden Bildern erscheint Prudentius betend, um Gottes Beistand zu erflehen, oder um ihm zu danken. 82 Zeichnungen führen die Einzelkämpfe oder sonstigen Handlungen der Tugenden und Laster vor. Sie beginnen mit dem Kampfe zwischen Glauben und Götzendienst, enden mit Errichtung eines Tempels durch die siegreichen, von Glauben und Eintracht geführten Tugenden.

Die Bilder der erhaltenen, von Stettiner phototypisch mitgeteilten Handschriften teilen sich in zwei Gruppen mit je zwei Zweigen. Der französische Zweig der ersten Gruppe steht in seinen ältesten Handschriften, der ersten Pariser aus dem 10. Jahrhundert und der ersten Leydener aus dem 11., dem Original am nächsten. Die Handschriften des englischen Zweiges zu Cambridge, London (3) und München haben die antiken Formen in angelsächsische umgestaltet.

Die zweite Gruppe ist beeinflußt durch eine in Karolingischer Zeit vollzogene Umzeichnung der alten Vorlage. Ihr erster Zweig hat am Niederrhein und in Belgien, ihr zweiter in St Gallen geblüht. Auffallenderweise fehlen italienische illustrierte Handschriften der Psychomachia. Vielleicht findet man in den kleineren Bibliotheken der Halbinsel noch solche.

Es ist nun außerordentlich lehrreich, in dem stattlichen, mit nicht weniger als 695 Abbildungen aus 23 Handschriften versehenen Tafelbande die Entwicklung innerhalb jener beiden Gruppen und ihrer vier Zweige zu verfolgen. Man sieht, wie die Zeichner, Deutsche, Franzosen und Engländer, die alten römischen Vorlagen umwandeln, meist abschwächen, oft geistreicher Züge berauben, aber sie zu einer dem Stile ihrer Zeit und ihres Landes entsprechenden Darstellung ummodeln. Der in Aussicht gestellte Textband wird dies alles erläutern und näher

nachweisen. Doch ist der Tafelband ein in sich abgeschlossenes Ganze, ein Markstein für die Kunstgeschichte, besonders für die Miniaturmalerei des 9. bis 12. Jahrhunderts, den kein gründlicher Forscher auf diesem Gebiete entbehren kann. Er wird nicht, wie so viele neuere Veröffentlichungen, bald überholt und überflüssig gemacht werden. Der Preis ist mit Rücksicht auf die Menge und Güte des Dargebotenen mäßig, die Ausführung trefflich, die Anordnung übersichtlich. Der kurze Text macht nicht viel Worte, sondern liefert in gehaltvollen Angaben alle nötigen Nachweise.

Stephan Beissel S. J.

Goldregen. Roman von **Emma von Brandis-Zelion.** 8° (282) Paderborn 1905, Schöningh. *M* 3.—

Die Manie der Großzahl unserer heutigen Schriftsteller, ihren Werken nach Idee und Technik den Stempel des Hochmodernen aufzudrücken und ängstlich jeden Anklang an das Althergebrachte, wenn man so will, das „Altfränkische" zu vermeiden, hat schon zu mancher Entgleisung, zu allerhand Geschmacklosigkeit, Affektiertheit und Unnatur geführt. Es wiederholt sich auch in der Schriftstellerei, was man überall da beobachten kann, wo ein Jagen und Haschen nach einer bestimmten, neuen Methode, einer berühmt gewordenen Theorie oder Anschauungsweise herrscht; das wirklich Gute in ihr wird nur von der Minderzahl geschätzt, die große Masse hält sich an gewisse Äußerlichkeiten, Zieraten, bunte Lappen, selbst an die Verkehrtheiten und Schwächen. Beispiele dafür bietet unsere deutsche Literatur gerade genug.

Es ist deshalb für den Kritiker eine angenehme Abwechslung, wieder von Zeit zu Zeit auf ein Buch zu stoßen, an dem der Einfluß der Mode spurlos vorüberging. Mag es auch selbst ein gewisses, nicht allseitig mustergültiges Extrem darstellen, das Interesse wird dadurch nicht gemindert, sondern eher gesteigert. „Goldregen" von Emma von Brandis-Zelion gehört in diese, heute ziemlich seltene Gattung.

Emma von Brandis-Zelion war in den achtziger Jahren eine viel besprochene, geschätzte Schriftstellerin. Gleich mit ihrem ersten Werke, dem kühn entworfenen Roman „Der Erbe von Adlerhorst" (1881) erregte sie die Aufmerksamkeit und das berechtigte Interesse weiter Kreise. Es war ein gewagter Versuch von einer jungen Dame, das Thema: vom Atheismus zur Wahrheit, an Hand der Schicksale eines leidenschaftlichen Edelmannes, in Romanform zu behandeln. Die Kritik wußte denn auch an diesem Erstlingswerk manches auszusetzen, aber die ausgesprochene schriftstellerische Begabung konnte sie der Verfasserin nicht absprechen. Es folgten eine Reihe von weiteren Gaben aus ihrer Feder: „Prinzeßchens Irrfahrten" (1882), „Die Violinspielerin" (1884), „Gedichte" (1885), „Gesühnt" (1885), „Leonie" (1887), „Agnes Erlenau" (1888), „Aus Heimat und Fremde" (1889). Die meisten dieser Novellen und Romane wurden in den „Stimmen aus Maria-Laach" besprochen. Sonderbarerweise verstummte nun auf Jahre hinaus die Harfe der Dichterin, ruhte die einst so rührige Feder, bis endlich nach sechzehnjähriger Pause der Roman „Goldregen" die literarische Welt wieder an die früher so beliebte Schriftstellerin erinnert.

Der Reichtum wird von der oberflächlichen Welt als Goldregen bezeichnet. Sie hat recht, ohne daß sie dessen sich tiefer bewußt wird; denn „Goldregen ist eine schöne, aber giftige Pflanze". Wer sich daher nicht auf dessen richtigen Gebrauch versteht, findet mit diesem zweifelhaften Glück nur sein Verderben. Wird dagegen der Reichtum zu Werken der Nächstenliebe verwendet, so verliert Goldregen sein heimtückisches Gift, Segen und Gedeihen geht von ihm aus und erhöht seinen Glanz. Dies der Grundgedanke des Buches.

Eine ziemlich gewöhnliche Liebesgeschichte bildet den Rahmen, welcher diesen Ideengang umschließt und zum Ausdruck bringen soll. — Irma, die Tochter des Freiherrn v. Güldenpforten hat bisher in jugendlicher Unbefangenheit mit Walter, dem zukünftigen Erben und Herrn der nahen Schwalbenburg, verkehrt. Eine tiefe gegenseitige Neigung hat sich dabei in den Herzen der beiden festgesetzt. Freilich tritt diese bei Irma durch die Bekanntschaft mit dem glänzenden Fürsten Landeros, dem griechischen „Märchenprinzen", und seine Werbung um ihre Hand zeitweilig in den Hintergrund. Aber Landeros hat keine religiöse Erziehung genossen; er ist überreich, brauchte sich niemals etwas zu versagen, wird darum auch ein Spielball seiner Launen; sein Geist ist oberflächlich, sein Körper verweichlicht, für die Not der Leidenden und Kranken fehlt ihm das mitleidende Herz. Der Aufgabe, einen solchen Menschen zu heben, zu veredeln, seinen Geist auf Großes zu lenken, ist das naive, etwas zu vertrauensvolle Mädchen offenbar nicht gewachsen. Nur eine wäre dazu im stande, seine frühere Verlobte, die charaktervolle, von Landeros verschmähte Griechin Mercedes. Irma erkennt endlich die kleine, aber gefährliche Eitelkeit, mit der sie bisher die Huldigungen des Fürsten entgegennahm — es war Goldregen, die giftige Pflanze, was einen so mächtigen Zauber auf sie ausübte — Irma weist die Werbung des Prinzen zurück. Durch heroische Werke der Nächstenliebe versöhnt sie darauf die arbeitenden Klassen, welche die Rücksichtslosigkeit des Griechen zur Verzweiflung brachte, und findet ihr Glück in der Verbindung mit ihrem Jugendfreunde Walter, während Landeros in der Schule schwerer Schicksalsschläge geläutert, nach kurzer, aber glücklicher Ehe mit Mercedes eines christlichen Todes stirbt.

Neben dieser Haupthandlung spielen sich die Schicksale des Jägers Konrad und seiner Familie ab. Duftige Waldszenen wechseln mit den Schilderungen der industriellen Anlagen und Fabriken, wir treten aus stillen Burgen und Schlössern in die belebte Arbeiterwelt und in die Salons der Residenz; für Abwechslung ist gesorgt, und die Verfasserin hat den Hintergrund gewonnen, auf dem sie ihre Gestalten hinzeichnen, ihre Ideen entwickeln kann.

Diese Gestalten werden im allgemeinen geschickt und psychologisch wahr charakterisiert. Landeros, der sieggewohnte, unwiderstehliche Salon- und Damenheld, der vor dem Anblick von Not und Krankheit nervös zurückschaudert, Irma, das munter plappernde, erst später den Ernst des Lebens erfassende Institutstöchterchen, Gretchen, des Jägers Kind, der kleine Liebling des sozialdemokratischen, grobkörnigen Schmiedes Bruneck, sind ganz vorzüglich gelungene Figuren. Andere, wie die Gänsehanne, der ebenerwähnte Schmied und seine Verwandten, waren vielleicht noch dankbarer, sind aber viel zu unvollständig gezeichnet, als daß sie zur richtigen Geltung kämen. Schade, daß die Verfasserin es hier mit Ansätzen bewenden ließ!

Auch in der Gesamtkomposition machen sich Mängel bemerkbar. Die ganze Liebesgeschichte ist etwas zu sehr nach dem alten Romanschema entworfen und

durchgearbeitet, man vermißt oft die psychologische Vertiefung, den organischen, lebenswahren Aufbau. Etwas mehr von der modernen Technik wünschte man bei einzelnen Partien allerdings.

Die Verfasserin zieht, wie schon bemerkt, auch das Los der unteren Volksschichten, besonders die Arbeiterfrage in den Kreis ihrer Betrachtung. Sie läßt Irma, ja selbst die kleine Grete Rollen spielen, die eigentlich den Männern zukommen. Der Leser hat dann auch das Gefühl, daß solche Figuren hier doch nicht so ganz hineinpassen, mag Gretchen an sich immerhin ein putziges Intermezzo durch ihr Erscheinen unter den Ausständischen hervorrufen. Dem Versuch einer Lösung der sozialen Frage durch Frauenhand stehen wir entschieden skeptisch gegenüber, und die Verfasserin hätte vielleicht besser getan, sich hierin ganz und gar auf die charitative Seite der Frage zu beschränken. Allzu lose mit der Haupthandlung verbunden ist auch die Geschichte der Jägersfamilie. Würde das alles wegfallen, so stände dennoch der ganze Roman so gut wie intakt, ein Beweis, daß hier eine Schwäche in der Komposition vorliegt. Selbstverständlich wünschten wir aber nicht ein Ausmerzen dieser kleinen anmutigen Erzählung, wohl aber ein organisches Verschmelzen derselben mit dem Ganzen.

Das Beste leistet nämlich die Schriftstellerin gerade in der Wiedergabe von freundlichen Kinderszenen und in der Schilderung der Salongesellschaft, des vornehmen Milieus, wenn sie auch in dem letzteren Punkt nicht die Leichtigkeit und Gewandtheit einer Ida Hahn-Hahn besitzt, das Charakteristische ihrer Gestalten plastisch und lebenswahr darzustellen. Ida Hahn-Hahn hat hierin eine Meisterschaft, die ihre Werke so lange vor jedem „Veralten" schützt, als die Welt der künstlerischen Analyse seelischer Vorgänge noch Interesse entgegenbringt. „Goldregen" von Emma von Brandis-Zelion muß dagegen schon aus dem Grunde der modernen Generation weniger gefallen, weil er die Nachtseiten des menschlichen Herzens fast gar nicht berührt. Über dieser Wahrnehmung wird man das viele Gute vielleicht ganz übersehen. Die Schriftstellerin kann sich aber um so leichter darüber trösten, da sie auch so ihren Leserkreis finden wird. Besonders dürften Frauen, denen eine gesunde, sittlich reine, Herz und Willen stärkende Lektüre werter ist als einige technische Vorzüge, mit Freuden zu diesem Buche greifen; denn „Goldregen" ist das Werk eines beachtenswerten, längst erprobten Talentes.

Alois Stockmann S. J.

Empfehlenswerte Schriften.

Nomenclator literarius theologiae catholicae, theologos exhibens aetate, natione, disciplinis distinctos. Tomus II, edidit et commentariis auxit H. Hurter S. J. Editio tertia emendata et plurimum aucta. Theologiae catholicae aetas media ab exordiis theologiae scholasticae usque ad celebratum concilium Tridentinum. Ab anno 1109—1563. Editio altera emendata et plurimum aucta. 8° (CLXXXII S. u. 1590 Sp.) Oenipotente 1906, Libraria Academica Wagneriana *M* 18.—

Die erste Auflage des vorliegenden Bandes erschien 1899 als vierter (Ergänzungs-) Band des Nomenklators, der ursprünglich in drei Bänden nur die nachtridentinischen Theologen behandelte. Bei dem bekannten rastlosen Fleiß des Verfassers war es zu erwarten, daß die neue Auflage einen ansehnlichen Zuwachs an neuen Theologennamen und wertvollen bibliographischen Notizen bringen werde. In der Tat ist der Umfang des Buches, abgesehen von den Registern, von 1355 auf 1590 Spalten angewachsen; eine ganze Reihe von neuen Namen hat Aufnahme gefunden, die neueren Arbeiten zur Geschichte der Theologie sind gewissenhaft benutzt und verzeichnet. Man darf dem greisen Verfasser aufrichtig Glück wünschen, daß in verhältnismäßig so kurzer Zeit seine Arbeit eine neue Auflage erlebte. Für die Brauchbarkeit des Nachschlagewerkes, das sein Fleiß im Laufe der Jahrzehnte zu stande gebracht hat, liegt darin der beste Nachweis.

Jesu Leben und Werk. Aus den Quellen dargestellt von Richard von Kralik. 8° (XII u. 482) Kempten 1904, Kösel. *M* 5.—; geb. *M* 6.—

Mancher, der ein Leben Jesu von Kralik angezeigt sieht, wird eine Christusdichtung erwarten, ein Christusepos, wenigstens eine dichterisch freie Darstellung der Geschichte des Heilandes. Er täuscht sich. Denn des vielseitigen Verfassers Werk will Geschichte sein, ja ein Stück Welt- und Kulturgeschichte. Kralik beginnt mit dem Geburtsjahr des Augustus. In annalistischer, synchronistischer Manier, die nach seiner Überzeugung die lehrreichste, zweckmäßigste und tiefste Behandlung der Geschichte ist, erzählt er, was bei Römern und Juden bis zur Geburt Christi geschah. Die Darstellung des Lebens Jesu selbst schließt sich treu an die Evangelien an. Nur unterbricht sich der Erzähler durch Ausblicke in Geschichte und Archäologie, auch gibt er die Reden des Herrn nicht wörtlich, sondern in einiger Umschreibung, erlaubt sich aber sonst nicht einmal die Freiheit, ein Charakterbild Jesu zu entwerfen. Die Lehre Jesu stellt er in drei Abschnitten zusammenhängend dar. Der Dichter Kralik faßt die Gesamtheit der Gleichnisse und Parabeln als ein ungeheures parabolisches Weltepos: die epische Haupthandlung ist die Parabel von den mörderischen Weinbergarbeitern, an sie schließt sich alles andere als Episode, nähere Ausführung und Erläuterung an. „So kann man schließlich sagen, daß Jesus nicht nur in der Wahrheit und in der Güte, sondern auch ganz und gar in der Schönheit, in der Poesie gelebt hat, und zwar eben in jener höchsten Schönheit, die ganz mit der Güte und Wahrheit zusammenfällt." Die Geschichte der Apostel, immer mit Berücksichtigung der Zeitgeschichte, beschließt das Buch. Bei einem Stoff, der

im Mittelgrunde so vieler Fachwissenschaften steht, wäre es zu verwundern, wenn die Fachleute nicht allerlei Ausstellungen zu machen hätten. Mißverständlich oder irrig ist einiges über die heilige Dreifaltigkeit Gesagte (S. 232 234). Zersetztes Blut sei aus der Seite Jesu geflossen „als Zeichen der schon begonnenen Verwesung" (S. 395), das werden die Theologen leugnen. Der Begriff des Glaubens dürfte schärfer gefaßt sein (S. 131 134 240 ff 277). Mißverstanden werden könnte die sicher richtig gemeinte Bemerkung, es sei schwer, ja fast unmöglich, die Auferstehung rein historisch zu fassen (S. 398). Jo 1, 14 steht nicht das vergleichende, sondern das begründende ὡς (S. 284 323). Doch finden sich solche kleinere Mängel vereinzelt, denn es war von vornherein des Verfassers Absicht, sich nur mit der Geschichte zu befassen und weder in die Philologie noch in die Theologie überzugreifen (S. 3). Und keinem Zweifel unterliegt es, daß man in den weiteren gebildeten Kreisen, für die das Buch geschrieben ist, es nicht aus der Hand legen wird, ohne viel gelernt zu haben. Kralik zeigt ihnen mit dem Bilde der christlichen Urgeschichte zugleich den weltgeschichtlichen Rahmen, aus dem das Bild hervorschaut, und den Zusammenhang von Rahmen und Bild, mit dem Strom der evangelischen Geschichte zugleich das Bett des Stromes und den Zusammenhang von Bett und Strom. — Wie Rosegger ist Kralik Laie; aber während jener nur eine willkürliche Verzerrung der Geschichte Jesu lieferte, hielt Kralik es für seine Pflicht, sich an die Quellen zu halten. Bei Rosegger ein unaufrichtiges Spielen mit Worten, ein Hin- und Hertaumeln zwischen Wahrheit und Symbol, bei Kralik das mannhafte, klare Bekenntnis: Ich glaube. Bei Rosegger ein abgestandener, wässeriger Rationalistentrunk, bei Kralik ein Quell, gewürzt mit dem Feuerwein der evangelischen Wahrheit.

El Culto de la Inmaculada Concepción en la Ciudad de Burgos. Monografía documentada por el P. Camillo Maria Abad de la Comp. de Jesús. 8° (218) Madrid 1905, Imprenta de Gabriel L. y del Horno.

Das Buch ist eine von den zahllosen gelehrten und populären Schriften, welche im Jubiläumsjahre der unbefleckten Empfängnis zumal in Spanien, im Lande der Inmaculada, der religiösen Begeisterung Ausdruck gaben. Die Arbeit P. Abads gewinnt ein besonderes Interesse dadurch, daß sie auf Grund der städtischen, klösterlichen und kirchlichen Archive und Lokaltraditionen jene jahrhundertealte Bewegung zu Gunsten des Dogmas im Rahmen einer einzelnen Stadt monographisch verfolgt. Wir sehen, wie namentlich seit dem 15. Jahrhundert das Fest de la Purísima in der Stadt des Cid bereits ein Lieblingsfest des Volkes geworden ist. Bruderschaften unter ihrem Namen und Patronat (Caballeros de la Inmaculada) erstehen, Spitäler und öffentliche Wohlfahrtsanstalten werden ihr geweiht, Prozessionen zu ihrer Verherrlichung gehalten, die bildende Kunst und Poesie in ihren Dienst gestellt. Dabei erfahren wir, daß die Inmaculada damals häufig mit dem Kinde auf den Armen dargestellt wurde (S. 41, Nr 2). Alle Gegenbemühungen der maculistas, wie die Gegner des Gnadenprivilegs genannt wurden, scheiterten an der mächtigen Volksbewegung, die immer lauter zur feierlichen Verkündigung des Dogmas drängte. Die gründliche, mit einigen wertvollen Illustrationen und vielen Urkunden bereicherte Schrift bildet einen dankenswerten Beitrag nicht bloß zur Geschichte des Dogmas, sondern auch der kirchlichen Kunst und Liturgie und nicht zum wenigsten zur Geschichte der katholischen Volksandachten, die nur auf Grund solcher Monographien allmählich geschrieben werden könnte.

Praedicate. Anleitung für die Kanzel, moderner Anforderung entsprechend. Von Professor Dr J. Rieth. 8° (IV u. 98) Breslau 1905, Aderholz. *M* 1.20

Eine kurze Anleitung zum guten Predigen, wie es die Gegenwart gebraucht, mit vielen geistreichen und nützlichen Ausführungen, deren Beobachtung man den Predigern im Interesse der Wirksamkeit ihrer Predigten nur wünschen kann. Wenn die eine oder andere Bemerkung vielleicht weniger Beifall finden sollte, so dürfte das weniger an der Sache als an der aphoristischen Darstellung liegen, welche der Verfasser anzuwenden für zweckmäßig erachtet hat. Sie gibt der Schrift unleugbar viel Leben und weckt nicht wenig das Interesse, bringt aber auch einige Gefahr mit sich, zu verallgemeinern und in allzu kräftigen Farben zu malen. Sehr gefallen der überall zu Tage tretende heilige Eifer und die Wärme, welche das Werkchen bis zum Ende durchziehen. Was er sagt, kommt dem Verfasser ersichtlich aus vollem Herzen. Zu der Bemerkung über die Herz-Jesu-Andacht auf S. 9 wäre wohl zu sagen, daß die Andacht so, wie sie von der Kirche gebilligt ist, nichts anderes darstellt als eine Zusammenfassung der Andacht zum Allerheiligsten und zum Kreuz unter dem Gesichtspunkt der darin sich verkörpernden gottmenschlichen Liebe; also richtig aufgefaßt in Wirklichkeit nur eine Förderung dieser beiden Andachten bildet, sie aber nicht vom ersten Platz verdrängt. Warum übrigens (S. 88) Bebels Reden als so besonders bildend empfehlen, da es doch aus der Zeit des Kulturkampfes keineswegs an wirklich bedeutenden Reden von Zentrumsabgeordneten gefehlt hat, die mindestens ebensosehr als Muster dienen können?

Kaiser Maximilian I. als Kandidat für den päpstlichen Stuhl 1511. Von Dr Aloys Schulte. 8° (VIII u. 86) Leipzig 1906, Duncker & Humblot. *M* 2.20

Nicht große archivalische Funde sind es, was der Schrift Bedeutung gibt, sondern die überaus feine Art, wie aus lückenhaft vorhandenen Nachrichten die Wahrheit unumstößlich festgestellt wird. Hier sieht man den Meister an seinem Werke. Kein Zweifel mehr, daß 1511 Max I. wirklich den Plan gehegt hat, sich auf den päpstlichen Thron wählen zu lassen. Der Triebfeder dazu, die nichts weniger als ideal genannt werden kann, entsprechen die zum Ziele ausersehenen Mittel der Bestechung (mit geborgtem Geld) und der politischen Beeinflussung durch die verbündeten Großmächte. Die für uns Deutsche noch immer mit romantischem Schimmer umkleidete Persönlichkeit des letzten Ritters kann durch diese Untersuchung nichts gewinnen; weit eher möchte diese zur Frage herausfordern, was denn in jenen Tagen der Reform dringender benötigt gewesen, das heilige Reich deutscher Nation mit seinen Fürsten oder die Kirche unter Julius II. Besonderer Anerkennung wert ist die Kunst des Verfassers, eine so ins einzelne gehende und streng wissenschaftliche Untersuchung bis zum Ende anziehend und selbst spannend zu erhalten.

Johannes Gropper (1503—1559). Ein Beitrag zur Kirchengeschichte Deutschlands, besonders der Rheinlande im 16. Jahrhundert. Von Dr Wilhelm van Gulik. [Erläuterungen und Ergänzungen zu Janssens Geschichte V. Bd, 1. u. 2. Hft.] 8° (XVI u. 278) Freiburg 1906, Herder. *M* 5.—

Um die Erhaltung des katholischen Glaubens im Kölner Erzbistum ist in der gefahrdrohendsten Zeit keiner so eingreifend tätig gewesen wie der gelehrte und tatkräftige Domscholaster Joh. Gropper. Dies allein schon gibt der fleißigen Monographie ihren Wert, die endlich seinem Leben und Wirken gewidmet worden ist.

Wohl war Gropper lange Zeit hindurch ein Mann der Vermittlung und Nachgiebigkeit, gleich Bischof Pflug der Erasmianischen Richtung folgend, eine Koryphäe der Exspektantenpartei, aber die ehrliche Liebe zur Kirche und die bei jenem gefahrvollen Standpunkt unvermeidlichen Enttäuschungen haben ihn je länger je mehr in die Bahnen kirchlicher Entschiedenheit gelenkt. Dies macht seinen Lebensweg noch heute fruchtbar an Lehren für solche, die fähig sind, aus der Geschichte zu lernen. Abgesehen von dem Lohnenden der Studie an sich, erweist sich auch der Anhang ungedruckter Archivalien reich und wertvoll; Xantener, Soester und Kölner Sonderangelegenheiten finden sich da neben den höchsten Fragen, welche Kirche und Welt bewegten. Hansens Einrede gegen Orlandini wäre der Verfasser (136) kaum so unbedingt beigetreten, hätte er sich nicht die berichtigende Darlegung im Histor. Jahrb. XVIII 809 f entgehen lassen und damit leider auch die daselbst 821 f abgedruckten wichtigen Gropperbriefe. Ein Schreiben Groppers an Paul IV. vom 15. März 1557 wird signalisiert in Concilii Tridentini Diariorum Pars I (1901) S. CI, 11; eine Erwähnung Groppers hat der Brief von Canisius an Bobadilla in der Röm. Quartalschrift 1897, 588. Zum vollen Abschluß der Studie würde es gehört haben, den kirchlichen Prozeß über Groppers Schriften bis zum Ende zu verfolgen, bei welchem es dem Auditor Gaspar Gropper und Theoph. Hernhema zufiel, die Sache des Verstorbenen gegen Bischof Delfinus zu führen.

La Familia de Santa Teresa en América y la Primera Carmelita Americana. Estudio histórico por Dr D. Manuel María Pólit. 8° (II u. 384) Friburgo de Brisgovia 1905, Herder. M 3.60

Dieses Buch, dessen Verfasser Ehrenkanonikus der Metropolitankirche von Quito und Superior des dortigen Karmelitessenklosters ist, wird den zahlreichen Verehrern der Santa madre, zumal im ehemals spanischen Amerika, nicht geringe Freude bereiten; ergänzt es doch das Leben der großen Heiligen gerade nach seinen Beziehungen zur Neuen Welt. Nicht bloß die glühende Missionsbegeisterung, sondern auch die Bande des Blutes knüpften Verbindungen zwischen Avila und den überseeischen spanischen Besitzungen an. Fanden sich doch unter den kühnen Konquistadoren fünf bis sechs leibliche Brüder der aus dem Adelsgeschlecht der Cepeda stammenden Heiligen. Hernando focht unter Pizaro, Rodrigo fiel in den Indianerkämpfen am La Plata, Pedro nahm am Zuge nach Florida teil, Lorenzo und Jeronimo an den Eroberungen in der Hochebene von Quito. Die Tochter Lorenzos (1550 königlicher Schatzmeister in Quito), zu Ehren ihrer Tante Teresita genannt, war die erste amerikanische Karmelitesse und wurde von der Heiligen selbst ins Ordensleben eingeführt. Noch heute lebt die Familie der Santa madre in den Cepedas und Plazas von Riobamba und andern Städten Ecuadors, ihr Geist in den zahlreichen Karmeliterklöstern fort, die seit dem 17. Jahrhundert in Spanisch-Amerika entstanden. Über alles dies gibt das mit sichtlicher Liebe und zum Teil auf Grund von noch ungedruckten, aus den Archiven von Avila, Madrid und Sevilla gehobenen Urkunden verfaßte und mit guten Illustrationen geschmückte Werk ausgiebigen Bericht.

Die Bonner Universitätsaula und ihre Wandgemälde. Von Professor Dr Heinrich Schrörs. 8° (108) Bonn 1906, Hanstein. M 1.20

Bei Errichtung der neuen rheinischen Hochschule war der ehemalige kurfürstliche Speisesaal zur Universitätsaula umgestaltet worden und eine entsprechende architektonische Ausschmückung ihr zugedacht. Allein alles, was von den schönen Plänen zu-

stande kam, waren vier Freskogemälde, welche die vier Fakultäten: Theologie, Philosophie, Jurisprudenz, Medizin bildlich verherrlichen sollten und die, wenn auch in verwahrlostem Zustande, noch heute erhalten sind. Von 1824 bis 1836 wurde an denselben gearbeitet und eine Summe von 22362 *M* im ganzen dafür verausgabt. Schüler des P. Cornelius, damals Direktors der Düsseldorfer Kunstakademie, erhielten den Auftrag, anfangs noch unter des Meisters Leitung. Da an der „paritätischen" Hochschule unter „Theologie" sowohl die protestantische als die katholische Fakultät inbegriffen wurde, war bei der damaligen Verfassung der Geister von vornherein zu erwarten, daß schon das Bild der Theologie für sich seine Geschichte haben werde. Ist es doch heute noch pikant zu erfahren, wie das Machtwort der Regierung in die harmlosen Zirkel des Künstlers störend hineinfahren mußte, damit nicht die Theologie der Neuzeit durch die Gestalt Sailers katholischerseits, durch die Schleiermachers protestantischerseits veranschaulicht werde. Unter Beibehaltung der ursprünglichen Form einer in der Universitätsaula selbst gehaltenen Festrede zeichnet die Schrift, indem sie diese Vorgänge mit Geist und Verständnis zur Darstellung bringt, ein ansprechendes Kleinbild, das nicht nur für die Geschichte der Bonner Hochschule seinen Wert hat, sondern auch in die neuere Kunstgeschichte des Rheinlandes, insbesondere die Cornelius-Schule, lehrreiche Einblicke gestattet, ja für Stimmung und Geistesleben jener Zeit überhaupt bedeutsam ist. Eine Reihe namhafter Regierungsmänner erscheinen in der einen oder andern Weise an der Angelegenheit beteiligt, die, wenn auch wie Bunsen und Rehfues sonst wenig Vertrauen einflößend, doch als Freunde und Kenner der schönen Kunst hier fördernd eingewirkt haben. Die 18 Beilagen sind recht brauchbar, lassen aber ein großes Bedauern zurück, daß nicht auch Nachbildungen der vier Gemälde beigegeben wurden.

Bonner Beiträge zur Anglistik. Herausgegeben von Professor Dr M. Trautmann. 8° Bonn 1905, Hanstein.

Heft XVII (Sammelheft): **Über einige Beziehungen zwischen altsächsischer und altenglischer Dichtung.** Von Dr Otto Grüters. — **Die Schreibung des eo im Ormulum.** Von K. D. Bülbring. — **Das frühmittelenglische Josephlied.** Von Wilh. Heuser. — **Der Heliand, eine Übersetzung aus dem Altenglischen.** (Und anderes.) Von M. Trautmann (194) *M* 6.—

Heft XIX (Sammelheft): **Lautlehre des germanischen Wortschatzes in der von Morton herausgegebenen Handschrift der Ancren Riwle.** Von Dr Herm. Ostermann. — **A Grammatical Investigation of the Old Kentish Glosses.** By Irene Williams. — **Alte und neue Antworten auf altenglische Rätsel.** Von M. Trautmann (218) *M* 7.—

Heft XX: **Charakterisierung durch Mithandelnde in Shakespeares Dramen.** Von Dr Wilh. Bershofen. (158) *M* 5.—

Heft XXI: **Lautlehre zu Aelfrics Heptateuch und Buch Hiob.** Von Dr J. Wilkes. (176) *M* 5.60

Wie Trautmann das althochdeutsche Hildebrandlied (Beiträge VII 167) mit Wahrscheinlichkeit als Übersetzung aus dem Altenglischen dargetan hat, so macht er XVII 123 f für den niedersächsischen Heliand einen gleichen Ursprung glaubhaft; unabhängig von ihm ist O. Grüters XVII 1 f zu übereinstimmendem Resultat gelangt, und beide berufen sich auf ältere Sprachforscher, die bereits dieselbe Fährte vermutet hätten. — Überaus anziehend ist die dem 13. Jahrhundert entstammende englische Romanze über den ägyptischen Joseph, welche Heuser nach der einzigen

existierenden Handschrift zum erstenmal veröffentlicht. Er bringt das hübsche Gedicht als „letzten Ausläufer" in Zusammenhang mit einer älteren Gruppe von Dichtungen, die durch ihren liedartigen Charakter von der etwas späteren südenglischen Legendendichtung sich künstlerisch vorteilhaft unterscheiden. — Über die Altkentischen Glossen bietet Irene Williams XIX, 92 nicht lediglich eine Dialektstudie, wie Beiträge XVIII (vgl. diese Zeitschr. LXIX 106), sondern die moderne Liverpoolerin prüft den alten Glossator auch in Bezug auf seine Übersetzungskunst und korrigiert ihm das Konzept. — Daß die „Rätsel" des alten Exeterbuches, wohl aus der ersten Hälfte des 8. Jahrhunderts, noch heute den Gelehrten so viel Kopfzerbrechen machen, ist zwar heiter, aber nicht ohne Wert, sofern durch diese Konkurrenz der verschiedensten Meinungen (XVII 142; XIX 167) nach der sprachlichen und nach der kulturgeschichtlichen Seite manche Einsicht gewonnen wird. — Eine besondere Lautlehre zu Aelfrics Heptateuch (XXI) war gerechtfertigt nicht nur in Anbetracht der Wichtigkeit des Sprachdenkmals, indem Aelfrics Werk auch in anderer Beziehung von Bedeutung ist. Die aufgewiesenen Unterschiede in Greins Text De veteri testamento et novo erklären sich wohl daher, daß L'Isle, dessen Ausgabe er folgte, eine andere Handschrift vor sich hatte als die von Wilkes kollationierte. Dies ergibt sich aus Catalogi L. Manuscr. Oxoniae 1697 (373 n. 8658; vgl. 61 n. 942). — An einen gemischteren Interessentenkreis wendet sich die anregende Untersuchung (XXI) über die Reflex-Charakterisierung bei Shakespeare, die eigentlich als Beitrag zur Technik des Dramas überhaupt gelten kann. Die Dramen Titus Andronicus, Richard III., Hamlet, als die verschiedenen Perioden im Leben des Dichters bezeichnend, sind ausgewählt, im einzelnen zu zeigen, in welcher Weise, in welchem Verhältnis und zu welchem Zweck Shakespeare das jedem Dramatiker geläufige Kunstmittel zur Anwendung gebracht habe, den Charakter seiner Personen durch Worte der Mithandelnden schildern zu lassen. Zuweilen freilich dient eine solche Charakterisierung ausschließlich zum besseren Verständnis des Sprechenden selbst, zuweilen zur Stimmungsverteilung oder zur Förderung der Handlung oder zu andern Nebenzwecken. Überall aber zeigt sich Shakespeare als der geniale Meister.

Aus den Bergen der Heimat. Dichtungen von Hans M. Grüninger. 12° (VIII u. 112) Freiburg 1905, Herder. *M* 1.50; geb. *M* 2.20

Grüninger hat Sinn für die Schönheiten seiner Heimat, weiß das Charakteristische von Land und Leuten im Schwarzwald sehr gut zu treffen und findet im erzählenden Gedicht meist den richtigen einfachen Ton. Unter den vermischten Gedichten des ersten Buches, die größtenteils der lyrischen Gattung angehören, vermißt man dagegen häufig tieferes poetisches Empfinden. Manches dieser Stücke liest sich mehr wie gereimte Prosa. Die meisten Gedichte sind indes schon rein stofflich betrachtet nicht ohne Interesse, in vielen herrscht ein köstlicher Humor („Der Narr von Rodeck", „Der Freiherr von Krenkingen" u. a.) und selbstverständlich findet sich hier nichts von ungesunder, sittlich anfechtbarer Erotik. Die ansprechende Sammlung verdient warme Empfehlung.

Heidekraut. Gedichte von Josefa Nann. 8° (120) Brixen 1906, Preßvereinsbuchhandlung. *M* 1.60

Zweifellos ist Josefa Nann eine begabte Dichterin, ein selbständiges Talent, das in der Eigenart der Auffassung an Droste-Hülshoff erinnert. Die vorliegende Sammlung trägt freilich zu sehr den Stempel der Gelegenheitspoesie, ist auch zu wenig gesichtet und durchgearbeitet, um wirklich Hervorragendes zu bieten. Zumeist

sind es religiöse Stimmungsbilder, die in ihrer Einfachheit oft eigentümlich ergreifen, wenn ihnen auch die formelle Vollendung fehlt. Man fühlt recht eigentlich, hier ist eine Knospe, die noch nicht entfaltet ist, von der man aber viel erwarten darf. Es sollte uns sehr freuen, wenn die Dichterin demnächst in einem größeren, sorgfältig vorbereiteten Werke diese Erwartungen erfüllen würde.

La Terre valaisanne. Poésies de Louis de Courten. Mit dem Porträt des Verfassers. 8° (144) Einsiedeln (o. J.), Benziger & Co. *M* 1.60

Die Sammlung bietet die kraftvollen, vielversprechenden Erstlingspoesien eines jungen Wallisers. Leider ist der zweifellos dichterisch veranlagte Verfasser im letzten Sommer, erst 25 Jahre alt, durch einen Unfall auf dem Zürchersee aus der Reihe der Lebenden geschieden. Aus seinen Gedichten spricht Liebe und Begeisterung für die Schönheiten seiner Heimat, für die Geschichte seines Volkes, für die Ideale von Männlichkeit, Edelsinn und Tugend. Die Form ist etwas modernisierend, mit vielen zum Teil gesucht ungewöhnlichen Ausdrücken, hält sich auch noch nicht frei von Härten, verrät aber einen werdenden Meister. Ergreifend wirkt das Schlußgedicht, eine Todesahnung, die leider einige Jahre später in Erfüllung gehen sollte.

Le Fils de l'Esprit. Roman social par Yves Le Querdec. 8° (608) Paris 1905, Lecoffre. *Fr.* 3.—

Ein Thesenroman, worin das künstlerische Element gegenüber dem didaktischen stark in den Hintergrund tritt. Der Verfasser ist überzeugter Katholik, aber er hält den Weg, welchen die Katholiken Frankreichs zur Verteidigung ihrer Rechte eingeschlagen haben, für verfehlt. Mehr Fühlung der Adeligen und des Klerus mit dem Volke, vorsichtige Zurückhaltung in der Politik, Rechnen mit den gegebenen Verhältnissen, Sichanpassen, das ist so sein Programm. Sicher gibt das Buch manche gute Winke, aber der Verfasser geht in seinem Tadel oft entschieden zu weit. Es ist bekanntlich sehr leicht, nach Mißerfolgen zu theoretisieren und zu behaupten, man hätte es anders machen sollen. Dieser junge adelige Norbert, der sich an die Bauern anschließt, mit ihnen Konsumvereine, Schweizereien und allerhand landwirtschaftliche Genossenschaften gründet, dabei sich von der Politik fernhält, ein bürgerliches Mädchen heiratet und in allem Erfolg hat, nimmt sich auf dem Papier ganz gut aus, würde aber schwerlich die Probe im wirklichen Leben bestehen. Am wenigsten gefällt das letzte Kapitel mit den furchtbar langen Exkursen über Politik, worin sich auch stark mißverständliche Stellen finden. So ist z. B. die Kirche und ihre Hierarchie doch etwas mehr als der Direktor eines Konzertes, dessen Taktstock nur die Schwachen und Anfänger notwendig haben. Bei all diesen Mängeln bleibt die Absicht des Verfassers doch eine ausgesprochen edle, und sein Buch verdient Beachtung.

Lukas Delmege. Roman von Patrik A. Sheehan. Deutsch von Anton Lohr. Dritte ungekürzte Auflage. 8° (500) München 1906, Allgemeine Verlagsgesellschaft. *M* 4.50

Es ist freudig zu begrüßen, daß die Verlagshandlung uns wenigstens in der dritten Auflage den ungekürzten Roman des meisterhaften irischen Erzählers bietet. „Lukas Delmege" ist, was Gedanken und geistreiche Episoden betrifft, ein Buch, das in unserer modernen Literatur seinesgleichen sucht, dem aber freilich die durch-

komponierte Romanform abgeht. Die Übersetzung ist flüssig, aber man wünschte eine etwas sorgfältigere Überwachung des Druckes. Mehrere Zeilen sind ganz ausgefallen, andere stehen an falscher Stelle. Auch die Wiedergabe der englischen Anrede sir mit „Sir“ statt „Hochwürden“ (bei Geistlichen) ist vielleicht wenig glücklich. Doch das sind Fehler, die man gerne dem Übersetzer angesichts seiner tüchtigen Arbeit verzeiht. Der Roman verdient gerade in unserer Zeit warme Empfehlung, da er die heute in so vielen jugendlichen Köpfen spukenden reform-katholischen Ideen in ihrer ganzen Verschwommenheit und Unzulänglichkeit zeigt und trefflich ad absurdum führt. In Bezug auf Einzelheiten vergl. die ausführliche Besprechung LXVI 102 ff in dieser Zeitschrift.

Sturmflut. Historischer Roman von Heinrich Sienkiewicz. Nach dem Polnischen übersetzt von E. und R. Ettlinger. Mit Illustrationen von F. Schwormstädt und P. Stachiewicz. 3 Bde. Einsiedeln 1906, Benziger & Co. *M* 15.— ; geb. *M* 18.—

Dieser bekannte Roman des polnischen Dichters liegt hier in neuer Übersetzung vor. Wir verweisen auf die eingehende Besprechung (LXI 425 ff in dieser Zeitschrift). „Sturmflut“ ist zwar keine Jugendlektüre, aber doch in mancher Hinsicht edler gehalten als Quo Vadis. Die Unmenge der erzählten Abenteuer wirkt freilich auf die Dauer ermüdend. Die Ettlingersche Ausgabe übertrifft die von Klara Hillebrand, sowohl was die Wiedergabe des Originals anbelangt als auch in der Ausstattung und in den Illustrationen.

Verklin'ne Tage. Neunzehn Novellen von M. Thalau. 8° (200) Heiligenstadt (Eichsfeld, o. J.), Cordier. *M* 2.— ; geb. *M* 2.50

Es sind zwar eher leichte, anmutige Skizzen als durchkomponierte Novellen, was die bekannte Schriftstellerin hier dem Leser bietet, aber mit dieser kleinen Richtigstellung kann der Kritiker die schöne Sammlung warm empfehlen. Die Darstellung ist flott, stellenweise vielleicht etwas zu maniriert modern, die Grundidee immer edel, oft auch spezifisch katholisch, kurz, das Buch enthält nützliche und angenehme Unterhaltungslektüre. Etwas gar oft bildet „unglückliche Liebe“ mit ihren stereotypen Trabanten: Selbstmordgedanken, Schwindsucht und Tiefsinn, das Thema der Erzählung, weshalb das kleine Werk nicht gerade für jugendliche Leser empfehlenswert sein dürfte.

In der Götterdämmerung. Eine Chronik von Julius Zeyer. Deutsch von O. Bruch v. d. Mohra. 8° (328) Brixen 1905, Weger. *M* 3.—

Kraft und Leidenschaftlichkeit der Affekte, treffende, knappe Sprache, schwungvolle Gedanken und markige Charakterzeichnung, das sind die Vorzüge dieser eigentümlichen Erzählung, die gleich Mackes „Stromgeiger“ das untergehende nordische Heidentum dem Leser vor Augen führt. Aber es fehlt ein planmäßiger Auf- und Ausbau, die Einheit in der Idee und Ausführung. Das Christentum hätte am Schlusse ohne Zwang als die siegreich aufsteigende Sonne bezeichnet werden können, die auf dieses Chaos von Verblendung, Haß und Blutrache segenspendend folgt. So aber schließen Mordtaten die Erzählung ab, wie sie von Anfang an deren Hauptinhalt bilden, was einen unangenehmen und nachgerade eintönigen Eindruck macht. Das Werk ist nur für reife Leser.

Neue Bücher (bzw. neue Auflage) von Johannes Jörgensen. 8°

Das Pilgerbuch. (345) Kempten und München 1905, Kösel. *M* 3.—; geb. *M* 4.—

Römische Heiligenbilder. (261) Einsiedeln (Schweiz), Benziger & Co. *M* 3.20; geb. *M* 4.20

Römische Mosaik. (304) Ebd. *M* 3.60; geb. *M* 4.80

Der jüngste Tag. (678) Zweite Auflage. Mainz 1905, Kirchheim & Co. *M* 2.50; geb. *M* 3.50

Auf andere Werke des Verfassers ist in dieser Zeitschrift (LIII, LIX, LXV, LXVI und LXIX) schon lobend und empfehlend hingewiesen worden. Das damals gefällte günstige Urteil kann hier nur wiederholt werden, und an dasselbe darf sich eine erneute warme Empfehlung anschließen. Die vorstehenden Schriften bilden mit den früher besprochenen so etwas wie eine eigene Art. Sie bewegen sich sozusagen auf der Grenzscheide zwischen Reise- und Erbauungsliteratur und führen in reichem Wechsel bald in das eine bald in das andere Gebiet tiefer hinein. Ihr Verfasser ist ein Konvertit aus Dänemark, der schon, bevor er noch zur Mutterkirche zurückkehrte, ein namhafter und gefeierter Schriftsteller seines Heimatlandes war. Durch seine Konversion ist er seines bedeutenden Talentes nicht nur nicht verlustig gegangen, sondern hat demselben vielmehr eine höhere Weihe erteilt. Freilich dürfte der Ton der Darstellung, wie das bei Schriften von Neophyten keine seltene Erscheinung ist, uns bisweilen als etwas überschwenglich vorkommen. Doch das ist, genau besehen, eher ein Vorzug als ein Nachteil. Die nach langer Entbehrung von einem gereiften Geiste aufgefundene Wahrheit muß naturgemäß einen lauteren Seelenjubel hervorrufen, als dies bei einem, der sie von Jugend auf besessen, der Fall sein kann. Seine Darstellungen werden darum auch. ohne daß er es beabsichtigt, seine glückliche Seelenstimmung wiederspiegeln und sich von selbst mit dem Zauber der Poesie umkleiden. Ebenso naturgemäß werden sie einen apologetischen Charakter annehmen. Und uns Katholiken wird es dabei gehen wie dem Wanderer, der eine bekannte Gegend in neuer Beleuchtung erblickt und verwundert Schönheiten entdeckt, deren Vorhandensein er früher nicht einmal geahnt hatte. Dies zur allgemeinen Charakteristik. Nun zum Besondern.

Im Pilgerbuche werden wir in einem angenehmen Rundgang durch die geschichtlich und landschaftlich merkwürdigsten Orte, die mit dem Franziskanerorden in Italien in unauflöslicher Verbindung stehen, umhergeführt, und bei jeder neuen Stätte eröffnet sich uns ein neuer Fernblick wie auf die Geschichte so die Bedeutung jenes alten Ordens, dem sich neuerdings die wissenschaftliche Forschung begeistert zuwendet.

In dem Römischen Heiligenleben treten uns Gestalten aus alter wie neuerer Zeit entgegen, die, obwohl sie uns keineswegs fremd sind, dennoch früher uns nicht so bedeutend erschienen sind, wie sie uns jetzt vorkommen.

In den Römischen Mosaiken erhalten wir einen auf wissenschaftlicher Grundlage ruhenden Einblick in die Katakomben, der, weil er die neuesten Ergebnisse der Forschung vermittelt, selbst für Hochgebildete von großem Nutzen sein dürfte.

Von den genannten Werken unterscheidet sich der in zweiter Auflage vorliegende Jüngste Tag. Er zeigt uns in einem ergreifenden Doppelbilde einerseits die durch alle modernen Fortschritte bereicherte Herrlichkeit der Welt, anderseits das qualvolle Elend eines gottabgewandten Erdenlebens. Und das Erschütternde der Visionsnovelle liegt eben darin, daß nach der originellen Auffassung des Schriftstellers das Lebensende des Helden mit dem Untergange der Welt zusammenfällt.

Bachems Jugend-Erzählungen. Für Kinder im Alter von 9 bis 15 Jahren. Jedes Bändchen mit vier Bildern. 12° Köln, Bachem. à geb. *M* 1.20

Bd 29: **Wem gebührt die Palme? Talisman.** Zwei Erzählungen von Ferdin. Freiin v. Brackel. (132) Die erste bringt den Gegensatz von zwei Lebenswegen zur Darstellung; den eines armen, aber strebsamen Jünglings und den eines Grafensohnes. Beide Straßen führen schließlich auf lichte Höhen. Die zweite Erzählung behandelt „das Märchen vom Glück“ in durchaus neuer Fassung.

Bd 30: **Mutters Romreise.** Erzählung von M. Maidorf. (142) Will man mit unterhaltender Plauderei nützliche Belehrung über Italien, besonders dessen religiöse Bedeutung, verbinden, so greife man zu diesem unscheinbaren Büchlein, das mehr Nützliches enthält, als sein geringer Umfang ahnen läßt.

Bd 31: **Der Schützling des Soldaten. Sparpfennige.** Von L. Heitzer. (180) In der ersten Erzählung wird anmutig geschildert, wie ein einfacher Mann aus dem Volke ein großer Wohltäter werden kann. Schriften wie die vorliegende haben bleibenden Wert und sind Waffen im Kampfe gegen die Verwirrungen der Sozialdemokratie. Die „Sparpfennige“ weisen auf eine bedenkliche Seite der „Automaten“ hin und sind ein Wink für verständige Eltern.

Bd 32: **Am schönen Strand der Mosel.** Von M. Maidorf. (160) Originell in der Anlage, interessant durch die Beschreibung zahlreicher Ausflüge und lehrreich durch die eingestreuten geschichtlichen und naturwissenschaftlichen Aufschlüsse, ist das Büchlein ein passendes Geschenk für strebsame Knaben.

Les trois grandes prières de l'église ou le Pater, l'Ave, le Credo commentés par saint Thomas d'Aquin. Adaption du latin par le Père J. D. Folghera O. P. 12° (260) Lille 1905, Desclée.

Jenen, welche den Übungen der Frömmigkeit wenig mehr Zeit widmen können als diejenige der heiligen Messe, will dies Buch helfen, dem heiligen Opfer andächtig beizuwohnen und zugleich ihren Geist durch gehaltvolle betrachtende Lesung zu nähren. Eine große Zahl meist zum Text sowohl inhaltlich als typographisch passender, in Konturen ausgeführter Bilder bietet eine schöne Zugabe zu dem Buch, das ebenso reich ist an Gedanken als freigebig in der äußeren Ausstattung.

Sammlung religiöser Meisterbilder von Hermann Appel. Serie I bis XIII mit je 10 bis 14 Bildern. Straubing 1906. Preis je 50—70 *Pf.*

Diese 80 × 55 (Papiergröße 80 × 120) mm großen, auf starkem Papier nach Art von Kupferstichen phototypisch ausgeführten Serien gehören zum besten, was in kleinen religiösen Bildern seit langer Zeit auf den Markt gebracht worden ist. Die ersten Serien enthalten verschiedene, zum Teil im Herz-Jesu-Sendboten veröffentlichte Darstellungen älterer und neuerer Meister, die folgenden Nachbildungen von Werken Führichs: IX. „Der Bethlehemitische Weg“, X. „Er ist auferstanden“, XI. „Der heilige Kreuzweg“, XII. einzelne andere Zeichnungen dieses hervorragenden neueren Vertreters echt christlicher Kunst. Alle Bilder zeichnen sich aus durch klare und scharfe Linien, tief ernsten Inhalt und zeitgemäße Auffassung. Sie sind ebensosehr geeignet, fromme Gemüter in Frömmigkeit und Verständnis der wichtigsten Tatsachen des Christentums zu fördern, als den Freunden christlicher Kunst einen veredelnden Genuß zu bieten. Möchten sie eine große Verbreitung finden und dadurch das Erscheinen weiterer Serien veranlassen.

Miszellen.

Sarpi und Jakob I. Der Servit Paul Sarpi († 1623) ist auch heute noch eine vielgenannte Persönlichkeit. Der Staatskonsultor in der Mönchskutte, der beim Senat von Venedig alles gilt und die Schritte der mächtigen Republik zum Kampf gegen den Papst leitet, der Priester, der noch acht Tage vor dem Tode die heilige Messe liest und dabei mit den Protestanten von halb Europa sich verschwört, um Venedig dem katholischen Glauben abtrünnig zu machen, ist freilich eine interessante Erscheinung, und wenn man will, ein psychologisches Rätsel. Dazu genießt Sarpi wegen seiner Geschichte des Trienter Konzils auch als Gelehrter noch heute eines gewissen Rufes, der sich freilich weniger darauf stützt, daß er Zugang zu geheimen Staatspapieren der Republik hatte, als auf die Vorliebe, welche diejenigen für ihn empfinden, welche auch heute noch hassen, was er haßte, und lieben, was er liebte. Hat doch noch in jüngster Zeit ein vorzüglicher Kenner der Trienter Vorgänge den Vorwurf erhoben, daß Sarpi „die Fälschung von Konzilsakten zu einem förmlichen System ausgebildet hatte" (Histor. Jahrbuch XXVI, München 1905, 952).

Ein jüngst veröffentlichter Brief, von dem englischen Gesandten Sir Henry Wotton unter dem 13. September 1607 an den Earl von Salisbury gerichtet, beleuchtet aufs neue Sarpis Stellung zu dem protestantischen König von England, der es liebte, sich als besondern Gönner des papstfeindlichen venezianischen Mönches aufzuspielen: „Ich sende Ew. Lordschaft ein sehr wohlgetroffenes Bildnis von Magister Paul dem Serviten, der zu demselben auf mein Verlangen gesessen hat. Denn da es Seiner Majestät gefiel, desselben mit einigen gnaden- und ehrenvollen Worten zu gedenken — welche von ihrem (der Venezianer) Gesandten genau hierher berichtet wurden und ihm und dem Senat, bei welchem er in hoher Achtung steht, viel Genugtuung bereiteten —, so setze ich voraus, es werde in gleicher Weise Seiner Majestät eine Freude sein, einen echten Protestanten, wenn auch einstweilen noch in der Mönchskutte, von Angesicht zu betrachten. Und das versichere ich Ew. Lordschaft nicht aus jener Eitelkeit, welche die Jesuiten verleitet, jeden großen Geist dem Verzeichnis der Ihrigen einzureihen, sondern auf Grund voller Gewißheit, erlangt mit Hilfe meines Kaplans, der ihn rücksichtlich der Hauptpunkte unserer Religion sondiert hat. Durch dessen Vermittlung nämlich, damit es weniger auffalle, unterhandle ich mit ihm in verschiedenen Angelegenheiten von Wichtigkeit, und nach Übereinkommen bringen sie jede Woche miteinander einen halben Tag zu."

Der Brief spielt dann auf die unselige Angelegenheit des englischen Erzpriesters Blackwell und den Testeid an, den dieser meinte leisten zu können:

„Bei ihrem letzten Zusammensein machte er ihm in meinem Auftrag Mitteilung von der Verhaftung Blackwells und von einigen auf ihn sich beziehenden Dingen, die aus dem neulich veröffentlichten und mir übersandten Buch geschöpft

sind. Dort ist nämlich S. 39 die Rede von einem päpstlichen Breve, das unter anderem eine Mahnung gegen den Eid enthält ... Er (Sarpi) drang in mich, auf alle Weise eine Kopie dieses Breves zu beschaffen, damit er aus demselben dem Senat handgreiflich und authentisch zeigen könne, daß des Papstes Ziel sei, aller natürlichen Gehorsamsleistung sich zu widersetzen und schließlich die Jurisdiktion der Fürsten und Staaten zu zerstören. Und in dieser Hinsicht ist er um so eifriger, weil er den Standpunkt vertritt, der Titel der weltlichen Oberhoheit sei es, unter dessen Schutz andere Teile der Wahrheit Gottes hier neu gepflanzt werden müßten.

„Um noch ein wenig mehr von diesem Manne zu sagen, auf welchem und auf dessen Lehren ein so großes Werk beruht, so scheint er wie in den Gesichtszügen so dem Geiste nach mehr dem Philipp Melanchthon als dem Luther ähnlich, und als Werkzeug ist er vielleicht brauchbarer, um die Falschheit Schritt für Schritt, als um sie plötzlich über den Haufen zu werfen. Das stimmt zu einem Wort, das er oft im Munde führt: in diesen Dingen non bisogna far salti (darf man keine Sprünge machen). Er ist von Geburt ein Venezianer und versteht sich auf die Gemütsverfassung seiner Heimat. Was Gelehrsamkeit betrifft, so meine ich, man kann ihn mit Recht den gründlichsten und umfassendsten Gelehrten der Welt nennen. Vor andern Wissenszweigen scheint er tiefen Einblick in die Spitzfindigkeiten der Kanonisten gewonnen zu haben, und diese seine starke Seite verschaffte ihm Zutritt zu dem Senat. Seine Macht der Rede beruht mehr auf seinen gesunden Ansichten als auf andern natürlichen Gaben. Er ist viel gesucht und genau unterichtet von allem, was geschieht, und schließlich ist sein Leben das untadelhafteste und musterhafteste, das je bekannt war." (The Athenaeum Nr 4062, 2. Sept. 1905, S. 304.)

Moderne Preise für Antiquitäten. Welch außerordentliche Preissteigerungen in den letzten Jahren die Antiquitäten erfahren haben, zeigen am besten die Versteigerungen von Antiquitätensammlungen aus jüngerer Zeit. Es sind vielfach geradezu horrende, um nicht zu sagen unsinnige, für das große Publikum einfachhin unverständliche Summen, mit welchen nicht selten die Antiquitäten bezahlt werden. Besonders lehrreich ist in dieser Beziehung eine bei Hugo Helbing zu München Ende Oktober vorigen Jahres abgehaltene Auktion der Sammlung von Pannwitz, über welche der „Kunstmarkt" seiner Zeit berichtete. Zum Verkauf kamen 509 Nummern, für welche bei ungemein starkem Besuch der Auktion von seiten des Kunsthandels, der deutschen Museumsdirektoren und der Privatsammler ein Gesamtpreis von rund 1 400 000 *M* (einschließlich des Zuschlags) einkamen, also für die einzelne Nummer etwa 2750 *M*. Die Sammlung enthielt Gegenstände von Edelmetall und Bronzen, Holzskulpturen, Textilien, Majoliken, Meißener Porzellan und süddeutsches Porzellan. Hier einige Einzelheiten.

Ein Nürnberger, gebuckelter Deckelpokal ergab 20 500 *M*, ein Nautiluspokal, die Silberfassung im Stil der Renaissance, 10 000 *M*, ein Silbergefäß in Form eines Hirsches, nach dem „Kunstmarkt", dem wir diese Notizen entnehmen, eine auffallend derbe ungarische Arbeit, 16 500 *M*, ein Gefäß in Eulenform 6600 *M*,

ein silberner kleiner Weihwasserkessel 5000 *M*, ein Paar Bronzetürklopfer aus Venedig (16. Jahrhundert) 3600 *M*, eine Bronze Herkules mit dem Löwen 10 000 *M*.

Von den Schnitzarbeiten wurde ein Teil einer Wandfüllung mit allegorischer Schnitzerei aus etwa dem dritten Jahrzehnt des 18. Jahrhunderts mit 2000 *M*, eine Reliefttafel, enthaltend die Legende des hl. Eligius, eine süddeutsche Arbeit nach 1500, mit 10 000 *M*, zwei gotische Heiligenfiguren, St Georg und St Florian, mit 8350 *M*, eine weibliche Figur aus Buchs (ca 1600) mit 5000 *M*, ein Lehnstuhl aus dem 17. Jahrhundert mit 2600 *M* bezahlt.

Auch die Textilien erreichten enorm hohe Preise, so ein Antependium, in Gobelinwirkerei nach italienischer Zeichnung ausgeführt, 17 000 *M*, ein die Muttergottes darstellendes kleines Tapisseriebild aus dem 18. Jahrhundert in altem Rahmen 5060 *M*, vier Streifen Barocksamt 1250 *M*, ein Pluviale aus Goldbrokat des 15. Jahrhunderts 2170 *M*.

Am auffallendsten sind aber die Preise für die Majoliken und mehr noch für das Porzellan. Zwei Urbinoteller mit Metalllustre brachten 4300 und 4650 *M*, eine Schüssel Nicolas da Urbino 5500 *M*, eine Freimaurergruppe von Meißener Porzellan 16 500 *M*, eine Krinolinengruppe 8050 *M*, zwei Hähne in bunter Staffierung 13 000 *M*, zwei Pferde mit Bändigern 12 500 *M*, ein Paar Eichelhäher auf Baumstümpfen 12 200 *M*, ein Reiter mit einem Mohren als Begleiter, sog. König August, 12 500 *M*, ein Paar flaschenförmige Vasen mit Malerei auf gelbem Grund 30 100 *M*, ein zweites Paar mit Malerei auf blauem Grund 24 000 *M*, ein Paar lebensgroße Perlhühner 35 000, eine Krinolinenfigur 6200 *M*. Namentlich beim Porzellan machte sich eine außerordentliche Preissteigerung geltend. Gegenstände, die 1899 bei einer Versteigerung zum Verkauf kamen, erhielten den drei-, vier-, ja zehnfachen Preis. Ein Prinzessinköpfchen z. B., das es 1899 auf 750 *M* gebracht, kam auf 4000, eine Gruppe von Bastelli von 1300 *M* auf 5400 *M*, eine Damenfigur von 850 auf 5600 *M*, die Figur einer Tänzerin von 1600 *M* auf sage und schreibe 15 000 *M*, nnd doch hatten schon die damals erzielten Preise ihrer Zeit als außerordentlich hoch gegolten.

Es liegt auf der Hand, daß bei solchen Preisen nicht mehr der Materialwert und der eigentliche Kunstwert die ausschlaggebenden, ja nur die hauptsächlichen Faktoren sind. Das sind Momente ganz anderer Art, Liebhaberei, Raritätensucht, Mode, die ja auch die Wertung der Kunstschöpfungen überstark beeinflußt, das Protzentum gewisser Sammler, die sich eine Sammlung anlegen wollen, koste es was es koste, und die künstlerische Güte nur oder doch in erster Linie nach den dafür bezahlten Summen bemessen, und last not least die Geschäftsmache seitens geriebener Antiquitätenhändler, die in der Wahl der Mittel nicht immer skrupulös sind und nur ein Ziel kennen, die Sachen möglichst heraufzutreiben, weil sie dann am meisten für sich herausschlagen. Die enormen Preise, welche manche Antiquitäten heute infolge des Zusammenwirkens dieser Faktoren erzielen, sind nichts Gesundes. Sie sind nicht nur eine lebendige Unwahrhaftigkeit, weil sie entschieden über dem reellen künstlerischen Wert der Gegenstände stehen, auch wenn derselbe recht hoch bemessen wird, sie sind auch, was noch schlimmer ist, der fruchtbarste Boden für Fälschungen. Eine Porzellangruppe zu fälschen, für

die man nur einige zehn oder hundert Mark einheimst, lohnt sich der Mühe nicht, aber sie fälschen, um dafür 4000, 5000 ja 10000 *M* und mehr zu erhalten, das ist schon einiger Arbeit wert. Oder ist man vielleicht der naiven Meinung, Porzellangruppen ließen sich nicht fälschen, und es gäbe keine Leute, die dazu geschickt genug wären? Was die Geschicklichkeit der Fälscher zu leisten vermag, haben doch die letzten Jahre zur Genüge bewiesen. Man denke nur an die Krone des Saitaphernes und ähnliches.

Wir fügen noch einige Angaben über eine im Mai dieses Jahres bei C. G. Börner zu Leipzig veranstaltete Versteigerung von Kupferstichen, Holzschnitten und Radierungen alter Meister aus einer Berliner Privatsammlung an, welche zeigen, welch enorme Preise auch bereits für alte Stiche bezahlt werden. Dürers Adam und Eva kam nach dem „Kunstmarkt" auf 9100 *M*, seine Melancholie auf 13000 *M*. Das Porträt Maximilians I. von Lukas von Leiden erzielte 9000 *M*, Radierungen Rembrands: La petite tombe, der hl. Hieronymus in bergiger Landschaft, die Landschaft mit den drei Hütten, die Landschaft mit dem Turm und das Bild Clement de Jonghes, 4110, 7100, 8800, 6100 und 6400 *M*. Ein Schongauer, die Geburt Christi, erhielt 6300 *M*. Es sind ganze Vermögen, die heute in wenigen solcher Blätter stecken.

Eine mißglückte Preisfrage. Am 15. Juni 1906 ist die Frist verstrichen für Lösung einer eigenartigen Preisaufgabe, welche Professor Dr Erman in Münster als Wortführer „einer Anzahl katholischer und evangelischer Männer", deren Namen im Dunkeln bleiben, durch die Mainummer der „Preußischen Jahrbücher" 1905 ausgeschrieben hat. Die Summe von 600 Mark, die im Oktober des abgelaufenen Jahres auf 1000 Mark erhöht wurde, sollte der Lohn des Glücklichen sein, der vier ziemlich verzwickt und umständlich gestellte Vexierfragen löse. Der Inhalt dieser Fragen betrifft:

a) Die Art, wie die Kontroverskatechismen der (längst verstorbenen) Jesuiten Perrone und Scheffmacher mit den heutigen Anforderungen des konfessionellen Friedens zu vereinigen sei;

b) ob die Grundsätze des hl. Alfons von Liguori und des P. Gury über den sog. stillschweigenden Vorbehalt heute noch maßgebend seien;

c) ob eine von dem Jesuiten Rosignoli († 1707) in einem Erbauungsbuch erzählte Fegfeuergeschichte nicht schuld daran sei, daß es den heutigen Katholiken im deutschen Vaterland so schlecht gehe;

d) ob die Zentrumspartei im Deutschen Reichstag nicht ihre Marschroute von Rom beziehe.

Mannigfaltigkeit und teilweise Originalität läßt sich dieser Auswahl nicht absprechen. Diese Originalität ist vielmehr nach Form und Inhalt derart, daß die Kundgebung gleich anfangs mit starkem Mißtrauen, wenn nicht mit Heiterkeit, aufgenommen wurde. Das hinderte indessen den altkatholischen Professor L. K. Goetz in Bonn nicht, den Aufsatz der „Preußischen Jahrbücher" nochmals wörtlich abzudrucken und nebst Beigabe einiger darauf bezüglicher Zeitungsartikel in Form einer Flugschrift als „Ein Wort zum konfessionellen Frieden" (gr. 8°

[66] Bonn 1906) der weitesten Öffentlichkeit darzubieten mit der Bitte, „daß ernste Männer aus beiden Lagern erneut die da ausgesprochenen Gedanken erwägen und behandeln mögen“. Dieser altkatholische Sukkurs gab der geheimnisvollen Gesellschaft „katholischer und evangelischer Männer“ neuen Ansporn, die Verbreitung des Machwerks unter gebildeten Katholiken lebhaft zu betreiben. In erster Linie scheint es auf die katholischen Studenten der Hochschulen abgesehen zu sein, unter denen man so eine Los von Rom-Stimmung oder doch einen gleichwertigen Reformkatholizismus entfachen möchte. Es fehlt nicht an Zeichen, daß man dafür weder Mühe noch Kosten scheut. Jüngst hat sogar das „Literarische Zentralblatt“ von Zarncke (Nr 22, vom 26. Mai d. J.) dem Bonner Nachdruck eine ehrende Besprechung an vorzüglicher Stelle gewidmet. Dieselbe nannte zwar die Ermansche Preisaufgabe „zweifellos unlösbar“, fügte aber hinzu: „Es steht mit Sicherheit zu erwarten, daß auch zu dem neuen Termin die gewünschte Arbeit nicht einlaufen wird und also auch nicht einmal der Versuch gemacht werden wird, die in der Aufgabe enthaltenen Vorwürfe vom Katholizismus abzuwehren.“

Diese Vorhersagung ist nun gründlich zu Schanden geworden. Ein deutscher Universitätsprofessor von anerkanntem Rufe, Prälat Dr Heiner in Freiburg, hat den Handschuh aufgehoben und in der ersten Juniwoche d. J., also kurz vor Ablauf der Bewerbefrist, ein Buch erscheinen lassen, das zwar auf den Erman-Preis keinen Anspruch erheben will, aber den aufgeworfenen Fragen jedesmal eine Antwort entgegenbringt, die an Gediegenheit und Klarheit nichts zu wünschen übrig läßt. „Konfessioneller Geisteskampf und Reformkatholizismus“ (8° [220] Paderborn, F. Schöningh) lautet der Titel. Möge die Antwort in recht viele Hände kommen, katholische sowohl als protestantische, dann kann aus der Preisaufgabe doch noch eine merkliche Förderung des konfessionellen Friedens erwachsen. So wie die „katholischen und protestantischen Männer“ um Erman die Lösung der Fragen erwarten mochten, ist sie allerdings nicht ausgefallen. Manchen unter ihnen, besonders den Katholiken, wenn es wirklich solche geben sollte, werden die Ohren noch eine Zeitlang sausen von dem, was sie da zu hören bekommen. Der Verfasser selbst kennzeichnet sein Verfahren, das er bei der Prüfung der von Unwissenheit, Anmaßung, Böswilligkeit und Unwahrhaftigkeit strotzenden Herausforderung einhält, mit den Worten: „Ich habe es getan in klarer, offener und entschiedener Sprache; eine andere war mir gegenüber der Form und dem Inhalte des Preisausschreibens nicht möglich. Mögen andere sie scharf und grob nennen, ich heiße sie deutlich und deutsch.“ Ohne jetzt auf den Inhalt einzugehen, können wir doch getrost sagen: Die „Inferiorität“ oder Minderwertigkeit — ein Wort, mit dem unser Preisausschreiben wieder recht freigebig um sich wirft — ist bei diesem Waffengang nicht auf der Seite des Verfechters der katholischen Sache, sondern vom ersten bis zum letzten Hieb auf seiten Ermans und seiner Hintermänner. Diese werden gut tun, sich für zukünftige Anrempelungen einen Bravo zu dingen, bei dem das Können nicht so weit hinter dem Wollen zurückbleibt.

Die Kongofrage.

Mit dem Rufe: Kultur, Humanität und Zivilisation zogen im verflossenen Jahrhundert die europäischen Staaten nach Afrika. Auch der dunkle Kontinent, die verlorenen Söhne Chams sollten teilnehmen an den Segnungen der europäischen Kultur.

Heute ist es mit diesem Gerede von materieller, geistiger und sittlicher Hebung der afrikanischen Negerstämme ziemlich still geworden. Die letzten Jahrzehnte haben uns aus allen Gebieten, in denen die Europäer „zivilisieren", Enthüllungen gebracht, die wohl geeignet sind, uns „besseren Europäern" die Schamröte ins Gesicht zu treiben. Es ist heute nicht mehr zu leugnen: Die neuzeitliche Geschichte der europäischen Niederlassungen in Afrika ist eine fast fortwährende Geschichte europäischer Schande.

Das Urteil ist hart, aber leider nur zu wahr. Fern sei es von uns, zu leugnen, daß es auch an edeln und hochherzigen Bestrebungen bei der Kolonisation nicht gefehlt hat — auch abgesehen von den christlichen Missionen —, aber das ganze System dieser modernen Kolonisation ist von Grund aus verfehlt. Anstatt die verwahrlosten Neger zuerst zu Christen zu machen und durch das Christentum allmählich der Zivilisation zuzuführen, hat man von der Christianisierung derselben fast ganz Abstand genommen oder sie wenigstens als etwas rein Nebensächliches behandelt. Nur als untergeordnete Handlanger, als eine Art Sicherheitspolizei wurden die Missionäre herangezogen oder geduldet. Die Früchte dieser Zivilisation sind nun derart, daß an vielen Orten die einheimische Bevölkerung mit dem physischen und moralischen Untergang bedroht ist.

Ein lehrreiches Beispiel dieser modernen Zivilisierung Afrikas bietet uns der „Unabhängige Kongostaat". Die Kongofrage beschäftigt in unserem Nachbarlande Belgien seit mehreren Jahren lebhaft alle Gemüter. Innerhalb und außerhalb des Parlamentes, in Wort und Schrift, in Zeitungen, Broschüren und umfangreichen Werken wurde heftig über diese

Frage gestritten, und die Kontroversen werden wahrscheinlich noch auf Jahre hinaus nicht zur Ruhe kommen.

In Deutschland hat man dieser Frage bisher verhältnismäßig wenig Aufmerksamkeit geschenkt, wohl deshalb, weil man an den eigenen Kolonien schon schwer genug zu tragen hat. Und doch bietet sie auch für uns Deutsche des Interessanten und Lehrreichen genug. Namentlich stellt sie uns vor viele bedeutsame Rechtsfragen, die nicht nur für den Kongostaat, sondern für alle europäischen Kolonien in Afrika gelten. Es wird deshalb gewiß vielen unserer Leser nur erwünscht sein, wenn wir sie an der Hand der neuesten belgischen Literatur etwas in diese Frage einführen[1].

I.

Die Frage nach dem Rechtsbestand des Kongostaates.

Der „Unabhängige Kongostaat" besteht tatsächlich, er handelt, schließt Verträge, erläßt Gesetze und Verordnungen, erhebt Steuern, ernennt Zivil- und Militärbeamte, übt die volle Gerichtsbarkeit aus selbst über Leben und Tod. Er existiert also, das ist zweifellos, aber wie ist er rechtlich entstanden, auf welche Rechtstitel gründet er sein Dasein? Die Beantwortung dieser Frage kann nur derjenige als überflüssig oder unnütz bezeichnen, der Recht und physische Übermacht für gleichbedeutend hält oder mit Hegel alles Wirkliche für vernünftig und rechtmäßig ansieht oder endlich, was schließlich auf dasselbe hinauskommt, jedes Naturrecht leugnet. Denn wer kein Naturrecht annimmt, entzieht auch dem positiven Recht den Boden, auf dem es ruht, und muß konsequent zur Gleichstellung von Macht und Recht geführt werden. Namentlich ist ohne Naturrecht ein Völkerrecht oder internationales Recht unmöglich. Höchstens könnte man meinen, ein solches Völkerrecht könne durch Verträge entstehen. Das ist aber nur möglich, wenn man den Rechtsgrundsatz: „Rechtmäßig eingegangene Verträge ist man zu halten verpflichtet", als allgemeingültig anerkennt. Es ist deshalb nur ganz folgerichtig, wenn E. v. Hartmann, A. Lasson u. a.

---

[1] Wir lehnen uns in den folgenden Ausführungen hauptsächlich an das treffliche Werk: La question congolaise, par A. Vermeersch S. J., docteur en droit et en sciences politiques et administratives. Bruxelles 1906, Charles Bulens. Die Quellen, aus denen Vermeersch geschöpft, sind an erster Stelle der Bericht der offiziellen Untersuchungskommission, die in den Jahren 1904—1905 im Auftrag der Regierung den Kongostaat bereiste; ferner die Mitteilungen der Missionäre, die seit vielen Jahren am Kongo tätig sind; endlich die Angaben vieler Reisenden, die in den letzten Jahrzehnten das Kongogebiet durchforschten.

zugleich mit dem Naturrecht auch jedes Völkerrecht ausdrücklich leugnen. Man kann sich gegen eine solche Auffassung nicht entschieden genug wehren.

Doch wir setzen an dieser Stelle das Naturrecht voraus[1] und fragen von diesem Standpunkte nach der rechtlichen Bildung des „Unabhängigen Kongostaates“.

Die tatsächliche Entstehung verdankt der Kongostaat der persönlichen Initiative des Königs der Belgier, Leopold II. Dieser berief am 12. September 1876 eine geographische Konferenz nach Brüssel, aus der die „Internationale Afrikanische Vereinigung“ hervorging, die als ihren Zweck „die Erforschung und Zivilisation Innerafrikas“ bezeichnete. Das Unternehmen sollte durch nationale Komitees unterstützt werden, fand aber außerhalb Belgiens wenig Anklang, und die erste belgische Expedition hatte keinen andern Erfolg als das unnütze Opfer einiger Menschenleben. Inzwischen hatte Stanley vom Osten her bis zur Mündung des Kongo Afrika durchquert. Sofort erkannte Leopold II., daß man nur vom Westen her in das Herz des dunkeln Kontinents eindringen könne. In seinem Auftrag unternahm Stanley eine zweite Expedition, um am Kongo Handelsstationen zu gründen und wenn möglich eine Neger-Konföderation, eine Art Neu-Liberia, zu errichten, dessen Präsidenten Leopold II. selbst ernennen wollte.

Obwohl der König der Belgier der eigentliche Leiter der Expedition war, verbarg er sich doch vor der Öffentlichkeit unter dem Namen eines „Komitees zur Erforschung des oberen Kongo“, welches im Jahre 1878 gegründet wurde und, um mehr Sympathien zu erwerben, im Jahre 1882 den Namen „Internationale Kongo-Vereinigung“ (Association internationale du Congo) annahm. Es wurden einige Stationen am Kongo errichtet und mit mehreren Häuptlingen Verträge abgeschlossen, durch welche sie die Suzeränität der Expedition bzw. Leopolds II. anerkennen sollten. Man suchte auch die Anerkennung der europäischen Mächte für dieses neue Gemeinwesen zu erwirken. Schon am 22. Oktober 1882 richtete der französische Ministerpräsident Duclerc ein Schreiben an Leopold II., in welchem stillschweigend der „Vereinigung“ das Recht zuerkannt wurde, internationale Verträge zu schließen und internationale Rechte zu besitzen.

Aber erst die Konferenz von 14 europäischen Staaten, die am 15. November 1884 zu Berlin zusammentrat, um die gegenseitigen Beziehungen

[1] Vgl. diese Zeitschrift LXIX 121 ff 266 ff.

der Mächte in gewissen Gegenden Afrikas zu regeln und allen die Freiheit der Schiffahrt und des Handels in den Gebieten des Kongo und Niger zu sichern, brachte die volle Anerkennung des neu entstehenden oder vielmehr erst noch zu bildenden Staates. Indem die auf der Konferenz vertretenen Mächte die „Internationale Kongo-Vereinigung" als politisch selbständig anerkannten, war damit auch Leopold II. als Souverän im Kongogebiete anerkannt. Trotzdem war mit dieser Anerkennung die Existenz des Kongostaates noch nicht gegeben. Damals besaß die Vereinigung bloß 13 Stationen mit 250 Ausländern, von denen nur 46 Belgier waren. Der größte Teil des Gebietes war noch unerforscht und die Oberherrschaft Leopolds II. noch weit davon entfernt, anerkannt zu sein. Erst um die Mitte der neunziger Jahre des verflossenen Jahrhunderts gelang es mit Hilfe von militärischen Streifzügen, Verträgen u. dgl. die tatsächliche Anerkennung der Souveränität Leopolds II. durchzusetzen. Schon vorher, im Jahre 1885, hatte er von der belgischen Kammer die Erlaubnis erhalten, auf seinem Haupte die Krone des Kongostaates mit derjenigen Belgiens zu vereinigen und so eine Personalunion zwischen zwei Staaten herzustellen, die durch Tausende von Meilen voneinander getrennt sind.

Der heutige „Unabhängige Kongostaat" umfaßt ein Gebiet von 2 252 780 qkm, ist also viermal so groß als das ganze Deutsche Reich und 76mal so groß als Belgien. Die Angaben über die Einwohnerzahl schwanken zwischen 16—30 Millionen.

Der Kongostaat ist wirklich einzig in seiner Art. Welches sind die Untertanen? Massen von Schwarzen. Wer ist der König? Ein Weißer, ein Europäer, der sein Reich noch nie gesehen hat. In wessen Händen ist die Verwaltung, das Militär, das Gerichtswesen, selbst das Priestertum? In den Händen von Weißen und Ausländern. Ist die Bevölkerung befragt worden, ob sie sich der neuen Ordnung fügen wolle. Nein, sie erduldet dieselbe mit Widerwillen. Ist sie also einem fremden Staate tributpflichtig? Nein, sie bildet einen „unabhängigen Staat". Der Kongostaat darf also nicht als eine Kolonie Belgiens aufgefaßt werden. Das einzige Band, das ihn mit Belgien verknüpft, ist der Umstand, daß sein Souverän zufällig auch König der Belgier ist und daß derselbe auch meistens Belgier zu seinen Beamten und Richtern einsetzt.

Während Leopold II. in Belgien konstitutioneller Monarch ist und mehr „herrscht" als regiert, ist er am Kongo absoluter, unumschränkter Souverän, der nach Willkür Gesetze und Verordnungen gibt, Beamte und

Richter ein- und absetzt, Steuern erhebt usw. Auf der einen Seite sieben Millionen zivilisierter Untertanen, die ihren Herrscher nicht allzuviel respektieren, und auf der andern 20—30 Millionen Wilder in absoluter Knechtschaft.

Der „Unabhängige Kongostaat" besteht also ohne allen Zweifel, aber mit welchem Recht? Auf welche Rechtstitel stützt er sich?

Mehrere Verteidiger des Kongostaates suchen seinen Rechtsbestand durch einfache Besitzergreifung zu begründen. So unter andern Cattier, Professor an der Universität Brüssel[1]. Das Kongogebiet, sagen sie, war politisch herrenloses Gebiet und konnte von jedem, der die Macht dazu hatte, seiner politischen Herrschaft unterworfen werden.

Diese Begründung ist wirklich sonderbar. Schon der Grundsatz, daß jeder das Recht haben soll, Menschen, die bisher politisch unabhängig waren, seiner Herrschaft zu unterwerfen, ihnen Gesetze zu geben, sie zu strafen usw., ist höchst befremdlich. Woher kommt ihm dieses Recht? Sodann ist die Voraussetzung, von der die Begründung ausgeht, offenbar unrichtig. Es soll den Negerstämmen am Kongo jede politische Organisation gefehlt haben. Das ist falsch. Die katholischen Missionäre, die im 16. und 17. Jahrhundert in das Kongogebiet eindrangen, fanden hier Könige und geordnete Staaten. Eine zu Amsterdam im Jahre 1733 erschienene Karte verzeichnet im Kongobecken mehrere Königreiche, so z. B. die Königreiche Loango, Anziko und Matamba auf dem rechten, das große Königreich Angola und Kongo auf dem linken Kongoufer. Baron Dhanis traf das Gebiet von Kwango unter der Herrschaft des mächtigen Häuptlings Muene Putu Kassongo, und die ersten belgischen Expeditionen hatten noch mehrere gefürchtete Häuptlinge zu ihren Gegnern. Der Häuptling Lutete der Batetelas leistete dem Baron Dhanis mit 2000 wohlbewaffneten Kriegern eine wirksame Unterstützung. Die Annahme ist also irrig, die Gründer des jetzigen Unabhängigen Staates hätten am Kongo politisch herrenloses Gebiet vorgefunden. Die Autorität der Häuptlinge war bei den Negerstämmen anerkannt, sie hatten sogar vielfach das Recht über Leben und Tod, sie führten miteinander Kriege, ihre Würde war nach bestimmten Gesetzen erblich usw. Mit der Besitzergreifung politisch herrenlosen oder freien Gebietes läßt sich also die Entstehung des Kongostaates nicht rechtfertigen.

[1] In dem Werk Droit et administration de l'État indépendant du Congo 43.

Andere wollen die Berechtigung des Unabhängigen Staates von der Anerkennung der europäischen Mächte auf der oben erwähnten Berliner Konferenz herleiten. Auch diese Begründung muß als mißglückt bezeichnet werden. Niemand kann andern Rechte verleihen oder übertragen, die er selbst nicht hat. Welches Recht hatten aber die europäischen Mächte, die Negerstämme ihrer Unabhängigkeit und die Häuptlinge ihrer Hoheitsrechte zu berauben? Zur Zeit der Berliner Konferenz war übrigens nur ein ganz winziger Teil des heutigen Kongostaates unter der Herrschaft der Internationalen Vereinigung; der größte Teil war noch unerforschtes Gebiet. Die Konferenz mußte notwendig voraussetzen, daß die Bildung des neuen Staates auf rechtmäßige Weise vor sich gehe. Wie aus den Akten klar hervorgeht, war der Zweck der Konferenz gar nicht die Gründung eines neuen Staates. Davon ist in den Akten keine Rede. Man wollte bloß ein Übereinkommen treffen zur Sicherung der freien Schiffahrt und des freien Handels in den Gebieten des Niger und Kongo.

Wieder andere wollen in der heutigen Kongoregierung den Rechtsnachfolger der früher unabhängigen Häuptlinge erblicken, die durch Verträge ihre Souveränitätsrechte an die Internationale Vereinigung bzw. an den König der Belgier abtraten. Die Vereinigung schloß nämlich mit einer Anzahl von Häuptlingen Verträge ab, durch welche diese die Suzeränität der Vereinigung anerkannt haben sollen.

Einige wenden gegen diese Begründung ein, die Kongostämme hätten die Souveränitätsrechte nicht an bloße Privatpersonen oder Privatgesellschaften, die noch keinen Staat bildeten, abtreten können. Doch scheint uns diese Einwendung nicht durchschlagend. Wenn die Negerstämme souverän waren, so hatten gewiß die Häuptlinge mit Einwilligung des ganzen Stammes oder wenigstens der ihnen zur Seite stehenden Ratsversammlung das Recht, sich ein neues Oberhaupt zu wählen bzw. dessen Oberherrschaft anzuerkennen. Sie konnten das gewiß mit demselben Recht, mit dem die Belgier sich im Jahre 1830 einer neuen Dynastie unterwarfen.

Doch aus einem andern Grunde scheint uns die Berufung auf diese Verträge hinfällig. Vor allem sind es nur verhältnismäßig wenige Stämme im heutigen ungeheuern Kongostaat, mit denen man solche Verträge geschlossen hat. Die allermeisten wurden gar nicht gefragt, sondern mußten sich die Unterwerfung unter die Übermacht gefallen lassen. Sodann wurden die Verträge zum großen Teil durch Betrug oder List den Eingebornen abgerungen. Meist waren sie in abstrakten juristischen Ausdrücken abgefaßt,



deren Tragweite selbst viele von den Weißen nicht vollständig begriffen, um wieviel weniger die ungebildeten, an solche juristische Feinheiten nicht gewohnten Neger. Wie kann man auch annehmen, die eingebornen Häuptlinge hätten gegen eine manchmal lächerlich kleine Entschädigung, z. B. einige Meter Tuch, freudigen Herzens ihre Herrschergewalt an Fremde abtreten und diese Abdankung durch ein Kreuzzeichen unter dem Vertrag zum Ausdruck bringen wollen? Es scheint sicher zu sein, daß die meisten Häuptlinge bei diesen Verträgen nur an die Handelsfreiheit der Europäer dachten. Das geht schon daraus hervor, daß sie vielfach diese Verträge abschlossen, ohne die Stämme oder ihre Ratsversammlungen zu befragen.

Mit gutem Grund hat deshalb schon am Anfang des 16. Jahrhunderts der spanische Dominikaner Franz Victoria die Berufung auf solche Verträge zur Begründung der spanischen Herrschaft über die wilden Völkerstämme entschieden abgelehnt[1]. Er schreibt: „Vor allem darf die Einwilligung beim Vertrag nicht durch Furcht oder Irrtum beeinträchtigt sein. Nun haben aber diese den Hauptanteil an der Wahl oder Annahme (der spanischen Suzeränität). Die Wilden wissen nicht, was sie tun, und verstehen nicht einmal recht, was die Spanier von ihnen verlangen. Diese wenden sich an eine friedliche und furchtsame Menge, die sie bewaffnet umringen. Zudem haben diese Volksmengen ihre rechtmäßigen Herren und Souveräne, sie können sich also nicht ohne andern rechtmäßigen Grund unter eine neue Regierung stellen, zum Nachteil der früheren; ebensowenig als die Souveräne selbst ohne die Einwilligung des Volkes einen neuen Fürsten ernennen können. Da also die wesentlichen Elemente einer rechtmäßigen Wahl fehlen, ist dieser Titel ganz ungeeignet zur Rechtfertigung einer Besitzergreifung."

Wir stehen also immer noch vor der Frage nach dem Titel, der den heutigen Kongostaat rechtlich legitimiert. P. Vermeersch sucht auf folgende Weise den rechtlichen Bestand desselben zu begründen. Ein europäischer Zivilisator hatte das Recht, sich in die inneren Angelegenheiten der Kongostämme zu mischen und selbst die Oberherrschaft über dieselben an sich zu reißen, weil dies in Anbetracht ihres äußersten Elendes und der abscheulichen bei ihnen üblichen Verbrechen notwendig war. Das Elend mußte gelindert oder beseitigt, und die Verbrechen mußten bestraft und unterdrückt werden. Das Elend, die Wildheit und Grausamkeit der Neger mit ihrem Sklavenhandel, ihren Mordtaten, ihrer Verachtung alles Völkerrechts be-

[1] Relectiones theologicae. Rel. V, De Indis 2.

rechtigte denjenigen, der die Macht hatte und den Mut dazu in sich fühlte, Zentralafrika die Segnungen der Ordnung und Sicherheit zu bringen.

Es läßt sich nicht leugnen, daß die Zustände unter den Kongonegern zur Zeit der ersten belgischen Expeditionen äußerst traurige waren. So schreibt Wauters, der um jene Zeit das Kongogebiet durchforschte: „Von allen Nahrungsmitteln ist am Oberkongo das beliebteste der Mensch, der auf der Jagd gefangen und wie ein Schlachtvieh verkauft wird. Bei den Batekes gilt das Menschenfleisch als außerordentlich schmackhaft; den Leib eines Feindes bezeichnen sie in ihrer Sprache als Wildbret. Nach der Ansicht der Bangalas ist das Menschenfleisch eine noble Speise, ‚ein sprechendes Fleisch'. Die Basokos verzehren sogar ihre Toten. Die Monbutus halten das Fleisch der Kinder für einen besondern Leckerbissen, der für die Küche ihrer Häuptlinge reserviert wird. Einer noch empörenderen Menschenfresserei huldigen die Manyemas. Sie finden nur an den schon in Verwesung begriffenen Leichen Geschmack. Sie legen sie in frisches Wasser, bis sie halb verfault sind, und verschlingen sie dann ohne weitere Zubereitung." [1]

Die Behauptung wäre allerdings nicht richtig, die Menschenfresserei sei bei allen Negerstämmen im Kongogebiet üblich gewesen; am Tanganjika z. B. war sie unbekannt; aber die große Mehrzahl huldigte ihr und trieb mit Menschen Handel wie mit Schlachtvieh. Wenn ein Eingeborner auf dem Markt zum Schlachten feilgeboten wurde, bezeichnete jeder Käufer mit rotem Ocker die Stücke, z. B. die Lenden oder Schenkel, die er sich vorbehielt.

Hand in Hand mit der Menschenfresserei ging die Grausamkeit in der Bestrafung. Die üblichste Strafe war die Verstümmelung. Selbst für geringfügige Fehler wurde den Schuldigen ein Ohr, ein Finger oder eine Hand, eine Lippe oder ein Stück Nase abgehauen. Bei den Begräbnissen mächtiger Häuptlinge wurden zwei von ihren Frauen und eine Anzahl Sklaven lebendig mitbegraben. Das Leben wurde überhaupt für nichts geachtet. Bei seiner ersten Expedition lieferte ein Häuptling dem Baron Dhanis täglich Palmwein. Eines Tags blieb der Wein aus, und Dhanis beklagte sich beim Häuptling. Am andern Tage hörte er, mehrere Eingeborne seien wegen dieser Nachlässigkeit getötet worden.

Das schlimmste waren die Sklavenjagden und der Sklavenhandel mit den damit verbundenen blutigen Kämpfen, die manchmal Hunderten von

[1] Wauters, L'État indépendant du Congo 309.

Eingebornen das Leben kosteten. Noch im Jahre 1865 sah Monteiro eine Karawane von 3000 Negern ankommen, die man auf Raubzügen am oberen Kassai erbeutet hatte. Stanley erzählt, er habe auf seiner ersten Afrikareise in der Umgebung der „Fälle" ein Land von der Größe Irlands getroffen, das mindestens eine Million Einwohner zählte. Mehrere Jahre später war das Land öde und verwüstet und von etwa 5000 Menschen bewohnt.

Selbstverständlich waren bei solchen Zuständen die europäischen Reisenden und Kaufleute ihres Lebens und Eigentums keinen Augenblick sicher.

Berechtigten nun diese zerrütteten Zustände mit ihren Greueltaten und Verbrechen, welche schließlich den Untergang der Neger selbst herbeiführen mußten, die Europäer, die politische Oberherrschaft am Kongo mit Gewalt an sich zu reißen? P. Vermeersch behauptet es, wie wir gesehen, und er kann sich mit Recht auf das Ansehen sehr vieler älterer und neuerer Rechtslehrer und Theologen berufen. Schon Franz Victoria O. P., Solorzano und andere haben aus denselben Gründen die Unterwerfung wilder Völker unter die spanische Herrschaft legitimiert.

Wir verkennen das Gewicht dieser Gründe nicht und sind weit davon entfernt, jener Ansicht ihre Wahrscheinlichkeit zu bestreiten. Nur möchten wir einige Unterscheidungen und nähere Erläuterungen hinzufügen, um die Sache allseitiger klarzulegen.

Daß die bloße Inferiorität der Neger, ihre Unkultur oder Wildheit als solche den Europäern noch kein Recht gibt, die Negerstämme ihrer politischen Unabhängigkeit zu berauben, scheint uns unzweifelhaft. Mag auch Bildung und Kultur noch so hoch zu schätzen sein, welches Recht haben die Europäer, den Negern diese höhere Kultur mit Gewalt aufzuzwingen und sie zu diesem Zweck zu unterjochen?

Anders gestaltet sich die Frage, wenn es sich um Grausamkeiten, Verbrechen und Greuel aller Art handelt, die nicht bloß den Bestand der Eingebornen gefährden, sondern auch die Sicherheit der Reisenden und Kaufleute und der umwohnenden Völkerschaften bedrohen. Aber auch in diesem Falle scheint uns eine auswärtige Macht nur dann das Recht zu haben, wilde Stämme ihrer politischen Freiheit zu berauben, *wenn sich auf anderem Wege die genannten Greuel und Gefahren nicht wirksam verhindern lassen*. Ob und wann dies der Fall sei, läßt sich nicht allgemein entscheiden, sondern muß in jedem konkreten Fall untersucht werden. Aber das bloße Vorhandensein solcher Mißstände ver-

leiht noch kein Recht, die wilden Stämme ohne weiteres ihrer Selbständigkeit zu berauben. Erst wenn sich alle andern Mittel zur Verhinderung derselben als unwirksam erweisen, kann man sie mit Recht ihrer politischen Freiheit berauben. Die Entziehung der politischen Freiheit und Unabhängigkeit ist gewissermaßen die politische Enthauptung eines Volkes und deshalb die äußerste Maßregel, die nur dann in Anwendung kommen kann, wenn andere Mittel nicht helfen.

Wenden wir das Gesagte auf unsern Fall an, so hatte unseres Erachtens die Internationale Kongo-Vereinigung das Recht, auf den nur spärlich bewohnten und kultivierten Gebieten am Kongo Handelsstationen zu errichten, um von hier aus mit den Eingebornen friedlichen Handel zu treiben. Sie hatte auch das Recht, für die Sicherheit dieser Stationen und ihrer Agenten zu sorgen und zu diesem Zweck auch Truppen anzuwerben. Ferner durfte sie mit allem Nachdruck die sofortige Abbestellung der oben bezeichneten Verbrechen, der Menschenfresserei, des Sklavenhandels u. dgl., von den Häuptlingen fordern. Endlich hatten auch die Missionäre das Recht, den Auftrag des Erlösers, das Evangelium allen Völkern zu verkünden, auszuführen und zu diesem Zweck sich unter den Schutz der Vereinigung zu stellen. Ließen sich auf diesem Wege Ordnung und Sicherheit nicht genügend erreichen, so konnte die Gesellschaft schließlich die Stämme ihrer Herrschaft unterwerfen.

So ist man aber tatsächlich nicht vorangegangen. Als die Berliner Konferenz den Kongostaat anerkannt hatte, warb die Internationale Vereinigung bzw. Leopold II. belgische Truppen, und nun ging man an die Eroberung des Kongogebietes und die Unterjochung der Negerstämme, ohne sich im mindesten durch Rechtsbedenken beeinflussen zu lassen. Dank der Kühnheit und Entschlossenheit dieser Truppen vollzog sich die Unterwerfung in verhältnismäßig kurzer Zeit, so daß gegen Ende des vorigen Jahrhunderts die Souveränität Leopolds II. ungefähr im ganzen Kongostaat anerkannt war. Allerdings ist bei dieser Eroberung nicht wenig Blut geflossen.

Leopold II. kann sich freilich damit entschuldigen, daß er nur nach demselben Grundsatz gehandelt habe, dem fast alle europäischen Staaten in Afrika gefolgt sind: Nimm, wo noch etwas zu nehmen ist.

Doch wie dem auch sei, tatsächlich läßt sich das nun einmal Geschehene jetzt nicht mehr rückgängig machen. Die Missionäre am Kongo versichern uns einstimmig: Wollte sich die heutige Kongoregierung mit ihren Beamten und Truppen aus dem Lande zurückziehen, so würde nicht nur alles

bisher Geschaffene vernichtet, sondern es würden auch die Zustände noch viel schlimmer werden, als sie vor der Ankunft der Europäer waren. Die Erbitterung der Neger über die Art und Weise, wie man sie ihrer Unabhängigkeit beraubt und ausgebeutet hat, ist allgemein und heftig. Um das Leben und das Eigentum der Europäer wäre es geschehen, ihre Niederlassungen würden vernichtet, und die alte Barbarei würde in erhöhtem Maße wiederkehren. Selbst die Missionäre wären ihres Lebens nicht mehr sicher. Man wird deshalb sagen müssen: der jetzige Kongostaat ist durch alles bisher Geschehene eine strenge Notwendigkeit geworden. Der Grundsatz salus publica suprema lex bildet die schließliche Grundlage des Rechtsbestandes des heutigen Kongostaates.

Weil man sowohl bei Gelegenheit der Berliner Konferenz als seither in den belgischen Kontroversen über die Kongofrage an die berühmte Demarkationslinie Alexanders VI. erinnert hat, und der Gedanke daran bei unsern Untersuchungen vielleicht von selbst manchem Leser aufgestiegen ist, so fügen wir noch einige Bemerkungen darüber hinzu:

Nach den bedeutsamen Entdeckungen an der Westküste Afrikas durch Heinrich den Seefahrer und seine Nachfolger wandten sich die Portugiesen schon unter Calixt III. an den Heiligen Stuhl, um sich die Rechtsansprüche auf ihre Entdeckungen zu sichern. Der Papst war damals der von allen christlichen Völkern anerkannte Friedensrichter, der Europa vor vielen blutigen Kriegen bewahrt hat. Calixt sprach Portugal das ausschließliche Recht zu, vom Kap Bojador bis nach Guinea Kolonien zu gründen und Handel zu treiben: auch Spanien anerkannte dieses Recht.

Als dann Kolumbus Amerika entdeckte, entbrannte ein heftiger Streit zwischen Portugal und Spanien, weil König Emanuel von Portugal auf Grund des mit Spanien abgeschlossenen Vertrages das neu entdeckte Land für sich in Anspruch nahm. Ferdinand von Spanien wandte sich an den Papst, um von ihm möglichst schnell eine günstige Abgrenzungslinie zu erlangen. Alexander VI. entsprach seinen Wünschen und unterzeichnete am 3. und 4. Mai 1493 drei Aktenstücke von weitgehender Bedeutung. Das erste überträgt Spanien in der Form einer Schenkung das ausschließliche Besitzrecht über die von Kolumbus entdeckten oder noch zu entdeckenden Länder, soweit dieselben nicht schon einer christlichen Macht angehören. Die Schenkung ist aber an die Bedingung geknüpft, daß Spanien den christlichen Glauben in den neu entdeckten Gegenden nach Kräften ausbreite. Das zweite Schriftstück bezeichnet die Privilegien näher, welche Spanien

in diesen Gegenden verliehen werden. Das dritte Schreiben endlich, vom 4. Mai 1493, bestimmt die Grenzen des Aktionsgebietes Spaniens und Portugals. Die Linie sollte vom Nord- zum Südpol hundert spanische Leguen westlich von den Azoren und Kap Verde laufen. Was westlich von dieser Grenze lag, wurde Spanien zugesprochen. Am 25. September desselben Jahres folgte dann noch eine weitere Erklärung Alexanders VI. in dem Sinn, daß alle neuen Entdeckungen, welche durch Fahrten im Westen oder Süden in Indien gemacht würden, Spanien zufallen sollten[1].

Diese Grenzlinie Alexanders VI., die später jedoch etwas verschoben wurde, hatte grundlegende Bedeutung für die weitere Entwicklung Spaniens und Portugals in der Neuen Welt. Das ist das Tatsächliche an der Demarkationslinie Alexanders VI. Die später aufgekommene Erzählung, Alexander habe auf einer ihm dargereichten Karte mit fester Hand eine Linie gezogen, welche die Grenze bezeichnen sollte, ist eine Erfindung[2].

Die genannten päpstlichen Sprüche werden nun nicht selten als unerträgliche Anmaßungen, als grobe Rechtsverletzungen gebrandmarkt; sie sollen uns Katholiken jedenfalls, so sagt man, das Recht nehmen, die kolonialen Eroberungen der heutigen europäischen Mächte als ungerecht zu bezeichnen. Ist dem wirklich so?

Um die Frage richtig zu beantworten, müssen wir vor allem feststellen, daß es sich bei diesen Sprüchen nicht um feierliche, die ganze Kirche verpflichtende Lehrentscheidungen handelt, daß sie also mit der Frage der päpstlichen Unfehlbarkeit nichts zu tun haben. Wir bemerken das, weil viele ältere Schriftsteller in der Entscheidung Alexanders VI. nur eine Anwendung einer unrichtigen Theorie erblicken, die von manchen Theologen und Kanonisten des 14. Jahrhunderts aufgestellt wurde. Nach dieser Theorie steht den Päpsten nicht nur in geistlichen, sondern auch in zeitlichen Dingen die direkte oberste Herrschaft zu[3]. Diese Ansicht und jede auf dieselbe sich stützende Rechtfertigung der Sprüche Calixts III. und Alexanders VI. wurde jedoch von den meisten Theologen mit aller Entschiedenheit verworfen[4].

---

[1] Vgl. diese Zeitschrift XLVI 385 ff; Pastor, Geschichte der Päpste seit dem Ausgang des Mittelalters III[3] 518 ff. [2] Vgl. diese Zeitschrift a. a. O. 388.

[3] Dieselbe wird u. a. verteidigt von Solorzano, De Indiorum iure, tom. I. (Matriti 1653), l. 2 c. 23, n. 63 ff und c. 24, n. 19 ff, der sich auf sehr viele Autoren beruht.

[4] So z. B. von Fr. Victoria O. P. (Relectio V, De Indis, 2); Suarez (De fide, disp. 18, s. 1, n. 7); Bañez (In 2, 2, q. 10, a. 10); De Lugo (De fide, disp. 19; s. 2, n. 102).

In den päpstlichen Schreiben ist auch nichts enthalten, was irgendwie die Absicht bekundet, die bisherigen rechtmäßigen Besitzer und Eigentümer ihrer Rechte zu berauben.

Kardinal Cajetan[1] und Kardinal Bellarmin[2] wollen in den päpstlichen Schreiben nur ein den Spaniern und Portugiesen gewährtes Privilegium erblicken, in den neu entdeckten Ländern das Evangelium zu verkünden und in denselben die Missionäre und Neubekehrten zu schützen. Aber diese Erklärung läßt sich, wie Vermeersch[3] richtig bemerkt, nur schwer mit dem Wortlaut der Bulle Alexanders VI. Inter cetera vereinigen[4]. Die Worte wollen etwas mehr besagen.

Wie ist also die „Schenkung“ des Papstes zu verstehen? Dieselbe kann sich nur auf das Recht beziehen, die neu entdeckten Länder mit Ausschluß anderer europäischer Mächte ihrer Herrschaft zu unterwerfen. Vorausgesetzt wird als selbstverständlich, daß diese Unterwerfung auf rechtmäßige Weise sich vollziehe. Schon bestehende und wohlerworbene Rechte der Einzelnen konnte und wollte der Papst nicht annullieren. In einer ähnlichen Konzession von Portugal vom Jahre 1497 bediente sich Alexander VI. derselben Formel „schenken“, mit einer ausdrücklichen Einschränkung, welche sich auf die freiwillige Unterwerfung der Eingebornen bezog. Es heißt in derselben, der Papst verleihe dem König Emanuel die Herrschaft über alle Städte und Länder, welche ihn freiwillig als ihren Herrn

[1] In l. 2, q. 66, a. 8. [2] De Romano Pontifice l. 5, c. 2.
[3] La question congol. 43.
[4] Nachdem der Papst die Souveräne Spaniens, Ferdinand und Elisabeth, bringend ermahnt, das Christentum mit allen Kräften in den neuen Ländern zu verbreiten, will er sie durch seine Freigebigkeit und kraft apostolischer Vollmacht in diesem Unternehmen unterstützen. Zu diesem Zweck bezeichnet er zuerst die Linie, welche als Grenze zwischen Portugal und Spanien gelten solle; dann schenkt er und weist er den spanischen Majestäten alle Inseln und Kontinente an, die westlich und südlich von dieser Linie liegen und schon entdeckt sind oder noch entdeckt werden; cum omnibus illarum dominiis, civitatibus, castris, locis et villis, iuribusque et iurisdictionibus ac pertinentiis universis, vobis haeredibusque et successoribus vestris (Castellae et Legionis regibus) in perpetuum, tenore praesentium, donamus et assignamus: vosque et haeredes et successores praefatos illarum dominos cum plena, libera et omnimoda postestate, auctoritate et iurisdictione facimus, constituimus et deputamus. Es wird dann auch ausdrücklich hinzugefügt, daß alle christlichen Fürsten, die schon vor Weihnachten des Jahres 1492 in den genannten Gegenden Besitzungen gehabt, dieselben behalten sollen, und festgesetzt, daß ohne die königliche Erlaubnis niemand aus was immer von einem Grunde dieselben betreten dürfe. Vgl. Bullarium Romanum V 363.

anerkennen und ihm Abgaben entrichten würden [1], und er wolle auch in keiner Weise die Könige, Fürsten oder Herren, die dort ein Recht besitzen, desselben berauben. Er hat also bloß als Schiedsrichter die Ansprüche Portugals und Spaniens geteilt, um dadurch verderbliche Kriege zu verhindern, die zwischen den christlichen Mächten in der Neuen Welt entstehen konnten und die Christianisierung der Heiden verhindert oder beeinträchtigt hätten. Dazu war er nicht bloß als damals allgemein anerkannter Schiedsrichter der christlichen Völker, sondern auch als Oberhaupt der Kirche berechtigt, dem es zusteht, für die Verkündigung des Evangeliums zu sorgen und die Hindernisse derselben zu beseitigen. Wollen wir also die Tat Alexanders VI. in die moderne Diplomatensprache übersetzen, so hat er die Interessensphäre zwischen den beiden streitenden Mächten abgegrenzt und beiden das ausschließliche Recht zuerkannt, in ihrer Sphäre friedliche und rechtmäßige Erwerbungen von Ländergebieten zu machen.

Ganz mit Unrecht berufen sich deshalb die modernen Staaten für ihre willkürlichen Annexionen fremden Eigentums auf das Beispiel oder die Machtsprüche der Päpste.

---

[1] Die Worte lauten: „Te ac haeredes successores tuos . . . auctoritate omnipotentis Dei nobis in B. Petro concessa, de civitatibus, castris, locis, terris ac dominiis infidelium, quae tibi ditionique tuae subiici, et quae te in dominum cognoscere seu tributum solvere velle contigerit, sine alicuius christiani principis, cui ius in illis sit quaesitum, praeiudicio, auctoritate Apostolica tenore praesentium investimus, illaque tibi haeredibusque et successoribus tuis . . . in perpetuum tenenda, regenda et gubernanda ac ad illis libere dominandum . . . libere donamus, concedimus et assignamus, ac illa conquirendi plenam et liberam facultatem elargimur, dictrictius inhibentes quibuscunque regibus, principibus et dominis temporalibus, quibus ius quaesitum non foret, ne se contra sic se tibi subiicere volentes quovis modo opponere, nec tibi propterea bellum movere seu alias molestare praesumant." Vgl. Raynald, Annal. a. 1497 n. 33; Pastor, Geschichte der Päpste seit dem Ausgang des Mittelalters III[3] 519; Hergenröther, Katholische Kirche und christlicher Staat (1872) 337 ff.

(Schluß folgt.)

Viktor Cathrein S. J.

Der Niedergang einer großen Nation.

„Man braucht in Frankreich nur konsequent fortzumachen im Sinne des Paul Bertschen Systems, daß ‚die Religion allüberall der Sittlichkeit störend in den Weg trete', und man wird in wenigen Jahren erleben, wie die von der Religion emanzipierte Volksschule eine selbstmörderische Generation großzuziehen geeignet ist." So schrieb vor einem Vierteljahrhundert der vor kurzem verstorbene protestantische Moralstatistiker A. v. Öttingen[1]. In welchem Umfange sich diese prophetischen Worte in ihrem nächstliegenden Sinne, d. h. in ihrer Anwendung auf die Selbstmordfrequenz bewahrheitet haben, werden wir weiter unten nachweisen. Aber man kann auch in übertragenem Sinne von dem Selbstmord einer Nation sprechen, insofern sie durch gesetzgeberische Verfügungen ihrer gewählten Vertreter und durch Verwaltungsmaßregeln ihrer verantwortlichen Leiter selbst ihren Untergang oder wenigstens den Verlust ihrer ehemaligen achtunggebietenden Stellung in der Reihe der großen Nationen herbeigeführt hat. Auch in diesem Sinne ist die Voraussagung Öttingens an dem französischen Volke in Erfüllung gegangen.

Die Hauptfaktoren für die Bedeutung eines Staates sind die Zahl, die wirtschaftliche Leistungsfähigkeit und die sittliche Tüchtigkeit seiner Bewohner. Wir wollen daher an der Hand der amtlichen Statistik prüfen, wie sich im Vergleich mit andern Völkern bei der französischen Nation diese Faktoren in der Periode der Emanzipation Frankreichs vom Einflusse der Religion entwickelt haben.

Wenn wir zum Vergleiche in erster Linie die Ergebnisse der deutschen Statistik heranziehen, so geschieht das nicht deshalb, weil wir die deutschen Zustände als zufriedenstellend oder gar als mustergültig ansehen, sondern einmal, weil uns dieselben am besten bekannt sind und dann auch, weil bei Beginn der zu beobachtenden Periode die Situation der beiden großen Nationen eine einigermaßen analoge war. Wenn auch an Volkszahl schon damals Deutschland den westlichen Nachbarn überragte, so war doch, wie wir unten näher darlegen werden, der Unterschied damals noch nicht so bedeutend. Anderseits hatte Frankreich auf wirtschaftlichem Gebiete damals

[1] Die Moralstatistik in ihrer Bedeutung für eine Sozialethik[3], Erlangen 1882, 768.

in manchen Beziehungen noch einen Vorsprung vor dem neuen Deutschen Reiche, und auch die Merkmale, nach denen man gewöhnlich den Stand der Volkssittlichkeit beurteilt, sprachen damals zu Gunsten der Franzosen.

Die Volkszahl ist vielfach als das für die Bedeutung eines Staates im letzten Grunde Ausschlaggebende, als der wichtigste Machtfaktor bezeichnet worden. Das können wir nur unter gewissen Einschränkungen als richtig gelten lassen. Zunächst versteht es sich von selbst, daß Bevölkerungen, die auf einer so niedrigen Kulturstufe stehen, daß sie die großen Hilfsmittel der modernen Zivilisation nicht zu verwerten verstehen, trotz großer numerischer Überzahl einem einigermaßen bedeutenden zivilisierten Staate nicht gewachsen sein können. Aber auch unter zivilisierten Staaten kann eine große wirtschaftliche Überlegenheit, eine glückliche Gestaltung der inneren Verhältnisse, ein friedliches gesundes Volksleben auf der Grundlage der Sittlichkeit und Gerechtigkeit, und eine gute Organisation der Wehrkraft den Nachteil der geringen Volkszahl einigermaßen ausgleichen. Voraussetzung bleibt aber, daß der Unterschied in der Volkszahl bei den zu vergleichenden Staatswesen nicht ein allzu großer sei, und darum kommt unter allen Umständen die Volkszahl als einer der wichtigsten Machtfaktoren mit in Betracht.

Was nun die Zahl der französischen Bevölkerung angeht, so betrug dieselbe bei der letzten Volkszählung vor dem Deutsch-französischen Kriege (April-Mai 1866) nach dem Annuaire statistique de la France (1887, 12) 38 067 064 Einwohner. Die Zählung für den Norddeutschen Bund und die süddeutschen Staaten am 3. Dezember 1867 ergab[1] 38 581 522 Einwohner[2]. Bei Ausbruch des Krieges waren also die beiden rivalisierenden Staaten an Volkszahl einander ungefähr gleich. Durch die Abtretung von Elsaß-Lothringen (mit 1 597 228 Einwohnern) und den Menschenverlust infolge des Krieges verringerte sich die Bevölkerung Frankreichs um ungefähr 2 Millionen Seelen, während die viel geringeren Menschenverluste auf deutscher Seite durch die neu hinzugekommene Bevölkerung der Reichslande weitaus aufgewogen wurden. Seit Wiederherstellung des Friedens hat sich die Volkszahl der beiden Staaten nach den Ergebnissen der amtlichen Zählungen in folgender Weise entwickelt:

---

[1] Zeitschrift des Kgl. Preuß. Statist. Bureaus 1868, 250. Die in der daselbst angegebenen Gesamtsumme mitenthaltene Ziffer für Luxemburg haben wir abgezogen.

[2] Wohnbevölkerung.

Bevölkerung Frankreichs		Durchschnittliche jährliche Zunahme in % der mittleren Bevölkerung	Bevölkerung des Deutschen Reiches		Durchschnittliche jährliche Zunahme in % der mittleren Bevölkerung
1872:	36102901	—	1871:	41058792	—
1876:	36905788	0,55	1875:	42727360	1,00
1881:	37405090	0,27	1880:	45234061	1,14
1886:	37930759	0,28	1885:	46855704	0,70
1891:	38133385	0,11	1890:	49428470	1,07
1896:	38269011	0,07	1895:	52279901	1,12
1901:	38961945	0,20	1900:	56367178	1,50
			1905:	60605183	1,45

Während zu Anfang der siebziger Jahre die beiden Staaten trotz des Vorsprunges auf deutscher Seite an Volkszahl einander noch einigermaßen gewachsen waren, hat sich im Laufe der beiden letzten Jahrzehnte der Abstand so sehr erweitert, daß dadurch schon jetzt eine vollständige Verschiebung des Machtverhältnisses eingetreten ist. Die französische Bevölkerung macht jetzt nicht einmal mehr zwei Dritteile der deutschen aus. Die Differenz beträgt mehr als 20 Millionen Seelen, also mehr als die gesamte Bevölkerung Spaniens oder als diejenige von Belgien, Holland, Dänemark und Schweden zusammengenommen. Bei gleichbleibender Entwicklung wird nach weiteren drei Jahrzehnten die Bevölkerung Frankreichs noch nicht die Hälfte der deutschen ausmachen.

Daß diese Gestaltung der Bevölkerungsverhältnisse für die Stellung Frankreichs unter den europäischen Völkern äußerst nachteilig und verhängnisvoll ist, liegt auf der Hand. Aber ein langsames Wachstum und selbst eine Abnahme der Bevölkerung ist nicht immer und unter allen Umständen ein Kennzeichen physischen oder moralischen Verfalls. Wenn, wie das beispielsweise bei dem irischen Volke der Fall ist, eine durch fremde Unterdrückung herbeigeführte wirtschaftliche Notlage alljährlich einen großen Teil der Bevölkerung zur Auswanderung, einen noch größeren zur Ehelosigkeit oder zu ungebührlicher Verzögerung der Eheschließung nötigt, so wäre es offenbar ungerecht, wenn man aus der ungünstigen Gestaltung der Bevölkerungsbewegung auf einen sittlichen Verfall der Bevölkerung schließen wollte. Überhaupt kann nicht das tatsächliche Wachstum der Bevölkerung und auch nicht die Höhe des Geburtsüberschusses uns Aufschluß darüber geben, ob die Bevölkerungsbewegung eine normale ist, wie sie sich bei einer sittlich gesunden Bevölkerung aus der gottgewollten Ordnung der Natur ergeben muß. Das erstere, das tatsächliche Wachstum der Bevölkerung,

deshalb nicht, weil es in weitem Maße durch die Einwanderung und Auswanderung beeinflußt wird, einen Faktor, der an sich einen Rückschluß auf den sittlichen Zustand der Bevölkerung nicht gestattet. Aber auch der Überschuß der Geburten über die Todesfälle ist kein richtiger Maßstab für die Beurteilung der sittlichen Kraft und Gesundheit eines Volkes, da er wesentlich abhängt von der Höhe der Sterblichkeit, die nur zum geringeren Teile durch Umstände moralischer Natur, vorwiegend aber durch physische und soziale Umstände bestimmt wird. Es bleibt also auf dem Gebiete der natürlichen Bevölkerungsbewegung nur die Höhe der Geburtenziffer als Gradmesser des sittlichen Gesundheitszustandes übrig. Allerdings wird auch die Geburtenziffer durch die physische Beschaffenheit der Bevölkerung und durch soziale Verhältnisse beeinflußt, aber doch in viel geringerem Maße als die Sterblichkeit. Der freie Wille des Menschen ist für die Höhe der Geburtenziffer in weitem Umfange mitbestimmend und mitverantwortlich, und darum kann mit Recht eine anormale Gestaltung der Geburtenziffer als ein Zeichen sittlichen Verfalls angesehen werden, wofern nicht nachweisbar andere Ursachen störend in die natürliche Entwicklung der Geburtenfrequenz eingegriffen haben.

Prüfen wir also die Entwicklung der Geburtenziffer in Frankreich in den drei letzten Jahrzehnten und vergleichen wir sie wiederum mit der deutschen Geburtenziffer im gleichen Zeitraum.

Jahr	Durchschnittliche Anzahl der Lebendgebornen		Auf je 100 Einwohner kommen Lebendgeborne	
	in Frankreich	im Deutschen Reich	in Frankreich	im Deutschen Reich
1872—1875	954498	1670501	2,64	4,00
1876—1880	941056	1730437	2,53	3,95
1881—1885	934577	1704741	2,47	3,70
1886—1890	882678	1759288	2,31	3,65
1891—1895	857291	1844068	2,23	3,63
1896—1900	848710	1956523	2,20	3,60
1901—1903	843121	2013375	2,16	3,49

Wir sehen, wie die Zahl der Geburten in Frankreich von Jahrfünft zu Jahrfünft abnimmt, während sie in Deutschland mit Ausnahme der Periode 1881—1885 beständig wächst. Der Abstand wird daher immer größer. In der ersten Periode hatte das Deutsche Reich jedes Jahr durchschnittlich 716003 Geburten mehr als Frankreich, in der letzten 1170254; die Zahl der Geburten in Deutschland beträgt jetzt das $2^1/_2$fache von derjenigen Frankreichs. Im Jahre 1872 wurden in Frankreich bei einer

Bevölkerung von 36 Millionen Seelen noch 966 000 Lebendgeburten gezählt; einschließlich der Totgeburten waren es sogar mehr als 1 Million. Im Jahre 1903 zählte man nur 826 716 Lebendgeburten und 39 074 Totgeburten. Nur das Kriegsjahr 1871 hat eine ebenso geringe Zahl von Geburten (826 000 Lebendgeburten und 40 000 Totgeburten); sonst findet sich in dem ganzen Jahrhundert, nicht einmal in der Zeit der großen napoleonischen Kriege, ein Jahr, das eine so niedrige Zahl von Geburten aufzuweisen hätte wie das Jahr 1903. Mit der absoluten Zahl der Geburten ist natürlich auch die Geburtenziffer, welche das Verhältnis der Geburten zur Gesamtzahl der Bevölkerung ausdrückt, von Periode zu Periode gesunken, von 2,64 Geburten auf je 100 Einwohner in den Jahren 1872—1876 auf 2,16 Prozent in den Jahren 1901—1903. Der Rückgang beträgt also beinahe ein halbes Prozent in dreißig Jahren.

Allerdings ist auch die deutsche Geburtenziffer in diesem Zeitraum um ein halbes Prozent zurückgegangen. Aber abgesehen davon, daß sich die deutsche Geburtenziffer noch immer auf einer beträchtlichen Höhe erhalten hat, die diejenige aller west- und mitteleuropäischen Länder überragt, findet der Rückgang der Geburtenziffer in Deutschland durch die außerordentlich starke Auswanderung in den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts eine naheliegende Erklärung. In den Jahren 1880—1892 sind nicht weniger als 1 695 948 Reichsangehörige aus Deutschland ausgewandert, im ganzen von 1872 bis 1903 nach der deutschen Auswanderungsstatistik mehr als $2^1/_2$ Millionen. In Wirklichkeit war die Zahl noch erheblich höher, da nach der amerikanischen Einwanderungsstatistik allein in den Vereinigten Staaten in diesem Zeitraum mehr als 3 Millionen Deutsche eingewandert sind. Die Zahl der im Deutschen Reiche lebenden Ausländer hat dagegen seit der Zählung vom 1. Dezember 1871 nur um 500 000 bis 600 000 zugenommen. Da nun erfahrungsgemäß die Auswanderung nicht aus Greisen und Menschen in vorgerücktem Lebensalter, sondern vorwiegend aus Personen in der kräftigsten Periode des Lebens, Ledigen in heiratsfähigem Alter, jungverheirateten Ehepaaren und Kindern besteht, die voraussichtlich in beträchtlichem Umfang zur Vermehrung der Geburtenfrequenz beigetragen haben würden, so kann man sich nicht wundern, wenn durch einen Überschuß der Auswanderung von $2^1/_2$ Millionen Seelen die Geburtenziffer zeitweise vermindert wird. Ein weiteres Sinken der Geburtenfrequenz müßte allerdings jetzt, wo die Auswanderung sich in bescheidenen Grenzen hält, als ein für Deutschland bedenkliches Zeichen angesehen werden.

Ganz anders liegt die Sache in Frankreich. Dort belief sich die gesamte Auswanderung in den Jahren 1872—1893 auf 181 723 Personen. Seitdem veröffentlicht das Annuaire statistique de la France überhaupt nicht mehr die Zahl der Auswanderer; seit dem Jahre 1900 findet sich im Jahrbuch in dem Abschnitt Territoire et population auch eine Rubrik mit der Überschrift Émigration, aber regelmäßig mit dem Zusatz Statistique non dressée, ein Verfahren, das wohl in Europa einzig dastehen dürfte. Nach der amerikanischen Einwanderungsstatistik betrug die Gesamtzahl der französischen Einwanderer, einschließlich der für Brasilien, Uruguay und Argentinien bestimmten, in den Jahren 1894—1901 noch nicht 50 000, so daß man die gesamte französische Auswanderung in den letzten drei Jahrzehnten etwa auf $^1/_4$ Million oder höchstens 300 000 Menschen veranschlagen kann. Über die Zahl und die Zunahme der Ausländer in Frankreich läßt sich bei der Unvollständigkeit und Unzuverlässigkeit der diesbezüglichen Erhebungen nur schwer eine klare Übersicht gewinnen, zumal seitdem das Bestreben sich geltend gemacht hat, der unzureichenden Vermehrung der einheimischen Bevölkerung durch zahlreiche Naturalisationen von Ausländern nachzuhelfen. Im Jahre 1896 wurden 1 051 907 Ausländer gezählt und 202 715 Naturalisierte. Bezüglich der Zählung von 1901 ist die Zahl der Naturalisierten noch nicht veröffentlicht worden; Ausländer wurden angeblich nur 1 037 778 gezählt, aber eine Berechnung der Bevölkerung auf Grund der seit der Zählung von 1896 festgestellten Zahlen der Geburten und Sterbefälle ergibt eine um 224 564 Personen geringere Bevölkerung, als tatsächlich bei der Zählung von 1901 konstatiert wurde, so daß man mit Grund annehmen kann, daß die Zahl der Ausländer in Wirklichkeit beträchtlich höher ist. Auf jeden Fall überwiegt die Einwanderung in Frankreich die Auswanderung um ein bedeutendes, da allein in den Jahren 1872—1886 die Zahl der Ausländer nachweislich um mehr als 400 000 gewachsen ist, ungerechnet die Naturalisierten, deren im Jahre 1886 schon 103 886 gezählt wurden. Bei der französischen Bevölkerung ist also die Abnahme der Geburtenfrequenz keineswegs durch Verminderung der zeugungsfähigen Altersklassen herbeigeführt, da im Gegenteil diese Klassen eine Verstärkung durch die Einwanderung erhalten haben, sondern entweder muß die physische Zeugungskraft abgenommen haben, oder es muß unter der Bevölkerung die Tendenz bestehen, die Kinderzahl noch mehr als bisher einzuschränken.

Die Abnahme der Geburtenfrequenz läßt sich bei Frankreich das ganze 19. Jahrhundert hindurch verfolgen, aber dieselbe war in den ersten sieben Jahrzehnten mehrfachen Schwankungen unterworfen und bei weitem nicht so stark wie in den letzten drei Dezennien. Berechnet man nämlich aus den im Annuaire statistique de la France (1904, 10*—11*) für jedes einzelne Jahr seit 1806 angegebenen Geburtenziffern den Durchschnitt für fünfjährige Perioden, so ergibt sich folgende Übersicht:

	Auf je 100 Einwohner kommen Lebendgeborne		Auf je 100 Einwohner kommen Lebendgeborne
1806—1810:	3,17	1841—1845:	2,81
1811—1815:	3,17	1846—1850:	2,67
1816—1820:	3,20	1851—1855:	2,61
1821—1825:	3,14	1856—1860:	2,66
1826—1830:	3,05	1861—1865:	2,67
1831—1835:	2,96	1866—1870:	2,59
1836—1840:	2,86		

In den ersten beiden Jahrzehnten des hier betrachteten Zeitraums war also die Abnahme der Geburtenziffer nach deu amtlichen Aufstellungen nur unbedeutend (von 3,17 auf 3,14 Prozent), stärker dagegen im dritten Jahrzehnt (von 3,05 auf 2,81 Prozent), und am stärksten in den Jahren 1841—1850, in denen die Geburtenziffer bis auf 2,67 Prozent herabging. Aber es ist fraglich, wie weit diese Abnahme eine wirkliche war. Nach E. Levasseur (La population française II 16), dem besten Kenner der französischen Bevölkerungsstatistik, sind sowohl die allgemeinen Volkszählungen als auch die Erhebungen über die Bewegung der Bevölkerung bis in die vierziger Jahre des vorigen Jahrhunderts in Frankreich sehr unvollständig und mangelhaft gewesen, so daß man aus den Ergebnissen derselben sichere Schlußfolgerungen nicht ableiten kann. Daß schon bis zum Jahre 1846 eine bedeutende Abnahme der Geburtenfrequenz stattgefunden hat, ist allerdings zweifellos, aber der Umfang der Abnahme und die Verteilung auf die einzelnen Abschnitte dieses Zeitraums lassen sich nicht mit Gewißheit feststellen.

Von Mitte der vierziger bis Mitte der siebziger Jahre des vorigen Jahrhunderts ist die französische Geburtenziffer fast stationär geblieben. Wohl trat zu Anfang der fünfziger Jahre infolge der Cholera und des Krimkrieges ein kleiner Rückgang ein, aber die Geburtenziffer hob sich wieder in den folgenden Perioden und hatte im Jahrfünft 1861—1865 die gleiche Höhe wie in den Jahren 1846—1850 (2,67 Prozent). Im folgenden Jahrfünft, 1866—1870, erfolgte eine etwas stärkere Abnahme,

die aber zum Teil auf Rechnung des Krieges gesetzt werden muß, da für das letzte Jahr dieses Zeitraums die in Elsaß-Lothringen erfolgten Geburten nicht mit in Rechnung gezogen und die Anmeldungen und Eintragungen der Geburten infolge der Kriegsereignisse nicht überall ordnungsmäßig erfolgt sind. Das Jahr 1871 ist natürlich ganz anormal und muß deshalb bei Berechnung des Durchschnittes ausscheiden. Für die vier übrigen Jahre der nächsten Periode, 1872—1875, ergeben sich, wie wir oben schon gesehen haben, als Durchschnitt 2,64 Lebendgeburten auf je 100 Einwohner, also nur um 0,03 Prozent weniger als in den Jahren 1846—1850. Um so mehr muß demnach der starke Rückgang in den drei Jahrzehnten von 1872 bis 1903 auffallen (von 2,64 auf 2,16 Prozent). Er ist 16mal so groß wie die Abnahme von 1846 bis 1876 und zweifellos ein reeller Rückgang, da man ihn nicht mehr wie in den ersten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts auf Rechnung eines Unterschiedes in der Genauigkeit der statistischen Erhebungen setzen kann. Letztere läßt allerdings auch jetzt noch in Frankreich viel zu wünschen übrig, aber der Grad der Ungenauigkeit wird bei den Zählungen der letzten Jahrzehnte wohl ungefähr der gleiche sein, da durchgreifende Änderungen in dem Erhebungsmodus in diesem Zeitraum nicht stattgefunden haben.

Was aber das bedenklichste bei dem Rückgang der französischen Geburtenfrequenz in den letzten Jahrzehnten ist, das ist die Beständigkeit der Abnahme. Ohne Unterbrechung von Periode zu Periode geht die Geburtenziffer zurück. Das eröffnet die trübsten Aussichten für die Zukunft des französischen Volkes, da es nicht wahrscheinlich ist, daß ein Stillstand in dieser Bewegung eintritt, wenn nicht ein gründlicher Wandel sich in den Verhältnissen vollzieht, die diesen traurigen Zustand herbeigeführt haben; noch viel weniger ist eine Aufwärtsbewegung der Geburtenfrequenz zu erwarten. Im Gegenteil deutet alles darauf hin, daß es auf der abschüssigen Bahn noch weiter gehen wird. Die schwachbesetzten Altersklassen, die im letzten Jahrzehnt zur französischen Bevölkerung hinzugekommen sind, werden, wenn sie in das zeugungsfähige Alter treten, viel geringer an Zahl sein als diejenigen Klassen, denen sie selbst das Dasein verdanken, und werden daher bei gleichbleibender Vermehrungstendenz naturgemäß noch weniger Kinder erzeugen. Die französische Geburtenziffer hat jetzt schon einen Tiefstand erreicht, wie er sonst wohl in einzelnen Verwaltungsgebieten mit ganz abnormen Bevölkerungsverhältnissen und einigen Großstädten, aber in keinem zivilisierten Staate der Gegenwart vorkommt. Was wird da

erst geschehen, wenn diese geringfügige Geburtenziffer noch weiter zurückgeht! Im Jahrzehnt 1891—1900 haben vier Jahre einen Überschuß der Sterbefälle über die Geburten, sechs einen Überschuß der Geburten über die Sterbefälle ergeben, welch letzterer aber nur in den Jahren 1896 und 1897 einigermaßen beträchtlich war (94 000 bzw. 108 000), während er in den übrigen Jahren nur 30 000—40 000, im Jahre 1893 sogar nur 7000 betrug. Und selbst dieser geringe Überschuß wurde nur dadurch erzielt, daß die Sterblichkeit ziemlich beträchtlich abnahm, was ja nicht zu verwundern ist bei der geringen Zahl der Kinder, die bekanntlich der Sterblichkeit am meisten ausgesetzt sind. Aber die Besserung der Sterblichkeit hat eine Grenze, da sich der Tod durch Einschränkung einiger Todesursachen wohl hinausschieben, nicht jedoch beseitigen läßt. Eine fortwährende Abnahme der Geburten aber führt schließlich entweder zum Aussterben einer Nation oder zu einer immer stärker werdenden Aufnahme fremder Elemente, wodurch die Nation als solche auf die Dauer ebenfalls dem Untergang entgegengehen muß. Gewiß, die französische Nation ist davon einstweilen noch weit entfernt. Jahrzehnte hindurch können Geburten und Sterbefälle sich noch einigermaßen die Wage halten und die Bevölkerung des Landes auf dem gegenwärtigen Niveau erhalten oder mit Hilfe der Einwanderung sogar eine mäßige Zunahme herbeiführen, aber die Bevölkerungsbewegung hat eine Richtung eingeschlagen, die, wie die bedeutendsten französischen Soziologen und Statistiker wiederholt hervorgehoben haben, bei konsequenter Weiterentwicklung auf die Dauer unausbleiblich zu einer Katastrophe führen muß.

Man hat vielfach geglaubt, daß die geringe Geburtenfrequenz der französischen Nation auf physische Ursachen zurückzuführen sei, und dieselbe mit der angeblichen geringen Fruchtbarkeit der romanischen Völker in Verbindung gebracht. Daß durchschnittlich die Slaven fruchtbarer sind als die Germanen, die Germanen fruchtbarer als die Romanen, ist allerdings eine feststehende Tatsache, ob das aber auf physische Ursachen oder auf moralische zurückzuführen ist, das wollen wir hier nicht erörtern. Jedenfalls zeigt die Statistik, daß die italienische und spanische Geburtenziffer der deutschen im Durchschnitt ungefähr gleichkommt und über diejenige Englands und der skandinavischen Länder weit hinausgeht; ebenso ist die portugiesische Geburtenziffer größer als die englische und skandinavische, von der rumänischen gar nicht zu reden. Es kann also nicht die Zugehörigkeit zu den romanischen Völkern der Umstand sein, auf den die

geringe Geburtenfrequenz der französischen Nation zurückzuführen ist. Aber auch der französische Volksstamm als solcher kann keineswegs als unfruchtbar bezeichnet werden. Man braucht ja nur an die bekannte außerordentlich starke Vermehrung der französischen Kanadier zu erinnern, und auch in Frankreich selbst hat, wenn man den älteren statistischen Erhebungen trauen darf, die Geburtenziffer gegen Ende der Regierung Ludwigs XVI. 3,7—3,9 auf je 100 Einwohner betragen, eine Ziffer, die jetzt nur noch in den geburtenreichen Staaten Osteuropas und der Balkanhalbinsel erreicht wird.

Dann hat man gemeint, daß der gewaltige Menschenverlust in den Kriegen der großen Revolution und des ersten Kaiserreiches die physische Kraft des französischen Volkes erheblich beeinträchtigt habe. Dieser Menschenverlust war in der Tat ein ungeheurer. Der Statistiker Fournier de Flaix schätzt ihn auf $2^1/_2$ Millionen, und G. Lagneau[1], der eine sehr eingehende Untersuchung über diesen Gegenstand angestellt hat, glaubt, daß diese Schätzung noch zu niedrig sei. Fast die ganze junge kräftige Mannschaft wurde ausgehoben, und nur der geringere Teil davon kehrte nach vielen Jahren des Kriegsdienstes in die Heimat zurück, krank, invalid, mit gebrochener Kraft. Daß eine solche Dezimierung der kräftigsten Altersklassen nachteilig auf die Geburtenfrequenz eingewirkt hat, ist nicht zu bezweifeln, und man wird wohl nicht fehlgehen, wenn man die Abnahme der Geburtenziffer zu Anfang des 19. Jahrhunderts im Vergleich mit der unter Ludwig XVI. festgestellten Geburtenfrequenz in erster Linie auf diesen Umstand zurückführt. Aber die Erfahrung lehrt, daß nach den durch Kriege, Seuchen oder Hungersnot verursachten großen Menschenverlusten ein um so schnelleres Wachstum der Bevölkerung allmählich die entstandenen Lücken wieder ausfüllt. Die Bevölkerung Deutschlands war im Dreißigjährigen Kriege in ungleich stärkerem Maße dezimiert worden als die französische zur Zeit der großen Kriege; sie hat lange gebraucht, um sich von jenen furchtbaren Schlägen zu erholen, aber wir wissen, daß schon kurz nach dem Dreißigjährigen Kriege die Bevölkerungsvermehrung in Deutschland eine ganz außerordentlich große war. Man sollte daher erwarten, daß in der Periode der Ruhe unter der Restauration und der Herrschaft Louis-Philippes die französische Nation ihre Kraft allmählich wiedergewinnen und durch um so schnelleres Wachstum die durch die Kriege

[1] Conséquences démographiques qu'ont eues pour la France les guerres depuis un siècle, Paris 1892.

verursachte Störung in ihrer Entwicklung wieder ausgleichen werde. Statt dessen sehen wir ein nur mäßiges Wachstum während des Kaiserreiches und eine immer geringer werdende Geburtenziffer unter der dritten Republik. Die Menschenverluste im Krimkrieg, im italienischen Feldzug und bei der mexikanischen Expedition können bei dieser Frage gar nicht in Betracht kommen, und selbst die Verluste im deutsch-französischen Kriege, so bedeutend sie an und für sich sein mögen, sind mit denjenigen der Revolutionskriege und des ersten Kaiserreiches gar nicht zu vergleichen. Jedenfalls müßten nach den bei andern Völkern gemachten Erfahrungen die durch all diese Verluste verursachten Störungen der Bevölkerungsentwicklung sich jetzt einigermaßen wieder ausgeglichen haben und können daher das fortgesetzte Sinken der Geburtenziffer gerade in den beiden letzten Jahrzehnten nicht erklären. Wenn aber ein physischer Grund zur Abnahme der Geburtenfrequenz nicht vorliegt, muß die Ursache eine moralische sein, in dem Willen der Bevölkerung ihre Grundlage haben.

Ist es nun etwa die wirtschaftliche Notlage, welche die Franzosen, ähnlich wie einen großen Teil der Bevölkerung Irlands, an der Eingehung der Ehe hindert oder sie zwingt, damit bis in ein vorgerücktes Alter zu warten? Keineswegs. Die Heiratshäufigkeit war in Frankreich im letzten Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts allerdings etwas geringer (7,5 Eheschließungen auf je 1000 Einwohner) als im Deutschen Reich (8,2), aber höher als in Großbritannien und Irland, Holland, Belgien, den skandinavischen Staaten und in Italien. Das durchschnittliche Heiratsalter war in Frankreich beim männlichen Geschlechte verhältnismäßig hoch (im Jahre 1900 30,8 Jahr), dagegen war das Heiratsalter der Frauen, auf das es für die eheliche Fruchtbarkeit in erster Linie ankommt, in Frankreich niedriger als in Deutschland, Österreich, England und andern Staaten, die eine hohe Geburtenfrequenz haben. In Bezug auf die Höhe des Prozentsatzes der Verheirateten unter der Gesamtbevölkerung übertrifft Frankreich[1] sämtliche europäische Staaten mit Ausnahme der slavischen. Die Hindernisse, welche sich der Familiengründung entgegenstellen, scheinen also in Frankreich nicht größer zu sein als in den meisten nord-, west- und mitteleuropäischen Staaten. Auch kann man im allgemeinen gewiß nicht sagen, daß die wirtschaftliche Notlage in Frankreich größer sei als

[1] Nach der Zählung von 1896. Die Verteilung der französischen Bevölkerung nach dem Zivilstand im Jahre 1901 ist noch nicht für sämtliche Departements veröffentlicht.

im übrigen Europa. Denn wenn auch, wie wir später genauer nachweisen werden, Frankreich in der Entwicklung des Handels und der Industrie hinter seinen Rivalen jenseits des Kanals und der Vogesen weit zurückgeblieben ist und eine viel größere Steuerlast zu tragen hat, so ist es doch ein von Natur vielfach bevorzugtes Land, das seinen Bewohnern reiche Erwerbsquellen bietet und eine günstigere Verteilung des Besitzes aufweist als die meisten andern Länder. Jedenfalls ist die wirtschaftliche Lage der französischen Bevölkerung unvergleichlich viel besser als diejenige des kinderreichen Italiens. Die Verantwortung für die verhängnisvolle Gestaltung der französischen Bevölkerungsverhältnisse fällt also einzig und allein auf die Nation selbst, insbesondere auf diejenigen, die das öffentliche Leben, die Erziehung und die Presse beherrschen und in der öffentlichen Meinung den Ton angeben.

(Schluß folgt.)

H. A. Krose S. J.

Die Theologie vom Standpunkte der funktionellen Psychologie.

Unter diesem Titel veröffentlicht Edward Scribner Ames (The University of Chicago) im zweiten Quartalheft des protestantischen American Journal of Theology 1906 einen Aufsatz, der durch seinen Inhalt auch das Interesse der katholischen Theologen der Alten Welt zu wecken im stande ist.

„Die Theologie", so meint der protestantische Verfasser, „hat bislang gelitten unter der Annahme, es gäbe für sie untrügliche Elemente oder Quellen. Sie fühlte sich deshalb auch genötigt, die rote Flagge zu hissen gegen jede kritische Untersuchung. Nichts ist bezeichnender für den Unterschied zwischen Theologie und Wissenschaft als die Art und Weise, in welcher die eine die freie Forschung fürchtet, die andere sie begünstigt."

Ames möchte nun der Theologie zu dem Rang einer Wissenschaft verhelfen, und das Mittel dazu sieht er in der Anwendung einer neuen Methode, in der Behandlung der Theologie vom Standpunkt der sog. „funktionellen Psychologie".

Der Ausdruck „funktionelle Psychologie" ist in Amerika geprägt. Er besagt so viel als: Studium der Funktionen, welche das Bewußtsein oder gewisse Gruppen von Ideen im Menschenleben ausüben. Während die sog. „strukturelle Psychologie" das Bewußtsein und die seelischen Geschehnisse an sich gleichsam in ihrem anatomischen Aufbau, ihrer Struktur, studiert, bemüht sich die „funktionelle Psychologie" das Entstehen der betreffenden Ideengruppen zu erforschen, ihre Entwicklung zu verfolgen, ihren Inhalt aufzuklären. In diesen großen Grundzügen könnten wir das psychologische Studium religiöser Anschauungen, Ideen, Gefühle und Strebungen nur begrüßen. Jedoch müssen wir bemerken, daß die katholische Theologie längst schon die religiösen Ideen bis zu ihren Quellen, seien es nun die Offenbarungstatsachen oder die Anlagen der Menschennatur, zurückverfolgt hat und nie vor der tiefsten psychologischen Analyse derselben zurückgeschreckt ist. Gerade in dem Erweis aller religiösen Wahrheiten aus den Quellen, in ihrer spekulativen Durchdringung, Verknüpfung und Verteidigung sah sie ihren Ruhm als Wissenschaft, als höchste der Wissenschaften. Sie hat eine wohlbegründete, durch Jahrhunderte erprobte Methode, und es ist unerklärlich, wie ein französischer Theologe behaupten konnte, während alle Naturwissenschaften ihre festen Methoden der Untersuchung hätten, gehe die Theologie immer noch unsicher und tastend vor. Wenn unsere Zeiten ähnlich wie auf dem Gebiete anderer Wissenschaften die historisch-genetische Entwicklung, einen psychologischen Werdegang vorziehen, so hat die Theologie auch dafür Raum und ist weitherzig genug, neben dem streng dogmatischen Beweise, den sie niemals missen kann, dem dogmengeschichtlichen Werdegang in der Glaubenslehre, der psychologischen Analyse in der Theodicee einen genügend weiten Spielraum zu gewähren.

Würde also Ames nichts anderes befürworten als das Studium des Werdens, der Entwicklung, des Einflusses religiöser Ideen im Leben des Einzelnen wie im Völkerleben, so wäre seine Anregung in jeder Beziehung anzuerkennen. Allein Ames stellt sich auf den Boden der in Amerika herrschenden funktionellen Psychologie und möchte deren Grundanschauungen auch in der Theologie Geltung verschaffen. Damit gewinnt die Sache ein anderes Aussehen.

Die funktionelle Psychologie der amerikanischen Schule ist durch eine dreifache Charaktereigentümlichkeit gekennzeichnet. Sie ist zunächst nach ihren Hauptvertretern wesentlich evolutionistisch. Alle Ideen entspringen dem menschlichen Organismus. Die Menschheit entwickelt sich aus dem Zustande

der Wildheit heraus und mit ihr die religiösen Ideen. Für eine über natürliche Offenbarung Gottes findet sich demnach kein Platz. Die zweit eigentümliche Lehre der funktionellen Psychologie lautet: All unser Denke und Fühlen hat seine jetzige Bedeutung dadurch erlangt, daß es i nützlicher Weise die Beziehung zur Außenwelt regelt. Selbst das abs trakte Denken des zivilisierten Menschen wurzelt zuletzt in praktische Bedürfnissen und ist nur in dem Maße zu schätzen, als es diesem dient Alle Ideen und Grundsätze ändern sich, wechseln Inhalt und Gestalt mi dem Wechsel des Lebens und der äußeren Verhältnisse. Die dritte Grund lehre heißt: Alle Wissenschaft und alle Lehrsätze, alle Ideen sind bloß in sofern wahr, als sie das Leben fördern, ein Ausdruck für die Erfahrun sind. Der Maßstab aller Wahrheit ist der Erfolg der Ideen in der För derung des Menschenlebens.

Von diesen Grundsätzen der „funktionellen Psychologie" der ameri kanischen Schule setzt der erste evolutionistische Spekulationen, ein Erbstü der Darwinschen Lehren, an Stelle solider geschichtlicher Untersuchunger Der zweite macht aus den Ideen und Urteilen bequeme Mittel im Dienst des irdischen, bei manchem sogar rein körperlichen und materiellen Wohl ergehens und entkleidet so den Menschengeist seiner souveränen Würde. De dritte endlich entwertet alle Begriffe, leugnet deren universale Geltung un untergräbt damit in Wirklichkeit jede wahre Wissenschaft.

Diese „funktionelle Psychologie" hat nicht nur die gesamte Philosophie vo der Logik bis zur Ethik als eigenste Domäne, sondern auch die Religionswisser schaft in ihren Bereich gezogen. W. James, Irving King, A. Leuba un Starbuck sind die bedeutendsten Namen, die uns aus der neuen religionspsycholo gischen Schule begegnen. Indessen werden bis jetzt weniger die religiösen Wahr heiten als die religiösen Gefühle studiert, man kümmert sich weniger um über lieferte theologische Doktrinen ganzer Zeitalter, Völker und Menschenklassen al um die individuellen Erfahrungen Einzelner, besonders bei den „Bekehrungen" Und so wird bis jetzt eine Unsumme von Details gesammelt, während die positiv Ausbeute der Verarbeitung des Materials gering erscheint. [Eine Zusammen fassung der Resultate dieser Schule bietet Henri Delacroix: Revue ger manique I, Nr 2 (mars-avril 1905), 226 ff; vgl. Louis Thomas, Compt rendu: Journal de psychologie normale et pathologique (2ᵉ année, 1905 Nr 4, 362 ff.]

Ames beruft sich daher auch nicht besonders auf die Ergebnisse diese neuen religionspsychologischen Schule. Aber er glaubt in den oben an geführten Grundgedanken der amerikanischen „funktionellen Psychologie die Mittel gefunden zu haben, die Theologie neu zu beleben und auf di

Rangstufe einer Wissenschaft zu erheben. Er überträgt jene Grundgedanken einfach auf das religiöse Gebiet. Auch die religiösen Ideen, so meint er, entwickeln sich aus den Bedürfnissen des Organismus heraus und stehen in inniger Wechselbeziehung zum Leben der Einzelnen wie zur Ausgestaltung der sozialen Verhältnisse. Sie sind in steter aufwärtsstrebender Entwicklung begriffen. Feststehende religiöse Anschauungen gibt es nicht; vielmehr muß sich ihr innerer Gehalt wie ihre äußere Formulierung mit der Weiterentwicklung der Verhältnisse ändern.

Die religiösen Anschauungen haben demnach auch keine sich gleichbleibende dauernde Wahrheit; es ist nicht erweisbar, daß ihnen in Wirklichkeit irgend etwas entspräche. Die „Wahrheit", die ihnen zukommt, ist ganz anderer Art, eine relative Wahrheit. Wahr sind diejenigen religiösen Anschauungen, welche aus den aktuellen Bedürfnissen erwachsen, die aktuelle Erfahrung zusammenfassen, weitere Erfahrung ermöglichen, dem Menschenleben nützlich und förderlich sind. Ames sucht diese Ansichten an dem Gottesbegriffe zu erläutern. Dieser entspringt nach ihm den menschlichen Nöten oft sehr materieller Natur. Er ändert sich mit Völkern und Zeiten. Für die Semiten frühester Zeiten, die auf die Quellen und Wasserbäche angewiesen waren, bildete der Wasserquell die Gottheit oder deren Heimstätte; bei Nomadenvölkern wurden die Götter oft als Tiere aufgefaßt, wie z. B. der heilige Stier, die heilige Ziege usw. Der Gott der Israeliten war erst nur ein Stammesgott. Er gewann an Macht und Ansehen, als seine Untergebenen eine führende Rolle zu spielen begannen und Eroberungen machten. Erst in den gefühlvollen Seelen der Propheten führte die Berührung mit andern Völkern zur Idee, Jehovah sei der Gott aller Völker. Auf die christliche Gottesidee wirkten Charakter und Kultur der Griechen, Römer und Teutonen. Die Entwicklung geht weiter, und aus den jetzigen Verhältnissen ersteht der immanente Gott. Man kann nicht behaupten, meint Ames, daß der Idee Gottes eine objektive Realität entspreche. So etwas lasse sich nicht beweisen. Das liege jenseits aller möglichen Erfahrung. „Die Frage: Ist die Idee Gottes wahr? heißt soviel wie: Hat die Gottesidee einen Wert für die aktuelle Erfahrung? Hilft sie, die höchsten Interessen des Lebens organisch zu gestalten, sie lebensfähig zu machen mit dynamischer Kraft, indem sie wirksame Willensreaktionen hervorruft und dieselben kontrolliert? Wenn die Gottesidee diese Werte hat und diese Funktionen ausübt, ist sie wahr; ohne dieselben ist sie unmaßgebend und unwahr. Nach dem gleichen Kriterium ist jene Gottesidee die wahrste,

welche am besten hilft zur Leitung, Veredlung, Stärkung des Menschei in seiner Hingabe an sittliche Zwecke. Die Gottesidee wird in dieser An schauungsweise zur großen ‚tätigen Hypothese‘ der Religion. Sie entsprich genau der Hypothese in der Naturwissenschaft. Sie lenkt die Tätigkei und wird zugleich im Weiterschreiten durch deren Resultate modifiziert.‘

Ames beruft sich auf die anschauliche Darstellung dieses Prozesses durch th eminent pragmatist Professor William James. „Die Gottheit, für welche di Propheten, die Seher, die Frommen, welche den besondern Kult stifteten, Zeugni ablegten, hatte für sie persönlich einen Wert. Sie konnten dieselbe brauchei Gott leitete ihre Einbildung, gewährleistete ihre Hoffnungen, lenkte und leitei ihren Willen; oder anderwärts suchten sie ihn als einen Schutz gegen den Dämo und eine Wehr gegen die Freveltaten anderer. Auf jeden Fall wählten sie ihn i Anbetracht der Früchte, die er ihnen zu versprechen schien. Sobald diese Früch ihnen wertlos schienen, sobald dieselben mit unentbehrlichen menschlichen Ideale in Streit gerieten oder in zu umfangreichem Maße andere Werte verringerten sobald dieselben näher betrachtet kindisch, verachtenswert oder unsittlich erschienei kam auch die Gottheit in Verachtung und ward durch ganze Zeiträume ve nachlässigt und vergessen. Wenn wir einmal aufhören, das zu bewundern od zu billigen, was eine Gottheit in ihrem Begriff uns bietet, enden wir dami eine solche Gottheit als unmöglich zu verwerfen.“ (James, Varieties of Re ligious Experience 29.)

Bei einer solchen Auffassung und Bewertung der religiösen Ideen, mein Ames, würde die Theologie erhoben zu einer Rangstufe der Wissenschaf Sie könnte ebenbürtig neben den Naturwissenschaften dastehen. Die Är derungen in den verschiedenen Glaubensanschauungen wären nur mehr di Kennzeichen wachsenden und sich entwickelnden religiösen Lebens. Die hätten zu den verschiedenen Zeiten und unter den verschiedenen Umstände ihre Berechtigung, ihre „Wahrheit“, ihre helfende Nützlichkeit. Es handel sich in der Geschichte der Religionen und der Sekten um eine graduell aber stetige Weiterentwicklung der religiösen Ideen. Die Theologie so diese Tatsache anerkennen, deren Berechtigung zugestehen und darauf ve zichten, feststehende und unabweisliche, unveränderliche und unfehlbare Wah heiten aufzustellen. Sie soll sich damit zufrieden geben, ähnlich wie di Naturwissenschaft Prinzipien zu gewinnen, welche die aktuelle Erfahrun zusammenfassen, aber auch von der weiterschreitenden Erfahrung un geformt werden.

Man kann nur mit einem Gefühl tiefer Trauer die Ausführungen Ame lesen. Es läßt sich einigermaßen begreifen, wie der ständige Anblick de

immer weiter sich zersplitternden amerikanischen Sektenwesens dergleichen Anschauungen zeitigen und festigen konnte. Aber sie sind das beredte Zeugnis, daß jedes Verständnis für eine übernatürliche Gnadenordnung, für eine übernatürliche Offenbarung vollständig abhanden gekommen und damit der Sinn für die Grundzüge der christlichen Religion ganz verschwunden ist. Ja Ames scheint nicht einmal zu ahnen, wie wankend der Boden ist, auf dem er seine Theologie aufbauen möchte. Er scheint nicht zu bemerken, daß mit seiner Definition „religiöser Wahrheit" die Wahrheit selber geleugnet wird. Denn Wahrheit ist doch da nicht mehr vorhanden, wo ihr in Wirklichkeit gar nichts Reelles entspricht. Die Entwertung der Gottesidee hat Ames als ein Erbstück von Kant übernommen. Sie wird aber deswegen um kein Haar besser. Wenn den religiösen Ideen keine Wirklichkeit entspricht, so sind sie Hirngespinste. Solche aber können und dürfen nicht das Leben des denkenden Menschen leiten und stützen. So bricht die sonst so siegreiche Kraft der religiösen Ideen im Kampf gegen die Leidenschaften zusammen. Es ist nichts mehr um jene große Funktion, welche die religiösen Anschauungen nach Ames in der Leitung und Führung des sittlichen Handelns betätigen sollen. Skeptizismus, vollständige Irreligiosität und Immoralität lauern im Hintergrund einer nach Ames' Methode zu betreibenden Religionswissenschaft.

Ames wird entgegnen, die neue Theologie stütze ja geradezu die religiösen Ideen und gebe ihnen festeren Halt, indem sie deren Übereinstimmung mit der eigenen Erfahrung und den Nutzen zur Leitung des Lebens nachweise. Es ist richtig, daß eine Übereinstimmung der Ideen mit der Erfahrung und die segensreichen Früchte, welche an gewisse Ideen sich knüpfen, ein Kriterium der Wahrheit bilden. Es kommt nur darauf an, die wahre Erfahrung, die wahre Förderung des menschlichen Lebens zum Kriterium zu wählen.

Kriterium der Wahrheit ist durchaus nicht jede sog. subjektive Erfahrung, jedes seelische Erlebnis des Einzelnen. Vor allem ist die persönliche Erfahrung im Sinne von persönlichem Fühlen, Streben, Begehren durchaus kein Kriterium der Wahrheit. Nicht das ist schon wahr, was mir zusagt, noch das schon falsch, was mir nicht behagt. So etwas behaupten, hieße eine träumende Phantasie, Gefühlsduselei und zuletzt die Leidenschaften zu Richtern über die religiösen Ideen setzen. Schließlich schufen auch die Wüstlinge des Heidentums Götter, die den eigenen Erfahrungen entsprachen und das eigene Fühlen und Denken zusammenfaßten.

Gewiß denkt Ames nicht an diese Konsequenzen; er will zum Kriteriu die wahre Erfahrung, das höhere Fühlen und Streben, die besseren Seit der Menschennatur. Aber er wird es nicht hindern können, wenn ande im wechselnden Laufe der Dinge andere Erfahrungen zu ihrer Richtschn nehmen. Soll vielleicht das Denken und Fühlen der Jetztzeit den Prü stein bilden? Allein nicht alle Bestrebungen, die in einer bestimmten Zei epoche auftreten und selbst ganze Völker ergreifen, sind schon edel un berechtigt, nicht alle Triebe und Regungen im Leben der Nationen gehe aus den Anforderungen der Menschennatur nach ihrer edleren Seite hervo

Auch das Kriterium der Förderung des menschlichen Lebens hat gew seine Berechtigung, wenn diese Förderung im rechten Sinne des Wort verstanden wird. Der Herr selber sagt, daß man den Baum der Lehre a seinen Früchten erkennen solle. Die Wahrheit wird immer das Leben d Menschen fördern, die Kultur heben und beglücken. Will man ab dieses Kriterium anwenden, so muß erst feststehen, daß man das Leb des Menschen nicht bloß nach seiner irdischen und materiellen Seite au faßt, sondern daß man das wahre geistige und über diese Zeitlichk hinausdauernde Leben im Auge hat. Unter „Kultur" darf nicht bl die Schaffung neuer Bedürfnisse und vorher nicht gekannter irdischer G nüsse verstanden werden, sondern die Veredlung der höheren Fähigkeite die Erhebung des geistig sittlichen Lebens. Faßt man die Worte Mensche leben, Ideale und Kultur in diesem Sinne auf, dann braucht sich d christliche Religion vor Anwendung dieses Kriteriums nicht zu fürchte Die Geschichte von zwei Jahrtausenden zeugt für sie. Die katholische Kirc hat den Segen wahrer Kultur verbreitet, die höchsten Ideale in ihre Heiligen verwirklicht, eine Liebe gegen Arme, Kranke und Verlassene gezeig mit der kein noch so gepriesener Altruismus der Neuzeit sich im Ernst messen darf, einen Ernst der sittlichen Lebensanschauung gezeitigt, dem au der redlich denkende Ungläubige die Anerkennung nicht versagen kan Damit hat sie dargetan, daß sie ein guter Baum ist, und daß die religiöse Ideen, denen solche Früchte entsprossen, den Charakterzug der Wahrhe an sich tragen. Die Dogmen der Kirche, so wie sie waren und stets sei werden, haben diese Früchte getragen. Die Dogmen der Kirche ände sich nicht und sterben nicht.

Man könnte die Ausführungen Ames' für eine Einzelerscheinung b trachten, die, auf Amerika beschränkt, für die Alte Welt keine besonde

Bedeutung habe. Doch darin würde man irre gehen. Schon der Umstand, daß die Entwicklung der protestantischen Theologie in Deutschland manche dieser Ideen widerspiegelt, dürfte zur Wachsamkeit mahnen. Überdies wird es nicht zufällig sein, daß in unserem Nachbarlande Frankreich Stimmen ertönen, die mit den Äußerungen der amerikanischen funktionellen Psychologie sehr harmonisch zusammenklingen, und Männer erstehen, welche einer Anwendung ähnlicher Ideen auch auf die katholische Theologie das Wort reden.

Ravaisson und Boutroux, Bergson und Le Roy betonen ähnlich wie die Vertreter der funktionellen „Psychologie" sehr stark die Relativität aller unserer Begriffe. Sie sind unzufrieden mit den Resultaten, welche die bisherige Methode der Abstraktion, des analytischen Urteilens und des Schließens geliefert habe. An die Stelle einer rein intellektualistischen Begriffs- und Schlußbildung solle die unmittelbare Anschauung (Intuition) und das Durchleben der Gedanken treten. George M. Sauvage legt in einem Aufsatz im Catholic University Bulletin, April 1906, die Hauptideen dieser New philosophy in France dar. Nach dieser neuen Philosophie hat das Studium wissenschaftlicher Theorien, Tatsachen, Gesetze usw. ergeben, daß dabei der Menschengeist die Hauptrolle spielt, daß sie eher von uns gebildet als von der Außenwelt uns geboten werden. Weder die Naturwissenschaften noch die Mathematik entgehen der Kritik der neuen Schule. „Was folgt aus dieser Kritik der Wissenschaften? Die Folgerung, daß Wissenschaft die Wirklichkeit nicht wiedergibt, sondern bloß dahin zielt, uns die Mittel zu bieten, die Naturdinge auf leichte Weise uns vorzustellen und dieselben mit der größtmöglichen Leichtigkeit zu benutzen. In sich selbst ist sie weder wahr noch falsch. Sie ist in keiner Weise absolut wahr; sie ist wahr bloß in Beziehung auf die Gesamtvorstellung (integral representation) und geeignete Handhabung der Dinge. Sie gibt uns nicht notwendige, sondern bloß kontingente Gesetze. Das enthüllt uns zwei Dinge: einerseits ihr Unvermögen, uns die volle Kenntnis der wahren Wirklichkeit zu bieten, und anderseits ihre unleugbare Bedeutung (fürs Leben). . . . Jenes System, welches das klarste, das zusammenhängendste, das einfachste und das „handlichste" ist, wird den Zweck am besten erfüllen. Wissenschaftlich zu sprechen: es wird das wahrste sein. Stellt es die Wirklichkeit dar? Zweifellos stellt es einen Teil der Wirklichkeit dar; aber es hat mehr zu tun mit dem Zusammenhang und der Klarheit der Begriffe als mit der wirklichen Mannigfaltigkeit und dem

Gestaltenreichtum (complexity) der Dinge." Das spekulative Forschen hilft nichts. An seine Stelle muß die Anschauung treten, die Wahrheit muß erlebt und durchlebt werden. Aber so frägt sich G. Sauvage: „Wie sollen wir wissen, daß eine Intuition wahr ist? Nicht vermittelst der Evidenz, es gibt falsche Evidenzen. Nicht durch Klarheit und Deutlichkeit, es gibt Wahrheiten, denen Klarheit und Deutlichkeit abgeht, und die wir doch nicht missen können, ohne dem Nihilismus anheimzufallen. Das Kriterium, das einzige Kriterium ist Leben. Das ist wahr, was von uns erlebt wird, was in den Organismus unseres Gesamtlebens eintreten kann, dort zu wachsen und ein Prinzip des Wachstums zu werden vermag. Wenn ich von Gesamtleben (integral life) spreche, meine ich das Leben, das gleichzeitig materielles, intellektuelles, moralisches und religiöses Leben ist; denn wir können, ohne das Leben zu zerstören, irgend einen dieser Gesichtspunkte ausschließen."

Die Verwandtschaft dieser philosophischen Anschauungen mit denen der amerikanischen Schule für „funktionelle Psychologie" tritt aus dem Gesagten klar genug hervor. Auf eine genauere Würdigung derselben kann hier nicht eingegangen werden; sie würde eine Behandlung des Wertes unserer Allgemeinbegriffe, der Gültigkeit und Brauchbarkeit der logischen Denkgesetze und eine Untersuchung über die Kriterien der Gewißheit erfordern. Daß eine Lehre in der Formulierung, wie sie hier geboten wird, strenggenommen, die Wissenschaft in Mißkredit bringt, durch Betonung subjektiver Kriterien alle Gewißheit in Frage stellt und somit auch das sittlich religiöse Leben gefährden könnte, wäre leicht zu erweisen. Und doch kann man unschwer in der Auffassung der neuen französischen Schule zwei in sich richtige Gedanken, aber entstellt, wiedererkennen. Sie lassen sich, soweit sie berechtigt sind, so formulieren: Bei aller Verteidigung der Wahrheit unserer allgemeinen Begriffe dürfen wir nicht eine zu kindlich naive Gleichstellung der Erkenntnisweise und der wirklichen Seinsweise verlangen. Wir müssen an den Begriffen immer unterscheiden das, was sie darstellen, und die Art und Weise (der Sonderung von den übrigen, für eine andere Betrachtung unter Umständen ebenso wichtigen Faktoren), in der sie die Dinge darstellen. Allein deswegen von einer Relativität der Wahrheit zu sprechen, sind wir durchaus nicht berechtigt. Wenn wir unsere Begriffe richtig bilden, so entsprechen dieselben der Wirklichkeit. Bei richtiger Befolgung der Denkgesetze geben unsere Gedanken, die Resultate unserer Forschung, uns ein wahres Bild der Dinge dieser Welt

und ihrer Gesetze. Falsch wäre nur, wenn wir zu bald wähnten, den ganzen Wahrheitsgehalt der Dinge erschöpft zu haben. Der zweite Gedanke, der in sich betrachtet wohl seine Berechtigung hat, läßt sich kurz in die Worte kleiden: Es gibt nicht nur innere, der begrifflichen Analyse entnommene Beweise für gewisse Wahrheiten, sondern auch sog. moralische Beweise. Aus den Folgerungen, welche eine Anschauung fürs Leben des Menschen hat, läßt sich ähnlich wie aus den Früchten eines Baumes ihr innerer Wert oder Unwert erkennen. Darin hat Sauvage recht, wenn er behauptet, das ganze Menschenleben, auch nach seiner religiösen und sittlichen Seite, müsse in Betracht gezogen werden. Möchte man nur nicht vergessen, wie selten dieser Weg gangbar ist, und wie schwer es wird, hier vor Irrungen sich zu hüten!

Eine Anwendung der Grundsätze der neuen französischen Schule auf die katholische Theologie versuchte Loisy anzubahnen. Er schrieb in seinem Briefe sur la divinité de Jésus-Christ: „Legt nicht die gegenwärtige Kenntnis des Universums eine Kritik des Schöpfungsbegriffes nahe, die Kenntnis der Geschichte eine Kritik der Offenbarung? die Kenntnis des Menschen nach seiner psychischen und ethischen Seite eine Kritik der Idee von der Erlösung?" (Autour d'un petit livre 154.) In diesen Worten erkennt man ohne Mühe die Gedanken wieder, welche die religionspsychologische Schule Amerikas vertritt. Nur geht diese konsequenter und radikaler vor. In der Tat haben die Wandlungen in der modernen Philosophie auf Loisy ihren Einfluß geübt. Indes liegen dieselben Prinzipien längst schon den destruktiven Tendenzen der rationalistischen Dogmenkritik mancher protestantischer Theologen zu Grunde. Daß für einen Katholiken solche Grundsätze unannehmbar sind, darüber läßt uns die kirchliche Autorität nicht im geringsten Zweifel. Sie hat ihr Veto gesprochen, als Günther auf seine Weise die Dogmen der Kirche umdeuten wollte, um eine Einigung mit der Philosophie seiner Zeit zu erzielen.

Man sagt: Dann ist das Dogma starr und tot; nur in der Entwicklung und nur im Wachstum und Fortschritt ist Leben.

Solange die Dogmen die Gewalt besitzen, unser religiöses Denken zu leiten, unser Herz zu erwärmen, unsern Willen zu bewegen und ihn auf dem Weg zur ewigen Heimat zu führen, so lange sind sie nicht tot. Und solange beim Fortschreiten unserer Kenntnis hienieden das alte Dogma immer neue Ausblicke uns eröffnet in Gottes Walten und Wirken, tiefere Einblicke ins eigene Herz, wachsendes Verständnis für die Gaben der Natur

und Übernatur, so lange ist es nicht kalt und starr, sondern jugendfrische Lebenskraft pulsiert in ihm. Aber ein Dogma könnte nicht Leitstern sein, keines vernünftigen Menschen Herz bewegen und zu Opfern begeistern, es könnte nicht tiefer in die Natur, ins eigene Innere, in Gottes Wahrheit uns einführen, wenn es wandelbar wäre und keine feste unerschütterliche Wahrheit in sich bärge.

Julius Beßmer S. J.

Eine geheime päpstliche Sendung des sel. Canisius.

Nach großenteils ungedruckten Quellen.

(Fortsetzung.)

II. Koblenz-Nymwegen-Münster-Osnabrück-Paderborn-Minden.

Canisius verließ am 16. November 1565 Mainz und zog den Rhein hinunter nach Koblenz, der Stadt, welche zusammen mit ihrer Feste Ehrenbreitstein eine Art weltlichen Mittelpunkt für das Trierer Erzstift bildete und zugleich der Lieblingsaufenthalt der Erzbischöfe war. Der Erzbischof und Kurfürst Johann von der Leyen hatte schon im Jahre 1557 wegen Errichtung des Trierer Jesuitenkollegiums mit Canisius verhandeln lassen. Beim Augsburger Reichstage des Jahres 1559 hatte er den Provinzial von Oberdeutschland persönlich kennen gelernt[1]. Jetzt führte dieser in Koblenz sich beim Erzbischof ein durch Übergabe eines päpstlichen Breves vom 19. September 1565. Er habe, schreibt Pius IV., den Petrus Canisius, „der an der Augsburger Domkirche das Amt eines Predigers mit großem Lobe verwalte, ob seiner ungewöhnlichen Tüchtigkeit, Verlässigkeit und Vertrautheit mit den Verhältnissen des erlauchten deutschen Volkes" an den Kurfürsten zu senden beschlossen. Canisius werde ihm des Papstes „Willensmeinung und heilsames Begehren" auseinandersetzen; er werde ihm auch mitteilen, wie gern der Papst, des Erzbischofs Verlangen

[1] Beati Petri Canisii S. J. Epistulae et Acta II, Friburgi Brisgoviae 1898, 139 376.

entsprechend, demselben die Vollmacht erteilt habe, die Güter und Einkünfte des ehemaligen, „schon lange leer stehenden“ Nonnenklosters Sankt Barbara dem Trierer Jesuitenkollegium einzuverleiben. Dann lobt Pius des Kurfürsten Bemühungen für die Erhaltung der katholischen Religion in Stadt und Stift Trier; Johann möge darin ausharren, insbesondere möge er mit allem Eifer bestrebt sein, den Frieden des Reiches zu hüten; dieser sei ja so nötig zu Schutz und Verteidigung der Religion. Das übrige werde Canisius ihm mündlich eröffnen[1].

Auffallend sind hier die Friedensmahnungen des Papstes. Ob er Verwicklungen mit dem nahen Frankreich befürchtete? Oder einen neuen Ausbruch der alten Fehden zwischen der Bürgerschaft von Trier und ihrem Erzbischof? Die Stadt Trier wollte freie Reichsstadt sein; der Kurfürst nannte sie sein eigen.

Der Kirchenversammlung von Trient ist im Breve nicht mit ausdrücklichen Worten gedacht. Ohne Zweifel wurde aber auch dem Erzbischof, sei es in zweiter Reinschrift, nachdem die erste gleich jenen andern verloren gegangen[2], sei es in mündlicher Wiedergabe durch den päpstlichen Botschafter, jenes lateinische Breve vom 25. Oktober 1564 übermittelt, dessen Wortlaut heute noch in den Briefregistern des vatikanischen Archivs uns vorliegt. Es wird darin die Verkündigung und Vollstreckung der Konzilsbeschlüsse dem Trierer Erzbischof eingeschärft, und zwar sind es ganz dieselben Worte voll des Ernstes und des Nachdruckes wie in dem Breve für den Erzbischof von Mainz[3]; doch ist im trierischen Breve noch beigefügt: der Papst habe den Kardinal Karl von Lothringen, Erzbischof von Reims und Legaten des Apostolischen Stuhles, angewiesen, das Konzil nicht nur in seiner Kirchenprovinz zur Geltung zu bringen, sondern auch in seinem ganzen Legationsbezirk und darum auch in einigen lothringischen Städten und Ortschaften, welche zur trierischen Kirchenprovinz gehörten; der Erzbischof von Trier möge darin nicht eine Verkürzung seiner Metropolitanrechte finden; dieselben seien vom Papst ausdrücklich in ihrem vollen Umfange gewahrt worden[4].

Peinlich mochte es dem päpstlichen Abgesandten sein, daß er in Koblenz die Hand auf eine Wunde legen mußte, an welcher der Metropolit selber krankte. Schon das Konzil von Chalcedon hatte verfügt, die neuen Bischöfe hätten binnen drei Monaten sich weihen zu lassen. Das mittelalterliche Kirchenrecht hatte bestimmt: Wer den Empfang der Weihe über fünf

---

[1] Das lateinische Breve ist zum erstenmal gedruckt bei I. N. Hontheim, Historia Trevirensis diplomatica etc. II, Augustae Vind. et Herbipoli 1750, 884.

[2] Siehe oben S. 159.

[3] Siehe oben S. 171—172.

[4] *Gleichzeit. Abschrift aus Arm. 44, to. 20, ep. 42 des vatikanischen Archivs. Die meines Wissens bisher noch nicht gedruckten Stücke werden von mir mit * bezeichnet. Wo kein Fundort angegeben ist, befindet sich das Stück im Ordensbesitz.

Monate hinausschiebe, könne nicht mehr Bischof sein[1]. Neuestens hatte die Kirchenversammlung von Trient verordnet: Wer als Bischof über eine Kirche gesetzt sei, müsse die bischöfliche Weihe binnen drei Monaten nehmen, sonst verliere er die inzwischen bezogenen kirchlichen Einkünfte; lasse er sich nicht einmal innerhalb der nächstfolgenden drei Monate weihen, so solle er ohne weiteres seines Bistums verlustig sein[2]. Nun war Johann von der Leyen am 25. April 1556 zu Trier als Erzbischof ausgerufen worden, und jetzt, am Ende des Jahres 1565, war er noch nicht einmal Priester! Johann entschuldigte sich, und es ist ganz bezeichnend für die ungesunden kirchlichen Zustände des damaligen Deutschland, daß Canisius anerkennen mußte, es hätten den Erzbischof von der Erfüllung dieser wesentlichen Obliegenheiten seines Amtes „nicht wenige und nicht geringe Hindernisse" zurückgehalten; Johann verdiene des Papstes Nachsicht und Gnade. Der Erzbischof wünschte jetzt von Rom die Ermächtigung, die Bischofsweihe durch Bischöfe seiner eigenen Wahl, auch wenn sie nicht zur Kirchenprovinz Trier gehörten, vornehmen zu lassen; auch sollte man den Ort der heiligen Handlung seiner eigenen Bestimmung überlassen. Werde das ihm gestattet, so wolle er ungesäumt zum Empfang des Priestertums und der bischöflichen Weihe schreiten. Canisius versprach, in diesem Sinne nach Rom an Kardinal Amulio zu schreiben. Zwei Monate später kam er in einem Brief an Kardinal Otto Truchseß, der inzwischen aus Dillingen nach Rom gereist war, auf dies Anliegen zurück. Sei die Sache noch nicht erledigt, so möge doch Otto sie zum Abschlusse bringen; das sei auch des Erzbischofs Bitte; der Kardinal werde damit dem Erzbischof, der „jetzt großes Lobes würdig" sei, einen kostbaren Dienst erweisen; vielleicht könne die Weihe zu Augsburg während des Reichstages vorgenommen werden[3]. Papst Pius V. trug kein Bedenken, die erbetenen Gnaden zu gewähren; das Breve traf schon im April zu Augsburg ein[4].

Päpstliche Huld durfte der Kurfürst von Trier auch wegen des Jesuitenkollegiums erhoffen, welches er vor fünf Jahren in seiner Bischofsstadt be-

[1] Decretum Gratiani, c. 1, Dist. 100; c. 2, Dist. 75.

[2] Concilium Tridentinum, Sessio XXIII, de ref. c. 2.

[3] *Canisius an Kardinal Otto Truchseß, Mainz, 28. Jan. 1566. Original (E. C. II n. 162).

[4] *Canisius an Borgia, Augsburg, 5. Mai 1566. Autogr. (E. C. II. n. 170) *Instruktion des Kardinals Commendone für den Auditor Calligari. Abschr. (Barberin. XLII 61 f 208 b). In der Vatikanischen Bibliothek.

gonnen hatte. „Das Trierer Kollegium", meldete Canisius nach Rom, „soll noch mehr in Blüte stehen als das von Mainz." [1]

Wirklich schien mit dieser Anstalt die alte, im Laufe der Zeiten verfallene Trierer Hochschule aus ihren Trümmern wiederzuerstehen. Die Schülerzahl betrug damals ungefähr 450; vor dem Auftreten der Pest waren es zeitweilig 550 gewesen. Der berühmte Statthalter des Luxemburger Landes, Graf Peter Ernst von Mansfeld, hatte im Jahre 1564 das Kollegium in Augenschein genommen und darauf demselben seinen Sohn zur Erziehung übergeben. Die Studien standen in hoher Blüte. Hier in Trier, schrieb der Domherr und Archidiakon Kuno von Metzenhausen an einen Kölner Freund, „philosophiert jetzt alles; die ganze Stadt treibt Latein" [2]. Übrigens beteten die jungen Leute auch mit großem Eifer den Rosenkranz; gegen glaubensfeindliche Bücher waren sie von solchem Abscheu erfüllt, daß sie dieselben ins Feuer warfen. Die Priester des Kollegiums predigten im Dom, in der Liebfrauenkirche, in Sankt Gangolf, in der Umgebung der Stadt. Viele Beichten wurden bei ihnen abgelegt. Es wurde viel entwendetes Gut zurückgegeben; getrennte Ehegatten wurden vereinigt, die Heiligtümer von Sankt Matthias mit der Andachtsglut alter Zeiten verehrt. Auch der Stadtrat war vom Eifer erfaßt worden; er hatte im Jahre 1564 von jedem Bürger ein pfarrliches Zeugnis verlangt, daß er das Abendmahl, und zwar unter einer Gestalt, empfangen habe; wer das Zeugnis nicht brachte, mußte die Stadt verlassen [3].

Der Ordensgeneral Franz Borgia empfahl dem Erzbischof in dem Schreiben, welches er ihm durch Canisius überreichen ließ, die Vollendung und Sicherstellung des Kollegiums. Er fügte die Bitte bei: Wenn der Kurfürst an seiner Hochschule auch Vorlesungen über Rechtswesen und Arzneikunde wolle halten lassen, so möge er nicht zugeben, daß dies in den Schulräumen des Kollegiums geschehe; eine solche Vermengung würde, wie er vernehme, den Schülern des Kollegiums zum Nachteile gereichen [4].

Einen der Verhandlungsgegenstände bildete zu Koblenz, wie wir sahen, die Dotierung des Kollegiums. Das Sankt Barbarakloster zu Trier war im Jahre 1552 vom Markgrafen von Brandenburg ausgeplündert worden; im Jahre 1556 hatten es die noch übrigen vier Dominikanernonnen freiwillig verlassen. Seitdem war es öde gelegen [5] und in dem Rufe gestanden, eine Herberge von Gespenstern zu sein [6]. Nun hatte es Erzbischof Johann für die Jesuiten bestimmt.

---

[1] *Canisius an Borgia, Mainz, 28. Jan. 1566. Original (E. C. II n. 161).

[2] Frid. Reiffenbergii S. J. Historia Societatis Jesu ad Rhenum inferiorem I, Coloniae 1764, 85.

[3] Jos. Hansen, Rheinische Akten zur Geschichte des Jesuitenordens 1542 bis 1582, Bonn 1896, 496—497 501 510 514.

[4] *Borgia an Erzbischof Johannes von der Leyen, Rom, 9. oder 10. Sept. 1565. Gleichzeit. Abschr. (Germ. 65, f. 2).

[5] J. Marx, Geschichte des Erzstifts Trier II[2], Trier 1862, 457—458.

[6] Hansen a. a. O. 502.

Canisius konnte bald nach seiner Abreise von Koblenz dem Kirchenfürsten anzeigen, der Papst wolle durch eine eigene Bulle diese Überweisung für ewige Zeiten bekräftigen; die herkömmliche Zahlung einer „Komposition“ habe er vollständig erlassen [1].

Mit dem Kloster kamen auch alle dessen Höfe, Felder und Weinberge an die Jesuiten [2]. Nach der Aufhebung der Gesellschaft Jesu — es sei mir gestattet, dies beizufügen — wurden dieselben dem Trierer Priesterseminar übergeben.

Die Tage von Koblenz gingen rasch zu Ende [3]. Den Nuntius riefen seine Aufträge noch weiter rheinabwärts. Am 21. November 1565 umarmte er zu Köln den Rektor des Kollegiums, den frommen treuen Leonhard Kessel, mit welchem er vor 21 Jahren unter Anleitung des seligen Peter Faber zur Kölner Niederlassung den ersten Grund gelegt hatte. Der Freude des Wiedersehens folgte jedoch rasch eine Enttäuschung. Ihr Anlaß war das „Indult der dritten Gnade“, das uns später länger beschäftigen wird. Die Stadt bedurfte dieser päpstlichen Bewilligung für den Unterhalt der Kölner Hochschule. Als im Frühling des Jahres 1565 P. Franz Coster aus Köln zur Generalswahl nach Rom zog, hatte man ihm auf die Seele gebunden, daß er das Indult erwirken und mitbringen müsse. Aber Coster mußte von Rom abreisen, bevor es zu bekommen war. Die Kölner Jesuiten zweifelten nicht daran, daß der Visitator dasselbe in seiner Reisetasche habe. Noch kurz vor seiner Ankunft war Coster im Rathause gewesen und hatte den Stadtvätern ins Ohr gesagt, demnächst werde P. Canisius mit dem Indulte in Köln erscheinen. Aber Canisius hatte nichts. Wahrscheinlich hatte man ihm in Rom Ende September bei seiner Abreise versichert, das Schriftstück solle sofort ausgefertigt und nach Köln geschickt werden. Was war zu tun? Sollte er vor dem Rate seine Ordensbrüder Lügen strafen und den Heiligen Stuhl bloßstellen? Er nahm sich vor, vorerst sich in Köln nicht blicken zu lassen. Nach wenigen

[1] * Polanco an Canisius, Rom, 14. Okt. 1565. Gleichz. Abschr. (Germ. 65, f. 24b).

[2] Hansen, Rheinische Akten zur Geschichte des Jesuitenordens 515.

[3] Daß Canisius auf dieser Gesandtschaftsreise auch die Stadt Trier besucht habe, das haben viele behauptet; so z. B.: Flor. Rieß S. J., Der selige Petrus Canisius, Freiburg i. Br. 1865, 350; und L. Ennen in der „Allgemeinen deutschen Biographie“ III 754; so ist auch noch in der 10. Auflage von Leopold v. Rankes „Römischen Päpsten“ (II, Leipzig 1900, 30) zu lesen. Aber der einzige Gewährsmann für sie alle ist Francesco Sacchini (De Vita P. Petri Canisii, Ingolstadii 1616, 226; und Historiae Societatis Iesu Pars tertia, Romae 1649, l. 2, n. 21), und Sacchini hat hier Trier mit Koblenz verwechselt. Aus des Canisius eigenen Worten ergibt sich, wie ich anderswo zeigen werde, mit Bestimmtheit, daß er nicht nach Trier gekommen.

Tagen mußte das Indult eintreffen. Für die Zwischenzeit wurde ein Ausflug nach Nymwegen beschlossen.

Schon am Morgen des andern Tages reiste Canisius ohne Sang und Klang von Köln wieder ab [1], begleitet von zwei Kölner Ordensgenossen, welche beide mit ihm verwandt waren und gleich ihm aus Nymwegen stammten; es waren P. Heinrich Denijs, damals Lehrer der Theologie an der Kölner Hochschule, und der Novize Thomas Buys; letzterer sollte wohl Vermögenssachen besorgen oder in der heimatlichen Luft seine Gesundheit kräftigen.

Eine päpstliche Botschaft für die Reichsstadt Nymwegen scheint Canisius nicht gehabt zu haben. Trotzdem durfte er sich sagen, durch einen Besuch seiner Heimat werde er um diese selbst und zugleich um seinen Orden sich verdient machen; um diesen, indem er den Boden für eine Niederlassung ebnete; um jene, indem er die Bürger in der Anhänglichkeit an den alten Glauben bestärkte. Für ihn selbst waren es Tage der Abspannung und Erquickung inmitten vieler heikeln, schwierigen Geschäfte.

Auch der Geschichtschreiber darf sich dieser Tage freuen. Er kann viel Schönes darüber berichten; er weiß es von Zeugen ersten Ranges. Einer derselben ist schon genannt; es ist der Mann, welcher kurz zuvor als Rektor der Hochschule von Dillingen vorgestanden hatte und bald zu Maestricht durch seinen Seeleneifer sich den Ehrennamen eines Apostels dieser Stadt verdienen sollte; wir meinen Canisius' Reisebegleiter P. Heinrich Denijs. Ihm reiht jener ältere Thomas Buys sich an, der damals zu Nymwegen im Kollegiatkapitel von St Stephan das Amt des Dechanten bekleidete. Waren diese zwei Berichte in den letzten Jahrzehnten schon einigermaßen bekannt, so ist in allerneuester Zeit überdies noch eine Quelle wieder ans Licht gekommen, welche seit fast drei Jahrhunderten verschwunden und verschollen war; sie verdient eine nähere Besprechung.

Um das Jahr 1612 arbeitete P. Matthäus Rader, der berühmte Kenner der klassischen Sprachen und gewiegte Geschichtschreiber, zu Augsburg und München an einer Lebensbeschreibung unseres Canisius, der im Jahre 1597 zu Freiburg in der Schweiz im Rufe der Heiligkeit dahingeschieden war. Rader vernahm, sein Ordensgenosse Hasius in Emmerich werde ihm schätzbare Beiträge liefern können; er versäumte nicht, nach Emmerich zu schreiben. Johannes Hasius war in der Tat ein Mann, der Vertrauen verdiente. Im Jahre 1543 zu Herzogenbusch geboren, 1562 in die Gesellschaft Jesu eingetreten, war er, wie er selbst bezeugt, im Kölner Kollegium, während Canisius auf seiner Gesandtschaftsreise dort wiederholt sich aufhielt; er fand damals auch Gelegenheit, des großen

[1] *Kessel an Borgia, Köln, 11 Dez. 1565. Gleichz. Abschr. L. Qu. (Vgl. Canisii Epistt. IV LXX) f. 83 b. Im Archiv der Pfarrkirche Mariä Himmelfahrt zu Köln.

Mannes persönliche Bekanntschaft zu machen[1]. Nachdem er an der Würzburger Universität neun Jahre Dogmatik gelehrt, gründete er das Kollegium von Emmerich am Niederrhein und war sein erster Rektor. Das brachte ihn in nahe Beziehungen zu den Verwandten des P. Canisius. Eine von des Canisius Schwestern war sein Beichtkind. Hasius, ein Mann von viel Klugheit und Ansehen, der auch schon drei Jahre lang als Provinzial den rheinischen Ordensgenossen vorgestanden hatte, freute sich herzlich über Raders schriftstellerischen Unternehmungsgeist, bedauerte jedoch, daß der gelehrte Mann nicht einige Jahre früher an ihn sich gewendet habe; da, sagte er, wären noch zwei Schwestern des Seligen am Leben gewesen; doch lebten deren Kinder noch. Hasius ließ sich nun von den Hinterbliebenen sorgfältigen Bericht erstatten, durchforschte zu Köln das Archiv des Kollegiums, zog anderweitige Erkundigungen ein und legte die Früchte seines Fleißes während der Jahre 1613 und 1614 in mehreren Schreiben nieder, die er an Rader sandte, die aber Rader — wir kommen später auf diese sonderbare Tatsache zurück — zum guten Teil unbenutzt hat liegen lassen. Für uns ist von besonderem Belang die Schilderung dessen, was im Jahre 1565 bei dem Besuche zu Nymwegen sich zugetragen. Dieselbe, schreibt Hasius, sei ihm sozusagen in die Feder diktiert von einer frommen Witwe aus Xanten; diese sei eine Tochter von des Canisius Schwester Wendeline; in ihrer Eltern Haus habe der Pater damals zu Nymwegen gewohnt. Wohl war sie in jenen Tagen erst ein neunjähriges Mädchen[2]; aber die Dinge, welche sie berichtet, gehen nicht über die Fassungskraft dieses Alters hinaus; zudem sind sie von der Art, daß man von vornherein sagen kann, dieselben seien jahrzehntelang im Kreise der Verwandten erzählt und wiedererzählt und in lebendiger Erinnerung bewahrt worden. Mit Recht haben darum Hasius sowohl als Rader diesem Zeugnisse Glauben geschenkt. Doch kehren wir zu Canisius zurück, der im Begriffe steht, von Köln nach Nymwegen zu ziehen.

Die Reise mag über Xanten, Marienbaum, Kalkar, Kleve gegangen sein. Wenigstens wollte man zu Anfang oder um die Mitte des 17. Jahrhunderts am Niederrhein von einem merkwürdigen Gesichte wissen, welches Canisius gerade in jenen Tagen zu Marienbaum, zwischen Xanten und Kalkar, in der Herberge zum Schwanen, dem Birgittinerkloster gegenüber, gehabt haben sollte[3].

Am Feste der heiligen Katharina von Alexandrien, dem 25. November 1565, trafen die Reisenden zu Nymwegen ein. Dem P. Hasius ver-

[1] *Hasius an Rader, Emmerich 1613. Autogr. (Epistolae ad P. M. Raderum 1606—1615, I, n. 54, § 35).

[2] *Hasius an Rader, Emmerich, 13. Febr. 1613. Autogr. (a. a. O. n. 56).

[3] Ich hoffe, an einer andern Stelle hierüber mich verbreiten zu können. Einstweilen verweise ich auf Dr Rob. Scholtens Arbeit „Zur Geschichte des Birgitten-Klosters in Marienbaum“, im „Niederrheinischen Geschichts- und Altertumsfreund“ 3. Jahrg., Cleve 1905, S. 18.

sicherte, wie schon bemerkt, seine Xantener Zeugin, Canisius habe Herberge gefunden im Hause ihres Vaters, des Ratsherrn Gottfried vom Triest, der des Canisius Schwester Wendeline zur Frau hatte[1]. Beinahe 20 Jahre waren verflossen, seitdem Peter Canisius die Seinen nicht mehr gesehen. Er war unterdessen Hofprediger des Kaisers Ferdinand I. und Theolog der Kirchenversammlung von Trient gewesen, war im Auftrage des Papstes Paul IV. nach Polen gegangen, hatte an den Hochschulen von Ingolstadt und von Wien gelehrt, beim Wormser Religionsgespräch mit Melanchthon sich gemessen, die Kollegien von Prag, Innsbruck, München, Dillingen gegründet; sein Katechismus war in zahlreichen Auflagen und Übersetzungen durch Europa verbreitet. Die Ankunft eines solchen Nymweger Kindes konnte einen ehrsamen Rat der Stadt Nymwegen nicht gleichgültig lassen. Hatte doch überdies Jakob Kanis, Peters Vater, so viele Jahre hier im Rate gesessen, als Bürgermeister die Geschicke der Stadt gelenkt, durch sein Ansehen beim Herzog von Lothringen und beim Kaiser Karl V. ihr so manchen Vorteil errungen. Es ward beschlossen, dem Ankömmlinge die Ehrung zu teil werden zu lassen, welche die Sitte der Zeit für vornehme oder berühmte Gäste verlangte: Man ließ ihn namens der Stadt begrüßen und schickte ihm den „Ehrenwein" [2].

Auch der Vorsteher der städtischen Lateinschule, welche man damals die „Apostelschule" nannte, stellte sich bei Canisius gleich nach dessen Ankunft ein. Canisius sollte noch am selben Tage an die Schüler eine lateinische Ansprache halten; es war ja Katharinentag, und die heilige Katharina wurde von alters her als die Beschützerin der freien Künste verehrt; zudem fiel das Fest dieses Jahr auf einen Sonntag. Der Gottesmann konnte dem Drängen nicht widerstehen; er sagte zu. Außer den Schülern und Lehrern fanden die zahlreichen Stiftsgeistlichen von St Stephan sich ein, auch viele Bürger, welche Latein verstanden. Obwohl der Pater aus dem Stegreife sprach, erzählt sein Begleiter, P. Denijs, „hat er doch allen Erwartungen reichlich entsprochen; man staunte sehr über seine einzigartige Redegabe" [3]. Thomas Buys, der Stiftsdechant von St Stephan, war

---

[1] * Hasius an Rader, Emmerich um 21. Mai 1613. Autogr. (Epp. ad P. M. Raderum 1606—1615, I, n. 48, § 24).

[2] * Hasius a. a. O.; P. Heinrich Denijs S. J. an den hl. Franz Borgia, Köln, 11. Dez. 1565, bei Hansen, Rheinische Akten zur Geschichte zur Geschichte des Jesuitenordens 518—519.

[3] Hansen a. a. O. 518.

förmlich begeistert. „Redegewandtheit und Gelehrsamkeit“, schrieb er nach Köln, vereinten sich wundersam mit „Bescheidenheit und Demut“; diese Beredsamkeit war „unbeschreiblich; niemand konnte sie genug bewundern, geschweige denn erklären“; „sehr vielen gebildeten Männern entlockte sie Tränen“ [1].

Nun hieß es, P. Canisius müsse auch in der Stiftskirche predigen. Die Stiftsherren setzten ihm so lange zu, bis er endlich zwei Predigten übernahm; sie wurden wohl gehalten am 30. November, dem Andreastage der damals gebotener Feiertag war, und am 2. Dezember, auf welchen der erste Adventsonntag fiel. Die Kanzel war dem Gaste zu Ehren mit einem besondern Teppich geschmückt [2]. Der Prediger mag sie nicht ohne Hochgefühl bestiegen haben. Die mächtig große, domartige Stephanskirche war noch nicht durch Bilderstürmereien verwüstet; sie war noch nicht, wie heute, die langweilig kahle und kalte Steinmasse, die nur mehr calvinischen Gottesdienst sieht. Ihre 30 und mehr Altäre, ihre Wände und Pfeiler und ihr Gestühl prangten in dem Silber- und Goldschmuck, in der Lichter und Farbenpracht, womit die Kunst der Jahrhunderte, die Frömmigkeit und Freigebigkeit so vieler frommen Stifter, so vieler Zünfte und Bruderschaften sie ausgestattet hatten [3]. Hier sah Canisius vermutlich auch jenes Sakramentshäuschen wieder, vor dem er in seiner Knabenzeit einmal während eines herzinnigen Gebetes mit göttlicher Erleuchtung war heimgesucht worden [4]. Obwohl Nymwegen höchstens 10000 Einwohner zählte [5], strömten, den berühmten Kanzelredner zu hören, nach des Denijs Bericht „einige tausend Menschen und darüber“ zusammen. Manche konnten seinen Worten nicht folgen, weil sie zu fern standen. Einige verstanden ihn nicht, weil er, der niederdeutschen Mundart entwöhnt, hochdeutsch sprach [6]. Gleichwohl, sagt Denijs, fanden sich die Zuhörer in ihren Erwartungen nicht getäuscht. Als er von der Kanzel herabstieg, schauten ihn die Leute mit großen Augen an, gleich als wäre er ein Reichsfürst [7]. Auch der

---

[1] *Thomas Buys an einen Kölner Freund, Nymwegen, 3. Dez. 1565. Ungefähr gleichz. Abschr. (L. Qu. f. 82 b). Im Pfarrarchiv von Mariä Himmelfahrt zu Köln.

[2] *Hasius an Rader, Emmerich um 21. Mai 1613.

[3] G. A. Meijer O. Pr., Katholiek Nijmegen I, Nijmegen 1904, 56—59.

[4] Canisii Epistt. I 11.

[5] Meijer a. a. O. I 59.

[6] Hansen, Rheinische Akten zur Geschichte des Jesuitenordens 518.

[7] Ebd.

Stiftsdechant fand große Gelehrsamkeit in den zwei Predigten; er sagt, dieselben hätten vortrefflich gewirkt[1].

Die Nymweger bedurften dessen. Der Rat hatte zwar noch das Jahr zuvor Verordnungen zu Gunsten der katholischen Religion erlassen; aber er handhabte sie wenig. Einige vom Rate waren dem neuen Glauben durchaus nicht abgeneigt. Jan van Venray, Kaplan an der Stephanskirche, war auf der Bahn, welche ihn schließlich auf den calvinischen Predigtstuhl führte, schon weit vorangeschritten. Pater Denijs versuchte umsonst, ihn auf bessere Wege zu bringen[2].

Canisius hörte auch manche Beichten. Viele Frauen kamen beichten zu Pater Denijs. Eine derselben bot sich an, dem Kölner Kollegium ungefähr 1000 Goldkronen zum Unterhalte armer Studenten zu schenken; die Väter jedoch wollten jeden Schein von Habsucht vermeiden; sie verwiesen die Frau auf spätere Zeiten[3].

Eines Tages erschien der P. Guardian der Franziskaner, ein „guter Freund der Gesellschaft Jesu", wie Denijs ihn nennt, im Hause des Ratsherrn Triest und zeigte den zwei Patres, was jüngst zu Valladolid auf dem Generalkapitel der Franziskanerobservanten war beschlossen worden; unter anderem las er ihnen den Beschluß vor, worin es heißt: Man soll „allen Ordensleuten, mögen sie was immer für eines Ordens sein, mit aller Demut und Freundlichkeit begegnen, besonders aber denen, welche der Gesellschaft Jesu angehören; die Brüder müssen ihnen Liebe und Ehre erweisen" und sie, wenn Ordensfeierlichkeiten abgehalten werden, „liebevoll einladen und aufnehmen"; und „keiner von uns vermesse sich, ihnen öffentlich oder heimlich Schlimmes nachzureden"[4].

Besondere Fürsorge ließ der apostolische Mann seinen Verwandten angedeihen. Außer seinem Bruder Theodorich, dem Rektor des Dillinger Kollegiums, und seiner Schwester Klara, der Nonne zu Wamel bei Thiel[5], besaß er drei verheiratete Brüder und vier verheiratete Schwestern. Zwei von den Brüdern mögen zu jener Zeit schon in Arnheim ansässig gewesen

[1] *Thomas Buys; wie oben S. 172 A. 1.

[2] Meijer a. a. O. I 34. H. J. Allard S. J., Canisiana, in „Studien op godsdienstig, wetenschappelijk en letterkundig Gebied L, Utrecht 1898, 262—266.

[3] Denijs an Borgia; wie oben S. 171 A. 2.

[4] Denijs an Borgia; wie oben S. 171 A. 2. Der Wortlaut des Beschlusses bei Petr. Ribadeneira S. J., Vita Ignatii Loiolae, Ingolstadii 1590, 223—224.

[5] Rob. Scholten, Die Stadt Cleve, Cleve 1879, 440.

sein, jedenfalls war zu Nymwegen die Verwandtschaft zahlreich und an gesehen. Peter gab sich viele Mühe, die unseligen Zwistigkeiten beizulegen welche die Gemüter getrennt und gegen einander erhitzt hatten [1].

Er besichtigte auch die Bücher sämtlicher Verwandten und übergab al unkatholischen Schriften, welche er vorfand, dem Feuer [2].

Des Canisius Schwester Wendeline, so erzählte dem P. Hasius We delines Tochter, „gab dem Stadtrate in ihrem Hause ein großes Essen; gege Ende des Tisches hielt der Pater mit viel Geschick eine aufmunternde A sprache". Es muß jene Ansprache gewesen sein, welcher P. Denijs m den Worten gedenkt: „Der Rat von Nymwegen ist zwar nicht in allwe gut katholisch; als aber P. Canisius ihn ermahnte, sich ganz und vol kommen katholisch zu halten, da nahm er es nicht übel und hörte de Redner nicht ungern zu." [3] „An einem andern Tage" — wir lass fortan der Nichte des Seligen das Wort — wurden von Frau Wendeli und deren Mann die sämtlichen höher gestellten Geistlichen samt Begleitun Ordensleute wie Weltgeistliche, zu Tisch geladen. „Es wurden auch d sämtlichen Verwandten einigemal eingeladen. Als zum letztenmal die Ei ladung zum Mittagessen an sie erging, ließ P. Canisius ihnen sagen, möchten sich frühzeitig einstellen, denn er habe etwas mit ihnen zu ve handeln. Sie entsprachen seinem Wunsche. Da führte er nun jede sein Schwestern mit ihrem Manne, ein Ehepaar nach dem andern, in se Zimmer und ermahnte sie mit beweglichen Worten, am katholischen Glaub standhaft festzuhalten; er sagte ihnen auch voraus, es würden Krieg unruhen und Irrlehren kommen, wie sie denn nachher wirklich gekomm sind. Alle ohne Ausnahme reichten ihm die Rechte und versprachen, würden samt den Ihrigen den Glauben ihrer Väter standhaft bewahre Das gleiche tat er mit seinem Bruder und dessen Frau. Dann rief jener Ehepaare Kinder, auch wieder je zwei und zwei, und machte ebenso." ... Der Pater „hatte gleich bei seiner Ankunft sich vernehm lassen, nach neun Tagen werde er wieder abreisen müssen. Nun war aber einige Schwestern und Schwestermänner von ihm da, welche ihn au in ihren Häusern gern einmal zu Tisch gehabt hätten; eines suchte dar dem andern den Rang abzulaufen. Da legte er den Streit auf di Weise bei: er erklärte, alle sollten ihm nur vorsetzen, was immer sie g

[1] Denijs an Borgia; wie oben S. 171 A. 2.
[2] *Hasius an Rader; wie oben S. 171 A. 1.
[3] Denijs an Borgia; wie oben S. 171 A. 2.

lüste; doch sollten sie alles in die Armenherberge bringen lassen; dort könnten sie ihm ein Mahl bereiten, so köstlich als sie nur wollten; zugleich möchten sich aber auch alle dazu rüsten, dort das heilige Abendmahl zu empfangen und von ihm den Segen zu erhalten. Gesagt, getan. Seine Verwandten hatten hiervon großen geistlichen Vorteil, die Armen auch leiblichen; ihnen kam alles zu, was von Speisen und Getränken nach dem Essen noch übrig war." [1] So die Berichterstatterin des P. Hasius, die Witwe von Xanten, welche als Nichte des Seligen und als Augenzeugin jener Vorgänge spricht. Ihre Worte finden Bestätigung in dem kurzen Berichte, welchen ein anderer Augenzeuge, der P. Denijs, am 11. Dezember 1565 an den Ordensgeneral Borgia sandte. P. Canisius, heißt es hier, „predigte auch im Spitale zum Troste der Armen. Er sorgte auch dafür, daß ihnen durch die Freigebigkeit seiner Verwandten nicht geringe Ergötzung und Erquickung zu teil wurde. Das gereichte vielen zur Erbauung." [2] Der Name des Spitales ist in den Quellen nicht genannt; es scheint die St Nikolausherberge gewesen zu sein; sie besaß ihre eigene, dem hl. Nikolaus geweihte Kirche [3].

Die Liebestat im Armenhaus von Nymwegen war eines Heiligen würdig. Sie wird im Leben des herrlichen Mannes allzeit einen der anmutigsten Züge bilden [4]. Prälat Schaepman, der große holländische Staatsmann und geistvolle Schriftsteller, hat sie in einer seiner Dichtungen gepriesen [5]. Als im Jahre 1897

---

[1] *Hasius an Rader; wie oben S. 171 A. 1.

[2] Hansen, Rheinische Akten zur Geschichte des Jesuitenordens 519.

[3] G. A. Meijer O. Pr., Katholiek Nijmegen I, 94—95; Derselbe, Dominikaner Klooster en Statie te Nijmegen, Nijmegen 1892, 75 A. 1.

[4] Der Kürze beflissen und nach dem Geschmacke seiner Zeit die Erbauung zumeist im Ungewöhnlichen, auch nach außen hin Glanzvollen suchend, hat Rader in seinem Canisiusleben nur das Liebesmahl im Armenhause geschildert; über die Einladungen des Triestschen Hauses und manches andere, was der treue Hasius für ihn gesammelt, hat er sich ausgeschwiegen. (De vita Petri Canisii Libri tres a Matthaeo Radero conscripti, Monachii 1614, 223—224). Spätere Lebensbeschreiber, wie Dorigny, Python, Tegli Oddi, Boero, Daurignac u. a., haben des Hasius Briefe nicht gekannt und Raders Darstellung mißverstanden. So ward mehr und mehr der Tatsachen einfache, natürliche Schönheit durch erkünstelten Zierat entstellt. Canisius kehrt bei keinem seiner Verwandten ein; er nimmt sein Absteigequartier im öffentlichen Armenhause. Hier verpflichten sich alle Verwandten durch gemeinsamen Eidschwur, lieber das Leben als den Glauben der Väter zu lassen. Das reiche, köstliche Mahl ist für die Armen allein; Canisius und alle seine Blutsfreunde bedienen sie während des Essens; vornehme Herren aus der Stadt schauen zu und zerfließen in Tränen, und anderes mehr.

[5] Petrus Canisius, gehuldigt door Dr H. J. A. M. Schaepman, Nijmegen 1898, 11—12.

Nymwegen das dreihundertjährige Gedächtnis des größten seiner Söhne beging, vergaß es auch der Armen nicht. Was im Jahre 1565 geschehen war, wiederholte sich jetzt. Durch feierlichen Gottesdienst und ein reiches, frohes Mahl und andere Spenden christlicher Liebe ward ihnen ein Tag der Freude bereitet. Bald nach jener Jahrhundertfeier sollte auch endlich ein Samenkorn aufgehen, das Canisius damals in Nymwegens Boden gelegt hatte; das Verlangen der Nymweger Katholiken nach einem Kollegium der Gesellschaft Jesu fand im Jahre 1900 seine Erfüllung in dem prächtigen, vom holländischen Staate mit Öffentlichkeitsrecht begabten Canisiuskollegium.

Es war das letztemal, daß Petrus Canisius in seiner Heimat weilte. In den ersten Tagen des Dezember, wahrscheinlich am 4. Dezember 1565, verließ er, jetzt nur von P. Denijs begleitet, die Vaterstadt, um sie nie wiederzusehen. „Doktor Peter Canisius", so äußerte sich am 18. Januar 1566 der Xantener Stiftsherr Gerhard Buys, ein Nymweger, in einem Briefe nach Köln, „hat sich nur sehr wenige Tage bei den Nymwegern sehen lassen. Alle haben mir bezeugt, daß er sehr viel Gutes dort gestiftet habe, bei seinen Verwandten und auch beim Rat der Stadt, bei der Geistlichkeit, beim Volke, bei der Jugend und deren Lehrern." [1] Der Eindruck war auch ein nachhaltiger. Fast 50 Jahre später, im Jahre 1613, konnte P. Hasius bezeugen: „Man zählt jetzt ungefähr 150 Abkömmlinge jenes Jakob Canisius, der unseres Petrus Canisius Vater gewesen; bis zur Stunde sind sie alle katholisch geblieben." [2] Der beste Kenner nymwegischer Kirchengeschichte, den die Gegenwart besitzt, der Dominikanerpater Meijer, schreibt von jenem Besuche des Seligen: „Diesem segensreichen Besuche wird man zum guten Teile den Mut und den Glaubenseifer zuschreiben müssen, welchen die Katholiken Nymwegens in den nun herannahenden schweren Stunden an den Tag legen sollten." [3]

Canisius und Denijs ritten die Straße dahin, welche sie nach Köln zurückführte. Bald waren sie in Groisbeek. Hier saß als Schloßherr des Fürstbischofs von Lüttich Bruder, der eifrig katholische Seger von Groisbeek. Er ließ es sich nicht nehmen, die beiden Jesuiten freundlichst zu bewirten. Am 5. Dezember brachten sie in der Viktorskirche zu Xanten das Meßopfer dar und waren dann der Stiftsherren Gäste. Man drängte den Pater Canisius sehr, er möchte doch am nächsten

[1] * Ungefähr gleichz. Abschr. (L. Qu. f. 87b). Im Pfarrarchive von Mariä Himmelfahrt zu Köln.

[2] * Hasius an Rader; wie oben S. 671 A. 1.

[3] Katholiek Nijmegen I 37.

Tag, dem St Nikolausfeste, die Predigt im Münster halten. Aber die Kölner harrten seiner so sehnlich, daß er glaubte weiter ziehen zu müssen. Andern Tages kamen sie in eine Stadt, deren Name nicht aufbewahrt ist. Als der Pfarrer erfuhr, Canisius sei da, ließ er vom Bitten nicht ab, bis der Gottesmann endlich die Kanzel bestieg. Am 7. Dezember, dem Vorabende von Mariä Empfängnis, trafen sie in Köln wieder ein. „Alle Mitbrüder", so schließt P. Denijs diesen Reisebericht, „hatten große Freude und hießen uns herzlich willkommen." [1]

Canisius hatte gehofft, nun endlich werde aus Rom das heiß ersehnte Indult für die Kölner eingetroffen sein. Er hatte sich getäuscht. Abermals beschloß er, sich nur eine einzige Nacht in Köln zu vergönnen. Tags darauf wollte er zum Herzog von Jülich und zu den Bischöfen Westfalens reisen [2].

Die wenigen Stunden seines Kölner Aufenthaltes benutzte der Abgesandte des Papstes zur Abfassung eines Berichtes für Rom. Aus einem Schreiben des Ordensgenerals Franz Borgia erfahren wir, daß in dem Bericht auch kölnische Angelegenheiten zur Sprache kamen. Eine derselben ist von Borgia ausdrücklich erwähnt: Der Kölner Weihbischof Johann Pennar, ein Minorit, war am 13. September 1563 zu Mainz gestorben [3]. Seitdem hatte das weite Erzbistum keinen Weihbischof mehr. Der Mangel war um so fühlbarer, weil auch dem Erzbischof selbst die bischöfliche Weihe fehlte. Die Kölner Bürgersöhne, so jammerte der Rat im April 1566, müßten nach Mainz, Trier, Lüttich und Münster ziehen, wenn sie die Weihen nehmen wollten, mit großen Kosten und zur Schande des Erzstifts [4]. Der Ordensgeneral versprach, diesen und andere Übelstände dem Papste vorstellen zu wollen, damit er Abhilfe treffe [5].

Zunächst, scheint es, reiste der geheime Nuntius, nun nicht mehr von P. Denijs begleitet, nach Düsseldorf. Er hoffte hier den Herzog von Jülich-Kleve-Berg zu finden, dem er wohl auch schon auf seiner Nymweger Reise zu Kleve nachgefragt hatte. Der Fürst war nicht in Düsseldorf, und so lenkte Canisius seine Schritte gegen Westfalen hin. Er ahnte nicht, daß eben jetzt, am 9. Dezember 1565, zu Rom sein Auftraggeber, der greise Papst Pius IV., das Zeitliche segnete;

[1] Denijs an Borgia; vgl. oben S. 171 A. 2.

[2] Leonhard Kessel S. J. an Borgia, Köln, 11. Dez. 1565; vgl. oben S. 169 A. 1.

[3] Hansen, Rheinische Akten zur Geschichte des Jesuitenordens 562 A. 1.

[4] Konr. Eubel O. M., Geschichte der kölnischen Minoriten-Ordensprovinz, Köln 1906, 55.

[5] *Borgia an Canisius, Rom, 2. März 1566. Gleichz. Abschr. (Germ. 65 f. 70b.)

es mußten noch mehr als drei Wochen vergehen, bis das erste Gerücht von diesem Ereignisse an sein Ohr drang.

Das erste westfälische Reiseziel war die Stadt Münster.

In Stadt und Bistum Münster sah es nicht zum besten aus. Die Wunden, welche 1535 das Wiedertäufertum diesem Sprengel geschlagen, waren noch lange nicht vollständig vernarbt; viele Geistliche lebten unenthaltsam; auf dem fürstbischöflichen Stuhle hatten Unwürdige gesessen: Franz von Waldeck, der große Trinker, der sich 21 Jahre Bischof von Münster nannte, war mehr protestantisch als katholisch gewesen; sein Nachfolger Wilhelm von Ketteler hatte lieber auf die Mitra verzichten als dem Papste den herkömmlichen Eid schwören wollen. An seine Stelle war durch einstimmige Wahl Bernhard von Raesfeld gekommen. Fürstbischof Bernhard entstammte einer angesehenen und mächtigen Familie Westfalens, war ein rechtgläubiger und wohlgesinnter Mann, aber schwachen Willens und sittlich nicht ganz unbescholten; die Kriegsläufte, die Widerspenstigkeit vieler Untergebenen, die Geldnöte hatten ihm den Mut gebrochen.

Als Canisius in Münster anlangte, traf er den Bischof nicht; auch von seinem gewöhnlichen Wohnsitze, dem Städtchen Ahaus nahe bei Münster, war Bernhard, wie es scheint, eben abwesend. Canisius kam durch eigene Anschauung, wohl auch durch Mitteilungen des Bischofs von Osnabrück, zu der Überzeugung, daß es sich der Mühe nicht lohnte, dem Kirchenfürsten noch weiter nachzureisen; Aussicht auf sonderliche Erfolge boten auch persönliche Unterhandlungen nicht. Er richtete darum aus Münster am 13. Dezember 1565 einen lateinischen Brief an Bischof Bernhard. Schon vor Monaten, sagt er darin, habe der Papst einen Vertrauensmann nach Münster schicken wollen; aber ein Mißgeschick habe den Plan vereitelt. Daraufhin sei er, Canisius, beauftragt worden, dem Bischof ein beglaubigtes Exemplar der Trienter Konzilsbeschlüsse zu übermitteln mitsamt dem Schreiben, durch welches der Papst ihn zu deren Verkündigung und Vollstreckung aufforderе. Er, versichert Canisius weiter, sei nach Münster gekommen, um seine Dienste dem Bischof zur Verfügung zu stellen. Aber weil er nicht mehr viel Zeit übrig habe und nicht zu lange von Augsburg wegbleiben dürfe, so könne er nicht wohl an des Bischofs Hof reisen; dieser möge ihn für entschuldigt halten, wenn er sich jetzt eines Boten bediene. „Dieses eine", so heißt es nun wörtlich, „füge ich für jetzt bei. Ich wünsche es sehr und bitte den großen Gott inständig darum, Ihre Frömmigkeit möge auch fernerhin um dieses vortreffliche Bistum Münster sich verdient machen und dort die katholische Religion nicht nur aufrecht erhalten, sondern auch von verderblichen Meinungen und häßlichen Miß-

bräuchen säubern, entsprechend den so weisen, gelehrten und frommen Anweisungen der heiligen allgemeinen Kirchenversammlung." [1]

Welchen Eindruck diese Worte machten, wissen wir nicht. Eindruck machte jedenfalls das Bild münsterischer Kirchenzustände, welches der Nuntius für den Papst entwarf und noch im Monat Dezember von Fürstenau aus an Kardinal Amulio sandte. Der hl. Pius V., bald darauf auch durch Kardinal Commendone über die kirchliche Lage Deutschlands aufgeklärt [2], richtete aus Rom am 13. Juni 1566 an den Bischof von Münster wie an verschiedene andere deutsche Bischöfe ein Breve, worin er sagte: „Die Hauptursache so großer Irrlehren" in Deutschland ist, „so vernehmen wir, das üble, unehrbare, schmähliche Betragen der Geistlichen". „Wie wir hörten, hatten sie (was aber gesagt sein soll, ohne daß der Ehre der guten Geistlichen Abbruch geschehe) die Gewohnheit, Beischläferinnen im Hause zu halten; sie führten dieselben mit sich herum; sie stellten dieselben zur Schau in den Kirchen und bei Gastmählern; sie ließen, was man ohne Erröten nicht sagen kann, diesen Personen, gerade als ob sie ihre rechtmäßigen Gemahlinnen wären, die Titel beilegen, die ihnen selbst ob ihrer Priesterweihe und ihres kirchlichen Amtes zukamen." Darum, sagt der Papst, solle der Bischof den Sprengel visitieren und die Geistlichen zur Ausschaffung jener Weiber zwingen; der ihm unterstellten Geistlichkeit gegenüber solle er dabei seine gewöhnliche bischöfliche Amtsgewalt in Anwendung bringen, bei den ihm nicht Unterstellten aber die Vollmacht, welche ihm der Papst eigens hierfür erteile. Er, der Papst, sei auch mit dem Kaiser in Unterhandlung getreten, damit dieser den Bischöfen hierbei seinen Arm leihe [3]. Bischof Bernhard glaubte, für die Erfüllung einer so schweren Aufgabe nicht mehr Kraft genug zu besitzen. Schon lange hatte er sich gesehnt, die Last seines Amtes auf festere Schultern abwälzen zu dürfen. Im Oktober des Jahres 1566 konnte er endlich mit päpstlicher Bewilligung seine Abdankung vollziehen. Bei der Wahl des neuen Bischofes fielen alle Stimmen auf den Bischof von Osnabrück, Johannes von Hoya, und ob der schweren Notlage der Bistümer Münster und Osnabrück ge-

[1] Gedruckt bei L. Keller, Die Gegenreformation in Westfalen und am Niederrhein I, Leipzig 1881, 354—355 (Publicationen aus den k. preußischen Staatsarchiven IX).

[2] Iac. de Laderchio, Annales ecclesiastici XXII, Romae 1728, 142 146.

[3] Das lateinische Schreiben gedruckt bei Keller a. a. O. 359—360; vgl. Laderchi a. a. O. 143 und W. E. Schwarz, Briefe und Akten zur Geschichte Maximilians II 1, Paderborn 1889, 27.

stattete Pius V., daß Hoya nun die beiden bischöflichen Verwaltungen in seiner Person vereinige. Dazu fügte der Papst zwei Jahre später auf die Bitten des Paderborner Kapitels auch noch die Administration des Bistums Paderborn.

Johannes von Hoya, der Fürstbischof von Osnabrück, war mehr als ein gewöhnliches Menschenkind. Sprosse eines finnischen Grafengeschlechtes, von mütterlicher Seite Neffe des Schwedenkönigs Gustav I., hatte er in Frankreich und in Italien seine Bildung genossen. Ein Zeitgenosse, der protestantische Theologieprofessor David Chyträus, nennt ihn einen „hochbegabten, gelehrten, beredten, freigebigen Fürsten“ [1]. Der päpstliche Nuntius Johannes Franziskus Commendone rühmt in einem Schreiben, das er aus Köln am 25. April 1561 an den hl. Karl Borromäus richtete, seine Tugend, seinen hohen Sinn, seine Erfahrung und Sprachenkunde [2]. Eines solchen Mannes bedurfte aber auch das Bistum Osnabrück; seine Lage war zum Erbarmen. Hoyas Vorgänger Waldeck hatte eine protestantische Kirchenordnung vorgeschrieben; in der Stadt Osnabrück wurde sie von Welt- und Ordensgeistlichkeit angenommen; nur die Domherren und die Dominikaner weigerten sich; die Katholiken hatten im Jahre 1565 nur mehr zwei Pfarrkirchen in der Stadt. Dazu kamen die offenen Laster vieler Geistlichen, die Schulden, welche Bischof Waldeck aufgehäuft hatte, Verwirrung in den Rechtsverhältnissen, Einfälle von Kriegsvolk, ansteckende Krankheiten. Der Fürstbischof Hoya zeigte sich anfangs ziemlich schwach; doch ermannte er sich mehr und mehr. Im Jahre 1561 sah er sich zu Köln die Jesuiten an [3]; bald war er ihr Freund. Er dachte daran, zu Osnabrück die Gebäude des vollständig verödeten Augustiner-Eremitenklosters wiederherstellen zu lassen und darin ein Kollegium der Gesellschaft Jesu zu errichten [4]; zwischen dem Fürstbischof und dem Orden wurde lange und ernstlich darüber verhandelt [5]. Zu Fürstenau, wo des Bischofs Hofhaltung war, hielt P. Heinrich Denijs, den wir bereits kennen, im August des Jahres 1562 eine Reihe von Predigten [6].

Hatten Bischof Johannes von Hoya und P. Petrus Canisius um das Jahr 1563 brieflich verkehrt [7], so sollten sie jetzt von Angesicht sich kennen lernen. Canisius traf Mitte Dezember 1565 im bischöflichen Schlosse zu Fürstenau ein. Von da schrieb er am 28. Dezember 1565 nach Köln an seinen Freund Kessel: „Während meines Aufenthaltes hier am fürst-

[1] Dav. Chytraeus, Chronici Saxoniae pars tertia, Lubecae 1593, 403.
[2] Miscellanea di Storia italiana VI, Torino 1865, 111.
[3] Hansen, Rheinische Akten zur Geschichte des Jesuitenordens 386.
[4] Ebd. 410.
[5] Epistolae P. Hieronymi Nadal II, Matriti 1899, 104—105 110—111. Hansen a. a. O. 386 397 406 429[4] 437[3] 440 448.
[6] Epistolae P. Nadal II 105.
[7] Canisii Epistt. III 551.

bischöflichen Hofe predige ich häufig, und, Christo sei es gedankt, die Predigten sind nicht ohne Wirkung geblieben." Vermutlich mußte der gefeierte Redner nicht bloß jene Weihnachtspredigten halten, von denen wir bald mehr hören werden, sondern auch gleich am 16. Dezember, dem dritten Adventsonntage, das Wort Gottes verkünden und dann wieder am 21. Dezember, dem Feste des Apostels Thomas, und am vierten Adventsonntage, vielleicht auch, dem Adventsbrauche jener Zeit gemäß, an einigen Werktagen. Wir erfahren weiter aus dem Briefe an Kessel, daß der angesehenste unter den Pfarrern des Stiftes, also wohl der Dompfarrer Jodokus Rebecher, sich bei dem Ordensmann einstellte und ihn bat, seine Beichte zu hören. Der Fürstbischof selbst ließ sich auf Weihnachten von P. Canisius den Leib des Herrn reichen[1]. Mehreres noch meldete unser Reisender über seine Osnabrücker Sendung aus Fürstenau am 29. Dezember 1565 nach Rom an den hl. Franz Borgia, den General der Gesellschaft Jesu: „Ich bin", schrieb er, „beim Fürstbischof von Osnabrück nun schon vierzehn Tage; er verlangte das inständig; er wollte während dieser Zeit hier viel mit mir verhandeln über die Wiederaufrichtung der Religion in dieser Gegend. Dann mußte auch Rücksicht genommen werden auf die nahe bevorstehende Weihnachtszeit; in dieser Zeit bin ich nun schon vier Tage nacheinander am Predigen. Ich besichtigte auch Osnabrück und einige halbzerstörte Klöster jener Stadt, die nur mehr ein kleines Häuflein Katholiken besitzt. Der hochwürdigste Bischof würde so gern in Osnabrück für die Unsern ein Kollegium errichten; aber ich kann wirklich nicht absehen, wie das möglich sein werde. Die religiösen Verhältnisse befinden sich hier zu Lande in völliger Zerrüttung; man findet nur wenige Katholiken; die Lutheraner haben das Heft in der Hand. Ich schreibe über die Lage, und zwar ziemlich ausführlich, wie mir scheint, in dem beiliegenden Briefe"; man möge denselben an Kardinal Amulio gelangen lassen, für den er bestimmt sei[2]. Die Predigten, von denen Canisius erzählt, wurden ohne Zweifel in jener Fürstenauer Pfarrkirche gehalten, welche heute noch steht, aber zu einem protestantischen Bethaus umgewandelt worden ist[3]. Der

[1] Canisius an Kessel, Fürstenau, 28. Dez. 1565, bei Hansen a. a. O. 519 A. 4. Es ist von dem Brief nur mehr ein Bruchstück vorhanden, und auch dieses nur in einer Abschrift, welcher der Abschreiber die irrige Bemerkung beigefügt hat, der Brief sei in Osnabrück geschrieben.

[2] *Canisius an Borgia, Fürstenau, 29. Dez. 1565. Neue Abschr.

[3] H. W. H. Mithoff, Kunstdenkmale und Altertümer im Hannoverschen VI, Hannover 1879, 50—51.

Prediger behandelte die Lehren, über welche die Protestanten mit den Katho liken uneins waren. Das bezeugt Canisius selbst in einem späteren Briefe

Der Fürstbischof bat auch, wie wir aus der gleichen Quelle erfahren um einen Theologen aus der Gesellschaft Jesu; er wollte denselben einig Monate lang als Ratgeber an seiner Seite haben, um die kirchliche Refor im Bistum desto erfolgreicher vollziehen zu können; außerdem sollte de Pater Predigten halten. Unser Visitator aber wußte, wie unendlich viel Anforderungen an seine Ordensgenossen von allen Seiten gestellt wurden er gab wenig Aussicht auf einen Theologen; er sagte offen heraus, ei Kollegium könne man jetzt wohl noch nicht wagen[1]. In der Tat soll der hochherzige Fürst die Errichtung des Osnabrücker Kollegiums nicht e leben; erst durch einen seiner Nachfolger, den Kardinal Eitel Fritz vo Hohenzollern, wurde der schöne Gedanke im Jahre 1623 verwirklicht.

Wir sehen übrigens aus des Canisius Worten, daß der Bischof en schlossen war, zu reformieren. Er war ohne Zweifel vom Papste daz aufgefordert worden durch ein Breve, welches der Nuntius zugleich mit de Konzilsbeschlüssen ihm überreichte. Einen dieser Beschlüsse mußte der Bisch auf sich selbst anwenden; es war der über den Empfang der bischöfliche Weihe. Johann von Hoya war vor zwölf Jahren zum Bischof von Osn brück gewählt worden und hatte bis jetzt noch nicht einmal die Prieste weihe erhalten! Der Nuntius und spätere Kardinal Commendone hat ihn vor mehreren Jahren mündlich gemahnt; er hatte ihm später au brieflich zugesetzt. Nun redete Canisius ihm ins Gewissen. Aber es gc so wenige Bischöfe im Norden; besonders schwierig war es, die für d Bischofsweihe vorgeschriebene Dreizahl der Bischöfe zusammenzubringen. S kam man schließlich dahin überein: man wolle vom Papste die Bewilligur erwirken, daß die heilige Handlung von nur einem Bischof unter dem Beistar zweier infulierter Äbte vollzogen werde. Einige Monate später, beim Reich tage von Augsburg, empfahl Canisius diese Angelegenheit dringend d Fürsprache des päpstlichen Legaten Commendone[2].

Johann von Hoya ward im Oktober des Jahres 1567 zum Priest und zum Bischof geweiht; der Weihbischof von Münster spendete die Weih

---

[1] * Canisius an Franz Borgia, Mainz, 27. Jan. 1566. Originalbrief (E. II, n. 161).

[2] * Bericht des Legaten Commendone an die päpstliche Kurie, Augsbu 1. April 1566. Alte Abschr. (Cod. Egerton 1078, 95—99). Im Britischen Museu zu London.

im Kreuzherrenkloster Bentlage unter dem Beistande von drei Benediktineräbten[1]. Als Bischof Hoya sieben Jahre später aus dem Leben schied, nahm er den Ruhm mit sich, ein Wiederhersteller katholischen Glaubens und Lebens, Westfalens guter Engel in bösen Tagen gewesen zu sein[2].

Im Begriffe, das Osnabrücker Bistum zu verlassen, bemerkte Canisius in einem Schreiben an Borgia: Auf solchen Wanderungen durch Deutschland treffe man tagtäglich mit Irrgläubigen zusammen[3]; und als er am 28. Januar 1566 von Mainz aus auf seine gesamte Reise zurückblickte, fühlte er sich zum Danke gegen Gott angeregt dadurch, daß, wie er sich ausdrückt, „selbst Sektierer ihm nicht ungern zuhörten, wenn er vom katholischen Glauben Rechenschaft gab“[4]. An den geistlichen Fürstenhöfen traf man eben gar manchen protestantischen Rat. Auch Fürstbischof Hoya hatte solche. Canisius hat sicher zu Fürstenau mehr als einmal mit ihnen an der Tafel gesessen und von Religion gesprochen; der eine oder andere mag auch seine Kontroverspredigten in der Fürstenauer Pfarrkirche angehört haben.

Noch harrte ein anderes westfälisches Breve seiner Erledigung, das an den Fürstbischof von Paderborn.

---

[1] Herm. Kock, Series Episcoporum Monasteriensium III, Monasterii 1802, 127—128. Mich. Strunck S. J., Annalium Paderbornensium pars 3, Paderbornae 1741, 386.

[2] Hat der selige Petrus Canisius auch im Dom von Osnabrück gepredigt? Man hat Jahrhunderte hindurch diese Frage bejaht. Mit den Lebensbeschreibern des Seligen, einem Sacchini, Dorigny, Python, Degli Oddi, Rieß, Boero, stimmen in dieser Behauptung die Osnabrücker Gelehrten, katholische und nicht katholische, zusammen; so der berühmte Maurus Rost, Abt des Benediktinerklosters Iburg und Verfasser der Iburger Annalen; so die beiden Stüve, Johann Eberhard und Karl; so auch der Lebensbeschreiber der Osnabrücker Fürstbischöfe, Johann Eitel Sandhoff; so endlich die Geschichtschreiber der Osnabrücker Lehranstalten, die Professoren Heinrich Iber und Julius Jäger, anderer, wie eines Strunck, Kampschulte, Janssen, nicht zu gedenken. Auch der Schreiber dieser Zeilen hat, auf solchen Zeugnissen fußend, an mehr als einer Stelle sich in diesem Sinne geäußert. Es tut mir leid, sagen zu müssen, daß ich jetzt, nach eingehender Prüfung, diese Annahme für unhaltbar erachte. Alles geht schließlich auf ein einziges Zeugnis zurück, auf das von Francesco Sacchini (De Vita P. Petri Canisii, Ingolstadii 1616, 223); Sacchini aber hat den Canisiusbrief vom 29. Dezember 1565 (vgl. oben S. 181 A. 2) unrichtig verstanden. Mehr hierüber an einer andern Stelle. Es hat sich überhaupt um des Canisius Aufenthalt im Fürstbistum Osnabrück nach und nach manche Schlingpflanze legendenhafter Ausschmückung gewunden; so die Geschichte von den Osnabrücker Predigern, die den Jesuiten zu einer öffentlichen Disputation herausgefordert hätten und von ihm glänzend abgeführt worden wären. Kein alter Zeuge weiß davon. Des Canisius Worte lauten dagegen.

[3] *Canisius an Borgia, Fürstenau, 29. Dez. 1565; wie oben S. 181 A. 2.

[4] Sacchinus a. a. O. 227.

Der gelehrte und tugendreiche Bischof Rembert von Kerssenbroich hatte ehedem die Marienpfarre von Osnabrück verwaltet und gegen die Lutheraner, auch nachdem diese ihn aus der Stadt vertrieben, so lange als nur immer möglich verteidig Wohl ward das Bistum Paderborn während seiner fast zwanzigjährigen Amts führung aufs schwerste geschädigt: dichte Volksmassen gingen zum Protestantismu über, besonders in Gebieten, wo der Bischof nicht zugleich Landesherr war. Ab Rembert trug keine Schuld daran; er tat, was er konnte. Jetzt war seine Kraft a Versiegen; er stand entweder schon im 90. Jahr oder doch hart an dessen Schwelle

Man begreift es, daß Bischof Johann von Hoya dem päpstlichen Sen boten riet, nicht zu seinem bischöflichen Amtsbruder von Paderborn z gehen. Die Reise, sagte er, sei beschwerlich; beträchtliche Erfolge seien nic zu gewärtigen[2]. Canisius setzte sich darum mit Fürstbischof Kerssenbroi durch einen lateinischen Brief in Verbindung, den er am 17. Dezember 156 aus Fürstenau an ihn richtete; der Wortlaut des Stückes war bisher u bekannt; er sei hier wenigstens teilweise geboten. Nach des Papstes Übe zeugung, heißt es darin, sei das Konzil von Trient ganz vorzüglich g eignet, die kirchlichen Zustände auf dem Glaubensgebiete wie im Bereic der Sitten gründlich zu bessern. Bei seiner aufrichtigen Zuneigung z dem deutschen Volke wünsche darum das Oberhaupt der Kirche sehnlich daß die Konzilsbeschlüsse auch in den deutschen Bistümern angenomme würden. Zu diesem Zwecke sende der Papst dem Bischof das anliegen Schreiben; es sei auch ein beglaubigter Druck der Konzilsbeschlüsse be geschlossen. „Mir", so fährt Canisius wörtlich fort[3], „wurde die Aufgab für die Ablieferung von alledem an Eure Erlaucht gewissenhafte Sor zu tragen, damit nicht dies päpstliche Schreiben wiederum, wie es früh geschehen, von Unbefugten aufgefangen werde. Es erübrigt mir nur noc die göttliche Güte zu bitten, sie möge bei Veröffentlichung wie bei Au führung dieser Konzilsbeschlüsse Ihren frommen Bemühungen gnädigen Be stand gewähren, zu Nutz und Frommen des gesamten Bistums Paderborn."

---

[1] F. von Löher behauptet, Rembert von Kerssenbroich sei zu Rom i Deutschen Kollegium gebildet worden (Geschichte des Kampfes um Paderborn 15 bis 1604, Berlin 1874, 24). Aber als das Germanikum in seinen ersten Anfäng stand, war Rembert schon gut über die Siebzig hinaus, und seit einigen Jahr zum Bischof geweiht!

[2] *Canisius an Borgia, Fürstenau 29. Dez. 1565; wie oben S. 181 A.

[3] *Abschrift vom Jahr 1648, durch P. J. Grothauß S. J. vom Original g nommen (Litt. Epistt. var. f. 169). Im Studienstiftungsarchiv zu Köln.

[4] Man wird also fortan nicht mehr mit Strunck und Kampschulte sagen dürfe Canisius sei selbst zu Paderborn gewesen und habe persönlich mit Bischof Rembe verhandelt.

Zu den westfälischen Bischöfen gehörte eigentlich auch Herzog Georg von Braunschweig-Lüneburg; verwaltete er ja seit 1554 das Bistum Minden, seit 1558 auch das Erzbistum Bremen und das Bistum Verden. Zu verwalten gab es allerdings in den drei Sprengeln bitter wenig, es fanden sich nur mehr spärliche Reste katholischen Wesens. Manche meinen, auch Georg selbst sei nur mehr äußerlich katholisch gewesen; andere urteilen milder, und sie mögen darin recht haben. Wie immer dem sei, es ist wahrscheinlich, daß Pius IV. auch ihm die Konzilsbeschlüsse schickte; hatte er ja auch ein Jahr zuvor ihm, wie andern deutschen Bischöfen, die Vollmacht gesendet, den Laienkelch reichen zu lassen[1]. Auch wollte man noch im 17. Jahrhundert einen Brief besitzen, welchen Canisius an ihn gerichtet[2]; er mag bei diesem Anlasse geschrieben worden sein. Gegen die Gesellschaft Jesu erwies sich Georg, der lange Zeit auch Dompropst von Köln war, zu wiederholten Malen wohlgeneigt[3]. Er starb schon im Jahre 1566; mit ihm sank das katholische Erzbistum Bremen für immer ins Grab.

„Hier", so schrieb Canisius am 29. Dezember 1565 aus Fürstenau an seinen Ordensgeneral Franz Borgia, „werde ich mich nicht länger mehr zurückhalten lassen. Ich werde vielmehr geradeswegs, so Gott will, den Fürsten von Jülich aufsuchen, dem ich schon früher vergebens nachgegangen bin. Von ihm weg werde ich zum dritten Male nach Köln zurückkehren ... Von mir will ich nur das eine noch sagen: auf diesen Reisen durch Deutschland tröstet mich nichts so sehr als der heilige Gehorsam. Ich hoffe, Euere hochwürdige Paternität beten oft für mich und lassen auch Ihre Untergebenen für mich beten. Ich bitte angelegentlich, man möge das doch ja fleißig tun." [4]

Des Gebetes bedurfte der päpstliche Bote in den nun folgenden Tagen mehr als sonst.

---

[1] Canisii Epistt. IV 575.

[2] Nath. Sotvellus S. J., Bibliotheca Scriptorum Societatis Jesu, Romae 1676, 663.

[3] Hansen, Rheinische Akten zur Geschichte des Jesuitenordens 290 386[4] 495.

[4] *Canisius an Borgia, Fürstenau, 29. Dez. 1565; wie oben S. 181 A. 2.

(Schluß folgt.)

Otto Braunsberger S. J.

Zwanzig Jahre „Dichterstimmen".

Fast epochemachend könnte man die Anregung nennen, die von Janssen „Geschichte des deutschen Volkes" mitten im Kulturkampf auf die katholisch Literatur ausging. Eine halbverschollene Zeit, das verachtete Mittelalte erschloß hier vor den erstaunten Augen eines neuen Geschlechts ihre reich ungeahnte Fülle von poetischen Schätzen. Daß es auch an Talenten keines wegs gebrach, zeigte Webers vielgefeiertes Epos „Dreizehnlinden".

Aber der Kulturkampf war der freien Entfaltung des katholischen lit rarischen Lebens im allgemeinen nicht günstig. Die Aufmerksamkeit de Geister blieb zu sehr im Banne der großen brennenden Tagesfragen, d poetischen Kräfte unter den Katholiken standen vereinzelt da und ve schwanden so unter der Masse der andersgläubigen Schriftsteller, es fehl an Gelegenheit zum gegenseitigen Ideenaustausch, man verlangte nach eine Sammelpunkt für die mannigfaltigen Bestrebungen, Wünsche und Ziele — es fehlte ein gemeinsames poetisches Organ.

Immer häufiger wurden darum die Stimmen, welche die Schaffun einer derartigen Zeitschrift verlangten. Man fing an, die Angelegenhe ernstlich zu erwägen, machte Vorschläge und experimentierte, aber erst um d Mitte der achtziger Jahre erschien ein Literaturblatt, das zum erstenmal d Sammlung der katholischen Dichter mit Erfolg zur Devise erhob und unt dem Namen „Dichterstimmen der Gegenwart" nun bereits seinen zwanzigste Jahrgang abschließt.

Da sich in den Spalten dieses Organs die katholische Poesie der letzte zwanzig Jahre in der Großzahl ihrer Vertreter und Erscheinungen bis z einem gewissen Grade widerspiegelt, so dürfte ein kurzer Rückblick auf da Werden, das allmähliche Erstarken, die Schwierigkeiten und die Bedeutun des ganzen Unternehmens von Interesse sein.

I.

Schon in den siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts war d Plan, ein poetisches Organ für das katholische Deutschland zu gründe in die Tat umgesetzt worden. Der als Gelehrter und Erfinder des Volap weithin bekannte Pfarrer Johann Martin Schleyer stand an der Spi dieses ersten Versuches. Im Jahre 1876 erschienen Monatsblätter f

katholische Poesie unter dem Namen „Sionsharfe“. Pfarrer Schleyer besaß zweifellos dichterische Begabung und Sinn für Poesie, aber seine linguistischen und seelsorglichen Arbeiten nahmen ihn zu sehr in Anspruch, als daß er der neuen Zeitschrift zu einem lebenskräftigen, weitere Kreise interessierenden Dasein hätte verhelfen können. Zudem mußte der Kulturkampf mit der Unsicherheit der Verhältnisse und der Aufregung der Gemüter, die in seinem Gefolge waren, auf die Entwicklung des bescheidenen Unternehmens ungünstig wirken. Genug, die Zeitschrift ging nach zehnjährigem Bestand hauptsächlich wegen der Erkrankung Schleyers wieder ein, nachdem sie meist nur im Süden Deutschlands, der engeren Heimat ihres Herausgebers, einigen Anklang gefunden, oder besser gesagt, ein kümmerliches Dasein gefristet hatte.

Aber der Gedanke an Sammlung und Vereinigung aller dichterischen Elemente unter den Katholiken war einmal da, die „Sionsharfe“ hatte ihn, wenn auch noch nicht bei der Großzahl, so doch in engeren Kreisen gestärkt und stetsfort wachgehalten, der Ruf nach einem würdigen Organ für katholische Poesie verstummte nicht mehr. So erschien denn 1886, noch im Todesjahre der älteren, die „Neue Sionsharfe“, die 1887 ihren Namen in den voller klingenden „Dichterstimmen der Gegenwart“ abänderte und unter der Leitung von Leo Tepe van Heemstede, um mit P. Kreiten zu sprechen, „aus der Tiefe ihrer langjährigen Existenz als ‚Sionsharfe‘, sich endlich zu der Höhe eines wirklich mit Geschmack und Sachkenntnis redigierten Blattes erhob“. (Vgl. diese Zeitschrift XXXIV 362.)

In Heemstede hatte das Organ in der Tat einen Mann gefunden, dessen Begabung und Rührigkeit gleicherweise für das Unternehmen eine günstige Zukunft versprachen.

Leo Tepe, pseudonym Leo van Heemstede, ist der Sohn eines deutschen Kaufherrn in Amsterdam und wurde 1842 im Dorfe Heemstede bei Harlem in Holland geboren. Er besuchte 1853—1859 das Gymnasium zu Katwyk bei Leiden, darauf anderthalb Jahre die Handelsschule zu Osnabrück und widmete sich in den sechziger Jahren dem Buchhandel in Berlin und Leipzig. Von 1866 bis 1869 redigierte er die „Katholische Welt“, die später unter dem Titel „Monatsrosen“ erschien, und gab seit 1872 die „Katholische Unterhaltungsbibliothek“ heraus. Nachdem Heemstede schon bei der Redaktion der „Neuen Sionsharfe“ mit Joseph Grunau beteiligt gewesen, wirkt er seit 1887 ununterbrochen als Redakteur der „Dichterstimmen“.

Heemstede ist aber nicht nur theoretisch und praktisch im Buchhandel bewandert; er ist ein feinsinniger Literaturkritiker und produzierender Dichter. Schon 1872

gab er die „Lauretanische Litanei“ heraus, eine Sonettensammlung, die ein tüch
tiges poetisches Talent verriet. Als das kleine Buch nach einigen Jahren ve
griffen war, lehnte es Heemstede ab, eine zweite Auflage erscheinen zu lasse
Er glaubte, die Gedichte ständen gegenüber den inzwischen erschienenen gleic
namigen von P. Baumgartner nicht auf der Höhe — ein Beweis seiner scharfe
Selbstkritik. In der Hitze des Kulturkampfes entstand die Protestschrift „Fi
Rom“ (1873), die schon 1875 eine dritte Auflage erlebte. Es ist dies ei
Anthologie von politischen Gedichten katholischer Schriftsteller mit Heemstede a
der Spitze, ein Gegenstück zu dem Scherenbergschen Pamphlet „Wider Rom“
aber literarisch entschieden höher stehend und nobler im Ton, wenn auch d
offene Tendenz und die stürmische Zeit immerhin nachteilig nach der küns
lerischen Seite hin wirken.

Das bedeutendste Werk Heemstedes ist indessen sein religiöses Drama „Mathu
sala“ (1884), ein ergreifendes Mysterienspiel, welches nach seiner ganzen An
lage und dem erhabenen Ernst der Gedanken an die klassische Tragödie de
Alten erinnert. Allerdings fehlt dem Werke, das in seinen Rahmen die gro
Zeit vor der Sündflut mit der grauenvollen Katastrophe einschließt, die stra
dramatische Handlung, was der Dichter durch die Beifügung des Untertite
„Dramatisches Gemälde“ schon selbst bis zu einem gewissen Grade andeute
Der gleiche Mangel findet sich auch in seinen späteren Dramen „Arnold vo
Brescia“ (1889) und „Boleslaus“ (1895), die bei hohen, künstlerischen Schön
heiten durch allzu ängstlichen Anschluß an die Geschichte gerade nach der eigen
lich dramatischen Seite hin weniger glückliche Partien bieten. Die jüngs
Gabe des Dichters ist die 1902 erschienene, von der Kritik sehr günstig au
genommene Lieder- und Gedichtsammlung „Höhenluft“. Neben formell un
inhaltlich vollendeten Poesien, von denen mehrere preisgekrönt, andere komponie
oder anderweitig ausgezeichnet wurden, begegnen uns da auch weniger be
deutende Stücke, mangelhaft besonders im Ausdruck und in der Form. Da
erklärt sich jedenfalls aus der sehr beschränkten und durch die vielgestaltige
Redaktionsarbeiten in reine Atome zerstückelten Mußezeit des Verfassers. We
diesen Umstand bei Beurteilung des künstlerischen Schaffens Heemstedes auße
acht läßt, tut einem Dichter unrecht, der seine poetische Begabung durc
manche meisterhafte Proben genügend bezeugt hat. Ihrer Kunstrichtung nac
gehört seine Poesie zu der heute im Vordergrund des Interesses stehenden neue
Romantik.

Neben selbständigen Werken veröffentlichte Heemstede im Laufe der Jahr
tüchtige Übersetzungen aus dem Holländischen, Flämischen und Französischen, di
zum Teil in Buchform, zum Teil in der „Katholischen Unterhaltungsbibliothek“ al
kleine Erzählungen und Novellen erschienen.

Der Redakteur für die neuen „Dichterstimmen“ war also gefunden, und Heem
stede suchte durch energische und taktvolle Leitung das Programm der Zeitschri
zur Geltung zu bringen. Wohl am klarsten zeichnet er selbst dieses letztere i
dem „Zwiegesang“, dem Einleitungsgedicht der Januarnummer 1889.

Vorwurf.

Singt, o singt in heller Lust
Süßberauschte Liebeslieder,
Lipp' an Lippe, Brust an Brust:
Singt die Wonne immer wieder!
Denn solange Sonn' und Sterne
Leuchtend wandeln ihre Bahn,
Schwelgen junge Herzen gerne
In dem süßen Liebeswahn.

Einwurf.

Tönt dem Weltgeist euer Lied,
Muß es auch dem Flücht'gen gelten,
Das im bunten Wechsel zieht
Durch den Kreislauf aller Welten.
Der Natur, des Herzens Triebe
Herrschen über Raum und Zeit,
Und den schönsten Ton der Liebe
Singt die reine Menschlichkeit.

Bescheid.

Warum soll dem süßen Wahn
Die geweihte Leier tönen?
Sonn' und Stern auf hoher Bahn
Strahlen einen Glanz des Schönen,
Das nach flücht'gen Tagen nimmer
Seine kargen Blüten mißt,
Das nicht Schein ist oder Schimmer,
Das da ewig war und ist.

Abfertigung.

Wer den Namen Gott nicht kennt
Und den Schöpfer will verdrängen,
Mag im niedern Element,
Mag am flücht'gen Staube hängen.
Liebe lebt in unsrem Sange,
Doch den höchsten Preis erschwingt,
Wer im tiefen Herzensdrange
Von dem Quell der Liebe singt.

Es galt nun, weitere Kreise und vor allem Dichter von Namen für das Unternehmen zu interessieren. Nach den Erfahrungen, welche die „Sionsharfe" gemacht hatte, mochte Heemstede dieser Frage anfangs etwas skeptisch gegenüberstehen. Aber es gelang dennoch in verhältnismäßig kurzer Zeit. Schon die „Neue Sionsharfe" weist neben allerdings vielen unbekannten Dilettanten einige Meister unter ihren Mitarbeitern auf: Edmund Behringer, den großen Epiker, Verfasser der „Apostel des Herrn" und Übersetzer der Gedichte Leos XIII., Dr Wilhelm Reuter, der als Dichter und Literarhistoriker einen Ruf genoß und dessen „Literaturkunde" bereits in 18. Auflage bei Herder erschienen ist, den religiösen Dichter Gedeon von der Heide (J. B. Berger), den originellen Optimisten Pfarrer G. M. Schuler, den beliebten Märchendichter Ambros Schupp S. J., die kraftvolle Antonie Jüngst, die noch heute zu den ersten unter den lebenden Dichterinnen zählt, und eine Reihe von tüchtigen Sängern: Schaffer, Happe, Gassert, Grunau, Heitemeyer, Hasert, Herchenbach, Saget u. a.

Aber die „Dichterstimmen" bedeuteten einen Fortschritt. Sie bieten schon in ihrem 1. Jahrgang eine größere Zahl von gediegenen Leistungen, welche mit der Zeit sichtlich gegenüber dem Dilettantismus an Boden gewinnen. Wir finden hier Auszüge aus P. Baumgartners „Lauretanische Litanei", schmucke, flott geschriebene Gedichte des bekannten Novellisten Ad. Joseph Cüppers, lyrische und dramatisierende Beiträge des Hymnologen Guido M. Dreves, Sohn des Dichters Lebrecht Dreves, dessen Bild und

Biographie die „Dichterstimmen" später brachten; es erscheinen zum erstenmal die fleißigen Mitarbeiter aus der Schweiz, Leo Fischer O. S. B. und Heinrich Federer, mit ihnen der Leiter der Kölner Blumenspiele, Johannes Fastenrath, der bis auf den gegenwärtigen Jahrgang mit zahlreichen Beiträgen vertreten ist. Auch Franz Alfred Muth, dieser Lyriker von Gottes Gnaden und leichtwandelnde Poet, taucht jetzt auf und bildet einen interessanten Gegensatz zu der würdevollen Emilie Ringseis, der Verfasserin von „Der Königin Lied", und zu Klara Commer, der streng religiösen Dichterin. Ja selbst der „Dreizehnlinden"-Sänger Fr. W. Weber ist mit drei kleinen, aber charakteristischen Beiträgen vertreten und bleibt von da an bis zu seinem Tode ein treuer Freund und Mitarbeiter des jungen poetischen Organs. Von den übrigen Dichtern erwähnen wir nur noch: Kreiten S. J., Herold, Bonn, Mönch, Berlyn, Baumhauer, Ebeling, Hoppensack, Freimuth.

Schade, daß der letztere infolge von Berufsgeschäften sein poetisches Talent nur in spärlichen Mußemomenten pflegen konnte! Heinrich Freimuth war ein Dichter von starker Ader, was seine Beiträge bei allen Mängeln der Form stets verraten. Eine Probe aus diesem 1. Jahrgang der Zeitschrift zeigt uns den Dichter in seiner ganzen Eigenart:

„So ist es gerecht; wer stimmt nicht ein?"

„Er lebe!" so hört man die Menge schrein, —
So ist es gerecht; wer stimmt nicht ein?
Denn der in blut'ger Rüstung dort naht,
Das ist der Erob'rer vom Kriegespfad.
Er hat geschlagen Schlacht auf Schlacht,
Ein ganzes Volk zu Fall gebracht;
Sein Roß schwamm im Blut bis zum Sattelknauf,
Und: „Vorwärts, zum Sieg"! schrie die Hölle herauf.
Bei brennender Städte Glutenschein
Schrieb er ins Buch der Geschichte sich ein, —
Seine Feder das Schwert, seine Tinte das Blut;
Er wollt' keine Phrasen, schrieb kurz und gut:
„Ich schlug ihrer hunderttausend tot!" —
Da steht es in Kernschrift und dunkelm Rot!
Drum häuft man ihm Lorbeer nun auf den Pfad,
Drum prangen die Häuser im Flaggenstaat,
Drum werden ihm Blumen und Lieder geweiht
Von der Blüte der Schönheit im schneeigen Kleid,
Drum schmettern Trompeten, Posaunen im Chor,
Drum hebt man die Knirpse zum Schauen empor. —
„Er lebe!" Die Massen am Wege schrein —
So ist es gerecht; wer stimmt nicht ein?

„Er sterbe! so hört man die Menge schrein,
So ist es gerecht; wer stimmt nicht ein?
Denn der dort zwischen den Schergen naht,
Der hat gemordet auf einsamem Pfad.
Im grimmen Winter kein Holz im Kamin,
Bei wildem Hunger kein Brot für ihn;
Kein Brot für sein Weib und der Kinder acht. —
Da hat er sich grimm auf den Weg gemacht.
Im Walde beim Dorf, im Mondenschein,
Da gab ihm der Teufel das Schreckliche ein.
Im knarrenden Schnee ein Bursche schritt:
„Ha, seh' ich recht? der bringt Atzung mit!"
Da würgt er den einen Menschen tot,
Um einen Bettel — ein Viertel Brot!! —
Drum legten die Häscher auf ihn die Hand
Und schlossen ihn fest an die Kerkerwand,
Drum brachen die Richter ob ihm den Stab,
Drum gräbt man soeben für ihn ein Grab,
Drum führt ihn gefesselt ein Knechtepaar,
Drum folgt ihm der Henker im roten Talar.
„Er sterbe!" Die Menschen am Wege schrein —
So ist es gerecht; wer stimmt nicht ein?

Auch darin bekundete sich der Fortschritt gegenüber der „Sionsharfe", daß durch kleine Bücherbesprechungen und Nachrichten aus der Literaturwelt (z. B. über die Beziehungen der „Dichterstimmen" zu der sog. „katholischen Dichterschule", einer ephemeren, aber interessanten Erscheinung), durch einen viel in Anspruch genommenen Briefkasten und humoristisch gefärbte Beiträge, die anfängliche, wenig praktische Aneinanderreihung von Gedicht an Gedicht etwas unterbrochen und gemildert wurde.

Gar nicht übel ist z. B. der Humor in der kleinen Makame „Gastregeln", 3. Jahrgang (1889), von Heinrich Langen, der von 1888—1899, nicht weniger als 63, zumeist recht tüchtige Beiträge für das Organ lieferte.

Gastregeln.

So du bei einem guten Freund zu Gast bist,
Hab weise acht, daß du ihm nicht zur Last bist,
Fall deinem Tischgenossen in das Wort nicht,
Und spar der Rede, wenn dazu der Ort nicht.
Laß deiner Lippen Rand voll Geist und Witz sein,
Und laß dabei die Zunge nicht zu spitz sein.
Greif nicht zu häufig nach dem blanken Weinkrug,
Zähm seine Kraft mit Wasser aus dem Steinkrug.
Bleib an der Tafel nicht, bis daß es Nacht ist,
Dem trunk'nen Manne gleich, der ohn' Bedacht ist.

Sprich fein ein Lobwort über Speis' und Trank aus
Und für die Ehre sage deinen Dank aus,
Und lade bald den Gastfreund dir zum Mahl ein,
Und schließ mich selbst in deiner Gäste Zahl ein.

Schon bald erschienen nun auch Ferdinande v. Brackel, der Lyriker Hans Willy Mertens, der Epiker Ludwig Brill (mit nachgelassenen Gedichten), der bedeutendste der heutigen katholischen Dramatiker, Karl Domanig, ferner Fritz Esser S. J., Eduard Eggert, die geistreiche M. Herbert, der Messiasdichter Friedrich Wilhelm Helle, jener andere große Epiker Joseph Seeber und eine Reihe von bekannten Namen: Adolf Pichler, Hermann Laven, Karl Landsteiner, Ludwig Wattendorf, Margarete Mirbach, Engelbert Albrecht, die Gräfinnen Eufemia Ballestrem und Ida v. Holnstein. Der schon oben genannte Benediktiner Leo Fischer bleibt auch hier ein Meister in der Formgebung:

Miramar.

In meiner Kindheit Tagen
Beging man einst ein Fest:
Im Abenddunkel lagen
Die Küsten von Triest.
Doch Freudenfeuer sprühten
Zum Himmel stolz und klar,
Sie sprühten und sie glühten
Beim Schlosse Miramar.

Von Mejicos Gestaden
Gesandte zogen ein,
Mit bess'rer Fracht beladen
Als Gold und Edelstein.
Sie brachten eine Krone
Zum Angebinde dar
Dem jungen Königssohne
Im Schlosse Miramar.

Er ließ die Segel schwellen
Gen Sonnenuntergang.
Was rauschten ihm die Wellen?
Sie rauschten Grabgesang.
Verrätern fiel zur Beute
Der königliche Aar,
Und öde trauert heute
Das Schloß zu Miramar.

3. Jahrg. (1889).

Im großen ganzen jedoch bleiben die „Dichterstimmen" in den ersten vier bzw. fünf Jahrgängen, die zusammen in einem mäßigen Bande vorliegen, besonders in Hinsicht auf äußere Ausstattung noch in ihrer anfänglichen bescheidenen Anspruchslosigkeit. Es war keine Revue großen Stils, aber als der Jahrgang 1890 abschloß, hatte das Unternehmen festen Fuß gefaßt und konnte als gesichert gelten.

II.

„Unsere katholische Poesie hat vor jeder andern vor allem den entschiedenen Vorzug, daß sie durchweg auf dem Boden der Religion und der

Sittlichkeit steht. Auf ihren künstlerischen Wert dürfen wir bis jetzt noch nicht so stolz sein." Was Heinrich Keiter hier im 1. Jahrgang seines Literaturkalenders (1891) im allgemeinen sagt, das galt bis zu einem gewissen Grade damals von den „Dichterstimmen" im besondern. Aber wenn dem jungen Organ noch viel Unvollkommenes anhaftete, so sahen eben die neunziger Jahre des vorigen Jahrhunderts eine stete Weiterentwicklung zum Besseren und eine bedeutende Hebung der aufstrebenden Zeitschrift.

Bisher waren die dünnen, nur zwölfseitigen Monatsblätter in Überlingen bei August Feyel erschienen. Im Jahre 1891 übernahm Peter Weber in Frankfurt a. M. (später in Berlin, jetzt in Baden-Baden) den Verlag, und gleichzeitig wurde die Seitenzahl auf 16 erhöht. Sie stieg 1894 auf 24, 1896 auf 32 (mit Beilagen 36). Auch Prosabeiträge fanden nun Aufnahme. Schon 1891 finden wir interessante Studien über Adalbert Stifter (Heemstede), Heinrich Heine (Grunau), Robert Elsmere (Jüngst), Calderon (Heemstede), Spanisches (Fastenrath) u. a. Die Rezensionen wurden zahlreicher, und die letzte Nummer brachte eine sachlich gehaltene Weihnachtsbücherschau aus der Feder des Herausgebers.

Nach und nach bildete sich die Prosaabteilung immer mehr aus. Zu den kritischen Arbeiten kamen Erzählungen, Skizzen, Novelletten von M. Herbert, Karl Domanig, Th. Singolt, M. Freericks, Anna Esser, Fabri de Fabris, Hedwig Dransfeld, Franz Ehegasser, Alinda Jacoby und einer langen Reihe unserer geschätztesten Erzähler. Eine bedeutende Erweiterung erhielt auch die Rubrik „Mosaik", die über wichtige Ereignisse in der Literaturwelt kurz und zusammenfassend berichtete und so die Leser auch in Bezug auf die nichtkatholische Literatur der Hauptsache nach auf dem Laufenden hielt. Im 7. Jahrgang (1892/93) 4. Heft wurde die Anregung gemacht, auch musikalische Kompositionen in der Zeitschrift zu besprechen; doch scheint der Gedanke keinen günstigen Boden gefunden zu haben, man beschränkte sich nach wie vor auf die Dichtkunst. Wer im selben Bande (11. Heft) unter „Mosaik" von dem Verein modernster Poeten liest, der Frühlingslieder von der Güte des folgenden in die Welt setzte:

Dreck! Blühn! Mai!
Weg! Grün! Hei!

und nach dem gleichen Interjektionsprinzip eine Bergfahrt in den Versen schilderte:

Auf! Druff! Da!
Schnauf! Uff! Ha!

der wird zugeben müssen, daß die „Dichterstimmen“ solchen Leistungen g über sich immerhin zeigen durften. Wir finden auch hier freiere Fo eine Verknöcherung im Klassizismus war bei der Verschiedenheit der arbeiter überhaupt nicht zu fürchten, aber selbst Dichter wie Grimme, B Willram (Anton Müller) und Junghennrich (Heinrich Graen), dene an Originalität wahrlich nicht gebricht, anerkennen doch immer die nünftigen formellen Schranken. Das zeigt sich auch in einem freien lyri Erguß Junghennrichs im 11. Jahrgang (1897).

Flut und Ebbe.

Glänzend wandelt
Droben der silberne Mond
Wolkenlos.
Drunten brauset die Flut.
Ungestüm steigt sie
Dem stillen Glanze entgegen
Aufwärts.
Wie er sie durchströmt
Der Magnet, der die Wellen hebt!
An dem Felsen hinauf
Blinket das wilde Gewässer.

Und wieder lässig,
Traurig, zaudernd
Weichen sie nieder.
Gleich als fühlten sie
Die eigene Schwere,
Gleich als verließe sie
Kraft und Leben; —

Und wandeln wieder
In ihrer Eb'ne,
Bis der Göttin
Hehrer lockender Strahl sie
Wieder hinaufzieht.

Und so wechselt
Immer ihr Schweben,
Steigen und Sinken
Unter dem Monde,
Der dort droben
Schwebet in ewigem Silberglanz

Und wie die Welle in des Mondes Strahlen
Sich wechselnd hebt und wieder abwärts fällt,
So wird mein Herz gequält von Doppelqualen:
Erst ebbt es dumpf und traurig; dann erhellt
Ihr ewig Bild die Flut mit frischen Strahlen.
Sie steigt empor, von Wehmut angeschwellt.
Es bluten immer neu die alten Wunden:
Wann wird das Herz, das arme Herz gesunden?

Die Bemühungen des Herausgebers richteten sich, und dies mit v Recht, vor allem auf Hebung des poetischen Teiles. Wie sehr sie übri von Erfolg begleitet waren, zeigt schon das Januarheft 1891, das fast l lich Beiträge von bekannteren Dichtern aufweist. Auch größere epische dramatische Arbeiten fanden Aufnahme, zum Teil sehr wertvolle Gaben, Karl Weickum, Albert Weiß, Fr. W. Helle, Emma Burg, Hermann L und im Laufe der Zeit fast von allen namhaften Dichtern, besonders vom Herausgeber selbst. Unter der ziemlichen Anzahl von adligen Mitarbe finden wir auch Prinzessin Ludwig von Bayern, die feinsinnige Dicht

Die wesentlichste Änderung in der äußeren Ausstattung und Ausgestaltung der Zeitschrift erfolgte im 10. Jahrgang (1896). Jedes Heft erhielt jetzt eine Kunstbeilage, das Bildnis eines Dichters samt dessen Biographie aus sachkundiger Feder. Zwar bietet schon der 8. Jahrgang ein Porträt, den Charakterkopf Webers, aber das war eine Ausnahme, die regelmäßigen Kunstblätter und Lebensskizzen beginnen erst zwei Jahre später mit dem Bildnis und der Biographie von Helle. Es folgen der tüchtige Sprachforscher und allzu früh verstorbene Dichter Leo Fischer O. S. B., Literaturprofessor in Sarnen (Schweiz), der Verfasser des „Bauernjörg", Eduard Eggert, die allgemein als Dichterin anerkannte Antonie Jüngst und andere in ununterbrochener Reihe, so daß ihre Zahl das erste Hundert überschritten hat.

Diese kurzen Biographien und Lebensskizzen machen einen eigentümlichen Vorzug der Zeitschrift aus, da sie über manchen tüchtigen Schriftsteller Auskunft geben, über den sich sonst nur schwer biographische Nachrichten erbringen lassen. Allerdings ist der Wert dieser Lebensbilder ungleich, manche sind unvollständig, ungenügend oder zu einseitig lobend, andere sind von einer gewandten, objektiv schildernden Feder aufgezeichnet, im großen und ganzen bilden sie eine Hauptanziehungskraft für das Publikum und einen hochwillkommenen Beitrag zur Geschichte der neueren katholischen Literatur. Natürlich waren es vor allem katholische Dichter, die hier zu Ehren kamen, aber keineswegs so, daß Protestanten prinzipiell ausgeschlossen blieben, wie denn überhaupt auch Andersgläubigen die Mitarbeit frei stand. Hosäus und Fastenrath z. B., zwei Protestanten, beide fleißige Mitarbeiter, werden ebenfalls in Bild und Biographie den Lesern der „Dichterstimmen" vorgestellt. Die Kunstbeilagen waren im ersten Jahr noch etwas dürftig ausgefallen, wurden aber schon im folgenden Jahrgang vollkommener und haben seither der Zeitschrift das vornehme Aussehen verliehen, das sie heute besitzt.

Was die behandelten Stoffe betrifft, so wiegen die religiösen noch vor, aber nicht mehr in dem Grade wie in den ersten Jahrgängen. Eine berechtigte Zurückhaltung zeigte die Redaktion gegenüber der banalen Sorte von Liebesliedern, die neulich erst wieder der Kritiker eines angesehenen nichtkatholischen Literaturblattes seufzend und fluchend als die „ewigen Liebeseseleien" bezeichnete. Im übrigen sind die verschiedensten Motive vertreten, und Liebe bleibt auch so noch oft genug der Grundton. Unsere Probe aus dem 11. Jahrgang (1897) zeigt eine Gabe von der Dichterin Hedwig Dransfeld:

Die Seherin.

Die Alte sitzt am Fichtenbühl
So einsam und so bleich.
Es wehn die Lüfte trüb und schwül
Durch's schauernde Gezweig.
Und aus dem Schilfrohr steigt's empor
Im geisterhaften Nebelhauch,
Es tanzt im stillen schwarzen Moor
Und häkelt sich um Baum und Strauch
Und schleift durch Flur und Auen:
Die Heidegeister brauen.

Doch drüben, wo dem Moor entquillt
Des Baches trübe Flut,
Da lacht ein jugendfröhlich Bild,
Da flackert rote Glut.
Der Bursche singt ein lustig Lied,
Das Mädchen schlingt den wilden Reih'n,
Es schwelt der Rauch, es knirrt das Ried,
Doch immer lauter tönt's darein
Und weckt die tote Heide,
Ein Lied von Lieb' und Freude.

Mit Efeu ist der Bursch bekränzt
Und singt und jubelt laut:
„Wenn erst die Heide rötlich glänzt,
Dann grüß' ich meine Braut."
Das Mädchen lacht: „Juchhe, Juchhe!
Wenn wiederum im Erlengrund
Vom Weißdorn nickt der Blütenschnee,
Dann schließen wir den Lebensbund,
Dann bring' ich Hochzeitsgaben
Dem schönsten Heideknaben."

Die Alte hört den frohen Sang
Und atmet tief und schwer.
Was irrt ihr Blick so schreckensbang,
So düster nur umher? —
Sie schaut der Wolken hast'gen Lauf,
Der weißen Nebel flücht'gen Tanz
Und an des Birnbaums höchsten Knauf
Des Mondes trüben Silberglanz.
Das träumende Gefilde
Wird ihr zum Zukunftsbilde.

O weh dir, weh dir, frohes Paar,
Vom roten Schein umloht,
Aus schwarzer Wolke blitzesklar
Flammt tausendfacher Tod.
Der Werber ist ein harter Mann,
Den keines Weibes Träne rührt;
Der Heidebursche tat's ihm an,
Er hat ihn heimlich weggeführt
Wohl viele hundert Meilen,
So schnell, wie Wolken eilen.

Seht ihr des Birnbaums schwanken Ast
Im bleichen Silberlicht
Mit seiner stillen, grausen Last?
Es ist das Hochgericht.
Den Heideburschen traf der Bann,
Weil er zur Heimat sich gewandt.
Der Werber ist ein harter Mann,
Er raubte ihn für's Vaterland,
Und wer sich dem verschrieben,
Darf keine Heimat lieben.

Seht ihr das schwarzgelockte Weib
So bleich und fürchterlich?
Sie scheucht die Kräh'n vom toten Leib
Und schmückt mit Efeu sich.
Ihr Auge brennt so todesschwül.
Vorbei, vorbei, die Lieb' ist hin.
Und vorgebeugt am Fichtenbühl
Lauscht still und starr die Seherin.
Sie lauscht mit bitterm Leide
Dem Lied von Lieb' und Freude.

Die Zahl der Mitarbeiter stieg schon Mitte der neunziger Jahre auf über 300, darunter so ziemlich sämtliche katholische Dichter und Schriftsteller Deutschlands, Österreichs und der Schweiz. Eine gewisse Kalamität bedeutet freilich bei derartigen Fachzeitschriften die Abonnentenfrage. Aber

auch diese beantwortete sich wenigstens befriedigend. Das sechste Heft des 12. Jahrganges bringt eine interessante Zusammenstellung der Abonnenten nach Städten geordnet. Danach verzeigt Tübingen mit 32 die größte Zahl. Die ganze Rheinprovinz zählt ungefähr 240, Bayern 150, Österreich 120 usw. Insgesamt gab es etwas über 1000 zahlende Abonnenten, eine freilich bescheidene, aber im Hinblick auf die Verhältnisse nicht unbedeutende Zahl, welche das Unternehmen finanziell sicherstellte.

Somit waren die „Dichterstimmen" gegen Ende des Jahrhunderts einigermaßen das geworden, was sie nach Absicht ihrer Gründer sein sollten, ein Zentralorgan katholischer Bestrebungen auf dem Gebiete der Poesie, ein Sammelpunkt, wo sich die Dichter der verschiedenen deutschen Länder und Stämme ein Stelldichein gaben. Der Charakter der Zeitschrift blieb bei aller Gegensätzlichkeit mancher Ansichten, Meinungen, künstlerischen Bestrebungen ein durchaus einheitlicher: die „Dichterstimmen" waren das Organ katholischer bzw. positiv christlicher Poesie ohne schwächliche Konzessionen an die ungläubige „Moderne". Ja der ernste sittliche Grundcharakter der Zeitschrift schien sich auch den Dichtern mitzuteilen, die ihrer Tendenz nach den katholischen Bestrebungen des Organs ferner stehen mochten: Martin Greif, Edith Gräfin Salburg, Gustav Adolf Müller. So findet sich im 10. Jahrgang (1896) ein Mariengedicht des letzteren, das an Unmittelbarkeit des Ausdrucks wohl kaum ein ebenbürtiges Gegenstück in all den wenig ansprechenden Romanen und Novellen dieses Schriftstellers haben dürfte.

Ave Maria.

Als ein Wandrer weiten Weges
Kam ich durch den Wald gezogen;
Vor mir wölbte sich verwittert
Der Kapellenpforte Bogen.

Drinnen stand auf dem Altare,
Jungfrau, dein geweihtes Bildnis,
Das mich hochvertraulich grüßte
Wie ein Stern die dunkle Wildnis.

Doch ich scheute mich, der Stätte
Nah wie einst als Kind zu treten;
Denn dein Antlitz schien zu fragen:
„Wandrer, kannst du auch noch beten?"

Sinnend saß ich in dem Stuhle,
Sah die Sonne mich bescheinen. —
War, da mir die Worte fehlten
Kein Gebet mein stilles Weinen?

III.

Während sich so die katholische Poesie im großen und ganzen unabhängig und auf sich selbst gestellt entwickelte und dabei Blüten wie „Dreizehnlinden", „Die Apostel des Herrn", „Der Königin Lied", „Weltenmorgen" hervorbrachte, trieb die Masse der andersgläubigen Literaten in

den verschiedensten, sich gegenseitig auf- und ablösenden Strömungen. Dem Radikalismus der Jungdeutschen folgte der seichte Liberalismus wie in der Politik, so in der Kunst. Die siebziger Jahre sahen die Entstehung und Herrschaft des Realismus, der aber zum Naturalismus ausartete und dadurch einer teilweisen Reaktion des Idealismus mit dem folgenden Mystizismus die Wege öffnete. So wenig diese Modeströmungen einem ernsten kritischen Geiste imponieren können, so mag doch ein zeitweiliges Kontrollieren und Prüfen derselben auch dem Katholiken von Nutzen sein, und es ist nicht gut, wenn wir all diese Wechselerscheinungen um uns herum teilnahmlos vorübergleiten lassen.

Insofern die katholischen Literaten, welche gegen Ende der neunziger Jahre nach einer Reform der katholischen Belletristik riefen, nichts weiter betonten als die Notwendigkeit von etwas mehr Fühlung mit der Zeit, von strengerer Handhabung der Kritik trotz guter Tendenz, von erhöhter Sorgfalt für die künstlerische Vollendung der literarischen Erzeugnisse, war diese Bewegung zu begrüßen, sie stützte die Forderungen, welche P. Kreiten der katholischen Literatur gegenüber unermüdlich seit zwanzig Jahren wiederholte und Heemstede in seinem Organ in die Tat umzusetzen sich redlich abmühte. Aber man ging vielfach weiter. Anschluß an die akatholische Literatur, nicht bloß Fühlung mit ihr, Ausschaltung der katholischen Tendenz, nicht bloß künstlerische Gestaltung derselben, endlich ein „liebevolles Sich-hineinleben" in die Werke von Nichtkatholiken und die Herübernahme ihrer Technik, das war der Kern mancher Reformvorschläge.

Für die „Dichterstimmen" hatte übrigens die Bewegung zunächst keine besondere Bedeutung. Der Herausgeber besprach die diesbezüglichen Schriften, lehnte einige Forderungen entschieden ab, gab das Berechtigte bei andern zu und schrieb: „Mit diesem (dem frivolen modernen) Geiste wollen wir nicht die geringste Gemeinschaft pflegen, wir halten ihn aus unsern Spalten fern und bekämpfen ihn auf Leben und Tod. — Eine andere Frage ist die, ob es nicht an der Zeit ist, der modernen Strömung mehr Beachtung zu schenken und dieselbe kritisch zu beleuchten. Dieser Frage gegenüber haben wir uns keineswegs ablehnend verhalten."

Es ging indes nicht lange, so richteten sich die Angriffe junger Kritiker auch direkt gegen das Organ, und man klagte über die „Zuckerwasserpoesie" der „Dichterstimmen". — Freilich zählte die Zeitschrift um die Jahrhundertwende viele Namen von Klang auf ihrer Mitarbeiterliste. Abgesehen von der großen Zahl der bereits genannten seien hier nur noch erwähnt:

Österreicher Hlatky, Eichert, v. Kralik; die Dichterinnen E. v. Handel-azzetti, M. v. Ekensteen, M. v. Greiffenstein, Paula v. Bülow, Everilda Pütz, E. v. Brandis-Zelion, Therese Treu, Felicitas vom Berge, ermine Proschko, E. M. Hamann; die Deutsch-Amerikaner Rotensteiner nd Lochemes; ferner Laurenz Kiesgen, Hans Eschelbach, Hermann Iseke, Aloys Dreyer und mindestens ein Dutzend tüchtiger Sänger aus verschiedenen kirchlichen Kongregationen und Orden. Auch Dr August Lieber bietet im 15. Jahrgang (1901) eine Probe, die ein starkes dichterisches Können offenbart.

Abgestürzt.

Wie blitzt die Morgensonne hell! —
„He! Gott zum Gruße, du blonder Gesell
Mit der Geierfeder am Lodenhut!
Du bist wohl ein deutsches Wanderblut!
Die hagere Wange sonnverbrannt,
Am Pickel die braune, sehnige Hand,
Die blauen Augen, der kecke Zug
Um die frischen Lippen, — Beweis genug!
Hoch Heil auf Wegen und Stegen dein!“ —
Der wandert elastischen Schrittes talein;
Der Hochwald rauscht ihm sein ernstes Lied,
Das meertiefe Seufzen nach Ruh’ und Fried,
Die weltalte Sehnsuchtsmelodie,
Der noch kein Sterblicher Worte lieh,
Die der Sturmwind stöhnt auf nächtiger Bahn,
Wie aus finsterem Abgrund der Ozean,
Und die auch im Mannesherzen tief
Von je die Besten zum Tode rief! —
Das gleiche Sehnen, sein kaum bewußt,
Durchstürmt auch des Burschen wagmutige Brust!
Er grüßt, indem er ihn überspringt,
Den Bach, der unter ihm grollt und singt:
„Gesell, dich trägt dein stürmischer Lauf
Zum weiten Meere, — und mich hinauf
Das Rufen im Herzen ruhelos,
Zum ewigen Himmel, zu Allvaters Schoß! —
Glück auf den Brüdern von gleicher Art!
Glück auf zur fröhlichen Wanderfahrt!“ — —
Und schleichend kriecht durch Schutt und Sand,
Und leichthin springt übers Rasenband,
Und mühsam windet sich durchs Gestrüpp,
Verwegen setzt übers Felsgeklipp’
Der Steig in des Mittags Glut und Dunst
Und klettert keck durch die steinige Runst;

Von kahlen Wänden flammt es heiß,
Und von der Stirne perlt der Schweiß; —
Da lächelt der Bursche, da hat er gedacht
So mancher Nächte, wach verbracht —
Das war wohl auch durchs Geröll ein Gang,
In dürstender Seele den Sehnsuchtsdrang,
Und die Losung im Herzen, die seufzend spricht:
„Hinauf zur Erkenntnis! Zum Licht! Zum Licht!“
Doch wie er weiter und weiter klimmt,
Und höher und höher, sieh! da nimmt
Des Hochkars Schweigen den ernsten Gast
In seinen Schoß noch zur letzten Rast! —
Des Hochkars Schweigen? O, Zauberreich,
Was wäre wohl dir auf Erden gleich?! —
Erhaben strahlt ob Fels und Firn
Des Gipfels königliche Stirn;
Um seine Flanken Eis und Schnee,
Zu seinen Füßen träumt der See;
Der spiegelt, wie er schlummernd ruht,
Des Hohen Bildnis in seiner Flut,
Wie ein Herz das Liebste, wofür es schlägt,
In einsamer Tiefe geborgen trägt. —
Der Azaleen zartes Geschlecht
Umwob die Trümmer mit Blütengeflecht;
Braunsamtene Falter, Goldkäferlein
Umschweben's, umschwirren's im Sonnenschein —
Ein Friede rings, so heilig, mild. —
Da tritt vor des Burschen Auge ein Bild
Von Liebesglück, das ihm jüngst getagt! —
Noch hat er's ja kaum zu grüßen gewagt! —
Was könnt' er bieten?! — Er ist so arm! —
Und doch, wie wird ihm so wohl, so warm! —
Er seufzt und lächelt — und doch — vielleicht?
Sie hat ihm noch gestern die Hand gereicht,
Im feuchten Auge den Strahl von Glück
Und das stumme Flehen: „O, kehre zurück!“ —
Strahl denen im Tale, Blauäuglein klar!
Zur Sonne zieht es den Hochlandsaar!
Schon schwebt er und hebt sich ums bräuende Eck
Und klimmt über brüchige Klippen keck
Und schreitet leicht über eisige Kluft;
Jetzt scheint er zu hangen in blauer Luft! —
Jetzt faßt er jauchzend mit sicherem Griff,
Den letzten Zacken am Felsenriff! —
Und jetzt! — Jetzt nur noch die Spanne weit,
Und drüben winkt die Unendlichkeit,
Die schon der Blick, der trunkene, mißt —
Da wankt die Platte! — Fahr wohl, Tourist!

Wie man auch das Gedicht beurteilen mag, „Zuckerwasserpoesie" ist das offenbar nicht, und gegenüber solchen Mitarbeitern ließ sich überhaupt mit dem Schlagwort „Inferiorität" nicht viel anfangen. Jene jungen Kritiker begnügten sich daher bei ihren Angriffen damit, irgend ein schwächeres Gedicht herauszugreifen und an Hand dieses Beispiels über die „Dichterstimmen" den Stab zu brechen, während Altersgenossen durch ihre Dilettantenbeiträge im Organ ihnen allerdings den willkommenen Anlaß zu manchem, teilweise wenigstens, berechtigten Tadel boten. So wollten es die Ironie des Schicksals und der Doppelzweck der Zeitschrift!

Heemstede hatte sich nämlich von Anfang an mit seinen Monatsblättern nicht nur das Ziel gesteckt, die katholischen Dichter von Fach zu sammeln, er wollte auch das Interesse für die Poesie, besonders bei der jüngeren Generation, wecken und junge Talente heranbilden. Somit konnte die Zeitschrift keine Musterkarte von lauter erstklassigen Poesien bieten; manches formell Unvollendete und inhaltlich Unreife fand Aufnahme, wofern es in sich Keime einer kraftvollen Entwicklung zu tragen schien. Das letztere herauszufinden ist allerdings schwer, und auch der gewiegteste Kritiker bleibt hier Täuschungen unterworfen. Daß Heemstede sich bei der Ausscheidung des Guten aus der großen Masse des ihm von jungen Mitarbeitern zugesandten Materials Mühe gab und mit einer staunenswerten Geduld dabei zu Werke ging, beweist der Briefkasten in jedem Heft. Man macht sich kaum eine Vorstellung von der Arbeitsleistung, die jede dieser meist humoristisch gehaltenen Bemerkungen voraussetzt. Dazu rechne man jene direkten, brieflichen Antworten des Redakteurs, deren oft in einem Heft 50 und noch mehr verzeichnet sind. Ja, der Herausgeber ging in seiner Güte so weit, daß er jahrelang Formfehler seiner jugendlichen Mitarbeiter oder solcher, die es erst werden wollten, ohne Murren und Klagen ausbesserte. Vielleicht, daß er hierin des Guten etwas zu viel tat und seine kostbare Zeit oft nutzlos hinopferte, aber Tatsache bleibt anderseits, daß manche katholische Schriftsteller von Begabung bei ihm Anregung und Ermutigung zu der späteren glücklichen Entfaltung ihres Talentes fanden. Anderseits gelang es auf diese Weise, auch die Beiträge jüngerer Kräfte auf einer Höhe zu erhalten, die kaum je unter das annehmbare Mittelmaß herabsinkt.

Übrigens haben all diese Schwierigkeiten, über welche Heemstede jedenfalls Bände schreiben könnte, den steten Fortschritt des Organs nicht gehindert: Bei den Kölner Blumenspielen fielen Jahr für Jahr eine Reihe

von Auszeichnungen auf Mitarbeiter der „Dichterstimmen"; es erschienen vollständige Dramen von Richard Kühnau, Heinrich Werner, Antonie Jüngst, und die von Zeit zu Zeit auch innerhalb des eigenen Leserkreises veranstalteten dichterischen Wettkämpfe brachten immer wieder frisches Leben und gesteigerte dichterische Tätigkeit.

Zusehends hob sich auch der Prosateil der Zeitschrift. Der 16. Jahrgang enthält unter anderem über 100 Bücherbesprechungen, wovon viele eingehende Rezensionen ausmachen. Mit dem 19. Jahrgang beginnt auch der regelmäßige Literaturbrief, der bisher von Nanny Lambrecht (Alca Ruth) besorgt wurde. Endlich brachte der 20. Jahrgang noch eine schmuckere Ausstattung. Druck, Papier, Umschlag — alles ist elegant, gefällig, modern geworden, und der Untertitel lautet jetzt: „Illustriertes poetisches Organ für das katholische Deutschland."

Junge Kritiker und junge Mitarbeiter hatten der Zeitschrift die meisten Schwierigkeiten bereitet. Will man indes gerecht sein, so darf nicht verschwiegen werden, daß gerade gegenwärtig einige tüchtige junge Kräfte an dem Organ mitwirken und somit ihrerseits eine Garantie für die Zukunft des Unternehmens bieten. Nur wenige Namen seien hier genannt: Lorenz Krapp (Arno v. Walden), Friedrich Castelle, Christoph Flaskamp, Franz Xaver Schrönghamer. Zeitweilige Angriffe und unverständige, übrigens meist nicht schlimm gemeinte Kritiken braucht daher der Herausgeber nicht eben tragisch zu nehmen. Auch die Zukunft wird solche bringen. Möge die Redaktion nur ihrerseits jedes Jahr in Wahrheit sagen können, was wir im Epilog zum 18. Jahrgang lesen: „Von den wechselnden Strömungen des Tages unbeirrt sind wir unseres Weges geschritten und werden dies auch ferner tun"; dann wird sie mit Genugtuung auch immer wieder wie damals konstatieren können: „Die meisten alten Freunde sind uns treu geblieben, und wiederholt hatten wir die Freude, einige, die meinten, andere Wege einschlagen zu müssen, zu uns zurückkehren zu sehen."

IV.

So sehr wir uns in dem kurzen Rückblick auf den zwanzigjährigen Bestand der Zeitschrift auf bloße Andeutungen und knappe Proben beschränken mußten, so ist doch damit ein annähernd richtiges Urteil über den literarischen Wert des Blattes ermöglicht. Die gebotenen Proben wurden absichtlich nicht den Beiträgen anerkannter Koryphäen entnommen, sondern zumeist aus den Erzeugnissen jener weniger bekannten, aber fleißigen

Mitarbeiter des Organs gewählt, die ungefähr die mittlere Linie im jeweiligen literarischen Stand der „Dichterstimmen" bezeichnen.

Bedeutungsvoller als diese spärlichen Proben sind freilich für den Literaturkundigen die klangvollen Namen der Dichter, die Jahr für Jahr auf der Mitarbeiterliste glänzen. Dabei ist wohl zu beachten, daß wir es durchweg nicht mit vereinzelten kurzen Beiträgen aus der Feder dieser größeren Dichter zu tun haben, sondern oft mit zahlreichen, auf Buchausgaben vorbereitenden oder solchen entnommenen poetischen Gaben. Gewiß, es erschienen in den zwanzig Jahren hier auch eine stattliche Zahl schwächerer Geister auf der Bildfläche, Dilettanten und unreife Anfänger. Daß diese Gattung von Mitarbeitern nicht überwiege, dafür sorgt der Redakteur; daß sie aber gänzlich verschwinde, wird kein ernster Kritiker verlangen.

Gut, wenn die jetzige Raumeinteilung für Poesie und Prosa im großen ganzen bestehen bleibt. Namentlich wäre ein weiteres Anwachsen des Prosateils auf Kosten des poetischen nicht zu empfehlen. Zu bedauern bleibt freilich, daß der Umfang es bisher nicht gestattete, auch zuweilen der vollendeten, kunstgerechten Novelle statt der bloßen Skizze Aufnahme zu gewähren. Hier könnte sich der wirkliche Meister viel besser entfalten. Den kritischen Teil wünschte man noch ausschließlicher als bisher von Fachleuten besorgt, und in den Literaturbriefen sollte unseres Erachtens ein mehr objektiver Ton eingehalten werden, aber so, daß die geistreiche Frische der Darstellung nichts von ihren gegenwärtigen Vorzügen verliert.

Was also das in der Zeitschrift tatsächlich Gebotene anbelangt, so steht das Organ in literarischer Hinsicht auf einer achtenswerten Höhe, und man darf es getrost auch kritisch veranlagten, wählerischen Lesern warm empfehlen.

Die Hauptbedeutung der „Dichterstimmen" erblicken wir aber nicht darin, sondern in der Anregung und Konzentration, die sie seit zwei Jahrzehnten dem literarischen Schaffen der katholischen deutschen Schriftsteller gaben. Zu einer Zeit, da unserer Literatur ein einheitliches, zielstrebiges Zusammenwirken mehr als alles andere fehlte, hat der Herausgeber mit unendlicher Mühe die vereinzelten und zersplitterten Kräfte gesammelt und ihnen Gelegenheit zum Gedankenaustausch edelster Art verschafft.

Gerade gegenwärtig macht sich das Bedürfnis nach Sammlung unter den katholischen deutschen Schriftstellern wieder lebhaft geltend. Davon zeugen die vielen diesbezüglichen Artikel, die in letzter Zeit in der „Allgemeinen Rundschau" und anderswo erschienen. Soll aber diese Idee Erfolg

haben, so braucht es ein festes und zugleich weitherziges Programm. Di „Dichterstimmen" besitzen ein solches, und diesem Umstand verdanken F den bisherigen Erfolg auf dem Gebiete der Vereinigung und gegenseitige Annäherung der katholischen Literaten.

Dieses Programm lautet in seiner kürzesten Fassung: Wir wollen ein gehaltvolle, eine sittlich reine, und bei aller Achtung vor der Überzeugun anderer, eine katholische Poesie. Mit Recht, denn unsern katholisch Dichtern helfen keine schwächlichen Anleihen bei der Modeliteratur d Tages — das gilt nicht nur in Bezug auf Idee und Gehalt, das gi auch von der Technik. Man mag von Andersgläubigen manches lerner aber man bleibe sich stets bewußt, daß Nachahmungen und Kopien kein achtunggebietende Kunst schaffen. Eine kraftvolle, lebensfähige Welt anschauung prägt ihre Technik selbst.

Freilich, dazu bedarf es der tiefinnersten Überzeugung von dem siegreichen Element, das auch für die Kunst in unserer heiligen Religion liegt, einer Überzeugung, wie sie aus Eichert spricht, wenn er in seinem Liede „Die deutsche Poesie" im 18. Jahrgang (1904) der „Dichterstimmen" zum Schlusse sagt:

Ihr Dichter, gebt euch keine Müh', ihr weckt das Mägdlein doch nicht auf;
Doch wenn dereinst das deutsche Volk in ferner, größrer Zeiten Lauf,
Im Glauben wieder stark und eins, erhebt des alten Reiches Hort —
Dann kommt des Weges wieder her, dann findet ihr das rechte Wort.

Dann wird sie wach, die stumme Maid, und ihres Mundes Knospe blüht
Wie eine lichte Rose auf, aus ihrem Herzen springt ein Lied,
Das klingt so stark und doch so süß, so himmelhoch und doch so traut,
Das wird in Jünglingshand zum Stahl, zum Kranze auf der Stirn der Braut

Und wenn das Lied dereinst erklingt, dann wird erglühn ein großer Brand
Und flammensprühend werden stehn die Herzen all im deutschen Land.
Dann weh dir, fremder Lügengeist, der uns in seine Fesseln schlug,
Dem knechtisch dient das deutsche Wort, den sklavisch nährt der deutsche Pflug

Dann krönt des deutschen Liedes Dom das Kreuz mit wundermildem Schein
Dann fährt mit seinem guten Schwert der Kaiser Rotbart aus dem Stein,
Und peitscht und wettert aus dem Land den bösen Geist, der Deutschland schied —
Dann wird in deutschen Landen sein ein Gott, ein Glaube und ein Lied!

Alois Stockmann S. J.

Rezensionen.

---

1. **Das katholische Kirchenjahr.** Betrachtungen über das Leben unseres Herrn Jesus Christus, des Sohnes Gottes. Von **Moritz Meschler** S. J. 2 Bde. 8° (VI u. 380; IV u. 460) Freiburg 1905, Herder. *M* 6.—
2. **Der göttliche Heiland.** Ein Lebensbild, der studierenden Jugend gewidmet. Von **Moritz Meschler** S. J. 8° (XVIII u. 670) Freiburg 1906, Herder. *M* 4.50

Gleichzeitig mit der sechsten Auflage der vielgeschätzten Betrachtungen über die harmonisierten Evangelien, welche der Verfasser unter dem Titel „Leben unseres Herrn Jesu Christi" 1890 zuerst erscheinen ließ [1], liegt ein neues Betrachtungsbuch von ihm für „das katholische Kirchenjahr" zur Anzeige vor, das schon durch den beigefügten Untertitel seine Zugehörigkeit zu jenem ersteren Werke zu erkennen gibt. Gleichzeitig mit der achten Auflage der beim Aloysius-Zentenar 1891 dem „Patron der christlichen Jugend" geweihten Lebensbeschreibung [2] bringt P. Meschler neuerdings ans Licht „ein Lebensbild, der studierenden Jugend gewidmet", dessen Gegenstand diesmal „der göttliche Heiland" selber ist. Der innere Zusammenhang, in welchem die genannten Werke zueinander stehen, verdient einige Erklärung; sie wird die beste Empfehlung sein.

1. Dem „Leben unseres Herrn Jesu Christi" hat der Verfasser am Schluß des zweiten Bandes einige anziehende Betrachtungen beigefügt über das mystische Fortleben Jesu in der Kirche, darunter auch (II 536) eine über sein Fortleben in den Tugenden, Taten und Verherrlichungen seiner Heiligen.

„Der Heiland ist die wahre Sonne der Heiligkeit und Gerechtigkeit am Firmamente der Kirche und vereint alles Licht und alle Strahlen geschaffener Vollkommenheit und Güte in sich. Diese Strahlen zerteilen sich, indem sie auf diese Erde und in die Seelen fallen. Ein Strahl fällt auf diese, ein anderer auf jene Seele; in den kleidet sie sich, den strahlt sie wieder, und das ist die Eigentümlichkeit

---

[1] Das Leben unseres Herrn Jesu Christi, des Sohnes Gottes, in Betrachtungen. Von Moritz Meschler S. J. 6. Aufl. 2 Bde. 8° (XXII u. 654; X u. 586) Freiburg 1906, Herder. *M* 7.50

[2] Leben des hl. Aloysius von Gonzaga, Patrons der christlichen Jugend. Von Moritz Meschler S. J. 8° (XII u. 312) Freiburg 1906, Herder. *M* 2.50

ihrer übernatürlichen Heiligkeit. Alle Heiligen zusammen bilden gleich einem herrlichen und unermeßlichen Regenbogen das erhabene Bild seiner Schönheit und Majestät, jeder einzelne Heilige aber gibt gleich dem einzelnen Tau- und Regentropfen nur einen Strahl der Zentralsonne wieder."

Was in diesen Worten angedeutet war, ist in den neu vorliegenden Bänden reich und farbenprächtig zur Entfaltung gebracht worden, und so sind sie der Idee nach wirklich eine Weiterführung jenes „Lebens unseres Herrn Jesus Christus", wie der Titel anzeigt. Auch der Sache nach bringen sie zu jenen früheren Betrachtungen eine erwünschte Vervollständigung. Der enge Anschluß an den Text des Evangeliums und die von den Exegeten übernommene feste Zeitenfolge der evangelischen Geschichte hatte dort manches ausgeschlossen, was zur Belehrung des Christen über die Wahrheiten des Neuen Testamentes, über Leben und Denkweise unseres Herrn und seine nächste Umgebung noch weiter hätte dienlich sein können. In den neuen Betrachtungen wird man z. B. in Bezug auf die göttlichen Personen, auf das Innenleben des göttlichen Herzens, auf Maria und Joseph und ihre Verehrung in der Kirche gar vieles finden, was dort kaum hatte berührt werden können. Endlich legte auch das praktische Bedürfnis jener, welche an die Weise der Betrachtung im „Leben unseres Herrn Jesu Christi" sich einmal gewöhnt haben, eine solche Ergänzung nahe, sowohl mit Rücksicht auf die verschiedenen Zeiten und Feste des Kirchenjahres als im Interesse eines wohltuenden Wechsels und einer noch allseitigeren Einführung in den Geist der Kirche und in die „Wissenschaft der Heiligen".

Mit Einschluß der gehaltvollen Einleitung über Wesen und Bedeutung des Kirchenjahres bieten die zwei neuen Bände insgesamt 95 Lese- oder Betrachtungsstücke; davon entfallen 62 auf Feste von Heiligen, 15 auf Muttergottestage, 12 auf Geheimnisse unseres Herrn und Heilandes, 4 auf die Herrlichkeiten der Gottheit, 2 (Aschermittwoch und Jahresschluß) auf die Zustände und Anliegen der Menschheit. In Bezug auf die Heiligenfeste etwas äußerlich Vollständiges zu schaffen, lag nicht im Plane; nur „die bekannteren und vorzüglicheren" Heiligenfeste der einzelnen Monate wurden mit einer Betrachtung bedacht. Daher auch die sehr ungleiche Verteilung. Während dem Oktober 9, dem Juni 8, vier andern Monaten je 6 Heiligenbetrachtungen zugewiesen sind, hat der September nur 3, der Februar nur eine einzige aufzuweisen. Auch die verschiedenen Klassen von Heiligen sind ganz ungleichmäßig vertreten. Unter den 62 Betrachtungen treffen 4 auf Engelfeste, 4 auf Apostel, 11 auf heilige Frauen, 3 auf Päpste, 3 auf Männer aus dem Laienstande; Kirchenlehrer und Ordensstifter sind noch am reichlichsten vertreten. Statt dessen wird in anderer Beziehung Allseitigkeit und selbst Vollständigkeit erstrebt, in Bezug nämlich auf Teilnahme und Verständnis für das gesamte Leben der Kirche, ähnlich wie in dem früheren Werke in Bezug auf das ganze geschichtliche Leben Christi. Deshalb haben nicht bloß die volkstümlichen Feste des Kirchenjahres ihre eigene Betrachtung und unter den verherrlichten Gliedern der Kirche gerade die typischen und die am meisten in die Augen fallenden Heiligengestalten, auch die großen Kirchenandachten und die großen Ordensgemeinschaften der Kirche, aus welchen jene so reichlich hervorgegangen sind, werden zu be-

sonderer und eingehender Betrachtung vorgeführt. Wie über das Kirchenjahr im ganzen, so findet sich über das Bußleben, die Heiligenverehrung, die Muttergottesverehrung die ausgiebigste Belehrung. Der Andacht zum Jesuskind, dem Kreuzweg, dem Josephsmonat, der Maiandacht, der Verehrung des Heiligen Geistes wie des heiligen Herzens Jesu, dem Rosenkranzgebet sind ganze Betrachtungen gewidmet, andere Andachten wie zu den Sieben Schmerzen, dem Skapulier, den Schutzengeln, den Armen Seelen werden, wenn auch nur in Teilen von Betrachtungen, doch mit aller Gründlichkeit erklärt. Geist und Einrichtung der verschiedenen Orden werden meist bei der Betrachtung über ihre Stifter oder ihre Wiedererneuerer behandelt und sind solcher wenigstens 14. Was der Titel verspricht, hat der Verfasser tatsächlich geleistet; er führt frisch hinein in das Leben des katholischen Kirchenjahres und läßt vor den Blicken des Betrachtenden immer lichter und deutlicher hervortreten, wie in allen jenen großen Erscheinungen des kirchlichen Lebens Jesus Christus, unser Herr, sich widerspiegelt.

Wäre es sonach übel angebracht, mit dem Verfasser darüber zu hadern, daß er diesen oder jenen gefeierten Heiligen nicht berücksichtigt, diesen oder jenen Monat zu karg bedacht habe, so bleibt immerhin dem Betrachter ein kleiner Beschwerdepunkt. Daß der Verfasser, der über die Heiligen seiner Vorliebe und Auserwählung stets so viel Schönes zu sagen hat, desungeachtet die beiden Einsiedler Antonius und Paulus (15. und 17. Januar) und die beiden Märtyrerdiakone Stephan und Laurentius (26. Dezember und 10. August) zu je einer Sammelbetrachtung miteinander verkoppelt hat, mag der Idee und dem Plan nach sich rechtfertigen lassen, entspricht aber nicht dem praktischen Bedürfnis und wird schwerlich vielen Leuten gefallen.

Die Art der Ausführung betreffend, bedarf es für den, welcher P. Meschlers „Leben unseres Herrn" zur Betrachtung oder Lesung schon gebraucht hat, einer weiteren Darlegung kaum, denn es ist hier nur die Fortführung und Ergänzung. Daher ist hier wie dort der Betrachtungsstoff durchgängig überreich zugemessen, die einzelnen Punkte der Betrachtungen oft von namhafter Ausdehnung, die „Betrachtungen" im ganzen mehr einladend zu nachdenkender, meditativer Überlesung, denn handlich und bequem zu rascher Vorbereitung auf eine später vorzunehmende eigentliche Meditation. Zwar bleibt es bei einer so überaus gehaltreichen Vorlage für den Geübteren immer leicht, an irgend einen beliebigen Punkt oder Unterpunkt seine Betrachtung anzuknüpfen, aber es ist doch wahr, daß viele dieser Punkte vorwiegend das Gepräge der historischen Erzählung oder Schilderung an sich tragen, das entwickelte historische Detail den Geist sehr lebhaft in Anspruch nimmt, während die belehrenden Momente und moralischen Anwendungen oft nur schwach angedeutet werden oder erst im letzten Punkte, mit welchem die Betrachtung schließt, ihre rechte Stelle finden.

Bei der Mehrzahl der „Betrachtungen" weckt, auch abgesehen von der Ausdehnung, schon die Art der Stoffteilung den Eindruck, als ob auf die Bewältigung des Stoffes in einer einzigen Betrachtung oder einer fest bestimmten Reihe von Betrachtungen von vornherein verzichtet werde. Zuweilen erscheinen die Punkte mehr äußerlich aneinandergereiht, wie verschiedene Seiten eines Gegenstandes,

welche in verschiedener Richtung Stoff zu frommer Erwägung bieten können. Wohl finden sich auch ganz straffe Einteilungen wie etwa bei Thomas von Canterbury: Weltglück — Welthaß — Weltrache; bei Franziska Romana: Sturmvolle Fahrt — Freundliche Sterne — Sicherer Hafenort; bei Athanasius: Vielversprechender Morgen — Tag voll Mühe und Sturm — Friedlicher Abend; bei Elisabeth: Frommes Herz — Gutes Herz — Gekreuzigtes Herz; auf Kreuzerfindung: Verloren — Gesucht — Gefunden; Kreuzerhöhung: Erste — Zweite — Dritte — Vierte Erhöhung des heiligen Kreuzes. Öfter jedoch scheint eine einheitliche Teilung fast geflissentlich gemieden.

Alles in allem liegt in diesen Bänden ein unerschöpflich reicher Stoff zur Betrachtung vor, für die geistige Aufnahme zubereitet und zergliedert, jedoch so, daß der Betrachtende selbst sich seinen täglichen Anteil absondern muß und nicht für den einzelnen Tag seine Ration abgemessen erhält.

Wenngleich „Betrachtungen" zubenannt, eignen sich diese Einzeldarstellungen ebensowohl zur geistlichen Lesung, für welche der gediegene Reichtum des Gehaltes, wie die sehr gewählte, oft künstlerisch vollendete Form sie in gleicher Weise empfehlen. Sie führen wirklich tief hinein in alle Gebiete des geistlichen Lebens von der ersten Reinigung durch die Wasser der Buße bis zur höchsten Mystik; ihre erhabene Lehre weisen sie nach an lebendigen Beispielen und wissen bei ihren Schilderungen Natur und Geschichte, Landschaft und Jahreszeit, Volkscharakter und Kunstschöpfungen aufs glücklichste und in der fruchtreichsten Weise heranzuziehen. Wenn in Franz von Sales die Gottinnigkeit dargestellt wird, in Thomas von Aquin der Theolog, in Benedikt der Klostergesetzgeber, in Anselm der Seelenleiter, in Leo M. das Kirchenoberhaupt, in Vinzenz von Paul das Genie der Neuzeit, in Karl Borromeo der wahre Reformator, in Basilius der christliche Humanist, in Petrus Canisius die redliche Arbeit, in Ignatius von Loyola die erleuchtete Klugheit usw., so sind die Bilder frisch aus dem Leben, oft von vollendeter Schönheit, immer voll packender Kraft.

Den ganzen Farbenschmelz poetischer Schilderung weiß der Verfasser aufzubieten zu lebhafter Veranschaulichung der Örtlichkeiten, an welchen die erzählten Ereignisse sich abspielen. Neben den Szenerien aus dem Heiligen Lande sind es namentlich die Herrlichkeiten Italiens und die Reichtümer der ewigen Stadt, die in einer bunten Reihe der lieblichsten Bilder dem Leser vorgezaubert werden. Überhaupt ist über viele der hier gesammelten Betrachtungen ein poetischer Hauch hingegossen, der ihnen bei allem Ernst des Gehaltes etwas Liebenswürdiges und schon natürlich Anziehendes verleiht. Die Sprache ist durchgehends mit äußerster Sorgfalt gewählt und gefeilt, so daß auch nach dieser Seite hin eine fleißige Lesung sich verlohnt. Da der Verfasser oft und viel auf die Einzelheiten historischer Vorgänge sich einläßt, sind einige kleine Versehen in Nebenpunkten fast unvermeidlich gewesen, eine neue Auflage kann sie leicht beseitigen. Dagegen enthalten die Betrachtungen als Ganzes genommen eine solche Fülle von Wahrheit und Schönheit, so viel hohe Lehre und bewegende Kraft, daß sie zur Lesung und Beherzigung, namentlich für ideal gesinnte und hochstrebende jugendliche Gemüter, warm empfohlen werden können. Sie sind wahrhaft eine unerschöpfliche geistliche Schatzkammer.

2. Ganz gewiß war der Gedanke gut, ein „Lebensbild" des Weltheilandes gerade der studierenden Jugend darzubieten und ihrem Sinn und Verständnis das gottmenschliche Idealbild recht nahe zu rücken. Die Gesichtspunkte, welche die Einleitung dafür geltend macht, daß der Herr von dieser bevorzugten Menschenklasse ein besonderes Interesse erwarten könne, wie er seinerseits ihrem Alter und Beruf besondere Anteilnahme erwiesen hat, sind ebenso einnehmend wie zutreffend. Indes ist das Werk, wie es vorliegt, weder ausschließlich noch vorzugsweise auf studierende Jünglinge zugeschnitten, sondern kann jedem unterrichteten Christen von etwas ernsterer Geistesrichtung die gleichen guten Dienste tun. Die neue Schrift will tatsächlich nichts anderes als in fortlaufend erzählender Form den Gesamtinhalt der vier Evangelien wiedergeben. Es wird dabei dieselbe chronologische Ordnung zu Grunde gelegt, die für die Betrachtungen in dem „Leben unseres Herrn Jesu Christi" angenommen war, und in dem gleichen Sinne und nach derselben Weise wie dort werden die Vorgänge und Aussprüche erklärt. Es will sonach weder eine bloße Harmonisierung des Evangelientextes geboten werden noch eine künstlerisch angelegte Lebensbeschreibung nach Art der modernen Biographie; es handelt sich auch nicht um Paraphrase, moralische Anwendungen oder um wissenschaftlichen Kommentar. Das Buch ist vielmehr für solche, welche den Gesamtinhalt der vier Evangelien im Zusammenhang überschauen und verstehen möchten ohne jahrelanges Betrachten und ohne das Studium von Kommentaren. Leben und Lehre Christi, soweit in den Evangelien aufgezeichnet, sind chronologisch wohl geordnet und vollinhaltlich erklärt, wobei ihre Anwendbarkeit für Glauben und Leben des Christen mannigfach vor Augen tritt. Es ist lehrhafte Erzählung oder Belehrung in erzählender Form und gibt ungefähr alles wieder, was in den zwei Bänden der Betrachtungen über „das Leben unseres Herrn Jesu Christi" enthalten ist. Dadurch aber, daß hier der evangelische Lehrstoff nicht in Betrachtungspunkte auseinandergeschnitten, sondern in zusammenhängender Erzählung und natürlicher Entwicklung vorgeführt wird, läßt sich alles besser überblicken und manches richtiger verstehen. Es verleiht auch der evangelischen Geschichte eine sonst nicht gekannte Anziehung und Spannung, wenn man die Knoten der Verwicklung allmählich sich schürzen sieht bis zum Höhepunkt; um dann gleich einem Augenzeugen den Ernst und die Tiefe der Katastrophe völlig zu ermessen.

Nach dem Gesagten darf an das Werk nicht der Maßstab der modernen Biographie gelegt, noch der zierende Beisatz des Titels „Ein Lebensbild" in hergebrachtem Sinne verstanden werden. Was vorliegt, ist eine Evangelienerklärung, die ehrfurchtsvoll und gewissenhaft dem heiligen Texte folgt. Das Vorleben Christi im Schoße der Gottheit, seine Vorverkündigung durch die Weissagungen der Propheten und die Typen des Alten Bundes, seine Herbeisehnung durch die Tiefe des vorhandenen Menschenelendes wie durch das Beten und Seufzen der gesetzestreuen Juden werden mit Nachdruck an die Spitze gestellt. Für die zeitliche Aneinanderordnung der Vorgänge im Leben Christi auf Erden wie für die inhaltliche Erklärung der Texte werden die Ergebnisse der zuverlässigsten wissenschaftlichen Exegese zur Verwertung gebracht, manchmal sogar einer Verschieden-

heit der Auslegung Rechnung getragen. Dabei weiß jedoch der Verfasser durch Klarheit und Natürlichkeit der Darstellung und lichte Sprache dem Verständnis sehr entgegenzukommen. So ernst und erhaben daher auch die Vorgänge und Reden sind, welche den Gegenstand der Erläuterungen bilden, alles wird leicht faßbar, vieles liest sich schön und ergreifend.

Trotzdem ist das Werk zu sehr geschwellt mit innerem Gehalt und trägt im ganzen zu lehrhaftes Gepräge, um auf die Länge als Erholungslektüre oder als Naschwerk der Neugierde mit Geschmack verkostet zu werden. Es verlangt schon etwas ernster gesinnte, dem Höheren zugewandte Leser, denen es wirklich darum zu tun ist, ihren Heiland von Grund auf kennen und verstehen zu lernen, Christen, die ein geistliches Leben führen oder für ein solches Sinn und Antrieb in sich tragen. Ganz besonders Studierenden, welche der Theologie sich widmen wollen oder bereits in der Vorbereitung auf das Priestertum begriffen sind, kann das Buch von großem Nutzen sein, kann ihnen zur Lesung wie zur Betrachtung, zum theologischen Studium wie zur seelsorgerlichen Vorbildung fast ebenmäßig dienen. Alle solche finden hier in der Tat ein „Lebensbild", das wahre und vollendete Bild dessen, der für uns Wahrheit, Weg und Leben ist, ein Bild zugleich des wahren Lebens, das er gekommen ist, durch Wort und Beispiel die Seinigen zu lehren, durch Gnade und Liebewerbung in ihnen zu wecken. Otto Pfülf S. J.

La Métaphysique des causes, d'après Saint Thomas et Albert le Grand. Par le Père *Théodore de Régnon* S. J. Nouvelle édition, avec une Préface de *M. Gaston Sortais.* 8° (XVIII u. 664) Paris 1906, Retaux. *Fr.* 7.50

Wer in das Studium der Philosophie einführen will, muß nicht sowohl Neuheit als vielmehr Wahrheit und Klarheit anstreben. Dieser richtige Grundsatz leitete den Verfasser bei Abfassung seiner Metaphysik der Ursachen. Er greift damit aus der Ontologie einen der wichtigsten und schwierigsten Abschnitte heraus. Für Sicherheit und Klarheit unseres gesamten spekulativen Denkens nämlich gibt es wenige Gegenstände von so eminenter Wichtigkeit wie die Ursachen. Das rechtfertigt die Wahl des Stoffes. Sollte nun die Behandlung eine gründliche sein, jede Schwierigkeit berücksichtigt, jeder Zweifel gelöst werden, so konnte eine bloße Definition der Ursachen und ihre Einteilung nicht genügen. Alles, was in notwendigem Zusammenhang mit dem Hauptthema steht, mußte herangezogen werden. Das ist mit tiefem Verständnis und richtigem Takt geschehen. Einleitend wird das Wesen der Metaphysik erklärt, ihr objektiver Wert nachgewiesen, über die Bildung der allgemeinen Begriffe und der höchsten Prinzipien das Nötige vorausgeschickt. Über die Ursachen selbst findet dann der Leser eine ebenso erschöpfende als gründliche Abhandlung. Es gibt wohl keine Frage, welche beim Studium der Ursachen auftauchen kann, die nicht hinreichend erörtert wäre. Daher konnte es nicht umgangen werden, die Begriffe von gut und vollkommen, Akt und Potenz, Substanz und Akzidenz ausführlich zu behandeln. Der Gang der Untersuchung ist einfach und naturgemäß. Auf die Erörterung der Ursache im allgemeinen folgt die der einzelnen Arten, ihres Zusammenhanges

untereinander und ihres Verhältnisses zur Wirkung. Nach der ausführlichen Erklärung von Wirkursache, Vorbild, Zweck, Materie und Form gelangen auch erste oder göttliche und zweite oder geschöpfliche, freie und notwendige, Gleichartiges oder Ungleichartiges wirkende Ursachen, werkzeugliche und Hauptursache zu eingehender Besprechung. Dabei werden aus den jeweiligen Begriffsbestimmungen alle sich ergebenden Folgesätze abgeleitet und diskutiert. Allseitigkeit und Vollständigkeit lassen nichts zu wünschen übrig.

Die wissenschaftliche Richtung ist dadurch hinreichend gekennzeichnet, daß die Lehre Alberts des Großen und des hl. Thomas, eigentlich die des Aristoteles, überall zu Grunde gelegt wird. Die Wahl der Führer und Lehrer kann nur als eine glückliche bezeichnet werden. Bei den Ursachen handelt es sich um Ideen und Prinzipien, welche den menschlichen Geist beschäftigt haben, solange es Menschen gibt, und deren Ergründung seit Aristoteles weder vertieft noch erweitert worden ist. Wie es uns bis heute nicht gelungen ist, das Einmaleins zu verbessern oder die obersten Sittengesetze zu ändern, so hat auch die Erkenntnis der letzten und allgemeinsten Grundbegriffe und Grundsätze unseres gesamten Wissens seit Jahrtausenden keinen wesentlichen Fortschritt gemacht. Wir werden uns daher bescheiden müssen und in der Philosophie ebensogut wie in der Mathematik, soweit es sich um die grundlegenden Elemente handelt, beim alten bleiben. Es kann daher nur gebilligt werden, daß der Verfasser sich nicht bemüht, neue Bahnen zu eröffnen und neue Probleme auszusinnen, sondern die alte, unveränderliche Wahrheit unserer heutigen Denkweise anzupassen. Die für jeden Gebildeten leicht verständliche Darstellung bei treuer Wiedergabe der scholastischen Lehre ist wohl der größte Vorzug des Werkes. Anfänger für das Studium der Scholastik auf die Quellen zu verweisen, wäre verfehlt, sie würden unfehlbar an einer doppelten Klippe scheitern; die eigentümliche Sprache und die veralteten Beispiele wären kaum zu überwindende Hindernisse. Bekanntlich haben sich die Scholastiker eine eigene Sprache geschaffen, die an Klarheit und Schärfe nichts zu wünschen übrig läßt, aber ohne Einführung unverständlich bleibt, etwa wie dem Nichtchemiker ein Handbuch der Chemie. Ferner sind die Beispiele aus Physik und Naturgeschichte, womit die alten Scholastiker abstrakte Wahrheiten erläutern, vielfach unrichtig, nicht selten sonderbar. Mit wirklich außerordentlichem Geschick hat de Régnon beide Schwierigkeiten gehoben. Sprache und Beispiele sind durchaus modern. Die Darstellung ist nicht nur klar und verständlich, sondern originell und anziehend. Wir können es nur lebhaft bedauern, daß es dem Verewigten nicht vergönnt war, auch noch andere Teile der Metaphysik in gleich meisterhafter Weise zu bearbeiten.

H. Haan S. J.

Kirchen. Von **C. Gurlitt**, Professor an der Technischen Hochschule zu Dresden. Mit 607 in den Text eingedruckten Abbildungen und 6 Tafeln. Lex.-8° (VIII u. 568) Stuttgart 1906, Kröner. *M* 32.—; geb. *M* 35.—

Die Schrift bildet ein Heft, bei ihrem Umfang richtiger einen Band des weitschichtig angelegten, im Krönerschen Verlag zu Stuttgart erscheinenden Hand-

buches der Architektur, eines von hervorragenden Fachmännern bearbeiteten, für die Praxis bestimmten Sammelwerkes, das Architekten, Baubehörden usw. über alle bei Ausübung der Baukunst in Betracht kommenden Punkte ausführlichen und eingehenden Aufschluß geben soll. Es umfaßt vier Teile, von denen der erste die allgemeine Hochbaukunde, der zweite die historischen Baustile, der dritte die Hochbaukonstruktion und der vierte das Entwerfen, die Anlage und die Einrichtung der Gebäude zum Gegenstand hat. Gurlitts „Kirchen" gehört zum letzten Teil. Die Arbeit scheidet sich in zwei Abschnitte. Der erste beschäftigt sich mit Fragen allgemeinerer Art, wie den Namen kirchlicher Bauten, der Ästhetik und Symbolik der kirchlichen Kunst, den traditionellen Baustilen usw., der zweite mit der baulichen Beschaffenheit und Einrichtung der Kultbauten, und zwar, soweit erforderlich, nach Konfessionen getrennt. Den Abschluß des Werkes bildet die Besprechung einiger wichtigen praktischen Einzelfragen, darunter namentlich die Restauration alter Kirchen.

Es sind namentlich drei Punkte, die beim Durchlesen der Schrift des Referenten Interesse erweckten: der erste ist die Art, wie die katholischen Kirchenbauten und die zu ihrem Verständnis nötigen dogmatischen und liturgischen Fragen behandelt sind. Gurlitt ist Protestant, und es braucht kaum gesagt zu werden, daß er diesen seinen Standpunkt auch an mancher Stelle der Arbeit zum Ausdruck bringt. Indessen wird er in Bezug auf katholische Anschauungen nicht nur nie unhöflich, im Gegenteil ist die Art und Weise, wie er von den gottesdienstlichen Funktionen der katholischen Kirche und ihren Dogmen redet, stets eine durchaus würdige. Auch gewahrt man bei ihm allenthalben das aufrichtige Bestreben, in die katholische Auffassung sich hineinzuleben, sie richtig zu erfassen und ihr bei seiner Darstellung nach besten Kräften gerecht zu werden, und zwar darf man ihm die Anerkennung nicht versagen, daß ihm das in der Tat in den wesentlichsten Punkten recht gut gelungen ist. Namentlich entspricht, was er über die Messe, die Gegenwart Christi im heiligsten Sakrament, die Bedeutung des katholischen Gotteshauses im Unterschied von demjenigen der übrigen Konfessionen, den Unterschied zwischen Verehrung und Anbetung, die Heiligenverehrung u. a. sagt, durchaus den katholischen Anschauungen und der katholischen Lehre, und man kann sich nur freuen, daß auch einmal ein Protestant, ein Sachse zumal, und vor allem ein Mann von dem Ansehen Gurlitts so klar und zutreffend das nur zu häufig aufs ärgste entstellte katholische Dogma und die auf diesem beruhenden Funktionen dargestellt hat. Freilich ist das ja oft genug von katholischer Seite geschehen, allein was Katholiken schreiben, kommt nur selten in die Hände derer, die es vor allem lesen sollten, um sich aufzuklären und der Wahrheit das Zeugnis zu geben; catholica sunt, non leguntur. Indes ist es trotz besten Willens und redlichsten Bemühens nicht ganz ohne Schiefheiten abgegangen, wenngleich es sich dabei meist nur um nebensächliche Dinge handelt. Hier nur einige Beispiele solcher Ungenauigkeiten: S. 18 heißt es: „Wallfahrtskirche kann jede Kirche werden, sowie diese durch wunderkräftigen Besitz sich auszeichnet; S. 27: Die Votivkirche ist eine solche, die vorzugsweise diesen Messen, nämlich den Votivmessen dient; S. 36: Die Opfertätigkeit, die etwa in der Her-

gabe der Mittel zum Bau oder zur Ausschmückung eines Gotteshauses von Katholiken geleistet wird, mehrt die Gnadenschätze der Kirche, von denen der freiwillig spendende Sünder in der Beicht gesühnt werden kann. S. 64 wird gesagt: Als Tradition gilt . . . die in der Kirche fortgepflanzte mündliche Belehrung, in erster Linie natürlich die von Christus auf die Apostel und von diesen auf die Bischöfe fortgepflanzte Geheimlehre, dann aber auch die durch den Heiligen Geist erleuchteten Kirchenversammlungen mitgeteilten Wahrheiten; S. 176: Christus als Erscheinungsform des dreieinigen Gottes wohnt im Tabernakel des Altars; S. 180: Die Göttlichkeit strahlt von den Reliquien aus, wie die vielen Wunder beweisen, die von den Verehrern der Reliquien auf die Fürbitte der Heiligen von Gott erwirkt wurden; S. 181: Auch heiligen Sachen wird Kultus erwiesen, so dem Salböl, das von der Kirche als vergöttlicht aufgefaßt wird . . . Durch die Weihe werden dem Altar übernatürliche Kräfte beigelegt; S. 217: Oft knien Brautleute auch auf den Altarstufen, um den heiligen Wein zu empfangen. Doch genug von den Proben. Es sind aber diese und andere Entgleisungen weder die Frucht bösen Willens noch die Folge seichter Oberflächlichkeit. Für einen Protestanten ist es nun einmal, wie vor einigen Jahren ein hervorragender protestantischer Kunstarchäologe dem Referenten freimütig gestand, beim besten Bemühen schwer, sich ganz in katholische Anschauungen hineinzudenken. Immerhin schien es angebracht, auf sie aufmerksam zu machen: denn was kann eine nur teilweise Korrektheit helfen? Vielleicht hätte der Verfasser gut getan, sich in den dogmatischen und liturgischen Fragen nicht lediglich auf seine theologischen Autoren zu verlassen, sondern einem katholischen Theologen seine Schrift zur Durchsicht zu übergeben.

Der zweite Punkt betrifft die Stilfrage. Der Verfasser betont mit aller Entschiedenheit, daß der Architekt, was die Anlage des Baues und die Raumverteilung anlangt, durchaus den liturgischen Zwecken gemäß seinen Plan einzurichten habe und in dieser Beziehung ganz an die Forderungen der Liturgie gebunden sei, hinsichtlich des Stiles aber verlangt er für den Künstler volle Freiheit. Will Gurlitt, der sich durch seine Geschichte des Barocks um eine gerechte Würdigung dieses so viel geschmähten Stiles unbestreitbar große Verdienste erworben hat, nur sagen, daß keiner der traditionellen Stile unkirchlich sei, auch nicht der Barock und der Rokoko, und daß es darum dem Architekten nicht verwehrt sein dürfe, wo solches den örtlichen Verhältnissen angemessen sei, auch Kirchen in andern Stilen, als bloß dem romanischen und gotischen, zu bauen, so kann man ihm nur recht geben. Man kann auch wünschen, daß eine solche Auffassung eine allgemeine werde, selbst wenn man persönlich die Gotik oder den romanischen Stil für den schönsten und passendsten halten sollte. Die Zeiten, worin man einseitig die Renaissancebauten für heidnisch und unkirchlich ansah, sind, Gott Dank, gegenwärtig überwunden; leider haben sie durch Zerstörung manches guten Barockwerkes, das einem unzeitigen Stilpurismus zum Opfer gebracht wurde, recht viel sowohl der Kunst wie der Pietät gegenüber gesündigt. Allein Gurlitt geht, wie es scheint, mit seiner Forderung weiter und verlangt Stilfreiheit im Sinne einer vollen Freiheit in Bezug auf die Formgabe und stilistische Sprache der Kirchenbauten mit Beseitigung

jedes traditionellen Stilzwanges und der Beschränkung auf die historisch gegebenen Kirchenstile. Es handelt sich also nicht darum, neue praktische Lösungen für Anlage und Einrichtung der Kirchen suchen; in diesem Falle könnte man dem Verfasser nur zustimmen, obgleich im katholischen Kirchenbau, in Bezug auf den die Jahrhunderte so ziemlich alles durchgeprobt haben, wirklich Neues wohl nur in beschränktem Maße möglich sein dürfte. Es handelt sich vielmehr lediglich um die Stilfrage, und da kann leider Referent nicht mitgehen. Was sind denn die im Geist jener modernen Bestrebungen bereits errichteten Kirchen — es sind meist protestantische — im Grunde anders als ein willkürliches Gemisch von Motiven der verschiedensten Stile, die der Architekt ganz nach seinem persönlichen Geschmack und ohne Rücksicht auf deren innere Berechtigung ausgesucht und dann unter Beifügung einiger pikanten oder auffallenden modernen Zutaten zu einem Ganzen verquickt hat? Der Hagia Sophia entnimmt man die Kuppel, das Tonnengewölbe der Renaissance, die Fensterform dem romanischen Stil, den Turm und den einen Teil des Ornaments der Karolingerzeit, einen andern der altchristlichen oder langobardischen Kunst, das Portal dem italienisch-romanischen Stil; dann fügt man einige eckige, recht unsauber ausgeführte Skulpturen hinzu, füllt die Fenster mit Glas, das an den Jugendstil erinnert, versieht Dach und Wände, bei denen die herkömmliche Gliederung nach Kräften vermieden werden muß, mit einem durch seine öden Formen und seine monotonen geraden Linien möglichst auffallenden Ornament, läßt, wo es eben angeht, die Gesimse weg und glaubt nun ein wirkliches Meisterwerk im modernen Sinne geschaffen zu haben. Ja wenn sich noch durch Mischung alter und neuer Motive in der kirchlichen Architektur ein wirklich einheitlicher Zeitstil schaffen ließe; man würde diesem dann zulieb sich vielleicht dazu verstehen, über die eine oder die andere Unebenheit hinwegzusehen. Allein an die Bildung eines solchen ist leider nicht zu denken. Die Architekten, welche sich nicht bescheiden können noch wollen, in einen der traditionellen Stile sich hineinzuleben und darin zu bauen, werden sich selbstredend auch nicht bescheiden, unter dem Zwang eines einheitlichen Zeitstiles zu arbeiten, wie es die Meister in früheren Zeiten taten. Dafür ist die Neuerungssucht und die moderne Künstlereitelkeit bei manchen Architekten allzugroß. So aber kann das Ende nicht ein freilich sehr wünschenswerter, unsere Zeit charakterisierender einheitlicher Kirchenstil sein, sondern nur Wirrwarr, und zwar ein Wirrwarr, ärger, als wenn man hier gotisch, dort romanisch und wieder anderswo im Barock baut. Man schaue doch nur auf das architektonische Jahrmarkttreiben in der Profanarchitektur mit seinen endlosen Willkürlichkeiten und Geschmacklosigkeiten. Referent würde selbst keinen Anstand nehmen, zuletzt einen guten Barock als Zeitstil anzuerkennen; für absolute Stilfreiheit kann er sich nicht erwärmen, denn er sieht kein Heil für die kirchliche Kunst überhaupt und die kirchliche Architektur im besondern in Bestrebungen, welche die Welt mit Kirchen füllen würde, wie z. B. der auf S. 295 abgebildeten Kirche der Niederösterreichischen Landes-Heil- und Pflegeanstalten zu Wien, bei der freilich die Absicht bestanden haben mag, den Zweck der Anstalt in der Form und dem Stile des Baues zum Ausdruck zu bringen, oder mit Altären die Kirchen bereichert, die, wie der klobige, aus römischen Grabstelen und einem irischen

Steinkreuz zusammengesetzte Hochaltar in St Maximilian zu München, in einen Wald gehören, aber nicht in ein Gotteshaus. Referent anerkennt gern, daß Gurlitt mit Entschiedenheit für die Freiheit vom Stilzwang eintritt, und kann nur wünschen, daß seine Anregungen vom besten Erfolg begleitet seien, doch nur in dem vorhin dargelegten Sinn. An das Zustandekommen eines einheitlichen modernen Stiles zu glauben, daran hindert ihn vor allem die Eigenart mancher modernen Architekten. Künstlich läßt sich kein allgemeiner Baustil schaffen, am allerwenigsten aber da, wo die immer wiederkehrenden Schlagworte „Neu“, „Modern“ weder eine einheitliche noch eine ruhige Stilentwicklung aufkommen lassen.

Der dritte Punkt, welcher das besondere Interesse des Referenten beanspruchte, ist Gurlitts Ansicht bezüglich der Weise, wie alte Bauwerke zu restaurieren seien. Das, was zu diesem neu hinzugefügt wird, soll sich auch als neu stilistisch kennzeichnen. Gurlitts Anschauung tritt hier nicht zum erstenmal zu Tage. Er hat sie schon vor mehreren Jahren gelegentlich des ersten Denkmalspflegetages zu Dresden ausgesprochen, freilich unter vielem, und wie es Referenten scheint, nicht unberechtigtem Widerspruch. Es ist gewiß zu bedauern, daß manche Restaurationen die alten Baudenkmale allzusehr verbessert und deren ursprünglichen Bestand derart mit neuen Teilen durchsetzt und verdüstert haben, daß schon jetzt für den Forscher nicht wenige Bauwerke ein Rätsel, ja geradezu irreführend geworden sind; allein diesem Übelstand dürfte sich wohl genügend durch geeignete Vorsichtsmaßregeln vorbeugen lassen. Der Vorschlag Gurlitts ist freilich der allerwirksamste, ein Radikalmittel; ob aber die danach restaurierten Bauten nicht etwa einem dunkeln Rock gleichen würden, dem man beim Ausbessern einen weißen Ärmel gegeben hat? Man denke sich einmal den Chor des Kölner Domes restauriert und ausgebaut in einem Stil, wie er uns so abschreckend an manchen modernen Bauten begegnet. Gurlitt hat allerdings recht, wenn er darauf hinweist, daß die alten Architekten stets im gerade herrschenden Stil restaurierten und ausbauten, allein erstens ist noch lange nicht alles, was jene getan, nachahmenswürdig und schön, und dann konnten sie zuletzt nichts anderes, weil sie völlig unter der Herrschaft des gerade in Geltung stehenden Stiles standen. Es konnte ihnen nicht einmal in den Sinn kommen, einen alten Bau in dem diesem eigenen Stil zu restaurieren oder zu vollenden.

Gefreut hat es den Referenten, daß Gurlitt den Holzdecken das Wort redet, Was die von ihm vorgeschlagene ausgiebigere Verwendung von Eisenkonstruktionen im Deckenbau betrifft, so dürfte sich prinzipiell dagen wohl nichts Erhebliches einwenden lassen, solange die Betongewölbe nicht den Eindruck von steinernen Rippengewölben machen wollen oder dem Kircheninnern einen profanen Charakter verleihen. Warum soll gegebenen Falls nicht auch in Bezug auf die Deckenkonstruktion der Fortschritt der Technik für den Kirchenbau verwertet werden? Manche beherzigenswerte Bemerkungen enthält der Abschnitt, welcher von der Ausstattung der Kirche mit bemalten Fenstern handelt. Dasselbe gilt von dem Kapitel „Dorfkirche“. Sehr interessant sind die dem Turm gewidmeten Ausführungen mit ihren die Höhe hervorragender mittelalterlicher Türme mit der Länge der Kirche

und der Höhe des Kirchenschiffes vergleichenden Skizzen. Eine Eigentümlichke des ungemein reichen und dabei vortrefflichen Illustrationsmaterials ist, daß e nur Schöpfungen wiedergibt, welche in dem letzten Jahrzehnt entstanden. Es is das ein neuer, aber guter Gedanke. Gewinnt man auch trotz der Fülle der Ab bildungen kein erschöpfendes Bild von dem augenblicklichen Schaffen auf den Gebiete des Kirchenbaues, so erhält man doch infolge der anerkennenswerten Ob jektivität, mit welcher die Abbildungen ausgewählt wurden, einen guten Überblic über die mannigfaltigen, heute innerhalb der kirchlichen Architektur sich geltend machenden Tendenzen, Strömungen und Stilrichtungen.

Jos. Braun S. J.

Die Kunstdenkmäler der Rheinprovinz. Herausgegeben von **Paul Clemen** gr. 8⁰ Düsseldorf, Schwann.

Fünfter Band. III. Die Kunstdenkmäler der Stadt und des Kreises Bonn, bearbeitet von **Paul Clemen.** Mit 29 Tafeln und 267 Ab bildungen im Text. (VIII u. 404) 1905. *M* 5.—; geb. *M* 6.—

Achter Band. III. Die Kunstdenkmäler des Kreises Heinsberg. Be arbeitet von **Karl Frank-Oberaspach** und **Edmund Renard.** Mi 7 Tafeln und 116 Abbildungen im Text. (VI u. 172) 1906 *M* 2.50; geb. *M* 3.50

Jede neue Abteilung dieser „Kunstdenkmäler" zeigt, wie wohl überlegt un richtig der hier von Anfang an eingeschlagene Weg war, um ein großes Unter nehmen durchzuführen; durch jede behauptet dieses Werk seine hervorragende Stel lung unter allen übrigen dieser Art. Nur reiche materielle Unterstützungen un Hilfe aller mit den einzelnen Kreisen und Städten genau bekannten Kenner de Geschichte und Kunst ermöglichten eine so erfolgreiche Förderung. Sich die Hilfe gesichert zu haben, sie stets von neuem zu benutzen und die verschieden artigsten Kräfte zur Gestaltung eines einheitlichen Ganzen zu vereinen, ist ei großes Verdienst der Herausgeber. Für den Kreis Heinsberg war berei im Jahre 1901 die Bearbeitung fast vollendet. Für die Drucklegung hat z Ausfüllung der Lücken und Vervollkommnung der Arbeit Dr Renard eine noc malige, fast vollständige Bereisung dieses Kreises unternommen.

Die beiden Stiftskirchen von Wasserberg und Heinsberg und die Pfarrkirch von Ophoven und Waldfeucht sind schon als Bauten wichtig und bewahren überdi treffliche Ausstattungsgegenstände, besonders schöne Skulpturen. Kleinere Kirch und Schlösser mit manchen guten Kunstwerken fehlen nicht. Hochbedeutend, „eines der historisch wichtigsten und an Kunstdenkmälern reichsten Gebiete d nördlichen Rheinprovinz" sind Stadt und Kreis Bonn. Ihre Beschreibu ist im vorliegenden fünften Bande schon darum besonders wertvoll, weil der Vo sitzende der Kommission für die Denkmälerstatistik, Herr Geheimer Justizrat Pr fessor Dr Loersch, mit dem Herausgeber und Bearbeiter, Professor Dr Cleme seit vielen Jahren in Bonn wohnt und darum die Denkmäler genauer kennt, a eine noch so sorgfältige Bereisung ermöglicht. Wir erhalten darum erschöpfen

Darstellungen der Münsterkirche und der ehemalig kurfürstlichen Schlösser zu Bonn und Poppelsdorf, der wichtigen Doppelkirche von Schwarzrheindorf, der von Ramersdorf auf den Bonner Kirchhof übertragenen Kapelle, der vielen andern kirchlichen und profanen Denkmäler der Stadt und Umgebung, sowie mehrerer hervorragenden Sammlungen, besonders jener des Provinzialmuseums, des Herrn Koettgen und der Frau Dr Virnich aus dem Nachlaß von Haan-Lyversberg in Köln.

Bei einem solchen Werke, für das die bewährtesten Fachleute in seltener Einmütigkeit zusammenwirken, hat die Kritik nur die Aufgabe, ihre Anerkennung dafür auszusprechen, daß es rüstig voranschreitet und daß die Bände zu so niedrigen Preisen angeboten werden. Möchte die so schwierige Beschreibung der Stadt Köln, eines der bedeutendsten Mittelpunkte älterer deutscher Kunst, welche schon seit Jahren in Angriff genommen ist, bald folgen.

Steph. Beissel S. J.

1. **Kreuzesminne.** Gedichte von **Franz Eichert.** Der Kreuzlieder zweiter Teil. 8⁰ (84) Ravensburg (o. J.), Alber. *M* 1.50; geb. *M* 2.50

2. **Kreuzlieder.** Gedichte von **Franz Eichert.** Erster Teil. Dritte Auflage. 8⁰ (86) Ravensburg (o. J.), Alber. *M* 1.50; geb. *M* 2.50

Zugleich mit der dritten Auflage der 1899 zuerst gedruckten „Kreuzlieder" erscheint ein neues Bändchen von Gedichten Franz Eicherts, von ihm selbst als der Kreuzlieder zweiter Teil bezeichnet. Schon der Titel Kreuzesminne verrät, daß die Grundstimmung des Büchleins mehr Innerlichkeit als Kampf ist: Weniger als ehedem im „Wetterleuchten" krachen die Donner und fahren „glutjauchzend" die Blitze nieder, weniger als in den „Kreuzliedern" schmettern weckende Fanfaren, und wenn es in den Gedichten auch flammt und loht, weil eben Eichert sie geschrieben hat, es sind doch mehr die friedlicheren, milderen, abendlichen Flammen, die schon in den „Höhenfeuern" brannten. Der Dichter hat eine Entwicklung hinter sich, die er in der titanischen Ode: „Das Kreuzeslied" selbst eingesteht. „Durch die Donner der Walstatt — Stieg ich empor — Und singe mein Lied — Beim ewigen Kreuze — Über den Wettern!"

Aber dem Stoffe nach schließen sich die neuen Gedichte durchaus an die Kreuzlieder an; denn höchstens zwei ausgenommen („Gott will es" und die Perle „Überall Jesus"), besingen alle das Kreuz. Sie fassen das Kreuz in zweifachem Sinne. Zuweilen ist es das geschichtliche Kreuz von Golgatha, das Marterholz des Herrn und das Symbol des Neuen Bundes. Von ihm tropft das Blut des Erlösers, ans harte Herz der Erde klopfend, zu ihm kommen nach Heil und Erlösung lechzend alle Völker, an ihm scheiden sich alle Wege; langsam, aber stark wie Wachstum der Eichen wächst und siegt es in der Geschichte; die zu ihm halten, beben nicht in Wetter und Sturm. Zu seinen Füßen war einst der Drache Revolution angeschmiedet:

und der Höhe des Kirchenschiffes vergleichenden Skizzen. Eine Eigentüı des ungemein reichen und dabei vortrefflichen Illustrationsmaterials ist, nur Schöpfungen wiedergibt, welche in dem letzten Jahrzehnt entstanden. das ein neuer, aber guter Gedanke. Gewinnt man auch troß der Fülle d bildungen kein erschöpfendes Bild von dem augenblicklichen Schaffen aı Gebiete des Kirchenbaues, so erhält man doch infolge der anerkennenswert jektivität, mit welcher die Abbildungen ausgewählt wurden, einen guten Ü über die mannigfaltigen, heute innerhalb der kirchlichen Architektur sich machenden Tendenzen, Strömungen und Stilrichtungen.

Jos. Braun S.

Die Kunstdenkmäler der Rheinprovinz. Herausgegeben von **Paul C** gr. 8⁰ Düsseldorf, Schwann.

Fünfter Band. III. Die Kunstdenkmäler der Stadt und des : Bonn, bearbeitet von **Paul Clemen.** Mit 29 Tafeln und 26 bildungen im Text. (VIII u. 404) 1905. *M* 5.—; geb. *M*

Achter Band. III. Die Kunstdenkmäler des Kreises Heinsberg. arbeitet von **Karl Franck-Oberaspach** und **Edmund Renard.** 7 Tafeln und 116 Abbildungen im Text. (VI u. 172) *M* 2.50; geb. *M* 3.50

Jede neue Abteilung dieser „Kunstdenkmäler“ zeigt, wie wohl überl richtig der hier von Anfang an eingeschlagene Weg war, um ein großes nehmen durchzuführen; durch jede behauptet dieses Werk seine hervorragend lung unter allen übrigen dieser Art. Nur reiche materielle Unterstützung Hilfe aller mit den einzelnen Kreisen und Städten genau bekannten Ken Geschichte und Kunst ermöglichten eine so erfolgreiche Förderung. Sie Hilfe gesichert zu haben, sie stets von neuem zu benutzen und die vers artigsten Kräfte zur Gestaltung eines einheitlichen Ganzen zu vereinen, großes Verdienst der Herausgeber. Für den Kreis Heinsberg war im Jahre 1901 die Bearbeitung fast vollendet. Für die Drucklegung Ausfüllung der Lücken und Vervollkommnung der Arbeit Dr Renard ein malige, fast vollständige Bereisung dieses Kreises unternommen.

Die beiden Stiftskirchen von Wasserberg und Heinsberg und die Pfar von Ophoven und Waldfeucht sind schon als Bauten wichtig und bewahren trefflicher Ausstattungsgegenstände, besonders schöne Skulpturen. Kleinere und Schlösser mit manchen guten Kunstwerken fehlen nicht. Hochbedeut „eines der historisch wichtigsten und an Kunstdenkmälern reichsten Gebi nördlichen Rheinprovinz“ sind Stadt und Kreis Bonn. Ihre Besch ist im vorliegenden fünften Bande schon darum besonders wertvoll, wei sitzende der Kommission für die Denkmälerstatistik, Herr Geheimer fessor Dr Loersch, mit dem Herausgeber und Bearbeiter, ... seit vielen Jahren in Bonn wohnt und darum die ... eine noch so sorgfältige Bereisung ermöglicht ...

Wo man durch Eichert an jemand erinnert wird, so ist es nur an Eichert selbst, und dann kommt freilich das Bedauern, daß er über des Tages Sorge und Plage das viele Neue, das in seinen Liedern ansetzt, nicht seiner Begabung entsprechend ausdenken und aussingen kann.

Wenn einer, so verdient es Franz Eichert, daß man ihn fördere. Er ist wahrhaft ein Sänger des christlichen Gedankens, und er beweist, manchen Kritikern zum Trotz, daß die Bearbeitung der christlichen Gedankenwelt nicht der Tod der Poesie, nicht ein unfruchtbares, unpoetisches Versteinern ist, sondern eine Eroberung des dichterischen Ideals, ein Flug und ein Fortschritt nach aufwärts und vorwärts. **Otto Zimmermann** S. J.

Empfehlenswerte Schriften.

Œuvres de Saint François de Sales, Évêque de Genève et Docteur de l'Église. Édition complète . . . par les soins des Religieuses de la Visitation du I[er] Monastère d'Annecy. Tome XII—XIV: Lettres vol. 2 3 4. 8° (XII u. 522; XXIV u. 462; XXIV u. 478) Lyon-Paris 1904—1906, Vitte. à *Fr.* 8.—

Die Neuausgabe, oder besser die erste wirkliche Vollausgabe der Schriften des heiligen Kirchenlehrers, lange mit der äußersten Sorgfalt vorbereitet und musterhaft ins Werk gesetzt, ist bei ihrem ersten Hervortreten 1892 in dieser Zeitschrift (XLIV 371) sogleich nach ihrer hohen Berechtigung und ihrem vollen Werte anerkannt worden, und wiederholt konnte seitdem (vgl. LII 563) auf das glückliche Fortschreiten des Unternehmens aufmerksam gemacht werden. Mit besonderer Genugtuung ist aber (LX 97) der erste Band der neuen Briefsammlung begrüßt worden, da mit ihr der praktisch wie wissenschaftlich wertvollste Teil der neuen Ausgabe ans Licht trat, derjenige zugleich, welcher die bedeutendsten Neuerrungenschaften aufzuweisen hatte. Mehrere Hundert bisher unedierter Briefe waren gesammelt worden, von den früher bereits gedruckten zahlreiche bisher zurückgehaltene Stücke ergänzt, irrtümlich zusammengefügte oder willkürlich miteinander verschmolzene Schreiben in ihre ursprünglichen Bestandteile zerlegt, die sämtlichen Briefe aber nach den Originalien oder den ältesten Abschriften und zuverlässigsten Drucken mit peinlichster Gewissenhaftigkeit neu verglichen. Zu vielen der früher bekannten Schreiben konnten Datum und Adressat erst jetzt festgestellt und zahlreiche Irrtümer in dieser Beziehung berichtigt werden. Ein weise bemessener, der Form nach knapper, an Gehalt aber reicher Apparat von Anmerkungen erfüllt alle Wünsche und tut treffliche Dienste. Dies alles fällt um so mehr ins Gewicht, je größere Bedeutung der Korrespondenz des Heiligen zukommt, nicht nur nach der aszetischen, sondern auch nach der historischen und literarischen Seite hin. Seine Beziehungen zu Genf und Savoyen, zu Paris und Rom, die Verhältnisse, in welche er sich zur Zeit der er-

starkenden „Gegenreformation“ hineingestellt sah, und hochinteressante persönliche : bindungen zu den auserwähltesten Geistern seiner Zeit machen allein schon Briefsammlung zu einem ganz beachtenswerten wissenschaftlichen Quellenwerk. kommt aber, daß gerade in seinen Briefen der Heilige seine ganze Meisterschaf der Seelenleitung entfaltet und hier weit mehr als in irgend einem seiner W sein liebenswürdiges kindliches Gemüt und seine reiche poetische Veranlagun ihrem Rechte kommen. Der Literarhistoriker kaum minder als der Aszet sieht hier vor einer wahren Klassikerausgabe. Der Inhalt von Band II (1599—16 anknüpfend an den Aufenthalt des Heiligen in Rom und Paris, seine Bisch weihe und sein Auftreten in Dijon, bezieht sich großenteils auf die Bekehrung Chablais, die Reform der Klöster und die religiösen Verhältnisse Genfs, erö aber mit Brief 168 die Reihe jener kostbaren, der Anleitung zum inneren L gewidmeten Schreiben und bringt nach den Tagen von Dijon den ersten sch lichen Austausch mit der hl. Franziska von Chantal. Band III (1605—1 gewährt Einblick in die religiöse Stimmung der französischen Hauptstadt, läßt Plan der Ordensgründung durch Franziska von Chantal zur Reife kommen, den Heiligen an seinem großen Werke über die Liebe Gottes und enthält be kostbare Stücke zum späteren Bestande der „Philothea“. Band IV (1608—1 spiegelt das Leben des Heiligen in seinem Zenit. Die Abfassung der „Philot die Gründung der Heimsuchung, die Einladungen König Heinrichs IV. wie Eindruck von dessen Ermordung, die Schwierigkeiten in der Stellung zum He von Savoyen und die Freundschaft für den seltsamen Bischof Le Camus falle diese Zeit. Bis jetzt hat die Sammlung, die im ganzen auf sechs Bände ve schlagt ist, in runder Zahl 700 Briefe des Heiligen gebracht, von denen etw für andere und im Namen anderer geschrieben sind; außerdem finden sich in Anhängen noch etwa 50 Schreiben, von andern, meist sehr ansehnlichen Pers an den Heiligen gerichtet. Der neue Herausgeber, P. Navatel S. J., der be im zweiten Bande seine Mithilfe betätigt hat, zeigt sich durchaus auf der Höhe s Aufgabe. Es dürfte schwer sein, für die Edierung einer Briefsammlung ein schmackvollere und vollendetere Art zu erdenken oder die hier aufgebotene Sor der Ausführung zu übertreffen.

Petri Cardinalis Pázmány, Archi-Episcopi Strigoniensis et Prim regni Hungariae, **Theologia scholastica.** Quaestiones ac restantes LXVIII—LXXV recensuit Desiderius Bita O. S Accedunt Petri Cardinalis Pázmány opera latina minora: Societate Jesu. Peniculus papporum. Logi alogi. Falsae orig vindiciae ecclesiasticae. Synodus Strigoniensis. Dissertatio. Or ad Urbanum VIII. 4° (714) [Opera omnia. Series latina. Tomus Budapestini MDCCCCIV, Typis Regiae Scientiarum Universit *Kr.* 10.—

Der Schwerpunkt dieses Bandes ruht im zweiten Teil, der einige für Historiker der Gegenreformation interessante und sonst schwer zu erhaltende Schr des großen Kardinals zum Abdruck bringt. Die Pazmany-Ausgabe ist mit di Bande vollständig geworden, eine Ehrenschuld der ungarischen Nation gegen e ihrer größten Söhne damit abbezahlt. Interessenten können die ganze Serie ungarischen und lateinischen Werke gegen Meldung beim Dekanat der theologi Fakultät von Budapest erhalten.

Das Himmelreich und sein König nach den Synoptikern biblisch-dogmatisch dargestellt von Dr Bernhard Bartmann. 8° (VII u. 158) Paderborn 1904, Schöningh. *M* 3.—

Unter steter Bezugnahme auf die deutsche Ausgabe von Abbé Loisys Schriftchen „Evangelium und Kirche" behandelt Prof. Bartmann eine Reihe der wichtigsten Fragen über Christi Lehre und Person. Gegenüber der rationalistischen Evangelienkritik in ihren verschiedenen Ausgestaltungen zeigt er im ersten Teile, wie Christus das Himmelreich gepredigt und begründet habe als ein geistiges Reich, das in der Kirche sichtbare Gestalt annimmt und endlich im eschatologischen Reiche seine Vollendung findet. Der zweite Teil behandelt sodann die Person des Königs dieses Himmelreiches nach den verschiedenen Titeln des Herrn, welcher sich selbst offenbart hat als den Messias, den Menschensohn und den Gottessohn, eines Wesens mit dem Vater. Es sind lauter aktuelle Fragen, welche in diesen Kapitelüberschriften vor den Leser treten. Mit Rücksicht auf die herrschende Ansicht in der gegnerischen „Kritik" hat Verfasser seine dogmatische Studie doch dem apologetischen Standpunkte so weit angepaßt, daß er von einer Verwertung des Johannesevangeliums bei seinen Ausführungen absieht; „kritische" Zweifel bezüglich der Synoptiker, z. B. bezüglich der Jugendgeschichten des Matthäus- und Lukasevangeliums, werden dagegen höchstens erwähnt, ohne daß es zu einer diesfallsigen Auseinandersetzung auf kritischem Boden käme. Das Hauptgewicht ist durch das ganze Schriftchen hindurch auf den positiven Aufbau nach katholischer Auffassung der Evangelien gelegt; und dieser ist in der Tat geeignet, sowohl in seinen einzelnen Teilen als besonders durch das harmonische Zusammenstimmen dieser Teile auf den Leser Eindruck zu machen. In Einzelheiten, wie der Wertung des Zeugnisses der Dämonen für die Gottessohnschaft Christi, oder in der Frage, was orientalischer Überschwenglichkeit auch in Schriften des Alten Testamentes zuzutrauen sei, mag man ja vielleicht seine eigene Meinung haben; so erklärt auch der hl. Thomas den 2. Psalm für bloß typisch messianisch. Nach den häufig gebrauchten und unübersetzt gelassenen lateinischen Termini zu schließen, ist die Arbeit hauptsächlich auf Theologen und Studierende der Theologie als Leser berechnet; doch wäre das Büchlein auch gebildeten Laien zu empfehlen, da auch sie nur zu häufig in theologisch-kritische Fragen verwickelt werden.

Des hl. Hilarius von Poitiers liber mysteriorum. Eine patristisch-kritische Studie. Von Hubert Lindemann. 8° (VIII u. 120) Münster 1905, Aschendorff. *M* 3.20.

Die Schrift des hl. Hilarius, welche den Gegenstand der Untersuchung bildet, hat eine überaus merkwürdige Geschichte. Entstanden aus Homilien über die Typik des Alten Testamentes, welche der greise Kirchenlehrer nach der Rückkehr aus dem Exil, wahrscheinlich zwischen 364 und 366, gehalten hat, war sie schon bald nach seinem Tode nicht mehr genannt. Einzig durch Hieronymus ist die Kunde von ihr überliefert worden, und gegen Ende des 11. Jahrhunderts bezeugt Leo von Ostia die Existenz eines ähnlich betitelten Hilariuswerkes in der Bibliothek von Monte Cassino. Das Werk galt als verloren, und sein geheimnisvoller Titel bot den Gelehrten reichlichen Spielraum zu scharfsinnigen Konjekturen, von welchen jedoch der für den Kenner hilarianischer Ausdrucksweise naheliegenden Wahrheit keine einzige nahe gekommen ist. In einer Benediktinerabtei zu Arezzo 1788 wieder entdeckt, aber unter den Stürmen der Zeit nicht weiter beachtet und 1810 aus dem auf-

gehobenen Kloster in die öffentliche Bibliothek übergeführt, ist dieselbe 1887 von Gamurrini zugleich mit der Peregrinatio ad loca sancta zuerst herausgegeben worden. Leider fehlt etwa die Hälfte dieser einzigen Handschrift, anderes ist infolge äußerer Schädigung unleserlich geworden, teilweise auch durch offengelassene Lücken oder Flüchtigkeitsversehen des Abschreibers stark verderbt. Durch vorliegende Arbeit wird die von Ebert angefochtene Authentizität der Schrift außer Zweifel gestellt, der Inhalt gut entwickelt und für die vollere Kenntnis des heiligen Kirchenlehrers alles trefflich verwertet. Zur Textkritik werden manche Vorschläge Gamurrinis und Pitras abgelehnt, dafür 136 neue Korrekturen der Prüfung unterbreitet. Die Studie ist eine sehr lohnende, die aufgewandte große Mühe verdient allen Dank.

Exégèse et Astrologie. À propos d'un ouvrage inédit de Pierre d'Ailly, par J. Ph. Bègne, Professeur au Petit Séminaire de Cambrai. 8° (50) Lille 1906, H. Morel.

Die Broschüre, ein Sonderabdruck aus der Revue des Sciences ecclésiastiques, geht näher ein auf den durch Noël Valois neu entdeckten und in der Bibliothèque de l'École des Chartes LXV veröffentlichten Traktat Peter d'Aillys, der 1418, wahrscheinlich zu Avignon, verfaßt wurde. In der Weise des P. Aureoli und des Nikolaus von Lyra will d'Ailly die in den sechs Visionen der Apokalypse enthaltenen Prophezeiungen in den großen Ereignissen der Kirchengeschichte nachweisbar verwirklicht sehen. Die Hauptmerkwürdigkeit des Traktates besteht aber darin, daß der gelehrte Kardinal für die Erklärung der prophetischen Aussagen die Astrologie zu Hilfe nimmt und deren Gebrauch zur Auslegung von Prophetien den Exegeten überhaupt anempfiehlt. Er selbst baut auf seine astrologischen Berechnungen eine Voraussagung der religiösen Umwälzung zu Beginn des 16. Jahrhunderts (etwa 1518) und einer gewaltsamen Umgestaltung der öffentlichen Verhältnisse um das Jahr 1789, deren Bestimmtheit im Lichte der späteren Erfüllung etwas Verblüffendes hat, um so mehr, da die Voraussagung fast in gleicher Weise auch schon in andern Traktaten enthalten ist, deren einer seit 1480 gedruckt aller Welt offen lag.

Die Bibel am Ausgange des Mittelalters, ihre Kenntnis und ihre Verbreitung. Von Franz Falk. [Zweite Vereinsschrift der Görresgesellschaft für 1905.] 8° (100) Köln 1905, Bachem. *M* 1.80

Über den Eifer, mit welchem unsere Vorfahren im Mittelalter der Lesung und Betrachtung der Heiligen Schrift sich hingaben, ist in des Verfassers früheren „Bibelstudien" (vgl. diese Zeitschrift LXI 555) schon viel Schönes zusammengetragen. Werden dort die Mitteilungen örtlich abgegrenzt und an Mainz als Mittelpunkt geknüpft, so ist in vorliegender Broschüre ganz Europa einbegriffen, aber zeitlich das 15. und 16. Jahrhundert, näherhin 1480—1520, als ungefähre Abgrenzung angenommen. Die zahlreichen Bibeldrucke werden nachgewiesen von Vollbibeln wie von einzelnen der heiligen Bücher, von lateinischen wie von solchen in den Landessprachen. Daran schließen sich reiche Notizen über Pflege des Schriftstudiums und Liebe und Ehrfurcht gegen die Heilige Schrift in allen Klassen, von weltlichen und geistlichen Fürsten angefangen bis herab zu den Schulkindern. Daß unter diesen Mitteilungen wieder viel Merkwürdiges sich findet, dafür bürgt der Name des Verfassers. Ein Hauptergebnis ist jedenfalls der erneute, überwältigende Nachweis für die ungeheure Unwahrhaftigkeit, welche von Luthers Tagen an das Stigma der landläufigen protestantischen Polemik gewesen ist.

L'objet de la métaphysique selon Kant et selon Aristote. Par C. Sentroul, Docteur en philosophie. 8° (240) Louvain 1905, Institut Supérieur de Philosophie. *Fr.* 3.50

Die philosophischen Systeme von Kant und Aristoteles in ihren grundlegenden Ideen untersucht und verglichen bilden den Gegenstand der sorgfältigen und tiefgehenden Studie über das Objekt der Metaphysik. Am eingehendsten wird Kant behandelt, und Aristoteles wird vorzugsweise zum Vergleich herangezogen, um die kritische Philosophie besser beleuchten zu können. Bei den zahllosen Schriften über die beiden berühmten Philosophen wäre es unbillig zu verlangen, daß sachlich Neues geboten werden müsse. Die Schrift soll nur über das Wesentliche der beiden Systeme orientieren und setzt Leser voraus, denen der deutsche und griechische Philosoph nicht fremd ist. Im einzelnen sind behandelt: Wahrheit und Realität, Gewißheit und Wissenschaft, Metaphysik der Natur und der Sittlichkeit. Die Darlegung zeugt von einem richtigen Verständnis des schwierigen Königsberger Philosophen und ist reichlich mit Stellen aus dessen Werken belegt. Da es nicht immer leicht war, die deutschen Ausdrücke in der französischen Übersetzung wiederzugeben, wird der deutsche Text in besonders schwierigen und wichtigen Fällen beigefügt. Obschon überall, wo eine Deutung zu Gunsten Kants möglich war, eine solche versucht worden ist, konnte das Endurteil trotzdem nur ein ablehnendes sein, während die Philosophie des Stagyriten sich in ihren Grundlagen auch heute noch als unerschütterlich erweist. Die Lesung, oder sagen wir lieber das Studium der vorliegenden Untersuchung ist nicht leicht, aber lohnend.

Collection „Science et Religion". Études pour le temps présent. Vol. 294—396. 12° (64) Paris 1904—1906, Bloud & Cie. à 60 *Cts.*

Seitdem auf die große und treffliche Broschürensammlung der Firma Bloud in dieser Zeitschrift LXVI 477 f die Aufmerksamkeit gelenkt wurde, sind über hundert weitere Hefte derselben erschienen und haben zum größeren Teil, noch ehe sie der Redaktion zur Anzeige zugingen, bereits ihre zweite, mehrfach ihre dritte Auflage erlebt. Die Zusammensetzung der Autoren bietet im ganzen das gleiche Bild wie früher: keine Frauen; fast alles Franzosen; Laien wie Priester; meist als Schriftsteller schon bekannt; das ganze Frankreich vertreten. Neben Benediktinern, Dominikanern, Jesuiten und andern Ordensleuten finden sich zahlreiche Glieder des Weltklerus, teils der praktischen Seelsorge teils dem höheren Unterricht dienstbar, Professoren und Doktoren der Universitäten, wie Lehrkräfte der Großen oder Kleinen Seminarien, Vertreter der katholischen Lehranstalten nicht nur von Paris, Toulouse und Lille, sondern auch von Avignon, Bordeaux, Brive, Bourges, Cambrai, Clermont und Lyon. An die Priester reihen sich eine Anzahl praktischer Juristen, Berufspublizisten, Naturwissenschaftler und Historiker von Fach. Dem Stoff nach drängt das direkt Apologetische sich nicht vor. Von etwa fünf solcher Nummern sei nur genannt Lodiel, Nos Raisons d'être Catholiques und Nos Raisons de n'être pas Protestants. Aber philosophische Abhandlungen wie Appelmans, Nécessité philosophique de l'existence de Dieu oder R. d'Adhémar, Le triple Conflit: Science, Philosophie, Religion haben doch vorwiegend apologetische Bedeutung. Dahin gehören auch die beiden Hefte von J. Laminne gegen Haeckel und J. Rouquette, Les Saint Barthélemy Calvinistes und Les Victimes de Calvin. Dogmatische Stoffe sind reichlicher vertreten, aber durchweg dogmengeschichtlich behandelt, mit einziger Ausnahme vielleicht des schönen Schriftchens von Breton, La Messe.

H. Couget hat zwei Nummern der Entwicklung des Dogmas der heiligen Drei faltigkeit, zwei andere der Lehre der Apostel von der Gottheit Christi geweiht. Be sonderes Interesse wecken J. Turmel, La Descente du Christ aux Enfers, und di Studie eines anonymen Professeur de Théologie: De la Prédestination et du Soi final des Païens. Wenn G. Sortais eines seiner Büchlein überschreibt: Pourquoi le dogmes ne meurent pas? so ist das eines der in dieser Sammlung häufigen Bei spiele für die Geschicklichkeit der Franzosen, ihre Themata zu formulieren. Da Geschichtliche herrscht auch in den dem Gebiet der Exegese zugehörigen Beiträge vor. Prat, stark beeinflußt von augenblicklich mächtigen Strömungen, überschreil z. B. sein Schriftchen: Le Code du Sinaï, sa genèse et son évolution; Calme gibt in L'Apocalypse devant la Tradition et devant la Critique ein wirkli interessantes Stück Geistesgeschichte. Selbst bei der Philosophie überwiegt da Geschichtliche. Wenn auch einzelne Nummern wirklich philosophische Probleme b handeln z. B. Schlincker O. Pr., La Vie et l'Être vivant, so beschäftigen si doch weit mehrere mit philosophischen Berühmtheiten oder Schulen, Aristoteles un Epikur, Stuart Mill und Herbert Spencer, Pascal und Fichte. Von den eigentli historischen Beiträgen wendet sich die Mehrzahl den Zuständen des französisch Klerus zu, vor, während und nach der großen Revolution; dem Konkordat von 18C und den „Organischen Artikeln" sind besondere Nummern gewidmet. Drei Hef feiern die großen Päpste Gregor VII., Innozenz III., Bonifaz VIII. Einen mer würdigen Eindruck macht A. Rastoul, Les Templiers, das sich mit Entschiedenhe für die Schuld des Ordens ausspricht. Um so ansprechender dagegen lesen si Guillot, Les Moines précurseurs de Gutenberg, und Deslandres, Le Coi cile de Trente et la Réforme du Clergé. Nur mit großem Wohlgefallen lie man die beiden Schriftchen von Yves de la Brière, La Conversion c Henri IV, und besonders das lehrreiche und anziehende La Cabale des Dévot Brehier, La Querelle des Images, weiß durch ausgiebige Herbeiziehung de kunstgeschichtlichen Momentes ein altes Thema neu und interessant zu machen. Da treffliche Schriftchen von G. Kurth, Le Moyen-Age hat in kurzem die dritte Aufla erreicht, was keineswegs bloß dem gefeierten Namen des Verfassers zuzuschreiben i Sehr bemerkenswert sind sämtliche Beiträge, welche zu den Zeitfragen direkt Stellur nehmen, wie die drei Nummern über Geschichte und Inhalt des Syllabus vc P. Hourat. Bastien, Des Censures qui atteignent la liquidation des bie ecclésiastiques et des congrégations religieuses, und d'Azambuja, La jeur fille et l'évolution moderne, haben heutige französische Verhältnisse vor Auge geben aber doch auch dem Ausländer manches zu denken. Zu Fonsegriv Catholicisme et Libre Pensée mag man vielleicht einige Vorbehalte machen, ab das Schriftchen, gut gemeint und geschickt geschrieben, kann vielen über Schwieri keiten hinweghelfen. Auf dem Gebiet der sozialen Fragen hat Garriguet sein sieben früheren soziologischen Beiträgen noch zwei weitere folgen lassen; in zw Heften ist aus den sozialpolitischen Schriften des Freiherrn v. Vogelsang ei Auslese in französischer Übersetzung geboten. Eine ungewöhnlich glückliche Ha bewährt der Advokat Drillon in La Jeunesse criminelle und Le Rôle socia de la Charité, besonders aber in Les Droits et les Devoirs du Père de Famill Als ganz neues Element erscheint in dieser Fortsetzung der Broschürensammlu eine Anzahl missionsgeschichtlicher Beiträge, teils allgemeinen Inhalte wie Piolet, Nos Missions et nos Missionnaires; Guasco, L'Œuvre de Propagation de la Foi und das stark französisch gefärbte Protectorat religieu

en Orient von Aubés, teils aber auch recht willkommene Einzeldarstellungen, die manches Gute enthalten, wie Vogt, Le Catholicisme au Japon; Piolet-Vadot, La Religion Catholique en Chine und Le Catholicisme en Indo-Chine. Von all diesen mehr als hundert Schriften sind manche von Oberflächlichkeit oder einzelnen Schwächen nicht frei, bei einzelnen erscheint die Richtung nicht ganz Vertrauen erweckend, aber viele sind vortrefflich gelungen, im ganzen sind die Themata sehr glücklich gewählt, alle bieten etwas, was man in der Gegenwart brauchen kann, und zwar leicht, billig und bequem.

Lehrbuch der Kirchengeschichte für akademische Vorlesungen und zum Selbststudium. Von Dr Heinrich Brück, weil. Bischof von Mainz. Neunte, teilweise umgearbeitete Auflage, herausgegeben von Dr Jakob Schmidt, Professor der Theologie am Priesterseminar zu Mainz. gr. 8° (XVI u. 940) Münster i. W. 1906, Aschendorff. *M* 11.—

Das Lehrbuch des verstorbenen Mainzer Bischofs braucht sich eine geachtete Stellung nicht erst zu erringen. Trotz der starken, durch äußere Vorteile begünstigten Konkurrenz hat es seinen Platz mit Ehren behauptet. Nur drei Jahre sind es her, daß in dieser Zeitschrift (XLIV 106) das Erscheinen der noch vom Verfasser selbst sorgfältig revidierten achten Auflage begrüßt worden ist, und schon hat das Vertrauen des lernbegierigen Publikums eine abermalige Neuauflage notwendig gemacht. Zu den Vorzügen des Buches gehörte vor allem die Vollständigkeit, so daß eine größere Reichhaltigkeit bei einem Kompendium von so bemessenem Umfang gar nicht erwartet werden konnte. Nicht minder zu rühmen war die gründliche Wissenschaft und ernste Arbeit, von welcher jeder Abschnitt Zeugnis gab, endlich ein tiefes Verständnis für kirchliche Fragen und Verhältnisse. Der neue Herausgeber war bemüht, diese Vorzüge zu erhalten, zugleich aber die äußere Erscheinung des Lehrbuchs vorteilhaft zu heben, namentlich durch Anwendung verschiedener Typen und durch Lichtung der stellenweise stark gehäuften Anmerkungen. Plan und Einteilung des Werkes sind dieselben geblieben, auch den durch Wissen und Lebenserfahrung abgeklärten, gediegenen kirchlichen Geist des Autors hat Herausgeber zu wahren gewußt, so daß nur ausnahmsweise einmal eine Stelle aufstößt, wie sie Bischof Brück nicht geschrieben haben würde. Das Festhalten am alten Geiste muß um so mehr hervorgehoben werden, da hinsichtlich der Darstellung mit sehr großer Freiheit verfahren worden ist, so daß ganze Abschnitte wie neu erscheinen. Durch leichteren Fluß der Sprache und größere Lebhaftigkeit der Farben sucht der Herausgeber die Lesung anziehender zu machen, das was im sorglich durchdachten Texte des Autors an Gehalt angehäuft oder nur knapp angedeutet war, etwas ausführlicher zu entwickeln. Auch sachlich ist vieles nachgetragen worden, nicht nur an neuesten Literaturangaben, sondern auch was sich sonst für die Geschichte der Kirche Bemerkenswertes darbot. Alles in allem hat man wirklich das alte, gediegene und reichhaltige Brücksche Lehrbuch vor sich, das durch die fleißige Neubearbeitung seine Brauchbarkeit auch fernerhin bewähren wird.

Lehrbuch der Kirchengeschichte. Von Dr J. Marx, Professor der Kirchengeschichte und des Kirchenrechts am Priesterseminar zu Trier. Zweite und dritte, verbesserte und vermehrte Auflage. gr. 8 (XVI u. 904) Trier 1906, Paulinus-Druckerei. *M* 9.—

Beim ersten Erscheinen des trefflich gelungenen Lehrbuches ist in dieser Zeitschrift (LXV 230) auf seine Vorzüge aufmerksam gemacht worden. Die neue

Auflage ist um verschiedene Abschnitte, namentlich über die patristische Literatur, vermehrt; die §§ 134 und 160 über die auswärtigen Missionen stellen sich als eine sehr reichhaltige Neubearbeitung dar, die orientierenden Literaturangaben an der Spitze der meisten Kapitel sind um vieles ausgiebiger, und fast in jeder Richtung ist manches ergänzt und vervollkommnet worden. Die äußere Eleganz hat noch gewonnen, die gehaltvolle Bündigkeit ist geblieben und ebenso die unter dem heutigen Wirrwarr der Ideen nicht hoch genug einzuschätzende Prinzipienfestigkeit.

Weltgeschichte. Von Dr Joh. Bapt. v. Weiß. XXI. Bd: Allgemeine Geschichte von 1806—1809. XXII. Bd: Napoleons Höhe und Fall. Der Wiener Kongreß 1809—1815. Vierte und fünfte verbesserte und vermehrte Auflage, bearbeitet von Dr F. Vockenhuber. gr. 8° (VIII, 764 u. XVI, 936) Graz 1906, Styria. Brosch. à Bd *M* 7.—

Nachdem Band VIII des bei den deutschen Katholiken mit Recht so beliebten Werkes in der neuen Bearbeitung vor erst einem Jahre in dieser Zeitschrift (LXVIII 456) zur Anzeige kommen konnte, liegt hier mit Band XXI und XXII bereits der Abschluß der ganzen 5. Auflage vor. Band XXI, dem Dr Weiß selbst noch vor der letzten Herausgabe 1897 erneute Prüfung hatte angedeihen lassen, bekundet durch mancherlei nebensächliche Änderungen in Bezug auf Schreibweise, Ziffern, Literaturbelege u. dgl. die nochmalige Durchsicht. Größere Umgestaltungen hat zum Teil Band XXII erfahren. Nicht nur sind Reihenfolge und Einteilung in mehreren Fällen anders geworden, zusammengehörige Stücke aus verschiedenen Abschnitten miteinander vereinigt, Wiederholungen unterdrückt u. dgl., manches ist ganz neu hinzugekommen, teils berichtigend teils ergänzend, so insbesondere über die Kämpfe in Tirol, die Verhandlungen zwischen Österreich und Preußen, die Kriegführung von 1813 und 1814. Solange es ein Deutschland gibt, wird die Geschichte der hier geschilderten Freiheitskriege und des Zeitalters, dem sie das Gepräge geben, über die Gemüter ihren Zauber üben, und die vorliegenden Bände kommen gerade recht, um die verschiedenen großen Erinnerungstage nach Ablauf eines vollen Jahrhunderts im Geiste begehen zu lassen. Die Vorzüge des großen Weißschen Werkes bedürfen nicht erst neuer Anerkennung. Es ist bekannt, wie überaus reichhaltig alle diese Bände sind, wie leicht und fesselnd geschrieben und wie gesund in Richtung und Grundsätzen. Nur mit größter Genugtuung kann man davon Akt nehmen, daß troß des bedeutenden Umfanges und der Zahl von 22 Bänden heute bereits die 5. Auflage vollendet liegt, und man darf hinzufügen noch immer dankbare, ja begeisterte Leser findet.

Die Bekämpfung des Christentums durch den römischen Staat bis zum Tode des Kaiser Julian (363). Von Dr A. Linsenmayer. 8° (IV u. 302) München 1905, Lentnersche Hofbuchhandlung. *M* 5.80

Der „Heldenzeit der Kirche“ ist dieses schöne und gelehrte Werk gewidmet; die tiefere Begründung und tatsächliche Abwicklung, die Ausdehnung und die vorzüglicheren Opfer der blutigen Christenverfolgungen hat es zum Gegenstand. Durchaus wissenschaftlich gehalten, will es im geschichtlichen Zusammenhang alles dasjenige darbieten, was bei der intensiven Forschung neuerer und neuester Zeit über unsere alten Märtyrer sich haltbar erwiesen oder als bleibende Neuerrungenschaft bewährt hat. Der protestantischen und rationalistischen Kritik ist dabei große Aufmerksam-

keit zugewendet, jedoch so, daß der Verfasser sich die Selbständigkeit und Sicherheit des eigenen Urteils nicht entwinden läßt. Die gleiche Selbständigkeit wahrt er auch gegenüber den altchristlichen Quellenberichten, denen eine genaue, zuweilen etwas skeptische Abwägung nicht erspart bleibt. Um so schwerer fällt es ins Gewicht, daß Verfasser den Mut hat, auf die Haltlosigkeit der Einreden hinzudeuten, welche gegen die Kaiser Konstantin gewordene Kreuzeserscheinung erhoben werden. Mit Bezug auf die domitianische Verfolgung bedauert man, daß die Darlegungen in dieser Zeitschrift 1887 (XXXII 411) unbeachtet geblieben sind, während sonst die Anschauungen des Verfassers mit den in den „Stimmen" (XXXII und LV in verschiedenen Abhandlungen) vertretenen Auffassungen zusammentreffen. Der machtvollen Beeinflussung des gesamten innerchristlichen Lebens durch Verfolgung und Martyrien hätte vielleicht noch besonders gedacht werden können, ähnlich wie es hinsichtlich eines einzelnen Zuges durch Kneller, „Eucharistie und Martyrium", in dieser Zeitschrift (XLVI 276 ff) geschehen ist. Im ganzen vereinigt das Werk in sehr anerkennenswerter Weise die Ehrfurcht und Liebe für die christliche Religion mit besonnener Kritik und probehaltiger Wissenschaftlichkeit.

Dix Leçons sur le martyre. Par Paul Allard. Préface de Msgr Péchenard. 12° (XXXII u. 374) Paris 1905, Lecoffre. *Fr.* 3.50

Einer der angesehensten Erforscher des christlichen Altertums, durch viele und treffliche Werke um die Wissenschaft verdient, hat in zehn während des Frühjahrs 1905 zu Paris gehaltenen Vorträgen das Schönste und Beste über die Märtyrerzeit zusammengestellt, was unermüdliche Arbeiten eines Vierteljahrhunderts ihm in überreicher Fülle an die Hand gaben. Es sind jedoch neue Gesichtspunkte, unter welchen alte wie neue Daten zur Verwertung kommen, keineswegs Wiederholungen oder Auszüge aus den früheren umfangreicheren Schriften; auch dieses neue Werk beansprucht daher selbständigen Wert. Die stufenweise Ausbreitung des Christentums in und außerhalb des Römerreiches wird zunächst veranschaulicht sowohl was die geographische Richtung und Entfernung als was die gesellschaftlichen Schichten angeht, und innerhalb des so gewonnenen Rahmens spiegelt sich das rege korporative Leben der damaligen Kirche ab, die apostolischen Wanderzüge, der briefliche Austausch, die Romfahrten, Bischofsversammlungen u. dgl. Demgegenüber wird die heidnische Gesetzgebung ins Auge gefaßt, das Gerichtsverfahren, die Zahl, die Leiden, die Ehren der Märtyrer. Was, moderner Hyperkritik zum Trotz, noch immer in der Anschauung unseres gläubigen Volkes haftet, die Vorstellung von einer überwältigend großen Zahl von Märtyrern und von der ausgesuchten Grausamkeit ihrer Peinen, erfährt hier die volle Bestätigung; das alte Märtyrerargument für die Göttlichkeit des Christentums wird (Vortrag IX) in seiner ganzen Kraft ausdrücklich aufrecht erhalten. Ergreifend schöne Züge, nur aus unbezweifelt echten Märtyrerakten gewählt, finden sich in großer Zahl; eigenartiges Interesse bietet dem juristisch Gebildeten das genaue Eingehen auf den ganzen Prozeßgang, dem Theologen aber (bes. S. 198—201) die schon früh mit großer Feinheit ausgebildete Kasuistik hinsichtlich einer etwa zulässigen Mitwirkung bei heidnischen Gebräuchen. Als Kritiker von scharfem und sicherem Blick ist Allard anerkannt auch im gegnerischen Lager, dabei aber bleibt er mustergültig in der achtungsvollen Behandlung der altchristlichen Zeugnisse. Daß echte Wissenschaft darunter nicht leidet, sondern vielmehr vor Verlusten und Irrwegen geschützt bleibt, lehrt gerade sein Beispiel. Die äußere Einrichtung des Werkchens in Bezug auf Einteilung, Überschriften, Register u. dgl. entspricht leider nicht seinem Wert noch dem Reichtum seines Gehaltes.

Rerum Aethiopicarum Scriptores Occidentales inediti a saec. XVI ad XIX. Curante C. Beccari S. J. Vol. III. P. Petri Paez S. J. Historiae Aethiopicae lib. III et IV. 4° (XIV u. 586) Romae 1906, Luigi (Leipzig, Harrassowitz). *Lire* 25.—

Über die Bedeutung dieser groß angelegten Quellenedition und speziell über den Wert der Äthiopischen Geschichte des P. P. Paez' ist früher (vgl. diese Zeitschrift LXIX Bd [1905], 449) das Nötige gesagt worden. Paez bietet wirklich eine Historia Aethiopica, indem er die Missionsgeschichte in den breiten Rahmen der Landesgeschichte einfügt, die damals (16. Jahrh.) hauptsächlich in gewaltigen Kämpfen der einheimischen Kaiser gegen den rings heranstürmenden Islam aufging. Der Handel mit den Portugiesen führte durch Vermittlung der Könige Emmanuel und Johann III. von Portugal zur Wiederanknüpfung der seit Jahrhunderten abgebrochenen Verbindung Abessiniens mit Rom und 1555 zur Eröffnung der Jesuitenmission noch zu Lebzeiten des hl. Ignatius. Ihre Begründung und Entwicklung bis zum März 1622 bildet den Hauptinhalt dieses zweiten Bandes (des dritten der ganzen Sammlung). Gewiß war diese Geschichte aus den Darstellungen von B. Tellez, H. Lobo, E. Almeida, Godinho, Ludolf u. a. im ganzen und großen bereits bekannt. Aber Paez ergänzt und berichtigt sie nicht bloß, er malt in lebhaften Farben und konkreter Einzelschilderung ein geradezu ergreifendes Bild, wie nur ein Augenzeuge und genauer Kenner des Landes und Volkes es entwerfen kann. Es ist unmöglich, hier auch nur eine annähernde Vorstellung des reichen Inhaltes zu geben. Beccari hat darauf verzichtet, in fortlaufenden Anmerkungen das Verhältnis des Paezschen Berichtes zu den andern oben genannten Darstellungen im einzelnen näher anzugeben. Vielleicht wären auch die nicht unwesentlichen Beiträge, welche die Monumenta Societatis Jesu besonders im Chronicon des P. Polanco und in den Epistolae mixtae bieten, mit Nutzen herangezogen worden. Schließlich würde mancher dem verdienstvollen Herausgeber noch besondern Dank gewußt haben, wenn er es versucht hätte, in den Wirrwarr der geographischen äthiopischen und arabischen Ortsnamen einiges Licht zu bringen. Aber nicht alle Nationen teilen die Vorliebe der Deutschen, Quelleneditionen mit einem fast überreichen Apparat kritischer und erläuternder Fußnoten zu begleiten. In jedem Falle begrüßen wir es aufs freudigste, daß endlich wenigstens ein kleiner Bruchteil der sonst auf allen Gebieten der Geschichte überaus emsigen Forschung auch der bisher so stiefmütterlich behandelten Missionsgeschichte zu gute kommt und die überreichen Quellenschätze auch in dieser Richtung zu fließen beginnen. Freilich hat das Beispiel des Auslandes in Deutschland noch wenig Nachahmung, wohl aber die Arbeit Beccaris auch selbst von protestantischer Seite warme Anerkennung gefunden.

Historia de las Revoluciones de la Provincia del Paraguay, 1721—1735. Por P. Pedro Lozano. 2 vol. 8° (XX u. 454; 546) Buenos Aires 1905, Cabout & Cie.

Im Jahre 1890 bot der bekannte Leipziger Antiquar Hiersemann ein spanisches Manuskript um den Preis von 3000 Mark an. Es war das handschriftliche Original des oben angezeigten Werkes. Da der Verfasser, ein spanischer Jesuit, der von 1712—1758 als Missionär in Paraguay lebte, zu den besten älteren Geschichtschreibern der La Plata-Länder zählt (seine gedruckten und ungedruckten Werke umfassen 21 Nummern, vgl. Prólogo XIV f), so erstand die Junta de Historia y Numismática Americana zu Buenos Aires die angebotene und als echt erfundene

Handschrift um 2014 Mark und gab sie im Drucke heraus als zweite Nummer der Collección de libros raros ó inéditos sóbre la Región del Río de la Plata. Das Werk behandelt in zwei Teilen erstens die Antequera-Wirren und zweitens den Aufstand der Comuneros, d. h. jene unruhige wilde Periode, die dem Abfall von Spanien vorausging und den ihn vorbereitenden Gärungsprozeß in der La Plata-Kolonie umfaßt. Don José de Antequera, Ritter des Ordens von Alcantara, ist der Typus einer jener ebenso kühnen als schlauen Abenteurer und ehrgeizigen Streber, die in die Geschicke der spanischen Kolonien so bedeutungsvoll hineingreifen. Durch unglaubliche Willkür reißt er in Paraguay die höchste Gewalt an sich, läßt den königlichen Statthalter ins Gefängnis werfen, sammelt die revolutionären Elemente des Landes um sich und hält sich aller Befehle und Warnungen des Vizekönigs von Peru und der audiencia von Charcas zum Trotz jahrelang auf seinem Posten. Als stärkste Stütze der Krone erweisen sich die christlichen Reduktionsindianer, die unter der Führung des königlichen Kommissärs den Ursurpator bekämpfen. Antequera bleib Sieger, und sein ganzer Grimm entlädt sich nun gegen die Jesuiten, die er mit Gewalt und Verleumdung zu verdrängen sucht. Nur mit Mühe gelingt es endlich dem Vizekönig, Antequera zu demütigen, aber dessen Hinrichtung in Lima 1731 führt zu einem Volksaufstand und zeigt, wie mächtig die Freiheitsideen bereits im Volke gären. In größerem Maßstabe kommt dies in dem Comuneros-Aufstand in Paraguay zum Ausdruck, der um ein Haar bereits damals zur Unabhängigkeitserklärung geführt hätte. Leider hatten die revolutionären Ideen auch bereits einen Teil des Klerus und besonders der Mönche erfaßt, die bei diesen traurigen Wirren und im Kampf gegen die rechtmäßige Regierung und die königstreuen Elemente, besonders auch die Jesuiten, eine wenig ehrenvolle Rolle spielen. Es ist ein unerquickliches Bild, das Lozano entwirft, aber voll dramatischer Lebendigkeit und von größter Bedeutung zum Verständnisse der Bewegung, die schließlich zum Abfall von Spanien führte.

Das Fürstentum Sardhana. Geschichte eines deutschen Abenteurers und einer indischen Herrscherin. Von Severin Noti S. J. Mit 42 Bildern und einer Karte. 8° (VIII u. 146) Freiburg 1906, Herder. *M* 2.50; geb. *M* 3.50

Ein streng geschichtliches Buch, und doch klingt das hier Erzählte wie ein phantastisch-orientalisches Märchen. — Der deutsche Abenteurer Walter Rainhard wurde im 18. Jahrhundert der Gründer des kleinen indischen Fürstentums Sardhana im Gangesgebiet. Seine mohammedanische Gemahlin Begum Sumru trat drei Jahre nach seinem Tode zur katholischen Kirche über und beherrschte das erweiterte Gebiet ihres Fürstentums ein halbes Jahrhundert hindurch mit seltener Energie, Umsicht und Tatkraft. Sie war eine große Wohltäterin ihres Volkes und der katholischen Missionen und ist die Gründerin der herrlichen Liebfrauenkirche in Sardhana (s. Titelblatt). P. Noti, langjähriger Professor an der Universitätsabteilung des Franz Xaver-Kollegs in Bombay, hat das vorliegende Geschichtsbild im Laufe der Jahre aus dem in Zeitschriften, Zeitungsnotizen und anderweitig zerstreuten Material mit außerordentlichem Fleiße zusammengestellt. Dennoch wird der aufmerksame Leser noch oft auf Lücken stoßen. Hier versagen eben die Quellen, und P. Noti hat es verschmäht, mit dem Ausfüllmaterial eigener Zutaten den Mangel zu verdecken. Eine spätere Zeit wird vielleicht manche dieser dunkeln Punkte etwas aufhellen, aber so viel dürfte dem Verfasser jetzt schon gelungen sein: ein Geschicht-

schreiber, der Anspruch auf Objektivität machen will, kann Rainhard und seine Frau nicht mehr als lediglich düstere, abschreckende Gestalten zeichnen, wie englische Schriftsteller, von Nationalvorurteilen geleitet, es bisher taten. Die vorzüglichen Abbildungen gewähren einen guten Einblick in indische Verhältnisse und erleichtern das Verständnis. Stil und Sprache leiden dagegen etwas zu sehr unter dem an sich lobenswerten Bestreben, überall nur die sichern Resultate der geschichtlichen Forschung zu bieten.

Die deutschen Kolonien in Südrußland. Jubiläumsgabe zum 100jährigen Bestand derselben. Von P. Konrad Keller, freiresignierter Pfarrer. I. Bändchen. 8° (XII u. 306) Odessa 1905, Stadelmeyer. *Rubel* 1.20

Ein wackerer Priester, der, aus einer der deutschen Kolonien hervorgegangen, im Dienste der Kolonisten Kraft und Gesundheit vor der Zeit erschöpft hat, spricht hier zu seinen Landsleuten von der Geschichte und Beschaffenheit der Länder, in welchen ihre Vorfahren sich niedergelassen haben, vom Anlaß und Verlauf der Einwanderung, der Entwicklung der Kolonien und dem Verhalten der Regierung, vom Anbau des Landes und der Erfüllung der religiösen Pflichten, von Gewerbfleiß und Sitten, Schule und Presse. Es handelt sich vorzüglich um jene Einwanderungen, welche auf Einladung des Zaren Alexander I. von 1801 an namentlich aus dem Süden Deutschlands, aus Elsaß und Schweiz erfolgt sind. Im zweiten Teil wird Bestand und Geschichte von vier ganz katholischen Kolonien im einzelnen beschrieben. Die Namen der Familien, die wichtigeren Vorkommnisse werden angegeben; über die Pfarrherren und die aus den einzelnen Kolonien hervorgegangenen Geistlichen biographische Mitteilungen gemacht. Für schlichte ländliche Kreise bestimmt, ist die Darstellung volkstümlich gehalten, stützt sich jedoch nicht nur auf lokale Überlieferungen und Mitteilungen von Augenzeugen, sondern großenteils auch auf amtliches Material, so daß viele der wichtigeren Dokumente im Wortlaut mitgeteilt sind. Die Ausstattung, welche an unsere Volkskalender und Volksschriften aus den fünfziger Jahren des vorigen Jahrhunderts erinnert, hat etwas gemütlich Anheimelndes, und niemand, der die Darlegung der dem Druck in Odessa sich entgegenstellenden Schwierigkeiten im Vorwort beachtet hat, wird so ungerecht sein, wegen der zahlreichen Druckfehler oder der minder glücklichen Wiedergabe der Porträts einen Vorwurf zu erheben. Die Schrift muß als ein rühmliches Zeichen geistiger Regsamkeit geschätzt werden, geeignet, fördernd und anregend auf die Kolonistenkreise zu wirken. In Deutschland würde die Schrift wohl lebhaftere Anteilnahme gefunden haben, hätte sie zugleich die Angaben erbringen können (wie bei Bischof Zerr 271), aus welchen Gemeinden der verschiedenen deutschen Länder die einzelnen Familien gekommen seien. Allein auch abgesehen von solchem Lokalinteresse hat sie die besten Ansprüche darauf, in der alten Heimat mit den wärmsten Sympathien begrüßt zu werden.

Le Bienheureux Fra Angelico de Fiesole (1387—1455). Par Henry Cochin, député du Nord. [De la Collection „Les Saints".] 12° (X u. 286) Paris 1906, Lecoffre. *Fr.* 2.—

Der Verfasser behauptet zwar, er habe alle guten Geschichtschreiber zu Rate gezogen, welche über Fra Angelico schrieben. Er gibt S. vi—x eine lange Bibliographie, worin vielerlei Werke, z. B. selbst Kraus, synchronistische Tabellen angeführt sind, jedoch viele wichtige ältere und neuere Werke fehlen, z. B. Baldinucci,

Beissel, Brunner, Dobbert, Förster, selbst Rio, mehrere Arbeiten Marcheses usw. Die künstlerische Tätigkeit des frommen Malers ist wenig eingehend behandelt, selbst sein Leben verhältnismäßig kurz geschildert. Dagegen sind jene Zeitgenossen, welche mit ihm in Berührung traten, ausführlich behandelt. In dieser Hinsicht bietet das Buch manche neuen Angaben, wodurch die Biographie Fra Angelicos in schätzenswerter Weise bereichert wird.

Le maître et l'élève. Fiesole et Benozzo Gozzoli. Par Gaston Sortais. Illustré de 5 chromos et de 48 photogravures d'une page. 8° (276) Lille 1905, Société Saint-Augustin. *Fr.* 10.—

Sortais legt das Hauptgewicht nicht auf die geschichtliche Entwicklung und das technische Können Angelicos und seines Schülers, sondern auf deren ästhetischen Wert für christlich gesinnte Freunde der Malerei. Doch behandelt er die einzelnen Werke Gozzolis eingehender, weil sie weniger bekannt, figurenreicher und dramatischer sind. Er zeigt, wie Angelico als Mönch tiefer geht und Mystiker ist. Gozzoli bleibt dagegen Laie, erzählt mit epischer Breite und schildert das vornehme Leben seiner Umgebung, erfreut sich an glänzender Pracht, hält sich aber fern von verführerischen Darstellungen. Daß er, wie Wingeroth behauptete, in der Kapelle des Vatikan seinen Meister ersetzt und die besten Teile der Malereien hergestellt habe, wird nicht angenommen. Anderseits wird aber Gozzoli weit höher eingeschätzt, als dies von Douglas geschehen ist. Das Buch ist gut geschrieben, vornehm ausgestattet, reich illustriert und recht geeignet, in das Verständnis der Werke des frommen Dominikanerkünstlers und seines einzigen hervorragenden Schülers einzuführen. Es ist nicht für deutsche Kunstgelehrte bestimmt, sondern für weitere Kreise, und zwar für solche, welche im Geiste Montalemberts und Rios die Kunst behandelt sehen wollen.

Lacordaire. Von Gabriel Ledos. Mit Genehmigung des Verfassers übersetzt und herausgegeben von Sebastian Zeißner. 8° (VIII u. 164) Paderborn 1905, Schöningh. *M* 1.60

In dem bewegten Leben des berühmten Kanzelredners spiegeln sich lebhaft die Kämpfe wider, welche im Zeitraum von der ersten bis zur dritten Republik die kaum wieder zum Leben erstandene Kirche Frankreichs so unheilvoll zerfleischt haben. Wie immer man zu Lacordaires persönlichen Anschauungen sich verhalten mag, als eifriger Verteidiger seines Glaubens und seiner Kirche wie als begeisterter Liebhaber des Ordensstandes hat der Wiederhersteller des Dominikanerordens in Frankreich Anspruch auf ein bleibend ehrenvolles Andenken. Vorliegende Schrift erzählt kurz sein merkwürdiges Leben und feiert seine Verdienste. Zwar erscheint die Übersetzung durch zu ängstliches Anklammern an die französischen Sprachwendungen etwas ungelenk, aber das Interesse der Sache läßt darüber hinwegsehen.

Erinnerungen an P. Ludwig Maria Graf zu Stolberg-Stolberg Ord. Praed. Sein Leben und Beten. Zusammengestellt und herausgegeben von Fr Mannes Maria Rings O. Pr. 8° (188) Dülmen 1905, Laumann. *M* 2.25

Fünfzehn Ansprachen, anknüpfend an die fünfzehn Geheimnisse des Rosenkranzes, welche der zu Düsseldorf 1888 verewigte Dominikanerpater Ludwig als Novizenmeister den Klerikern seiner Ordensprovinz gehalten hat, bilden den Hauptinhalt des Schriftchens, angepaßt natürlich den geistlichen Bedürfnissen der Novizen und fort-

während Bezug nehmend auf die Regeln, Gebräuche und Überlieferungen des Ordens, aber durch Lebhaftigkeit der Gedankenfolge und die Wärme frommer Empfindung recht ansprechend. Eine Lebensskizze wird vorausgeschickt. Der nachgeborne Sohn des um Deutschlands Kirche so hochverdienten Grafen Joseph zu Stolberg (Westheim) war Kandidat der Rechtswissenschaft, als er 20 Jahre alt den Ruf zum Dominikanerorden zu erkennen glaubte. Er trat im April 1880 ins Noviziat, erhielt 1885 die Priesterweihe, übernahm 1887 die Leitung des Noviziates und erlag schon ein Jahr nachher seinem Leiden. Die Wege, welche er geführt wurde, sind nicht gerade für alle, und die gegebene Schilderung des Noviziates ist nicht typisch für Leben und Denken eines Ordensnovizen überhaupt. Allein, wer den eigenartig veranlagten, poetisch begabten Mann richtig zu nehmen weiß, wird sich an vielem hoch erbauen können.

J. F. L. Alexandre de Colnet d'Huart, sa vie et son œuvre. Par Dr M. Grechen. 4° (60) Luxembourg 1906, V. Bück.

Mit dieser Biographie eröffnet das Großherzogliche Institut von Luxemburg seine neuen vierteljährlichen Publikationen durch die Schilderung des Lebens und Wirkens eines Mannes, der sich um die wissenschaftlichen Bestrebungen seines Vaterlandes besondere Verdienste erworben hat. Am 6. Juni 1821 geboren, wurde er 1852 Professor am Progymnasium zu Echternach, 1857 Professor der Physik und Mathematik am Athenäum zu Luxemburg. Von 1866 bis 1869 war er unter den Ministerien Tornaco und Servais Generaldirektor der Finanzen. In diese Zeit fällt das Gesetz vom 21. Juli 1869, durch welches der höhere Unterricht an dem Athenäum und der Industrieschule zu Luxemburg neu geregelt wurde. Dieses Gesetz, das recht eigentlich de Colnets Werk war, hat seine Würdigung gefunden in der von Prof. Martin d'Huart 1904 veröffentlichten Geschichte des öffentlichen Unterrichts im Großherzogtum Luxemburg, welche insbesondere das Studienprogramm an dem alten Jesuitenkolleg und späteren Athenäum von Luxemburg 1603—1903 behandelt. 1868 wurde durch den Prinzen Heinrich die Königlich Großherzogliche Akademie (Institut Royal-Grand-ducal) von Luxemburg gegründet. Das Dokument ist von de Colnet gegengezeichnet, der zugleich zu den ersten Mitgliedern der naturwissenschaftlich-mathematischen Sektion des Instituts gehörte. De Colnet trat 1869 aus dem Ministerium und wurde Direktor des Athenäums bis 1884, eine lange segensreiche Tätigkeit, in welcher er zugleich als Professor der Physik höchst anregend auf seine Schüler wirkte. Sein wissenschaftliches Spezialgebiet war die mathematische Physik. Wie sehr seine Publikationen in diesem Fache (S. 27—40) auch im Auslande geschätzt wurden, zeigt der Umstand, daß de Colnet im Jahre 1873 zugleich mit Helmholtz zum korrespondierenden Mitglied der königlich belgischen Akademie ernannt wurde. 1884 zog sich de Colnet auf sein Gut in Bertrange zurück. 1889 wurde er Mitglied des Staatsrates. Er starb am 11. Juni 1905. Am Schlusse der Biographie sind noch manche interessante Briefe von Le Verrier, Tyndall usw. an de Colnet sowie einige historische Familiendokumente mitgeteilt.

Literaturkunde, enthaltend **Abriß der Poetik und Geschichte der deutschen Poesie.** Für höhere Lehranstalten, Lehrerbildungsanstalten, höhere Mädchenschulen und zum Selbstunterricht. Von Dr Wilhelm Reuter. Achtzehnte Auflage, bearbeitet von Lorenz Lütteken, Seminarlehrer in Warendorf. 8° (XII u. 296) Freiburg 1905, Herder. *M* 1.50

Die hohe Zahl der Auflagen spricht schon genügend für die Gediegenheit dieses Schulbuches, das sich zugleich vortrefflich für den Selbstunterricht eignet. Die in

der 16. und 17. Auflage durchgeführte umfassende Neubearbeitung machte diesmal größere Änderungen unnötig. Immerhin finden sich fast bei allen Perioden der Literaturgeschichte in der neuen Auflage einige wertvolle Zusätze und Erweiterungen. Besonders gilt dies von der neueren Literatur, wo auch der Stoff übersichtlicher geordnet wurde. Dazu kommt die sorgfältige Durchsicht und Verbesserung nach der sprachlichen Seite hin. Wir haben somit in dem vorliegenden Buche ein Werk, das allen Anforderungen der Zeit entspricht und sich zugleich vor schwächlichen Konzessionen an die Tagesmode freihält.

Der Freiin Annette Elisabeth von Droste-Hülshoff „Gesammelte Werke". Herausgegeben von E. Freiin von Droste-Hülshoff. Nach dem handschriftlichen Nachlaß verglichen und ergänzt, mit Biographie, Einleitung und Anmerkungen versehen von Wilhelm Kreiten. II. Band: Die größeren erzählenden Gedichte mit leichten sachlichen und formellen Änderungen von G. Gietmann. Die Balladen. Zweite Auflage. Mit Abbildung. 8° (526) Paderborn 1906, Schöningh. *M* 5.—

Auch der zweite Band der in jüngster Zeit wieder von kompetenter Seite (Ed. Arens) als klassisch bezeichneten Ausgabe liegt nun in zweiter Auflage vor. Der neue Herausgeber, P. Gietmann, brauchte keine größere Umarbeitung vorzunehmen, da auch die jüngste Droste-Hülshoff-Forschung, deren Resultate in der Ausgabe von Ed. Arens (Ar.), Leipzig 1904, Hesse, verwertet sind, lediglich Änderungen von geringerem Belang erheischten. Immerhin haben die 20 Jahre, welche seit dem Erscheinen der ersten Auflage verstrichen, manchen kleinen Zug des Gesamtbildes der Dichterin etwas aufgehellt, und der Leser ist dem Herausgeber dankbar für die sachlichen wie für die formellen Verbesserungen. Erneute Sorgfalt hat P. Gietmann den Anmerkungen gewidmet, die für ein Verständnis der oft sehr dunkeln und leicht mißverständlichen Dichtungen („Des Arztes Vermächtnis" und „Die Schlacht im Lohner Bruch") geradezu unentbehrlich sind. Im übrigen verweisen wir auf die eingehende Besprechung der ersten Auflage (XXX 440 ff von diesen Blättern).

Flocken und Funken. Gedichte und Sprüche von P. Joseph Staub O. S. B. 8° (130) Einsiedeln 1906, Benziger. *M* 1.60; geb. *M* 2.40

Mit Freuden begrüßen wir diese neue poetische Gabe des bekannten Benediktinerdichters. Im großen ganzen können wir zur Charakteristik von Staubs Muse einfach auf die vor kurzem erschienene warme Empfehlung der früheren Gedichtsammlungen („Aus dem finstern Wald" und „Ein Kranz auf meiner Mutter Grab") verweisen (LXIX 222 f dieser Zeitschrift). Formell wird man indes einen gewissen Fortschritt gegen früher finden: Die Verse fließen glatter, der Reim ist ungesuchter der Ausdruck bezeichnender. In stofflicher Hinsicht sind es vermischte Gedichte: Natur, Religion, Begebenheiten aus dem Leben des Dichters bieten meistens den Vorwurf.

1. **Der Brandstifter.** Nebst andern Erzählungen aus dem Volksleben. Von Ad. Jos. Cüppers. 8° (182) Einsiedeln 1906, Benziger & Co. *M* 2.20; geb. *M* 3.20
2. **Hamnm und andere Novellen.** Von demselben. 8° (148) Ebd. 1906. *M* 2.—; geb. *M* 3.—

1. Der erste von den beiden Bänden enthält Volkserzählungen: volkstümliche Stoffe in volkstümlicher Erzählweise und mit starker Betonung eines Lehrstückes.

„Der Brandstifter" ist ein Bauer, der sich zu früh mit seinen Kindern abgefunden hat und nun von den Undankbaren verlassen, verfolgt und ins Verbrechen getrieben wird. „Der Prozeßbauer" bringt sich durch seine Prozessiersucht um Hof und Leben. „Ein Glückstraum" erzählt, wie ein hochfliegender Schuster, der in der Lotterie gewonnen hat, durch Unglück zu den verlassenen Leisten und zur Vernunft zurückgeführt wird.

2. Der zweite Band greift in etwas höhere Lebenslagen. Ein „Samum" weht verheerend und sengend über das Glück einer jungen Familie, weil ihr Vater, ein Heldentenor, im Forsthause soeben entdeckt und an die Hofoper berufen, sich durch die Reize einer Sängerin in Ehebruch verstricken läßt. Weniger gerecht ist der tragische Ausgang in den „Wandlungen". Alter Neigung gemäß und zufolge eines Gelübdes bricht ein Mädchen seine Verlobung und geht schweren Herzens ins Kloster; Cüppers scheint ihr darin recht zu geben. Dennoch finden wir sie am Schluß der Erzählung als irrsinnige Nonne, mit dem Wahne behaftet, sie sei Braut und müsse sich täglich mit Kranz und Schleier schmücken. Eine spannende Verwicklung wird in der „letzten Bilanz" gelöst.

Für Herz und Haus. Familienbibliothek. 8° Regensburg, J. Habbel. Jeder Band geb. *M* 1.—

Bd 17: **Wege und Ziele.** Roman von Antonie Jüngst. (262) Die einzelnen Figuren sind sauber gearbeitete und charakteristisch fein ausgeführte Porträte; die Erzählung ist spannend und der Abschluß ergreifend. Dessenungeachtet haben wir das Buch nicht mit voller Befriedigung aus der Hand gelegt. Es blieben zu viele Bedenken zurück, von denen nur zwei hervorgehoben seien. Auch egoistisch angelegte Naturen haben immer eine gute empfindliche Stelle; warum ist Inge ganz aus Eigensucht zusammengesetzt? Dann, wozu immer die dämonische Macht der weiblichen Schönheit hervorheben und die Ohnmacht der Männerherzen, ihr zu widerstehen? Auf die Dauer wirken derlei Eindrücke verwirrend; man nimmt sie nicht für Dichtung, was sie im Grunde doch sind, sondern für Wirklichkeit und Leben. Die Verfasserin sollte bei ihrem Talent und Geschick auf solche zweifelhaften Mittel, sich Erfolge zu sichern, lieber verzichten.

Bd 18: **Der Gänsedoktor.** Humoristische Novelle von A. Gans-Bachmann (264) Die Novelle gehört weniger der epischen als der dramatischen Gattung an. Sie ist ein wahres Lustspiel, eine köstliche Komödie voll Natürlichkeit, wie sie manchen Theaterstücken zu gönnen wäre. Ein gesunder Humor durchweht das ganze Stück, in dem sich die gelungensten Verwicklungen drängen. Es sollte mit der Verlobungsfeier des Gänsedoktors schließen. Durch den Wegfall der zwanzig letzten Seiten würde es sich einheitlicher und eindrucksvoller gestalten und zugleich dem Titel wie der Bezeichnung: „humoristische" Novelle noch mehr gerecht werden.

Bd 19: **Isabel.** Roman aus dem andalusischen Leben von Henry Wittmann. (186) „Eine herzlose Schöne", so könnte man den Titel vielleicht noch treffender geben. Denn das ist Isabel mit ihrer Berechnung und ihrem eingefleischten Egoismus. Ob der Verfasser aber nicht zuviel moralischen Schatten neben die physische Schönheit gelegt hat? Die Hauptfigur bietet gar zu wenig Anziehendes, so daß sie kaum wie eine lebendige Gestalt anmutet. Auch spricht die Plötzlichkeit, mit der Isabel Männerherzen erobert, nicht übermäßig an, weil es im Leben gewöhnlich etwas anders herzugehen pflegt, als es hier geschildert wird.

Bd 20: **Aus Dorf und Stadt** von Maximilian Schmidt (180) bringt ein Dutzend Erzählungen, die insgesamt, trotz ihrer Kürze, äußerst gut wirken.

Die eigentliche Perle der Sammlung ist die erste „Am Tränenfall“. Ihr Vorzug besteht darin, daß sie volkstümlich und packend ist. Der Leser lebt alles mit, er hofft und bangt wie die handelnden Personen und atmet wahrhaft beruhigt und erquickt am Schlusse auf.

Bd 21: **Frühlingsrausch und Herbststürme.** — **Nur eine kleine Erzählung** von Ferdinande Freiin v. Brackel. (198) Während die erste Novelle mehr saubere Arbeit als originelle Auffassung verrät, ist die zweite das Kind einer frischen unmittelbaren Eingebung. Allerliebst ist die Durchführung der Idee, daß die kleinen Kinder von Gott den Eltern geschenkt werden, und daß ihre Ausstattung im Körperlichen wie Geistigen das Werk der Vorsehung ist.

Bd 22: **Verblutet.** Roman von Freifrau G. v. Schlippenbach. (254) Düster wie der Titel, ist der Inhalt, aber nützlich und ergreifend der Verlauf der darin geschilderten Familientragödie. Als solche darf man die Erzählung mit Recht bezeichnen. Sie zeigt mit erschütternder Klarheit, wohin es führt, wenn verliebte Kinder die ernsten Mahnungen besorgter Eltern leichtsinnig in den Wind schlagen und ihrem verblendeten Herzen folgen. Solche Gemälde sind eine wahre Mahnung für die Jugend.

Bd 23 u. 24: **Pars diaboli (Des Teufels Anrecht).** Von Doris Freiin v. Spättgen (316). Der Roman spielt in aristokratischen Kreisen. Der Bräutigam ist ein edler Charakter, der aber schon das Leben vollauf genossen hat, und die Braut ein Mädchen, das die Ehe eingeht, obwohl und während ihr Herz noch am früheren Geliebten hängt. Uns sagen derartige überfeinerte Gestalten nicht besonders zu, doch das ist Geschmacksache, und es mag ja auch manchmal derlei Situationen geben. Jedenfalls triumphiert schließlich die spät erwachte Liebe zwischen den Ehegatten. Trotz der durch die Verwicklung bedingten gewagten Szenen hält sich der Roman immer auf der Bahn der Pflicht und Ehre.

Siege. Vier historische Erzählungen von Antonie Haupt. 4° (128) Heiligenstadt 1905, Cordier. Geh. *M* 1.50; geb. *M* 2.—

Unter dem gemeinsamen Titel „Siege“ werden vier geschichtliche Ereignisse in eine herrliche Beleuchtung gerückt. Der Name der bekannten Schriftstellerin enthebt uns der Mühe jeglicher Empfehlung.

Gesammelte Novellen von F. Riotte. 12° (184. 208. 192) Mainz 1905, Druckerei Lehrlingshaus. 3 Bändchen in einem Bande geb. *M* 3.50 einzeln *M* 1.—

Die äußere Ausstattung ist schön, ohne anspruchsvoll zu sein. Der Text ist auch nicht von Bilderschmuck begleitet. Trotzdem wird der Leser die Sammlung lieb gewinnen, einmal, weil in ihr große Mannigfaltigkeit herrscht — es sind 19 Novellen auf 584 Seiten —, dann weil jede gewissermaßen eine anziehende Momentphotographie ist. Zwar sind nicht alle gleichgelungen, aber die Mehrzahl verdient doch uneingeschränkte Anerkennung, und keine einzige ist darunter, die nicht sittlich einwandfrei wäre.

Zu Nutz und Kurzweil. Sprüche und Gedichte von J. Bergmann. 12° (110) Ravensburg 1905, Alber. 60 *Pf.*

Wer die Zustände in Böhmen aus unmittelbarer Anschauung kennen lernen will, greife zu obigem Büchlein des geistlichen Satirikers.

Edelsteine aus reicher Schatzkammer. Eine Sammlung schöner Stellen aus den Schriften von Alban Stolz. Von Heinrich Wagner, Oberlehrer. 12° (336) Freiburg, Herder. Brosch. *M* 1.80; geb. *M* 2.40

Die Auslese aus den Werken des berühmten Schriftstellers ist für die reifere Jugend bestimmt. Diesem Zweck entspricht sie vortrefflich. Dabei gewährt sie auch Erwachsenen und selbst Gebildeten Anregung, Genuß und Erbauung.

Das Werk der heiligen Kindheit Jesu. Eine Sammlung von geistlichen Vorträgen über und für den Kindheitsverein. Von W. H. Meunier, Doktor der Theologie. Mit kirchlicher Druckerlaubnis. 8° (VIII u. 172) Köln, Bachem. *M* 2.—

Es gibt keinen lieblicheren Verein als den der heiligen Kindheit und wohl keinen, der gerade in Deutschland herrlicher blüht. Gut geleitet, bietet er eine treffliche Gelegenheit, dem empfänglichen Kinderherzen die Keime der schönsten Christentugenden, Liebe zum Jesuskind und zur katholischen Weltkirche, opferwillige Nächstenliebe, Frömmigkeit, Seeleneifer usw., einzupflanzen. So hat Dr Meunier, Pfarrer von Rellinghausen, offenbar seine Aufgabe als Vereinspräses aufgefaßt, und er hat gut daran getan, die recht solid und sorgsam ausgearbeiteten Vorträge an die Kleinen durch den Druck auch andern Vereinsleitern zugänglich zu machen. Die 14 Vorträge (Name des Kindheitsvereins, Geheimnisse aus der Kindheit, das Kind Jesus als Tugendvorbild, das Los der Kinder in der Heidenwelt, der Verein als Quelle innerer und äußerer Gnaden, seine Bedeutung für die Eltern und die Kirche usw.) sind geschickt und gedankenreich aus dem Namen, dem Zweck und der Organisation des Vereins selbst herausgearbeitet und dürften, in ihre Teile zerlegt und mit etwas mehr konkreten Zügen belebt, leicht für lange Zeit völlig ausreichen. Es ist und war der erste Versuch dieser Art, und er dürfte einer guten Aufnahme sicher sein.

Pratique de l'oraison mentale. Par le P. René de Maumigny de la Compagnie de Jésus. Premier traité: Oraison Ordinaire. Deuxième traité: Oraison Extraordinaire. 2 vols in-18 raisin (III, 322 u. VI, 334) Paris 1905, Beauchesne. *Fr.* 5.—

Wert, Übung, Schwierigkeiten und Methoden des „gewöhnlichen Gebetes“ sind im ersten Bändchen dargelegt, wobei besonders zur Übung der Anmutungen des Glaubens, der Hoffnung und der verschiedenen Arten der Liebe, dann der Anbetung, Danksagung, Bitte und Hingabe in anregender und brauchbarer Weise Anleitung gegeben wird. Der Hauptwert des Werkes liegt im zweiten Teile; denn die in Frankreich seit den Tagen des Quietismus noch nicht beigelegten Gegensätze in Beurteilung des „außerordentlichen Gebetes“ werden hier nicht in der Form von Angriff oder Verteidigung, sondern durch sachliche Prüfung und Berücksichtigung des Lebens und der Schriften der angesehensten Meister des Gebetes besprochen. Der Verfasser handelt von den Merkmalen und den Graden der Beschauung, von den Prüfungen, durch die Gott auf höhere Gebetsarten vorbereitet, von den Tugenden, die er für dieselben fordert und von dessen Berufung zu höherem Gebete, dann von Visionen und übernatürlichen Mitteilungen, endlich vom Verlangen nach Übung des außerordentlichen Gebetes, wobei er Bossuets Methode des höheren Gebetslebens in ruhiger Untersuchung würdigt, indem er das Richtige hervorhebt, auf Mißverständliches hinweist. Die reiche Erfahrung des Verfassers, sein

ruhiges Abwägen der Schwierigkeiten, der Anschluß an den hl. Thomas, die hl. Theresia und den hl. Alfons von Liguori machen das Werk für Seelen, die das Gebet lieben und pflegen, und für deren Leiter wertvoll und nützlich.

Kurze Betrachtungen. Vorzüglich zum Gebrauche für Ordensgeistliche und Klosterfrauen. Bearbeitet von P. Leopold Stix, Priester der Kongregation des allerheiligsten Erlösers. Dritte Auflage. 8° (IV u. 664) Regensburg 1905, Manz. *M* 3.—

Jede Betrachtung füllt etwa ein und eine halbe Seite, ist also wirklich kurz, in etwa fünf Minuten zu lesen, trotzdem gehaltvoll, immer mit Rücksicht auf das praktische Leben ausgeführt. In jeder Woche ist irgend eine Betrachtung über die letzten Dinge eingeschaltet. Übrigens schließt sich das Ganze ans Kirchenjahr an. Das Fehlen eines Inhaltsverzeichnisses erschwert den Gebrauch des Buches.

La Vie avec Dieu. Notes pour retraites, par le T. R. P. Faucillon, des Frères Prêcheurs, publiées par M. B. Schwalm. 12° (XLIV u. 320) Paris, Lecoffre. *Fr.* 3.—

Die lange Einleitung verbreitet sich über den Charakter und die Wirkungsweise des Verfassers und setzt dann die Ansichten des Herausgebers über die Beschauung auseinander, der sich mit den von Rodriguez und Scaramelli dargelegten Anweisungen über die Betrachtung nicht befreunden kann. Die im Buche selbst gegebenen Skizzen und Gedanken behandeln den Zweck einer sog. Retraite, die Gnade und deren Wirkung, die Tugenden und deren Kampf, die Sakramente und den Ordensstand, sowie im Anhange verschiedene andere Stoffe. Sie sind klar, gründen sich auf erprobte Lehren des hl. Thomas, ermuntern zu eifriger Übung der Tugend und bleiben weit entfernt von einem verschwommenen, die Tatkraft lähmenden Mystizismus. Das aber ist es, wovor Rodriguez warnen will.

St Vinzenz von Paul und die heiligste Eucharistie. Von Vinzenz Ludwig, reg. lat. Chorherrn des Stiftes Klosterneuburg. 8° (108) Wien 1905, Kirsch. *M* 1.—

Der Verfasser entwickelt einen recht beherzigenswerten Gedanken, indem er zeigt, wie menschenfreundliche Bestrebungen unserer Zeit nur zu oft nicht auf christlichen Grundlagen ruhen, echte Nächstenliebe sich aber auf das Lebensprinzip des übernatürlichen Lebens, die heilige Eucharistie, stützen muß und beim hl. Vinzenz von Paul auch wirklich aus dieser Quelle hervorwuchs. Mitglieder der Vinzenzvereine werden also im heiligsten Altarssakrament für sich und ihre Pflegebefohlenen das beste Hilfsmittel für das Gedeihen ihres charitativen Wirkens finden

La doctrine de la sainte Messe, par l'abbé J. Grimault. 12° (X u. 328) Paris 1905, Lethielleux. *Fr.* 1.50; geb. *Fr.* 1.80

Fünf französische Bischöfe haben dies Buch warm empfohlen, weil es auf gute dogmatische Grundlagen sich stützt, durch treffende Beispiele die Glaubenssätze erläutert und näher bringt. Es zeigt eingehend, wie man auf verschiedene Art der heiligen Messe beiwohnen kann, um ihrer Früchte in reichem Maße teilhaftig zu werden. Der Verfasser hat jedenfalls recht, wenn er betont, die Beförderung einer anregenden Teilnahme am heiligen Opfer sei eines der wichtigsten Mittel, um das christliche Leben zu betätigen und zu fördern wie in den Einzelnen, so in den Ge-

meinden. Seinen Zweck, das treffliche Buch des ehrwürdigen Martin von Cochem über die heilige Messe für seine Landsleute und für unsere Zeit in neue Gestalt und Ordnung zu bringen, hat er glücklich erreicht.

Das Freiburger Münster. Ein Führer für Einheimische und Fremde von Friedrich Kempf, Münsterarchitekt, und Karl Schuster, Kunstmaler. Mit 93 Bildern. kl. 8° (232) Freiburg 1906, Herder. *M* 3.—

Zwei tüchtige Kenner und Fachleute, ein Baumeister und ein Maler, machen in diesem trefflichen Führer bekannt mit der Geschichte, dem Bau und der Ausstattung eines der schönsten und mit alten Kunstwerken noch reich ausgestatteten Münsters. Die Verlagshandlung hat durch handliche Gestalt, schönen Druck und wertvolle, nach den besten Vorlagen angefertigte Bilder dem inhaltsreichen, zuverlässigen und belehrenden Text wirksame Förderung verliehen; denn erst durch die Bilder wird alles anschaulich und anregend. Ein solches Münster sagt doch etwas mehr als manche große moderne Kunstausstellung, bleibt aber ohne guten Führer für viele nur ein stummer Zeuge alter Herrlichkeit.

Miszellen.

Ein Hochlands-Echo. „Eine ernste Mahnung" richtet das „Hochland" (Juli-Heft S. 481) „an gewisse Fanatiker, die gerade gegenwärtig und nicht nur in England in einzelnen katholischen Blättern ihr Unwesen treiben". Der Anfang dazu ist einer nicht näher angegebenen Nummer des Tablet entnommen und läuft auf die Behauptung hinaus, Luther sei erst durch den schroffen Widerstand seiner Gegner zum Ketzer geworden (eine Behauptung, welche die Lutherpsychologie schwerlich je erhärten wird); man müsse deshalb den modernen Irrtümern möglichst schonend entgegentreten, um die noch harmlos Irrenden nicht in formelle Ketzerei zu treiben. Dann ergreift der M chiffrierte Verfasser selbst das Wort und fährt also fort:

„Wer in den letzten Wochen gewisse Stimmen in gewissen deutschen Zeitungen und Blättern, die sich katholisch nennen, beachtet hat, wer insbesondere die sich nun schon durch Monate hinziehende Kampagne verfolgte, die in der ‚Augsburger Postzeitung' und einer Anzahl anderer Blätter Domkapitular Zimmern in Speyer gegen Fogazzaro und alle, die ihm ihre Sympathien entgegengebracht und bisher bewahrt haben, betreibt, der wird eine solche Mahnung auch für Deutschland nicht für verfrüht ansehen. Wir haben uns im ‚Hochland' bis jetzt still verhalten; wir haben auf keinen der Artikel wider Fogazzaro, sogar nicht auf diejenigen in den ‚Stimmen aus Maria-Laach', reagiert, obwohl sie durch die angewandte Methode, welche nur mit derjenigen Dr Zimmerns verglichen werden kann, die Entrüstung all derjenigen heraus-

fordern, die Sachkenntnis zu eigenem Urteil besitzen; wir haben ferner, als der ‚Heilige‘ verurteilt war, mit großen Opfern die Fortsetzung abgebrochen und unsern Lesern mit Genugtuung Kenntnis gegeben von der würdigen und folgerichtigen Haltung Fogazzaros, und wir haben geglaubt, daß nun auch die Gegner sich beruhigen und jedenfalls Schimpf und Hohn einstellen würden; aber wir sind sehr enttäuscht worden. Wir wollen den Gegnern gern zugestehen, daß sie in guter Absicht handeln. Aber in ihrem Eifer, dem Katholizismus durch Lieblosigkeit gegen vermeinte Gegner Dienste zu leisten, illustrieren sie ein Wort — nicht Fogazzaros oder Piero Maironis etwa, sondern des hl. Franz von Sales —: daß es leider gute Katholiken gebe, die schlechte Christen seien. . . .“

Die „Stimmen“ weisen diese „ernste Mahnung“, soweit sie an sie gerichtet sein sollte, als durchaus inkompetent, unbegründet und überflüssig zurück. Zunächst als unbegründet und überflüssig. Die drei Artikel, welche sie in den drei ersten Heften des laufenden Jahrgangs brachten, bieten eine völlig objektive, maßvolle, soweit möglich sehr wohlwollende Studie über Fogazzaro und sein Werk. Der erste kommt einer nahezu rückhaltlosen Empfehlung gleich, im zweiten ist selbst das Gute im Santo freundlicher anerkannt als in mehreren akatholischen und antikatholischen Kritiken; im dritten werden neben Fogazzaros Irrtümern und schiefen Ansichten auch die edeln und schönen Seiten seiner Prosaschriften anerkennend und liebevoll hervorgehoben; sein ergreifendes Gedicht an die Madonna von Rocciamelone ist eigens übersetzt und mit der Bemerkung begleitet: „Das sind Klänge, die ein im tiefsten Grunde noch katholisches Dichterherz verraten.“ Wo ist da „Schimpf und Hohn“? Wo ist da „Fanatismus“? Seit diesen drei Artikeln haben die „Stimmen“ beharrlich über Fogazzaro geschwiegen und auch seiner Verehrer mit keiner Zeile mehr gedacht.

Die „Stimmen“ weisen jene „ernste Mahnung“ aber auch als durchaus inkompetent zurück. Wer die Aufsätze über Fogazzaro in den „Stimmen“ mit jenen im „Hochland“ vergleicht, der wird sich bald darüber klar werden, in welchen von beiden eine wirklich literaturhistorische „Sachkenntnis“ mit „eigenem“ Urteil zu Worte kommt. Was aber die religiös-theologische „Sachkenntnis“ betrifft, so hat sich das „Hochland“ ein bedenkliches Zeugnis ausgestellt, indem es, ohne sich in Fogazzaros Prosaschriften umzusehen oder ohne wenigstens die darin enthaltenen Irrtümer und Schiefheiten zu würdigen, auch ohne die gefährliche Tendenz des Santo einzusehen, sich zu einer schwärmerischen Begeisterung für diesen Tendenzroman hinreißen ließ und sich so selbst in die unangenehme Lage versetzte, die deutsche Veröffentlichung desselben abbrechen zu müssen. Sich über jene zu entrüsten, welche längst vor dem Indexdekret Sachkenntnis und eigenes Urteil genug besaßen, um den Roman als „irreführend“ und „verwirrend“ abzulehnen, das ist einfach ungerecht.

Da die Heranziehung des Tablet zu der „ernsten Mahnung“ die irrige Vorstellung erwecken könnte, als ständen die Katholiken Englands ganz auf Fogazzaros Seite, so wird es gut sein, daran zu erinnern, was dasselbe Tablet am 11. April unter dem Titel „Ein Heiliger auf dem Index“ über sein Werk

berichtete: „Es ist ein Tendenzroman, und die Tendenz liegt darin, zu zeigen wo gerade die katholische Kirche reformbedürftig sei und in welcher Weise di Reform durchgeführt werden müßte. Das Buch enthält einige wenige anziehend Beschreibungen, ist aber im übrigen ein schwaches Produkt, des literarischen Rufe Fogazzaros völlig unwürdig, und in einem oder zwei Jahren wird kein Mensc mehr daran denken, es zu lesen. Unzweifelhaft aber begann es, eine ernstlich religiöse Verwirrung in Italien anzurichten. Fogazzaro stand auf dem Punkte der Führer einer Reformbewegung zu werden, die in Turin, Mailand und ander wärts sich bereits etwas Bahn gebrochen hatte.“ Dasselbe Urteil wurde vor Tablet noch neuerlich (am 23. Juni und 7. Juli) fast wörtlich wiederholt. Di Notiz vom 23. Juni lautet: „Vor einigen Monaten veröffentlichte er (Fogazzaro einen Roman mit dem Titel Il Santo, welcher wegen der darin enthaltene Ideen über religiöse Reform innerhalb der Kirche eine starke Bewegung hervor rief. Das Buch verdiente kaum die Berühmtheit, die ihm zu teil ward; den es ist entschieden die schwächste unter den Schöpfungen des Senators, — abe unglücklicherweise wurde es berühmt, und der Heilige Stuhl war genötigt, da Werk auf den Index zu setzen.“ Die Leser des „Hochland“ haben also durc die Sistierung des Druckes nicht viel verloren. Das Urteil des Tablet dec sich aber im wesentlichen mit dem der „Stimmen“, und so müßte auch da Tablet zu den „gewissen Blättern“ gerechnet werden, in welchen „gewiss Fanatiker ihr Unwesen treiben“.

Folgerichtig trifft die „ernste Mahnung“ auch die Indexkongregation un Papst Pius X. selbst, da jene es für keinen Mangel an Liebe hielt, den Irr tümern und unberufenen Reformvorschlägen Fogazzaros mit einem entschiedene Verbot entgegenzutreten, Pius X. aber es ebensowenig für nötig erachtete Wahrheit und Gerechtigkeit im Interesse einer übelverstandenen Liebe leiden z lassen, auch auf die Gefahr hin, daß übelberatene Katholiken durch eigene Schul eine abschüssige Bahn weiter verfolgen möchten. Solche „ernste Mahnungen' erteilen heißt nicht „schweigen“, sondern sich eine Autorität anmaßen, die ma nicht besitzt, und das Urteil der kirchlichen Behörden in denjenigen bekämpfen welche dasselbe für ganz selbstverständlich halten und sich demselben auch unter werfen würden, wenn seine innere Begründung nicht so sonnenhell am Tage läge

---

Der Syllabus
in ultramontaner und antiultramontaner Beleuchtung.

Ungezählt Unvergeßliches ist vergessen worden, seitdem Pius IX. am 8. Dezember 1864 den Syllabus veröffentlicht hat. Der Syllabus lebt in der Erinnerung. Immerfort bildet er den Gegenstand von Angriffen gegen Kirche und Papst. Jedes Jahr bringt Schriften über den Syllabus. Die Verurteilungen des Syllabus werden als das Programm des staatsfeindlichen, der modernen Kultur entgegengesetzten Standpunktes der katholischen Kirche gekennzeichnet. Die beständige Anklage gegen den Syllabus bestärkt die nicht katholischen Volkskreise in ihrer Abneigung gegen die katholische Kirche, flößt den führenden Klassen der Gesellschaft Mißtrauen gegen die Absichten des Katholizismus ein und läßt selbst bei manchen Katholiken die oberste kirchliche Leitung in den Verdacht des mangelnden Verständnisses für das wahre Wohl der Kirche unserer Zeit kommen.

Wie alle Vorurteile aus Unkenntnis entstehen, so auch die gegen den Syllabus. Und darum mag die Behauptung nicht zu weit gehen, „daß von hundert, die über den Syllabus reden, vielleicht sogar schreiben, nicht fünf ihn vollständig gelesen oder studiert und von diesen fünf ihn vier nicht richtig verstanden haben“. Dem Verlangen, den irrigen, entstellten Ansichten gegenüber den Syllabus nach Inhalt, Bedeutung, Tragweite zu erklären, verdankt die umfangreiche Arbeit des Kirchenrechtsprofessors Dr Heiner ihre Entstehung [1].

Mit klarer Hervorhebung des Fragepunktes, in fließender Sprache werden die Syllabusthesen erklärt. Da es sich um Aufklärung in religiös-

[1] Der Syllabus in ultramontaner und antiultramontaner Beleuchtung dargestellt von D. Dr Franz Heiner, päpstlicher Hausprälat und Apost. Protonotar, ord. Professor des Kirchenrechts an der Universität Freiburg i. Br. Mit kirchlicher Approbation. gr. 8° (IV u. 384) Mainz 1905, Kirchheim & Co. Geh. M 7.—; geb. in Halbkaliko mit Rotschnitt M 8.—

sittlichen Fragen allgemeinster Bedeutung und um Abwehr verbreiteter Einwendungen handelt, läßt die Darstellung aus, was nur für den Fachmann von Wert ist, und wird für jeden Gebildeten verständlich. Der eine oder andere Ausdruck mag scharf, ja gereizt erscheinen. Doch erklärt sich das durch die zu behandelnden Einwände. Zeigt sich bei den Gegnern immerfort grundlose Verdächtigung und Verdrehung, dann wird auch die Entgegnung Spuren des berechtigten Unwillens an sich tragen.

Eine Erklärung des Syllabus erheischt der Eigenart dieses Schriftstückes entsprechend die Behandlung einer ganzen Reihe von religiös-kirchlichen Fragen. Die verschiedenartigen Gegenstände sind jedoch alle nach einer Einheit orientiert, und darin liegt die Macht des Syllabus für das kirchliche Leben im 19. Jahrhundert, und darin findet der Alarmruf seiner Gegner die Erklärung: Der Syllabus ist ein Protest gegen die Ausschaltung des Katholizismus aus dem öffentlichen Leben der Völker.

Dieser Grundgedanke spiegelt in allen Sätzen wie in den beigefügten Erläuterungen wider. Eine recht gelungene Darstellung findet da unter anderem das Verhältnis der Kirche zur christlichen Ehe und zur Schule. Hier sei nach einer kurzen Bemerkung über die Verpflichtung des Syllabus auf mehrere bedeutsame Erörterungen eingegangen.

Die Frage, ob der Syllabus ein Ausfluß der unfehlbaren Lehrgewalt der Kirche sei, wird nicht von allen in gleicher Weise beantwortet. Manche Sätze finden sich in andern endgültigen päpstlichen Entscheidungen kraft des unfehlbaren Lehramtes verworfen. So besonders in der Enzyklika Quanta cura welche gleichzeitig mit dem Syllabus den Bischöfen zugesandt wurde. Über solche Behauptungen besteht kein Zweifel mehr. Auf die weitere Frage, ob der Syllabus an und für sich eine unfehlbare Lehrentscheidung sei, läßt sich Heiner nicht mehr ein, weil das für den Zweck seiner Arbeit belanglos ist. Solange Rom die Streitfrage nicht entschieden hat, steht es jedem frei, einer Ansicht zu folgen, welcher er will. Wenn die vorstehende Entscheidung offen bleibt, so kommt dem Syllabus desungeachtet eine strengverpflichtende Kraft zu, welche ihm kein Katholik abspricht. Wenn der Papst als Oberhaupt der Kirche in Religionssachen in so bestimmter Weise spricht, wie das in dem bezeichneten Aktenstücke geschehen ist, dann übt er sein Amt als höchster Gesetzgeber in jener Gewalt, die Christus ihm in seinem ersten Vorgänger, dem hl. Petrus, verliehen hat. Mag also dem Urteil über manche Sätze des Syllabus nicht jene

Unabänderlichkeit zukommen, die unfehlbaren Entscheidungen eigen ist, die verpflichtende Wirkung steht außer Zweifel.

Den modernen Kulturmenschen oder Antiultramontanen wird es ja unangenehm sein, daß ihre „modernen" Ideen Widerstand finden und ihre „liberal-moderne Lebens- und Weltanschauung" vom Ultramontanismus bekämpft wird, aber das müssen sich die modernen Freiheitshelden gefallen lassen, daß auch andere ihre Lebens- und Weltanschauung vertreten, und dürfen diese nicht gleich als „Totengräber der liberalen modernen Welt und Kultur" verschreien. Die katholische Kirche gründet ihre Lebens- und Weltanschauung auf die unerschütterlichen Grundsätze des Christentums, die sie nicht wie eine Wetterfahne nach dem Winde oder, modern ausgedrückt, nach der „Zeitströmung" und dem „Zeitgeiste" dreht. Diese christlichen Grundsätze auf das vielgestaltete Leben anzuwenden, das ist die Tätigkeit des lebendigen Lehramtes in der Kirche, und Ausfluß derselben ist auch der Syllabus. Als Kundgebung des Lehramtes bindet der Syllabus nicht bloß äußerlich, sondern auch innerlich, auch wenn ihm die Eigenschaft einer unfehlbaren Entscheidung nicht beizulegen ist.

Eine eigene Angriffsweise wird gegen den Syllabus beliebt, indem man in ihm den Ausdruck des Ultramontanismus bekämpft. Das ist jedoch nur eine Verdeckung der wahren Absicht. Die Bekämpfung will im Ultramontanismus die Kirche treffen. Der Ultramontanismus wird als jene Richtung bezeichnet, die sich die leitenden Grundsätze für ihre religiösen Anschauungen und Praktiken wie für ihre sozialpolitische Betätigung und kulturelle Tätigkeit von jenseits der Berge holt. Das ist der Ultramontanismus, den man zu bekämpfen vorgibt. Was verbleibt aber vom Katholizismus nach Preisgabe des verpönten ultramontanen Beiwerkes? Ein romfreier Katholizismus und ein religionsloses öffentliches Leben. Ohne Anerkennung der Autorität des Papstes in Sachen des Glaubens und der Sitten gibt es keine katholische Kirche, auch keinen religiösen Katholizismus mehr. Wer sich die leitenden Grundsätze für seine religiösen Anschauungen und Praktiken anderswoher denn von Rom bezieht, der kann wohl ein Altkatholik, ein Mitglied der ethischen Kultur oder Freimaurer sein, ein katholischer Christ ist er nimmermehr. Die weitere Klage, daß der Ultramontanismus seine sozialpolitische Betätigung und kulturelle Arbeit von „jenseits der Berge" beeinflussen lasse, beruht auf einer ganz verfehlten Vorstellung von Religion. Sonst lautet der Vorwurf immer, daß bei den Katholiken die Kirche keinen praktischen Einfluß aufs Leben

ausübe und nur auf äußeren Formeldienst sich beschränke. Hier aber, wo die religiösen Grundsätze aufs öffentliche Leben ausgedehnt werden, wo eine sozialpolitische und kulturelle Wirksamkeit streng auf den Prinzipien eines religiösen Systems aufgebaut wird, da fühlt sich das antichristliche Empfinden sofort beleidigt. Wesen und Zweck der Religion besteht ja nicht bloß in einem Stimmungsrausch oder einem unkontrollierbaren, zu nichts verpflichtenden Schwärmen, sondern in einer vom Gnadenleben getragenen und immerdar befruchteten Lebens- und Weltanschauung, die als solche auch das private und öffentliche Leben jedes einzelnen Christen leiten soll. Dieses unlösliche Wechselverhältnis zwischen religiöser Anschauung und kultureller Betätigung ist Wesensbestandteil einer wahren Religion, daran ändert das Mißfallen an „religiöser Überwucherung" des öffentlichen Lebens nicht das geringste. In Religion und auch in der Einflußnahme der Religion auf die sozialpolitische Betätigung die oberste Lehr- und Regierungsautorität der Kirche anerkennen ist nichts anderes als Katholizismus. Sofern es sich jedoch um solche Lehrrichtungen handelt, die sich nicht mit der kirchlichen Lehre decken und mehr in der Eigenart einzelner Völker wurzeln, behält sich der Ultramontanismus sein eigenes Urteil vor.

So unwahr die Ausflucht ist, der Angriff gelte dem Ultramontanismus und nicht der Kirche, so unberechtigt ist der Vorwurf, der Ultramontanismus oder richtiger die Kirche habe durch übermäßige Verschärfung des religiösen Gedankens den Frieden gestört. Grund der nachdrücklicheren Verteidigung von seiten der Kirche ist vielmehr die Notwendigkeit der Selbstverteidigung. Die Gegner des Syllabus und der katholischen Kirche wollen das rein Religiöse von dem rein Profanen, Weltlichen scheiden. Damit ist jedermann einverstanden, und der moderne Staat hat diese Scheidung längst auf allen Gebieten durchgeführt. Es gibt jedoch Grenzgebiete, in denen die beiden Faktoren, Kirche und Staat, in gleicher Weise berechtigt sind. Die Tätigkeit der Kirche auf den Grenzgebieten wird als Übergriff über das rein Religiöse hinaus bezeichnet und soll darum beseitigt werden.

Das Ansinnen eines Verzichtes ist hier für die Kirche unannehmbar. Die Kirche ist kraft ihres Wesens und ihrer Bestimmung berechtigt und genötigt, ihre Rechte auf diesem Gebiete zu wahren; gerade hier übt sie vielleicht den nachhaltigsten Einfluß auf die Entwicklung der Kultur aus, nicht im Sinne einer Romanisierung oder Klerikalisierung, sondern in dem einer Verchristlichung der Gesellschaft. Von dem Augenblicke an, wo man sie aus diesem Grenzterrain hinauszuwerfen bemüht war, hat sie ihre Rechte

bestimmter betont. Das wird als die Geburtsstunde des Ultramontanismus bezeichnet. Was Verteidigung eines Rechts- und Besitzstandes ist, wird als unberechtigter Angriff gebrandmarkt. Die schärfere Tonart im Katholizismus und in der Kirche des 19. Jahrhunderts ist das natürliche Korrelat der wachsenden Entchristlichung der Gesellschaft. Wenn die Wirksamkeit der Kirche auf religiösem Gebiete berechtigt ist, dann ist es widersinnig, die Äußerung dieser Wirksamkeit im öffentlichen, kulturellen Leben als eine völkerschädigende Anmaßung hinzustellen. Die im Syllabus verworfenen Lehren zeichnen das lebendige „antiultramontane Kulturideal" oder die modern-liberale Weltanschauung", die, würde sie in Gesellschaft und Staat zur Herrschaft gelangen, nicht nur die gänzliche Vernichtung der katholischen Kirche, sondern des Christentums selbst zur notwendigen Folge haben müßte. Auch in Zukunft werden die Katholiken ihr Lebensideal in der Verwirklichung der Grundsätze des Christentums sehen und deshalb mit Pius IX. jene versteckten und offenen antichristlichen Doktrinen verwerfen, welche von ihm im Syllabus verurteilt sind.

Unkenntnis und Bosheit nur kann den Syllabus gegen die Katholiken und deren Stellung im öffentlichen Staatsleben ausbeuten. Der Syllabus will doch im Grunde nichts bieten als eine Zurückweisung jener für Kirche, Christentum und christliche Lebens- und Weltanschauung verderblichen Lehren des modernen Liberalismus, des religiösen Indifferentismus und Rationalismus, um die christliche Gesellschaft und damit den christlichen Staat selbst vor der vollständigen Entchristlichung zu bewahren.

Die Gegensätze zwischen dieser Richtung und Christentum, irreligiöser und gläubiger Weltanschauung, moderner und christlicher Kultur sind freilich so prinzipieller Natur, daß auch ohne Syllabus eine Versöhnung ausgeschlossen ist; selbst die einfachsten Wahrheiten desselben werden nicht begriffen, sogar als Gegenstand des Hasses und der Verleumdung gegen die Kirche verwertet. Am traurigsten ist es, wenn selbst Katholiken den Syllabus mit den Errungenschaften unserer Zeit für unvereinbar, viele Sätze für das Ansehen und den Fortschritt der Kirche als hinderlich, ja verderblich und deshalb auch nicht weiter als verbindlich erachten. Vielfach mag es Unkenntnis mit dem Inhalt des Syllabus sein, manchmal auch Glaubens- und Charakterschwäche, welche sie zu der Meinung verleitet, die Kirche müsse die Grundsätze des Syllabus fallen lassen und der „modernen Kultur" Konzessionen machen. Sofern die Gegensätze zwischen katholischer oder „ultramontaner" und antikatholischer oder „antiultramontaner" Welt-

anschauung prinzipieller Natur sind, wird eine Versöhnung nie stattfinden können. Berühren dieselben aber nicht die christlichen Grundsätze, so wird auch die Kirche trotz Syllabus kein Hindernis zur Versöhnung bilden.

Aus der Pflicht des kirchlichen Lehramtes, die glaubensfeindlichen Irrtümer zurückzuweisen, ergibt sich sein Recht, unter Umständen gegen die Philosophie einzuschreiten. Wenn ein Philosoph oder eine philosophische Schule eine Behauptung aufstellt und vernunftgemäß darzutun sucht, deren Gegenteil geoffenbart ist oder mit der Offenbarung in Sachen des Glaubens und der Sitten zusammenhängt, dann schuldet es die Kirche ihrer Aufgabe, den geoffenbarten Glaubensschatz in den Herzen der Gläubigen unversehrt zu wahren, nicht alle Irrtümer der Philosophie zu dulden und es dieser nicht stets zu überlassen, daß sie sich selbst verbessere. Man sollte meinen, das sei kein allzu großes Opfer für einen Philosophen (für die Philosophie als solche ist hier von keinem Opfer die Rede, weil Wahres Wahrem nie widerspricht), selbst wenn man die nicht definitiven und erklärlicherweise zahlreicheren Lehrentscheidungen in Betracht zieht; „auch hier hat doch erwiesenermaßen die kirchliche Lehrobrigkeit so selten fehlgegriffen, daß die mit Irrtümern aller Art so wohlbedachten Philosophen sich eigentlich glücklich schätzen sollten, in manchen Fragen einen Wegweiser an der kirchlichen Korrektur zu besitzen".

Satz 24 des Syllabus lautet: „Die Kirche hat nicht die Macht, äußeren Zwang anzuwenden, noch irgend eine zeitliche direkte oder indirekte Gewalt." Über die Auslegung des zweiten Teiles der These herrscht verschiedene Ansicht. Die eine sieht darin die Behauptung der indirekten Gewalt der Kirche in zeitlichen Dingen. Diese Auffassung ist wohl die am meisten verbreitete. Heiner gibt einer einschränkenden Erklärung des Satzes den Vorzug.

Nach dem zweiten Teil der These soll der Kirche in keiner Weise irgend eine Gewalt in zeitlichen Dingen zukommen. Indem der Apostolische Stuhl diese Lehre verwirft, behauptet er, der Kirche stehe wohl eine Gewalt in zeitlichen Dingen zu. Welcher Art diese sei, wird nicht gesagt; es ist nur der Satz verurteilt, daß die Kirche überhaupt keine solche, weder eine direkte noch eine indirekte, besitze. Und das mit vollem Recht. Denn ist die kirchliche Gesetzgebung bloß auf rein geistliche Angelegenheiten beschränkt, kann sie nur Bestimmungen erlassen, welche die Lehre und Gnadenmittel betreffen, so ist damit einmal der äußere, sichtbare Charakter der Kirche geleugnet, in der selbst die unsichtbaren Gnaden an materielle Mittel als

deren Substrat geknüpft sind, dann aber wird durch diese Lehren die Aufgabe der Kirche geradezu unmöglich gemacht. Für die Erhaltung und Neuerrichtung von Pfarreien, für den Unterhalt der Seelsorger muß die Befugnis bestehen, Beiträge von den Gläubigen zu fordern. Entbehrt die Kirche jeder Gewalt, in zeitlichen Dingen verbindliche Verfügungen zu treffen, dann schwebt sie vollständig in der Luft, ihre Aufgabe, die sie von Christus überkommen, ist einfach unrealisierbar in allen Fällen, wo diese an den Besitz bzw. Gebrauch zeitlicher Dinge geknüpft ist.

Fragt man aber, welcher Art diese Gewalt sei oder wie weit sie sich erstrecke, so wird darüber nichts Näheres bestimmt, nur die Leugnung einer zeitlichen Gewalt überhaupt wird verurteilt. Nimmt man aber den Satz in dem weiteren Sinne, als ob Pius IX. mit Verurteilung desselben eine mittelalterliche Gewalt über die Staaten behaupte, so gibt der Syllabus dafür nicht den geringsten Anhaltspunkt. Es handelt sich nur um die Wahrung der Rechte der kirchlichen Regierungsgewalt auf das äußere Leben der Gläubigen, von dem man sie vollständig zurückzudrängen suchte. Daß sie aber auch auf zeitliche Mittel als äußere, sichtbare Gesellschaft direkt oder indirekt angewiesen ist, das wird jeder zugeben müssen, der die Kirche nicht bloß für einen Bund von Geistern hält.

Im Grunde wäre also nur das Recht der Kirche auf den Erwerb und Besitz der ihr nötigen Mittel geschützt, wie es in der These 26 ausgesprochen ist.

Die Kirche muß allerdings in der Lage sein, die für ihre Aufgabe notwendigen zeitlichen Mittel zu erwerben. Dennoch dünkt uns der Inhalt der These damit nicht erschöpft. Die Gleichstellung des Ausdrucks „zeitliche Gewalt" (potestas temporalis) in Satz 24 mit dem andern „Recht auf Erwerb und Besitz" (ius acquirendi ac possidendi) in These 26 wäre auffällig. Ferner müßte man unterstellen, die in der Wissenschaft seit mehreren Jahrhunderten gebräuchliche Bezeichnung der direkten oder indirekten Gewalt für eine bestimmte Lehre sei hier in einer neuen, bisher ungebräuchlichen Bedeutung angewandt. Dann ist folgendes zu beachten. Die Enzyklika Pius' IX. Ad Apostolicae vom 22. August 1851, aus welcher der Satz ausgehoben ist, nennt außer dem genannten Irrtum des Nuyts von der Leugnung der direkten oder indirekten Gewalt der Kirche auch den, daß er der weltlichen Herrschaft eine indirekte, negative Gewalt über die Religion zuschreibt (Syllabus, These 41). Nun ist nicht ersichtlich, daß hier die weltliche, negative Gewalt über geistliche Dinge überhaupt

gemeint sein soll, in dem Korrelat hingegen die direkte und indirekte Gewalt der Kirche nur von dem Erwerbsrecht zu verstehen sei.

Nuyts selbst beschränkte übrigens seine Behauptung keineswegs auf das Erwerbsrecht, sondern faßt darunter die Lehre von der direkten und indirekten Gewalt überhaupt, und das spricht wohl am meisten für die bislang allgemeine Auffassung der These. In der Schrift Il professore Nuyts ai suoi concittadini, Torino 1851, wendet er sich gegen das päpstliche Breve und die Verurteilungen seiner Lehrer. Über das Recht der Kirche, Zwang anzuwenden, handelt ein eigenes Kapitel. Nachdem so der erste Teil der späteren These 24 des Syllabus besprochen ist, wendet sich Nuyts zur Frage über die zeitliche Gewalt der Kirche, mithin zum zweiten Teile seines in dem Breve Ad Apostolicae verurteilten und später in den Syllabus aufgenommenen Satzes. Bei aller Mangelhaftigkeit und Unvollständigkeit geht aus der Erklärung hervor, daß Nuyts die Leugnung der direkten oder indirekten Gewalt keineswegs auf das Erwerbsrecht beschränken, sondern die Lehre der alten Schule treffen will. Für seinen Standpunkt beruft er sich sogar auf die angebliche Zurücknahme der Bulle Unam sanctam Bonifaz' VIII. durch Klemens V. Daraus erhellt deutlich, daß Nuyts die direkte oder indirekte Gewalt in der seit Jahrhunderten angenommenen Bedeutung versteht.

Die verschiedene Erklärung der These 24 des Syllabus hat allerdings nur theoretische Bedeutung. Auch Heiner wehrt sich entschieden gegen das Streben, die Kirche aus dem öffentlichen Leben zu verdrängen; und gerade derartige kirchen- und religionsfeindliche Bestrebungen werden auch in der genannten These abgewiesen. Diese Tragweite des Satzes 24 hat Heiner in einem andern Zusammenhange offen ausgesprochen. Die Notwendigkeit der Mitwirkung am öffentlichen Leben wird außerdem in der Erklärung zur These 27 ausführlich entwickelt.

Die Gegner der Kirche möchten nämlich die Tätigkeit der Geistlichen auf das rein innerkirchliche Gebiet beschränken, diese in Kirche und Sakristei einschließen, um durch sie nicht in ihren antichristlichen und antikirchlichen Plänen behindert zu werden. Die Sorge und Leitung der zeitlichen Angelegenheiten sei rein Aufgabe der Staatsregierungen bzw. der Laien, nicht aber Aufgabe des Klerus. In dem Grundsatze liegt etwas Wahres, und doch verfolgt er eine durchaus verderbliche Absicht. Es handelt sich nicht so sehr darum, den einzelnen Geistlichen, als vielmehr die Kirche als solche von allem öffentlichen und sozialen Leben auszuschließen, ihr

jedes Recht und jeden Einfluß in zeitlichen Dingen gänzlich zu entziehen und damit die christliche Lebens- und Weltanschauung in Familie, Gemeinde und Staat, kurz, in der gesamten menschlichen Gesellschaft zu untergraben und aus ihr zu verdrängen, an Stelle der christlichen Kultur die sog. moderne oder unchristliche und ungläubige zu setzen, die Religion aus allen privaten und öffentlichen Verhältnissen auszuschalten. Solchen Lehren tritt Pius IX. im Syllabus entgegen. Wohin sie führen, wenn sie zur Praxis werden, dafür liefert gegenwärtig Frankreich ein trauriges Beispiel.

Die Kirche, ihre Diener und Organe müssen sich darum kümmern, daß die Gewissen der Katholiken in ihrem öffentlichen Leben und ihrer Stellung nicht irre geleitet, die Lehren der Kirche nicht entstellt oder mißbraucht, die Grundpfeiler der sittlichen Weltordnung nicht untergraben, die Rechte der Fürsten wie der Völker gleich heilig geachtet, die niedern und dürftigen Klassen der Menschheit nicht ausgebeutet und ihrer Freiheit beraubt, die unsittlichen Grundsätze einer machiavellistischen Politik nicht in den christlichen Völkern zur Geltung gebracht, das Leben und Denken der Gläubigen von schädlichen Miasmen des Sozialismus nicht angesteckt werden, kurz, in tausend Fällen hat die Kirche nicht bloß ein Recht, sondern auch eine Pflicht, um derartige zeitliche Angelegenheiten bekümmert zu sein. Die Kirche als Trägerin der Religion kann sich nicht ausschließen lassen von jeder Leitung in all diesen Dingen nur deshalb, weil sie nur mittelbar die Seelen betreffen. Die kirchlichen Organe dürfen in den zahlreichen für Religion, Kirche und Gewissen brennenden Fragen nicht bloß die kalten Zuschauer spielen und sich allen dem Christentum feindseligen modernen Bestrebungen gegenüber stumm und passiv verhalten.

Gelänge den christusfeindlichen Mächten das stets erneuerte Streben, die Vertreter der Kirche aus dem öffentlichen Leben hinaus zu drängen, dann würden ihre „modernen" Grundsätze leicht zum Siege gelangen. Die Diener der Kirche haben auch als Staatsbürger und Mitglieder der menschlichen Gesellschaft die Pflicht, für das Gesamtwohl des Staates mitzuwirken, und das Volk hat das Recht, ihnen sein Vertrauen zu schenken und sie als Vertreter in Parlamente oder sonstige Körperschaften zu wählen. In den Kammern kommen religiös- und kirchlich-politische Fragen zur Verhandlung, die tief in das Gebiet des Glaubens und der Verfassung der Kirche eingreifen, Protestanten, Juden und Ungläubige beschließen darüber, die Diener der Kirche aber will man ausschließen, weil die Parlamente eine weltliche Einrichtung darstellen.

Blieben die großen Fragen unserer Zeit einzig den Gegnern der Kirche überlassen, so würden Kirche und Christentum bald alles sozialen Einflusses auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens beraubt sein; und da man nicht stete Wunder des Himmels erwarten darf, die das Verlorene wieder bringen, so müssen die gebornen Vertreter der Kirche und der Religion mit zeitgemäßen Waffen auf demselben Kampfplatze dem kirchenfeindlichen modernen Liberalismus, der unter verschiedenen Larven auf den äußeren und inneren Ruin der Kirche sinnt und nicht weniger gefährlich ist als die Häresien früherer Jahrhunderte, entgegenzutreten vermögen. Da die gegenwärtige Weltbewegung gegen das Christentum ist, müssen die Diener der Kirche durch allseitige Tätigkeit, indem sie sich des geistigen wie des zeitlichen Wohles der Gläubigen annehmen, ihnen in allen wichtigen Fragen Führer und Lehrer sind, den sozialen Einfluß der Kirche wahren. Passivität des Klerus auf dem öffentlichen Gebiete des Lebens wäre Verrat am Christentum.

Die Kirche kann sich nicht von dem öffentlichen Leben der Völker trennen, weil sich das öffentliche und soziale Leben nicht von der Religion trennen kann. Bei dieser Forderung denkt weder Heiner noch sonst ein vernünftiger Mensch an die Rückkehr spezifisch mittelalterlicher Verhältnisse. „Nicht Kurzsichtige, sondern nur Blinde können von einer Rückkehr des Mittelalters und von einer Wiederherstellung von Beziehungen zwischen Staat und Kirche, wie sie damals bestanden und bestehen mußten, träumen." Dabei bleibt aber die Notwendigkeit vollauf bestehen, daß die Kirche ihre Stellung im Volksleben behaupte und daß der Staat die Kirche nicht ignorieren darf.

Heiners Erklärung des Syllabus wird zu einer Apologie des Syllabus. Die Kenntnis des Syllabus ist seine beste Verteidigung. Die Stellung der katholischen Kirche zum modernen Geistesleben bedarf zu ihrer Verteidigung keiner andern Waffe als einer vorurteilsfreien Kenntnis ihrer Grundsätze. Der Syllabus verwirft nicht Fortschritt, Liberalität, Zivilisation als Kulturfaktoren überhaupt, sondern lehnt nur das ab, was *heute* die Gegner des Christentums unter diesen Ausdrücken *fälschlich* dafür ausgeben.

Einen Fortschritt ohne Gott, Glauben und Religion, ja entgegen diesen Vorbedingungen alles wahren Fortschrittes, einen Liberalismus, losgelöst von jedem Christentum, von allen Prinzipien der christlichen Freiheit und Gerechtigkeit, aufgebaut auf dem Staatsabsolutismus und den Grundsätzen der gottleugnenden Philosophie, eine Kultur, die von aller christlichen

Religion in Erziehung, Unterricht, Bildung und Wissenschaft absieht und nur materialistische Tendenzen verfolgt, hält der Papst für einen unechten, falschen Fortschritt und Freisinn, für eine faule Kultur. Mit einem derartigen Liberalismus und Fortschritt kann sich das Papsttum ebensowenig wie überhaupt ein gläubiger Christ, ganz gleich ob Katholik oder Protestant, jemals versöhnen.

Versteht man aber unter Fortschritt und Liberalismus den echten Fortschritt und Liberalismus, der den Menschen wahrhaft veredelt, ihn freimacht von den Sklavenketten der Leidenschaften und Sünden, ihn hebt in die ideale Sphäre des Glaubens, der Wissenschaft und Tugend, die menschliche Gesellschaft in Familie, Gemeinde und Staat auf allen Gebieten des Lebens, des materiellen sowohl wie des geistigen, zu stärken und zu fördern sucht, dann ist die Kirche die erste Macht, deren Kräfte und Mittel dem Fortschritt und der Kultur zur Verfügung stehen.

Jos. Laurentius S. J.

Die Kongofrage.

(Schluß.)

II. Die innere Politik des Kongostaates.

Als Zweck seines großen Unternehmens in Afrika bezeichnete Leopold II. von Anfang an wiederholt die Beförderung der Kultur und Zivilisation im dunkeln Kontinent. Je zweifelhafter der rechtmäßige Ursprung des Kongostaates ist, um so mehr hat er offenbar die Pflicht, seine Souveränität nur zum wahren Wohle seiner Untertanen zu gebrauchen.

Gewiß hat die Kongoregierung schon manches zum Wohle des Landes getan. Sie hat den Sklavenhandel und die Menschenfresserei ausgerottet, den ewigen Kriegen der Stämme untereinander ein Ende gemacht. Sie sucht, was besonders anerkannt zu werden verdient, den Handel mit alkoholhaltigen Getränken möglichst zu verhindern. Auch durch Einführung der Impfung und durch Bekämpfung der schrecklichen Schlafkrankheit hat sie sich große Verdienste erworben. Diesen Lichtseiten des Kongostaates stehen aber leider sehr große Schattenseiten gegenüber.

Die Grundlage jedes Staates ist die Gerechtigkeit, strenge, unparteiliche Gerechtigkeit. Iustitia est fundamentum regnorum. Deshalb hat der Souverän vor allem die heilige Pflicht, die Rechte seiner Untergebenen zu schützen und in der Achtung fremder Rechte allen mit gutem Beispiel voranzugehen. Wie betätigt nun die Regierung des „Unabhängigen Kongostaates" diesen Rechtsschutz?

„In der Gebietshoheit liegt nicht das Eigentum an dem Boden", schreibt Bluntschli[1]. Man wird zwar nicht umhin können, das Weiterbestehen des jetzigen Kongostaates als unumgänglich notwendig und deshalb auch als berechtigt anzuerkennen[2], aber daraus folgt keineswegs, daß der Kongostaat als solcher der Eigentümer von allem Grund und Boden in seinem Herrschaftsgebiete sei. Und doch ist er heute der fast ausschließliche Eigentümer in diesem Gebiete geworden. Wie kam das?

Schon im Jahre 1885, also zu einer Zeit, wo der heutige Staat sicher noch nicht existierte, wurde durch ein Dekret alles freie oder herrenlose Land im Kongogebiet für Staatseigentum erklärt. Das Dekret galt auch für jene ausgedehnten Bezirke, die damals noch gar nicht erforscht waren und in denen die Kongoregierung folglich auch nicht anerkannt war. Mit welchem Recht das geschehen konnte, ist wahrlich nicht einzusehen.

Aber damit war man noch nicht zufrieden. Dem Begriffe des herrenlosen Landes wurde eine Ausdehnung gegeben, die tatsächlich einer ungeheuern Konfiskation von Privateigentum gleichkommt. Man hat den Eingebornen nur den Boden als Privateigentum gelassen, der schon im Jahre 1885 bewohnt und kultiviert war. Alles übrige wurde für Staatseigentum erklärt, obwohl es ohne allen Zweifel Privateigentum war. Es gab überhaupt kein herrenloses Land oder jedenfalls nur in sehr geringer Ausdehnung. Der Grund und Boden war Eigentum der verschiedenen Stämme. Das Herrschaftsgebiet eines Häuptlings erstreckte sich regelmäßig soweit als das Eigentum eines Volksstammes. Die Neger erkannten auch dieses Stammeseigentum untereinander an. Kein Stamm durfte im Gebiete des andern jagen, fischen, Holz fällen, Kautschuk gewinnen usw. Damit haben wir alle Elemente des Privateigentums eines Stammes. Rein naturrechtlich ist zur Konstituierung des Privateigentums am Boden nicht notwendig, daß man denselben in jeder Weise ausnutze; es genügt,

[1] Das moderne Völkerrecht[2] § 277.

[2] Vgl. oben S. 138 139.

daß man ihn irgendwie nach seiner Wahl dem eigenen Nutzen dienstbar mache und alle andern davon ausschließen wolle.

Die Reisenden und die Missionäre behaupten auch vielfach, es gebe im Kongogebiet kein freies und herrenloses Land. So schrieb A. J. Wauters im Jahre 1892: „Es gibt keine herrenlosen Wälder in Afrika. Die Wälder gehören den Stämmen. Von jeher hat der Stamm die Früchte seines Waldes geerntet.“ [1] Und ein katholischer Missionär schrieb im Jahre 1905: „In dem Teil des Kwango, in dem wir seit 13 Jahren das Evangelium verkünden, sind die Ländereien und Wälder seit Jahrhunderten Eigentum der Eingebornen. Ich kenne dort keine herrenlosen Ländereien. Glaubwürdige Personen haben mir versichert, daß es am Ober-Kwango und Ober-Kassai ebenso sei.“ [2]

In Bezug auf das eigentliche Kulturland ist sodann noch zu bemerken, daß die Neger den Boden ungefähr in der Weise bebauen, wie es die alten Germanen taten. Wenn ein Boden erschöpft ist, so lassen sie ihn längere Zeit brach liegen und bebauen inzwischen anderes Land. Nun hat man aber allen Boden, der im Jahre 1885 nicht kultiviert war, dem Staat als Eigentum zugesprochen.

Es ist ja möglich, daß bei einigen Stämmen am Kongo noch herrenloses Land war, welches der Staat in Besitz nehmen konnte. Aber man hätte das wenigstens für jeden einzelnen Fall beweisen müssen. Tatsächlich ist man jedoch von der stillschweigenden Voraussetzung ausgegangen, das Land sei noch herrenlos, und den Eingebornen hat man nur den Boden gelassen, von dem bewiesen wird, daß er im Jahr 1885 von ihnen bewohnt und kultiviert war oder zur Kautschukgewinnung benutzt wurde. Die Entscheidung darüber, was den Eingebornen auf diese Weise gehöre oder nicht, liegt ganz in den Händen der Staatsbeamten, besonders des Generalgouverneurs, also in den Händen einer der streitenden Parteien. Nimmt man dazu noch die Unwissenheit und Furchtsamkeit der Neger, die Scheu, welche ihnen die Überlegenheit des mit aller öffentlichen Macht ausgerüsteten Europäers einflößt, so begreift man, daß ihnen nur ein minimaler Teil ihres ehemaligen Eigentums geblieben ist. Nach der Versicherung der Missionäre ist das heutige Grundeigentum der Eingebornen so winzig, daß man es auf einer selbst ziemlich großen Karte des Kongostaates nur

[1] Mouvement géographique 1892, 69.

[2] Vgl. Vermeersch, La question congol. 115; Les missions belges de la Compagnie de Jésus 1906, 272.

mit vereinzelten kleinen Pünktchen bezeichnen könnte. Alles übrige ist vom Staat in irgend einer Form beschlagnahmt worden, und zwar ohne jede Entschädigung für die Enteigneten.

Dieses in den Staatsbesitz übergegangene Grundeigentum zerfällt nun in drei Kategorien. Zuerst hat man von demselben viele Güter abgetrennt und unter dem Namen „Krondomäne“ zu einer eigenen juristischen Person erhoben. Das übrige Staatseigentum zerfällt in öffentliches Staatseigentum im strengen Sinne, bestehend aus Strömen, Flüssen, Straßen, öffentlichen Plätzen usw., und in privates oder fiskalisches Staatseigentum. In Bezug auf das letztere (Domäne des Fiskus) besitzt der Staat ein Eigentumsrecht, das dem Eigentumsrecht jedes Privatmannes gleichsteht. Aus demselben bezieht der Staat seine Einkünfte. Außerdem wird im Staatseigentum noch unterschieden zwischen einer freien und einer unbestimmten Zone, über welch letztere später verfügt werden soll. Einen Teil der freien Zone überläßt der Staat dem Betrieb von sog. konzessionierten Privatgesellschaften, so z. B. der Anglo Belgian Indian Rubber Cie (nach den Anfangsbuchstaben auch einfach Abir-Gesellschaft genannt), ferner der Kassai-Gesellschaft, die für 30 Jahre das Monopol des Exports und Imports im Kassaigebiet erhalten hat. Die letztere besitzt auch das ausschließliche Recht der Kautschukernte im Kassaibecken, wofür sie dem Staat die Hälfte der Aktien und eine darüber abtrat. Der Rest des fiskalischen Staatseigentums steht in unmittelbarem Staatsbetrieb (Staatsregie).

In dem ihnen überlassenen Staatsgebiet erzielen die konzessionierten Gesellschaften zum Teil ungeheure Gewinne, so z. B. die Kassai-Gesellschaft im Jahre 1904 mit einem Kapital von etwas über einer Million einen Reingewinn von 5 597 000 Franken. Und doch leisten sie für die kulturelle Hebung der eingebornen Bevölkerung wenig; ja einige Gesellschaften erweisen sich vielfach als Hindernisse für die Zivilisation der Neger. Ihre Angestellten sind von der Regierung mit ausgedehnten Vollmachten ausgerüstet und vielfach Leute von sehr zweifelhaftem Charakter. Selbst die Untersuchungskommission, die den Gesellschaften keineswegs feindlich gesinnt war und nach dem Zeugnis der Missionäre höchst summarisch verfahren ist, sieht sich zu dem Geständnis genötigt, daß die Agenten mancher Gesellschaften „in Bezug auf Intelligenz, Moralität und Takt“ nicht immer die nötigen Bürgschaften boten.

Angesichts des schändlichen Verhaltens vieler Agenten konnten die Kongobewohner mit nur zu gutem Recht sagen, daß sie nicht Wohltäter,

sondern profitgierige Ausbeuter teuer bezahlten [1]. Der Direktor der Abir-Gesellschaft konstatierte, daß vom 1. Januar bis zum 1. August 1905 142 Wachtposten der Gesellschaft von den Eingebornen getötet wurden. Aus dem Bericht der Kommission geht aber hervor, daß es sich in sehr vielen Fällen nur um Repressalien der Eingebornen gegen begangene Freveltaten handelte. In dem Gebiet von Mongala hat es die Gesellschaft so getrieben, daß sich der Staat unter dem Druck der öffentlichen Meinung genötigt sah, ihr die Konzession für 15 Jahre zu entziehen. Sterbend sagte der wackere französische Afrikaforscher Brazza: „Ich will nicht, daß Französisch-Kongo ein zweites Mongala werde." „Es ist kaum bestritten worden", schreibt die Untersuchungskommission, „daß an den verschiedenen Posten der Abir-Gesellschaft, die wir besucht haben, die Einkerkerung der Frauen als Geiseln, die gewaltsame Verwendung der Häuptlinge zu Sklavenarbeiten, die ihnen zugefügten Verdemütigungen, die Mißhandlung der Erntearbeiter mit der Peitsche, die Roheiten der als Aufseher der Verhafteten angestellten Schwarzen, gewöhnliche Vorkommnisse sind. Ähnliche Tatsachen sind der Kommission aus Lulonga berichtet worden."

Nicht viel besser als in den Gebieten der konzessionierten Gesellschaften sieht es in einigen Teilen der Domänen des Fiskus aus, die in direktem Staatsbetrieb stehen. Auch hier hat die Untersuchungskommission zahlreiche und grobe Mißbräuche festgestellt. Diese Mißbräuche ergeben sich fast notwendig aus dem System, das hier zur Anwendung kommt. Die für die öffentliche Sicherheit und Ordnung angestellten Beamten haben zugleich für die Herbeischaffung der Erträgnisse der Ländereien, z. B. für möglichst viel Kautschuk, zu sorgen. Früher hatten dieselben infolge von Gewinnbeteiligung ein direktes Interesse daran, möglich viel Kautschuk einzutreiben; das soll nun geändert worden sein, aber immerhin haben sie noch ein großes Interesse an möglichst hohen Erträgen, weil dieselben sie der Regierung als tüchtige Beamte empfehlen, ihnen das Karrieremachen erleichtern und ihnen helfen, Pensionen zu erlangen, die von der Regierung nach freiem Ermessen gewährt werden.

Eine besondere Betrachtung verdient noch die in ihrer Art vielleicht einzig dastehende „Krondomäne". Diese Domäne wurde, wie schon bemerkt, von den übrigen Staatsdomänen als eigene juristische Person abgetrennt. Sie umfaßt nach genauen Schätzungen ein Gebiet von

---

[1] Vgl. Vermeersch, La question congol. 141.

289 375 qkm, ist also größer als das halbe Deutsche Reich und zehnmal so groß als Belgien. Mehr als ein Viertel von dem ganzen Gebiet, auf dem Kautschuk gewonnen wird, gehört dazu. Sie kann auch weiteres Eigentum durch Kauf oder Schenkung erwerben.

Wem gehört nun diese „Krondomäne"? denn die juristische Person ist ja nur eine Fiktion. Einige meinen, sie gehöre als Privateigentum Leopold II. und seiner Familie, sie würde also nach seinem Tode an seine Familienerben in Belgien übergehen. Aber diese Auffassung läßt sich schwer mit den Forderungen der Gerechtigkeit vereinigen. Deshalb glauben andere, die Krondomäne gehöre dem Souverän des Kongostaates als solchem. Darauf scheint der Name Krondomäne hinzudeuten, und auch der Staatsminister Smet de Naeyer erklärte sich in der belgischen Kammer in diesem Sinne. Bei dieser Annahme würde also die Krondomäne nach der Abdankung oder dem Tode des jetzigen Souveräns des Kongostaates an seinen Nachfolger in der Souveränität dieses Staates übergehen.

Nach der Erklärung des ebengenannten Staatsministers sind die Einkünfte der Krondomäne dazu bestimmt, sowohl am Kongo als in Belgien Unternehmungen, Arbeiten und Anstalten von allgemeinem Interesse ins Dasein zu rufen oder zu unterstützen. Leopold II. hatte dabei soziale, wissenschaftliche und künstlerische Unternehmungen im Sinne. Der Überschuß der Einkünfte soll dem Souverän zur Verfügung gestellt werden. Leopold II. hat für die Dauer seiner Herrschaft auf diese Einkünfte verzichtet. Die Krondomäne hat auch in Belgien schon zahlreiche Besitzungen erworben.

Wie groß sind die Einkünfte dieser juristischen Person? Die Öffentlichkeit erfährt darüber nichts Sicheres. Nach Cattier bezieht die Domäne allein aus dem Kautschuk im Durchschnitt jährlich 8—9 Millionen Franken, nach dem Minister Smet de Naeyer dagegen bloß 4—5 Millionen. Niemand weiß Sicheres, da die Kongoregierung bzw. Leopold II. niemand verantwortlich ist. Missionäre und Richter gibt es in diesem ganzen Gebiete fast gar keine. Welches ist nun das Los der einheimischen Bevölkerung auf diesem Gebiet, das kein Missionär betritt und auf dem kein Richter die Klagen der Eingebornen anhört? Das mag sich jeder selbst denken. Mit Berufung auf englische Missionäre behauptet Cattier, das System der Zwangssteuer sei dort mit äußerster Energie und Strenge durchgeführt worden, so daß die Bevölkerung dezimiert wurde. Nach einem Brief aus jüngster Zeit sollen dort heute bessere Zustände herrschen, aber auch jetzt

noch beklagen sich die Leute, daß sie ausgebeutet werden, ohne zu wissen, wem sie ihre Klagen vorbringen sollen.

Eine solche Ausbeutung eines Volkes zu Gunsten von Ausländern ist nicht zu rechtfertigen. Auch wenn man zugibt, daß ein Land eine Zivilliste für den Fürsten aufzubringen habe, so muß sie doch eine mäßige und vernünftige sein und soll im großen und ganzen wieder dem Lande zugute kommen, das sie aufbringt. Hier aber wandern ungezählte Millionen jährlich ins Ausland, um die man die Eingebornen geprellt hat. Auf die armen Kongoneger kann man in aller Wahrheit das alte Sprüchlein anwenden: Sic vos non vobis vellera fertis oves.

Mit der Entziehung des Grundeigentums ist selbstverständlich den Negern auch die Möglichkeit, Kautschuk zu sammeln und zu verkaufen, und damit eine wichtige Einkommensquelle fast ganz entzogen. Früher bildete das Elfenbein einen einträglichen Handelsartikel, aber da heute der Vorrat an fossilem Elfenbein nahezu erschöpft zu sein scheint und die Regierung die Jagd auf Elefanten an einen für die Wilden unerschwinglichen Preis geknüpft, ist auch diese Einkommensquelle für sie versiegt. Nur im Fall der Notwehr dürfen die Eingebornen einen Elefanten töten, und der tote Elefant muß der Regierung überlassen werden. Überhaupt ist die Jagd sehr eingeschränkt worden. Vom 15. Oktober bis zum 15. Mai, also sieben volle Monate, ist die Jagd im ganzen Staat verboten. Außerdem hat man mehrere Schon- oder Schutzgebiete abgegrenzt, in denen nicht gejagt werden darf; endlich bestehen in Bezug auf Waffen und verschiedene Tiergattungen mancherlei Einschränkungen, so daß auch in dieser Beziehung die Neger durch die Europäer viel verloren haben.

Überblickt man das bisher Gesagte, so erkennt man leicht, welche ungeheure Lasten der Kongostaat den armen Negern aufbürdet! Die Konfiskation fast sämtlichen Grundeigentums in dem ungeheuren Kongogebiet, die tatsächlich fast vollständige Beseitigung des Rechts der Kautschukgewinnung, des Elfenbeinhandels und Bergrechts, die weitgehende Einschränkung des Jagd- und Fischereirechts der Eingebornen sind doch fürwahr Lasten, die weit alles übersteigen, was ein Staat von seinen Untergebenen zu fordern befugt ist. Der Kongostaat selbst berechnete am Anfang jedes der letzten Jahre die mutmaßlichen Einnahmen aus dem Grundeigentum des Staates auf 16 Millionen Franken. Wie groß die tatsächlichen Einnahmen waren, erfährt niemand; wahrscheinlich sind sie bedeutend größer.

Öffentliche Blätter behaupteten sogar, daß man am Ende jedes Jahres die Rechnungen vernichte, um eine Kontrolle unmöglich zu machen.

Aber man ist noch weiter gegangen. Man hat sich nicht damit begnügt, den Negern ihr Eigentum und ihre Einkommensquellen zu nehmen, aus denselben Millionen und Millionen jährlich für den Fiskus zu erwerben, man hat ihnen außerdem noch die schwersten Lasten auferlegt in Form von Zwangsarbeiten und Steuern.

Das ungeheure Gebiet, um das man die Eingebornen erleichtert hat, muß ausgenutzt werden. Aber woher die Arbeitskräfte nehmen? Anfänglich konnten die Angestellten der Regierung ohne jede Schranke den Eingebornen Zwangsarbeiten auferlegen. Als dann das Gericht in Boma den Beamten das Recht dazu absprach, erließ die Regierung am 18. November 1903 ein Gesetz, das jeden gesunden und erwachsenen Eingebornen zu Arbeiten für die Regierung verpflichtet. Die Dauer dieser Arbeiten darf aber 40 Stunden im Monat nicht überschreiten, außerdem sollen sie bezahlt werden, und der Lohn darf nach dem Gesetze nicht geringer sein als der ortsübliche Lohn zur Zeit der Publikation des Gesetzes. Der Kommissär bestimmt jährlich am 1. September die Leistungen der Eingebornen. Ausgenommen von diesen Leistungen sind die Neger, die in den Stationen oder auf den Missionen und bei Privatunternehmungen angestellt sind. Für diese muß der Arbeitgeber bezahlen. Die Eingebornen dürfen sich nicht durch Geld von ihren Leistungen loskaufen.

Die von der Regierung geforderten Leistungen bestehen zum Teil in Frondiensten, als Packträger, Ruderer, Straßenarbeiter usw., zum Teil in der Lieferung von Arbeits- oder Naturprodukten, z. B. Kautschuk, zum Teil in der Abgabe von Hühnern, Ziegen, Schweinen, Wildbret, Fischen usw. Der Wert dieser Produkte muß nach dem Marktpreis und dem Arbeitslohn den Wert von 40 Stunden Arbeit monatlich betragen.

In der Theorie wäre vielleicht diese Zwangsarbeit nicht so exorbitant, wenn man sich genau an die gesetzlichen Bestimmungen hielte, wenn die Eingebornen die Arbeitszeit wählen könnten und man ihnen nur Arbeiten auferlegte, die geeignet wären, erziehlichen Einfluß auf sie auszuüben. Aber in der Praxis nimmt sich die Sache ganz anders aus.

Tatsächlich wird die Grenze von 40 Stunden Arbeitszeit gar nicht eingehalten. Viele Eingeborne müssen fast beständig im Dienste des Staates arbeiten, jedenfalls beständig darauf gefaßt sein, von den Beamten zu Arbeiten herangezogen zu werden, so daß ihr Los in Wirk-

lichkeit nicht besser ist als das der Sklaven. Während ferner das Gesetz die Taxe des ortsüblichen Lohnes als Minimalgrenze angesehen wissen wollte, hat ein Zirkular vom 29. Februar 1904 dieselbe zur Maximalgrenze umgestempelt und den Beamten streng verboten, diese Grenze zu überschreiten. Wie willkürlich man mit der Taxierung der Waren verfährt, geht z. B. daraus hervor, daß im Jahre 1896/97 der Staat den Eingebornen für ein Kilogramm Kautschuk an den „Fällen" 50 Centimes bezahlte, im Gebiet des Aruwimi aber nur 1½ Centimes. Diesen wohlfeilen Kauf hat aber der Kongostaat teuer bezahlen müssen; denn die Folge war eine Empörung der Basokos, bei der viel Europäerblut geflossen ist.

Die vom Gesetz bestimmte Maximalarbeitszeit von 40 Stunden monatlich wird nach Willkür von den Beamten überschritten. Auf offener Straße werden die Eingebornen abgefaßt und zu Frondiensten nach den verschiedensten Gegenden kommandiert, unbekümmert darum, ob ihnen das gefällt oder nicht, ob sie durch dringende häusliche Angelegenheiten verhindert sind oder nicht. Oft werden die Eingebornen auch von Weißen zu Zwangsarbeiten herangezogen, die gar kein Recht dazu haben. Die Berechnung der Arbeitsstunden und des Lohnes ist ferner ganz der Willkür der Beamten überlassen. Ein Beispiel. Ein Arbeiteraufseher soll für eine Station eine Anzahl Eingeborne besorgen. Diese müssen sich an der Station versammeln. Das verlangt für manche schon eine Reise von 5 oder 10 und mehr Tagen. Dafür erhalten sie gar nichts. Von der Station aus müssen sie nun einen Marsch von 10 Tagen z. B. antreten sei es als Lastträger oder als Begleiter eines Weißen. Dieser Marsch wird ihnen vergütet mit einem Stück Tuch, das der Regierung 80 bis 90 Centimes kostet. Die Rückreise zur Station wird ihnen in derselben Weise bezahlt, wenn sie Lasten zu tragen haben, sonst erhalten sie nur eine Ration Nahrungsmittel. Nun müssen sie noch in ihr Dorf zurückkehren. So kann es vorkommen, daß sie 30—40 Tage auf dem Marsche sind, von denen ihnen nur 10 Tage bezahlt werden. Die Ration an Nahrung ist oft geradezu erbärmlich. So beobachtete ein Richter im Jahre 1905, daß man einem Eingebornen für drei Tage zwei Perlen gab. Mit einer Perle können sich die Schwarzen einen Maiskolben kaufen. Bei den Märschen werden nur die Stunden berechnet, in denen der Neger mit der Last auf dem Wege ist. In unserem Falle folgt daraus, daß wenn sie ohne Last an die Station zurückkommen, sie ein

Stück Tuch erworben haben, während 20 Tagen ernährt worden sind und 60 Steuerstunden geleistet haben. Sie haben also ihrer Verpflichtung für $1^1/_2$ Monat genügt, und man kann sie gleich nach ihrer Heimkehr wieder zu einem ähnlichen Marsch requirieren. Missionäre haben Träger gesehen, die schon am folgenden Tage nach ihrer Heimkehr von einer langen Reise wiederum ohne Rücksicht auf ihren Widerspruch mit dem Strick am Halse zur Station zurückgeführt wurden, um von neuem als Packträger zu dienen.

Augenzeugen bekunden, daß diese Karawanen schlechternährter und ausgemergelter Träger, die oft auf dem Wege ihren Lasten erliegen, einen äußerst traurigen Anblick gewähren. Die Untersuchungskommission gesteht, dieser Frondienst als Packträger „erschöpft die unglücklichen Völkerschaften, die ihm unterworfen sind, und bedroht sie teilweise mit dem Untergang". Ein Reisender sah auf einem Marsche 13 Neger zusammenbrechen; auf zwei andern Märschen sollen 40 Lastträger umgekommen sein[1].

Auch zum Holzfällen, zur Kautschukgewinnung, zur Herbeischaffung und Zubereitung des Maniokbrotes werden die Neger vom Staate gezwungen. So z. B. besteht ein Teil der Abgaben an den Staat in Maniokbrot, das die Eingebornen sammeln, bereiten und selbst zur Regierungsstation bringen müssen. Es wird aber vom Staat nur die Zeit berechnet, die zur Bereitung desselben nötig ist. In mehreren Gebieten des Kongo kann man fast beständig lange Züge von Negern sehen, die viele Stunden weit ihr Brot zur Station bringen oder auf dem Heimweg begriffen sind.

Welche zivilisatorische Wirkung derartige Zwangsarbeiten auf die Eingebornen ausüben, kann sich jeder leicht denken. Aus dem Bericht der Untersuchungskommission geht hervor, daß infolge derselben ganze Dörfer verarmt sind und manche Industriezweige aufgegeben wurden, daß die Bevölkerung vielerorts der Vieh- und Hühnerzucht aus Entmutigung entsagt und erschöpft, elend und dezimiert die Flucht ergreift. Ein Missionär gab vor der Kommission folgendes schreckliche Zeugnis ab: „Wenn dieses System, das die Eingebornen zwingt, die 3000 Arbeiter von Leopoldville zu ernähren, noch 5 Jahre dauert, ist es um die Bevölkerung des Distrikts geschehen."

Wo kommen nun die ungeheuern, den Negern abgepreßten Summen hin? Sie fließen fast ganz in die großen Taschen der Europäer. Selbst

---

[1] Vgl. Vermeersch, La question congol. 164.

mit Zugrundelegung der offiziellen Angaben, die hinter den wirklichen Einnahmen weit zurückbleiben, berechnet Vermeersch, daß vielleicht höchstens das Zehntel dieser Einnahmen für das Wohl des Landes verwendet wird. Alles übrige ist der Lohn der Europäer für ihre „zivilisatorische" Tätigkeit.

Um die Zwangsarbeit zu rechtfertigen, führt man hauptsächlich zwei Gründe ins Feld. Ohne dieselbe soll eine kulturelle Hebung der Neger unmöglich sein und es dem Staat und den Gesellschaften an den notwendigen Arbeitskräften fehlen. Daß aber die Zwangsarbeit, wie sie tatsächlich gehandhabt wird, nichts weniger als zivilisiert, geht schon aus dem Gesagten hervor, und daß es ohne dieselbe an Arbeitskräften fehlen würde, wird von den Missionären und den Reisenden entschieden bestritten. Der Oberst Thys sagte auf der Lütticher Ausstellung am 3. November 1905, er sei auf Grund seiner eigenen Erfahrung beim Bau der Kongobahn zur Überzeugung gekommen, daß die Zwangsarbeit nicht notwendig, und daß die freie, gut bezahlte Arbeit ihr auf die Dauer überlegen sei. Die Eisenbahngesellschaft ergänzt auch sehr leicht ihre Legion von 1600 schwarzen Arbeitern, seitdem sie denselben eine gebührende Ration verabfolgt und einen genügenden Lohn bezahlt. Sie erhalten täglich 500 g Reis, 250 g gesalzenes Fleisch oder getrockneten Fisch, 250 g Zwieback und 50 Centimes Lohn. An andern Orten dagegen bekommen sie außer dem Unterhalt nur monatlich Waren im Wert von 1 Franken, also im ganzen Jahre Waren im Wert von 12 Franken. Da ist es kein Wunder, daß die Neger wenig Arbeitslust zeigen. Auch die Kongo-Armee beweist, daß die Neger leicht und freiwillig für Arbeiten zu gewinnen sind, sobald man sie genügend bezahlt und anständig behandelt. Die Missionäre sind auf ihren Stationen nie in Verlegenheit wegen Arbeitskräften.

Wir könnten noch schildern, wie wenig Rücksicht der Kongostaat oder seine Beamten auf die Person, das Leben, die Gesundheit und die Familienverhältnisse des Negers nehmen, wie willkürlich, ungerecht und grausam sie bestraft werden. Doch wozu die Aufzählung all der Mißbräuche? Das Gesagte beweist zur Genüge, wie der Kongostaat seiner „Kulturmission" in Afrika nachkommt! Man hat ja manche gesetzliche Bestimmung zum Schutz der armen Neger erlassen, aber dieselben bleiben auf dem Papier, und die Schuld daran tragen die Beamten des Kongostaates, von denen ein beträchtlicher Prozentsatz minderwertige Leute sind.

Es wäre allerdings ungerecht, diese Behauptung zu verallgemeinern. Nach dem Zeugnis der Missionäre gab es unter den Beamten auch wackere

und ausgezeichnete Männer, die ihres Amtes gewissenhaft walteten und sich redlich bemühten, die Eingebornen durch gerechte und milde Behandlung zu zivilisieren. Aber daneben gibt es eine große Zahl Leute, die weder in Bezug auf Bildung noch Rechtschaffenheit, Sittlichkeit und Religiosität ihrer Stellung gewachsen sind, ja die dem Lande förmlich zum Verderben gereichen.

Europäer in geachteter und gesicherter Lebensstellung werden sich eben nicht so leicht dazu entschließen, nach dem Kongo zu ziehen und dort jahrelang in einem mörderischen Klima unter einer unzivilisierten Bevölkerung in ganz ungewohnten Verhältnissen zu arbeiten. Die Regierung ist also genötigt, nicht allzu wählerisch bei Anwerbung von Beamten und Offizieren zu verfahren, und gar zu leicht schleichen sich zweifelhafte Elemente ein, die nur auf Abenteuer und Beute ausgehen. Nun denke man sich derartige junge Männer fern von der Heimat, fern von Freunden und Verwandten, fern von Priester und Kirche, fern von allen gewohnten Unterhaltungen und Zerstreuungen in einer neuen Umgebung mit überlegener Intelligenz und Bildung und fast unumschränkter Macht einer niedrigeren Rasse gegenüberstehend! Wie leicht ergreift da den Europäer eine Art Schwindel, wie leicht erwachen alle niedrigen Leidenschaften und Instinkte! Auch ist es für den Europäer am Kongo sehr schwer, wenn nicht unmöglich, seine Frau mitzunehmen oder sich dort rechtmäßig zu verheiraten. Nimmt man dazu noch das schlechte Beispiel anderer und die nachdrücklichen Mahnungen aus Europa, möglichst viel Waren und Geld zu liefern, so begreift man, daß sehr viele allen moralischen Halt verlieren und zu rücksichtslosen Sklavenhaltern werden, die durch ihr ausschweifendes Leben den Negern das schlimmste Beispiel geben und dem Christentum unberechenbaren Schaden zufügen. Und damit kommen wir auf die tiefste Wurzel der Übel und Mißstände im Kongostaat.

Hätte man von Anfang an offen und ehrlich die Christianisierung und durch dieselbe die kulturelle Hebung der Neger als das Ziel der Kongoexpedition angegeben und angestrebt, so hätten sich ohne Zweifel viele katholische Belgier für dieses Ziel begeistert und dafür Opfer gebracht. Im Gefolge der Missionäre wären auch katholische Beamte nach dem Kongo gezogen, um den Eingebornen die wahre Zivilisation zu bringen.

Statt dessen war vom Christentum in den ersten Anfängen gar keine Rede. Leopold II. und die von ihm gegründeten Gesellschaften wollten nur „Kultur und Humanität" am Kongo fördern. Für dieses abstrakte

und unbestimmte Ideal begeistert sich aber der Belgier nicht, und so mußte man an die Gewinnsucht appellieren, um Beamte zu bekommen. „Die Belgier", sagte der schon erwähnte Oberst Thys, „werden erst in Bewegung kommen, wenn sie durch die Evidenz großer Profite überzeugt sind." Leider waren diese profitgierigen Belgier nicht die richtigen Leute, um Afrika zu zivilisieren.

Man hat allerdings auch katholische Missionäre herbeigerufen oder zugelassen. Seit etwa 16—17 Jahren wirken dort in verschiedenen Vikariaten die Missionäre des Unbefleckten Herzens von Scheutveld, die Weißen Väter, die Redemptoristen, Jesuiten, Trappisten usw. und in ihrem Gefolge eine Anzahl von Ordensschwestern, die sich mit der Jugenderziehung und Krankenpflege befassen. Aber die Missionäre wurden von Anfang an als etwas Nebensächliches und Zufälliges betrachtet, selbst von seiten der Regierung. Sie sollten bloß Hilfspolizeidienste leisten, um die störrischen Neger im Zaume zu halten. Unterstützung erhielten sie verhältnismäßig wenig. Um in Boma und anderwärts Kirchen bauen zu können, mußte man in Belgien freiwillige Gaben sammeln.

Und wenn die Regierung doch wenigstens indifferent wäre' gegenüber dem katholischen Missionswerk! Aber tatsächlich sind manche der Angestellten demselben direkt feindselig. Sie suchen es in jeder Weise zu hindern, die Missionäre zu schikanieren und ihre Autorität bei den Wilden zu untergraben. Und oft leider nur mit zu gutem Erfolg, da alle Macht in ihre Hände gelegt und die Zahl der Missionäre sehr gering ist.

Nach dem, was wir über den Charakter vieler dieser Beamten gesagt haben, darf uns deren feindselige Haltung gegen die Missionäre nicht befremden. Diese sind eben sehr mißliebige und manchmal unbequeme Zeugen der Mißhandlung und Ausbeutung der Neger. Sie haben sogar den Mut, sich dieser Mißhandlung nach Kräften zu widersetzen und sich mit ihren Klagen an die höheren Beamten, ja selbst an die öffentliche Meinung in Europa zu wenden.

Dazu kommt noch ein anderes. Ein starker Prozentsatz der Kongobeamten sind Freimaurer. Am 25. September 1900 verkündete der „Groß-Orient" von Belgien den „Brüdern", am Kongo sei eine Loge errichtet worden, „um gegen den schädlichen Einfluß der Missionäre zu kämpfen". Als Grund für diese Errichtung einer Loge wurde angegeben: „Zahlreich sind die belgischen Maurer, die in jene Gegenden gezogen sind und sich dort für längere Zeit oder auch dauernd niedergelassen haben, sei es nun

um offizielle Stellen als Militärs, Richter oder Verwaltungsbeamte zu bekleiden, sei es um sonst eine freie Profession auszuüben." [1]

Es darf uns deshalb nicht wundern, daß diese Beamten sich nicht gescheut haben, die größten Verleumdungen gegen die Missionäre auszustreuen. Und die Untersuchungskommission hat es nicht unter ihrer Würde gehalten, sich zum Echo dieser Verleumdungen herzugeben, und zwar ohne daß man die Missionäre anhörte. So wurden ihnen z. B. selbstsüchtige Absichten vorgeworfen. Ferner sollten sie die Eingebornen mit Gewalt auf ihren Missionsstationen festgehalten und ihre Arbeiter mißhandelt haben u. dgl. Es war den Missionären ein leichtes, die völlige Haltlosigkeit dieser Beschuldigungen nachzuweisen, und auch in der belgischen Kammer ist ihnen eine glänzende Rechtfertigung zu teil geworden. Die Untersuchungskommission ist nichts weniger als unparteiisch verfahren. Sie hat auf ihren Reisen die Missionsstationen möglichst vermieden. Den Grund wird der Leser von selbst erraten. In einem Rundschreiben an die Kongobeamten heißt es: „Ich empfehle Ihnen, in der Nähe der Missionsstationen noch mehr als sonstwo, alles zu vermeiden, was als gewaltsames Vorgehen gegen die Eingebornen bezeichnet werden könnte.... Ich empfehle Ihnen die größte Vorsicht in ihren Beziehungen zu den Missionären jeder Konfession. Sie müssen sich zur Regel machen, mit den Missionären nicht zu diskutieren." Man sieht, warum die Missionäre unbequem waren.

Schon der Charakter der katholischen Missionäre hätte dieselben gegen solche unsinnige Anschuldigungen sicherstellen sollen. Sie haben alles verlassen, Heimat, Verwandte, gesicherte Lebensstellung, um sich ganz dem geistigen und leiblichen Wohle der verlassenen Neger anzunehmen. In der kurzen Zeit von 15 bis 16 Jahren hatte die katholische Mission am Kongo den Verlust von nicht weniger als 138 Missionären und Ordensschwestern zu beklagen. Und der Dank, den die Missionäre für ihre heldenmütige Aufopferung ernten, ist, daß man sie auf Schritt und Tritt in ihrer wahrhaft zivilisatorischen Arbeit hindert und sogar zu den Waffen der Verleumdung seine Zuflucht nimmt. Man wollte damit offenbar die Aufmerksamkeit von dem schändlichen Betragen der profitgierigen Beamten ablenken.

Gambetta soll einmal gesagt haben: „Der Antiklerikalismus ist kein Exportartikel." Schon die einfachste politische Klugheit scheint das zu

---

[1] Bien public vom 14. November 1905.

gebieten. Aber die Profitwut und der Haß gegen die Kirche sind bei vielen mächtiger als politische Erwägungen. Die Wirkungen dieses Verfahrens gegen die Missionäre sind denn auch nur zu sichtbar. Wenn nicht eine ernste Wendung zum Besseren eintritt, ist der völlige Ruin der Negerstämme am Kongo nur eine Frage der Zeit.

Früher hat man, namentlich in Deutschland, eine scharfe, nicht selten übertriebene und pharisäische Kritik an dem Kolonisationssystem der Spanier geübt. Heute sind diese Kritiken verstummt, und Spanien steht glänzend gerechtfertigt da. Mögen damals auch noch so viele beklagenswerte Mißbräuche vorgekommen sein, eines steht heute fest, Spanien allein hat die unterworfenen wilden Völker nicht zertreten und vernichtet, sondern sich assimiliert und durch das Christentum in materieller und geistiger Beziehung gehoben. Hören wir hierüber das Urteil eines liberalen, aber gerechten Nationalökonomen. Paul Leroy-Beaulieu schreibt: „Welchen Vorwurf man auch immer gegen das Kolonialsystem Spaniens erheben mag, man muß anerkennen, daß es die einzige unter den modernen Nationen ist, welche versucht hat, in ihren Beziehungen zu den unterworfenen Völkern die Gebote der Menschlichkeit, der Gerechtigkeit und der Religion zur Geltung zu bringen." [1] „Sie allein hat es verstanden, die eingebornen Bevölkerungen nicht auszurotten, sondern sich zu assimilieren." [2]

Der Grund dieser Erscheinung ist sehr einfach. Spanien hat die Christianisierung zur Grundlage seines Kolonialsystems gemacht. Die Missionäre waren die Pioniere für die spanischen Kolonien, sie wurden auch von der Regierung immer kräftig unterstützt und gefördert, ja man gewährte ihnen vielfach einen mächtigen politischen Einfluß auf die Kolonien. So war es ihnen möglich, die Eingebornen kräftig zu schützen und sie allmählich für das Christentum zu gewinnen, ihre Sitten zu heben und auf eine höhere Kulturstufe zu bringen. Ein wildes, verwahrlostes Volk kann nicht in einem Menschenalter auf die Höhe europäischer Zivilisation gebracht werden. Es muß erzogen werden, und die Grundlage dieser Erziehung muß die Religion, das Christentum sein. Mit bloßer Humanität kommt man nicht aus.

Die Wirkungen der „Humanität" in Belgisch-Kongo sind derart, daß sie einem mit den dortigen Verhältnissen gut vertrauten Manne die Klage entrissen: „Ich habe immer behauptet, daß die Negerrasse, die einem drei-

[1] De la colonisation chez les peuples modernes I 12. [2] Ebd. I 40.

hundertjährigen Sklavenhandel widerstanden hat, durch fünfzig Jahre Philanthropie vernichtet werden würde." [1]

Aber wie läßt sich das jetzige gänzlich verfehlte System im Kongostaat ändern? Wir zweifeln nicht, daß Leopold II. persönlich von den besten Absichten beseelt und ernstlich bestrebt ist, die Zustände in seinem Negerstaate zu bessern. Namentlich scheint er eingesehen zu haben, daß das Verhalten des Kongostaates gegen die Missionäre ein anderes werden muß. Am 26. Mai 1906 hat er mit dem Heiligen Stuhl ein Übereinkommen getroffen, das den katholischen Missionären eine bessere Zukunft verspricht. Die Hauptbestimmungen desselben sind folgende [2]: Jede Missionsniederlassung verpflichtet sich, nach Maßgabe ihrer Hilfsmittel eine Schule zum Unterricht der Eingebornen zu errichten. Das Schulprogramm soll einen Unterricht in der Landwirtschaft und im Forstwesen und einen praktischen Kursus zur Erlernung der Handwerke enthalten. Es muß dem Generalgouverneur unterbreitet und die Unterrichtsfächer sollen nach gemeinsamer Übereinkunft bestimmt werden. Etwas sonderbar klingt die Bestimmung, daß zu den wesentlichen Unterrichtsfächern auch die belgischen Nationalsprachen (Französisch und Flämisch) gehören sollen. Jeder Missionsobere ist gehalten, dem Generalgouverneur von Zeit zu Zeit einen Bericht über die Organisation und die Entwicklung der Schulen, die Zahl der Schüler, den Fortgang der Studien usw. einzureichen. Der Generalgouverneur kann sich persönlich oder durch einen ausdrücklich bezeichneten Abgesandten vergewissern, ob die Schulen den Anforderungen der Hygiene und Gesundheit entsprechen. Die Missionäre verpflichten sich, für den Staat und gegen eine Entschädigung besondere wissenschaftliche Arbeiten in Bezug auf Landeskunde, Ethnographie, Sprachforschung usw. zu übernehmen.

Jede Mission, deren Errichtung nach gemeinsamer Verabredung erfolgt, erhält ein Gebiet von 100 Hektaren kulturfähigen Landes, das Gebiet kann nach dem Verhältnis der Bedürfnisse und der Wichtigkeit der Mission bis zu 200 Hektar ausgedehnt werden. Diese Ländereien dürfen nicht veräußert werden und sollen der Benutzung der Missionswerke erhalten bleiben. Sie werden den Missionen unentgeltlich und als ewiges Eigentum überlassen. Der Ort derselben wird gemeinsam vom Generalgouverneur und dem Missionsobern bestimmt. Die katholischen Missionäre

---

[1] De Mandat-Grancey, Au Congo 7.
[2] Vgl. Missions Belges de la Compagnie de Jésus (1896) 258—259.

verpflichten sich, nach Maßgabe des ihnen zur Verfügung stehenden Personals ihre priesterlichen Funktionen in allen den Mittelpunkten auszuüben, wo die Zahl der Gläubigen ihre Gegenwart angezeigt erscheinen läßt. Im Falle einer dauernden Niederlassung an einem Ort erhalten die Missionäre von der Regierung eine jedesmal nach gemeinsamer Übereinkunft zu bestimmende Besoldung. Endlich verpflichten sich die beiden vertragschließenden Teile, ihren Untergebenen die Notwendigkeit der Erhaltung der vollkommensten Eintracht zwischen den Missionären und den Staatsbeamten einzuschärfen.

Werden diese Bestimmungen ehrlich und redlich nach den Absichten Leopolds II. durchgeführt, so können die katholischen Missionen am Kongo einen mächtigen Aufschwung nehmen und allein schon wesentlich zur Besserung der Lage des armen Negervolkes beitragen.

Freilich genügt das noch nicht. Noch viele andere gründliche Reformen sind notwendig. Wenigstens ein Teil des Grundeigentums muß den Eingebornen zurückerstattet werden. Ferner muß eine strenge Scheidung zwischen den Staatsbeamten und den zur wirtschaftlichen Ausnutzung des Landes bestimmten Agenten stattfinden. Ganz besonders muß das Gerichtswesen neu organisiert werden. Bis jetzt existieren in dem ausgedehnten Gebiete nur einige wenige Gerichtshöfe, so daß die Eingebornen schon wegen der ungeheuren Entfernung fast gar keinen Rechtsschutz besitzen. Außerdem muß der Richterstand von den Verwaltungsbeamten vollständig unabhängig und zu diesem Zweck gut besoldet sein.

Leopold II. hat auch die Notwendigkeit der genannten Reformen eingesehen. Das beweisen die Reformdekrete, die er auf den Vorschlag einer Kommission am 3. Juni 1906 veröffentlicht hat [1]. Dieselben enthalten die eben genannten Reformen. Namentlich wird ein beträchtlicher Teil von Grund und Boden den Eingebornen wieder erstattet, das Steuersystem wird zum Schutz der Neger neu geregelt; auch die Gerechtigkeitspflege wird ganz neu gestaltet, es wird die Errichtung von professionellen Schulen vorgeschrieben und überhaupt manche Maßregel getroffen, die wohl geeignet ist, das Los der Eingebornen zu erleichtern. Mehrere staatliche Inspektoren sollen die Ausführung der Reformdekrete überwachen und dafür sorgen, daß die Beziehungen der öffentlichen Beamten, Agenten und der Privat-

[1] Dieselben sind abgedruckt in der Wochenschrift La Belgique maritime et coloniale, Bruxelles 1906, 844 ff.

personen zu den Eingebornen und die Beziehungen der letzteren untereinander den Gesetzen entsprechen.

So trefflich aber diese Dekrete nach der Absicht des Kongosouveräns sind, so läßt sich doch nicht leugnen, daß viele derselben nicht klar genug und äußerst dehnbar sind, namentlich den Beamten vielerlei Ausnahmen gestatten. Eine gründliche und dauernde Besserung im Kongostaat ist nur zu erhoffen, wenn Belgien den Kongostaat als eigentliche belgische Kolonie übernimmt. Bis jetzt ist der Kongostaat von Belgien gänzlich unabhängig. Die belgische Regierung hat keinerlei Recht, sich in die Angelegenheiten des Kongoreiches einzumischen. Noch jüngst hat Leopold II. in einem Schreiben, das sich auf die Reformen im Kongostaat bezieht, sehr nachdrücklich seine volle, unabhängige Souveränität im Kongogebiete betont. Der belgische Staat kann nur die Rechte am unabhängigen Staate erlangen, die ihm der jetzige Souverän verleiht. Aber Leopold II. hat durch das Testament vom 2. August 1889 Belgien ermächtigt, den Kongostaat als belgische Kolonie zu übernehmen schon zu Lebzeiten oder nach dem Tode des jetzigen Souveräns [1].

In Belgien hat man vielfach Besorgnis vor der Übernahme des Kongostaates, weil man auch die Schulden desselben übernehmen muß. Außerdem fürchtet man, das Land könnte in finanzielle Schwierigkeiten oder internationale Verwicklungen geraten. Doch scheinen uns beide Besorgnisse wenig begründet. Die Einkommensquellen des Kongostaates sind so reich, daß, auch wenn man an erster Stelle für das Land selbst besser sorgt als bisher, dennoch Belgien große Vorteile daraus ziehen könnte. Und warum sollte Belgien internationale Verwicklungen zu befürchten haben, wenn es sich in den Grenzen seines Rechts hält?

Wäre einmal der Kongostaat belgische Kolonie, so würde wenigstens die Kongoregierung dem belgischen Parlamente verantwortlich, und dann ließe sich eine Besserung hoffen.

[1] Vermeersch, La question congol. 342.

Vikt. Cathrein S. J.

Harnacks Militia Christi.

Die Militia Christi[1] wird als „monographische Darstellung" vorgelegt, die das Verhältnis der christlichen Religion zum Heere entwickelt[2]. Laut Vorwort besitzen wir in Bezug auf die Stellung der Christen zum Militärdienst eine Studie von Bigelmair[3] und eine Abhandlung von de Jong[4]. „Beide Untersuchungen", schreibt Harnack[5], „besonders die erste, sind gründlich und fördernd; ich hoffe aber, daß die meinige neben ihnen nicht überflüssig sein wird, da in jenen Arbeiten die Militia Christi kaum gestreift ist und sie Vollständigkeit des Materials und der Gesichtspunkte nicht überall angestrebt haben."

Ein solches Vorwort läßt eine Monographie erwarten, die selbst „gründlich und fördernd" ist und „überall" „Vollständigkeit des Materials und der Gesichtspunkte" anstrebt. Hat nun Harnack diesen Erwartungen entsprochen? Anregend ist seine Studie wie alle Arbeiten des Berliner Gelehrten, so anregend, daß sie bei den einen laute Bewunderung, bei den andern ebenso lauten Widerspruch wach ruft. Beides, Bewunderung und Widerspruch, betrifft nicht so sehr die Einzelheiten des Quellenmaterials, das ja meist schon anderweitig bekannt ist, als vielmehr die Grundauffassungen des Historikers und die souveräne Adaptierung der Quellenaussagen an die vorgefaßte Ansicht. Unbegründete und unrichtige Voraussetzungen spielen nirgends eine verhängnisvollere Rolle als gerade in der Geschichte. Dies trifft leider auch bei der Schrift Militia Christi zu. Wer die einschlägigen Probleme einer genauen Prüfung unterzieht, wird zu der Ansicht kommen, daß die Schrift infolge unrichtiger Voraussetzungen in wesentlichen Punkten nicht ein objektiv wahres Bild bietet, sondern höchstens eine mehr oder weniger geistreiche Konstruktion ist. Wir beschränken unsere Untersuchung auf einen einzigen, aber sehr wesentlichen Punkt, auf die prinzipielle Stellungnahme der alten Kirche dem Soldatenstand gegenüber.

[1] Militia Christi — Die christliche Religion und der Soldatenstand in den ersten drei Jahrhunderten. Tübingen 1905, Mohr. [2] Ebd. Vorw. VI.

[3] Die Beteiligung der Christen am öffentlichen Leben in vorkonstantinischer Zeit. München 1902.

[4] Dienstweigering bij de oude Christenen. Leiden 1905.

[5] A. a. O. Vorw. VI.

Es ist in dieser Zeitschrift[1] schon darauf hingewiesen worden, daß Harnacks „Missionsgeschichte“[2] in mancher Hinsicht hinter Mamachis bekanntem Werk Origines et Antiquitates Christianae (Rom 1749—1755) zurücksteht. Noch weniger reicht die Militia Christi an die gediegenen Ausführungen des Dominikaners heran. Wenn im folgenden die Hauptmängel der Monographie Harnacks in klares Licht gerückt werden, wird sich Gelegenheit bieten, da und dort auf die gründlichen Untersuchungen Mamachis Bezug zu nehmen oder sie der positiven Darstellung zu Grunde zu legen[3].

I.

Die Voraussetzung, auf welcher die ganze Monographie beruht, ist der geschichtlich unrichtige Satz: Das Evangelium (Christentum) verwarf grundsätzlich jeden Krieg und alles Blutvergießen.

Das Evangelium, so heißt es eingangs der Darstellung, erschien seiner Natur nach und wie es die erste Generation verstehen mußte, allem Kriegerischen entgegengesetzt[4]. Die christliche Ethik verbot den Krieg[5]; das Christentum verwarf prinzipiell Krieg und Blutvergießen[6]; Christus- und Heeresdienst waren prinzipiell unvereinbar[7]. Trotz dieser prinzipiellen Ablehnung des Kriegerstandes waren kriegerische Bilder in den Erbauungsschriften sehr gebräuchlich und beliebt; die Kirche nahm sogar militärische Grundsätze an; ja es wäre ein falscher Schluß, wollte man aus der prinzipiellen Ablehnung des Soldatenstandes seitens der Kirche folgern, daß keine Christen im Heere gewesen seien[8]. Doch gab es nicht gleich anfangs eine „Soldatenfrage“. Die Christen fanden es sozusagen nicht der Mühe wert, oder es kam ihnen nicht in den Sinn, über ihr grundsätzliches Verhältnis zum Kriegerstand nachzudenken; sie glaubten, die Ankunft Christi stehe nahe bevor, deshalb fügten sie sich in die Verhältnisse, so gut es ging, und halfen sich mit der Maxime des Apostels: „Ein jeder bleibe in dem Stande, in welchem ihn der Ruf Gottes getroffen hat.“[9] Aber als sie zu ahnen anfingen, daß sie es mit diesen Zuständen noch recht lange zu tun haben sollten — um 170 —, da brach das Gefühl der Verantwortung über sie herein, und es erhob sich in den Gemeinden die „Soldatenfrage“[10]. Die Moralisten verboten jeglichen Kriegsdienst, wurden aber nicht gehört. Die Praxis, Christen im Heere zu dulden, nahm vielmehr zu und führte endlich im

[1] LXX 359.

[2] Die Mission und Ausbreitung des Christentums in den ersten drei Jahrhunderten. Zweite, neu durchgesehene Auflage, mit elf Karten. I. Bd: Die Mission in Wort und Tat. II. Bd: Die Verbreitung. Leipzig 1906.

[3] Bei Mamachi a. a. O. I 364 f; III 303 f 435 f; IV 25 f.

[4] S. 2. [5] S. 11. [6] S. 46. [7] S. 67. [8] S. 57.

[9] S. 49 f. [10] S. 51.

Konzil von Arles (314) dazu, daß die Kirche ihre theoretische Stellung zum Kriegerstand „gründlich revidierte“[1]. Im dritten Kanon hat sie den Soldaten geradezu unter Strafe des Bannes verboten, in der Friedenszeit die Waffen wegzuwerfen[2].

So baut sich die Monographie auf den Satz auf, daß Evangelium (Christentum) und Kriegsdienst prinzipiell unvereinbar seien. Allein diese Grundlage von der Unvereinbarkeit des Kriegsdienstes mit den Vorschriften des Christentums ist morsch, und damit wird der Überbau selbst hinfällig. Denn zunächst ist es allgemein anerkannte Tatsache, daß die Kirche immer Christen im Heere geduldet hat, wofern nicht etwa direkte Gefahren für den Glauben oder die Sitten das Lagerleben unmöglich machten. Daß aber zwischen der kirchlichen Praxis und der kirchlichen Theorie jahrhundertelang ein schreiender Gegensatz bestanden habe, müßte, sollte man meinen, durch unanfechtbare Auslassungen der Kirche selbst und nicht etwa bloß durch vereinzelte, mißverständliche Aussprüche einzelner christlicher Schriftsteller klar bewiesen werden. Denn nur so kann die prinzipielle Stellungnahme der Kirche einwandfrei nachgewiesen werden. Wie steht es nun mit Harnacks Beweismaterial?

Harnack konnte kein Zeugnis aufbringen[3] und hat keine Belegstellen dafür, daß die Kirche[4] den Soldatenstand prinzipiell verworfen habe; trotzdem ist er von der Richtigkeit seiner Auffassung so sehr überzeugt, daß er sich mit einer kurzen Skizze der Beweise begnügen zu können glaubt. Da er die Grundsätze des ursprünglichen Christentums „kurz skizziert“[5], möge die Skizze wörtlich folgen.

„Militia Christi, Militia dei vivi: die Anschauung, welche diesen Begriffen zu Grunde liegt, konnte in der alten christlichen Religion anscheinend nur einen sehr beschränkten Spielraum gewinnen. Sprüche Jesu wiesen in eine ganz andere

---

[1] S. 88.

[2] Über den vermutlichen Sinn dieses vielbesprochenen Kanons vgl. Hefele, Konziliengeschichte I² 206; eine andere Erklärung bei Mamachi a. a. O. IV 40.

[3] Vgl. Hefele, Beiträge zur Kirchengeschichte I (1861) 21.

[4] Es soll damit nicht zugestanden sein, daß Harnack auch nur einem Kirchenschriftsteller prinzipielle Ablehnung des Soldatenstandes einwandfrei nachgewiesen habe. Harnack überschätzt die Zeugnisse. Auch Bigelmair (S. 166) schätzt manche Zeugnisse (Tatian, Cyprian besonders) zu hoch ein und unterscheidet nicht scharf oder deutlich genug zwischen Verbot aus Grundsatz und Verbot wegen gewisser Umstände, zwischen Sondermeinung eines Schriftstellers und Anschauung der Christen.

[5] Vgl. Harnacks eigene Worte S. 46.

Richtung, und die Natur des Evangeliums selbst, wie es die erste Generation verstehen mußte, erschien allem Kriegerischen entgegengesetzt. Geduld, Demut, Dienstfertigkeit, Verzicht auf das eigene Recht: diese Tugenden sollen den Christen durchdringen; sogar die Notwehr wird nicht anerkannt. Selig gepriesen werden die, welche das Unrecht ertragen; den Sanftmütigen wird der Besitz des Erdreichs verheißen; ‚Friede' wird allen Menschen verkündigt, und das Evangelium selbst heißt ‚das Evangelium des Friedens'. Wie es ‚die Gewaltigen' machen, so sollen es die Jünger Jesu nicht machen, und ihre Gesinnung soll der Gesinnung der Herrschenden entgegengesetzt sein. Es bedarf nicht weiterer Worte, um festzustellen, daß das Evangelium alle Gewalt ausschließt und nichts Kriegerisches an sich hat oder auch nur dulden will. Wie zum Überfluß — aber es war gewiß nicht überflüssig — ist Mt 26, 52 noch gesagt: ‚Steck dein Schwert ein; denn wer zum Schwert greift, wird durchs Schwert umkommen', und daran schließt sich die Mitteilung, daß der Vater im Himmel sein Werk auf Erden nicht durch Legionen kriegerischer Engel ausführen wolle (s. auch Jo 18, 36)."

Hätte Harnack seine These in nackten Worten ausgesprochen, genau in dem Sinne, in welchem er sie später verwertet, die Unzulänglichkeit des Beweises wäre in die Augen springend. Doch der verdeckte Ausdruck ändert an der Sache nichts: Harnack will in der Skizze dartun, daß das Evangelium Krieg, Blutvergießen und Streit[1] grundsätzlich verbietet. Aber der Beweis entbehrt zunächst genauer Belege. Auf die allgemeinen Mahnungen zum Frieden, das Gebot der Feindesliebe u. ä. darf man sich nicht berufen. Diese Tugenden sind gewiß echt christlich, aber auch die Gerechtigkeit ist eine christliche Tugend. Man mag es immer wieder als Ideal hinstellen, daß die Obrigkeit niemals in die Lage versetzt werde, das Schwert gebrauchen zu müssen. Das Ideal ist nun einmal nicht erreicht; die Obrigkeit ist genötigt, das Schwert zu gebrauchen und hat es deshalb auch von Gott (Röm 13, 4) erhalten. Wer sich seiner Feinde erwehrt; der Richter, der verurteilt, haßt deshalb noch nicht. Wo also verlangt das Evangelium Verzicht auf das eigene Recht in dem Sinn, den der Beweis voraussetzt? Wo verbietet es die Notwehr? Wo sind die Belege, daß durch die Forderung der Demut, Geduld, Dienstfertigkeit den christlichen Herrschern das Recht abgesprochen wird, Todesstrafe zu verhängen, sich mit Waffengewalt der Feinde zu erwehren? Wo wird das Gebot oder der Rat, Unrecht zu ertragen, dahin erklärt, daß es der Obrigkeit nicht gestattet sei, das Schwert zu gebrauchen? Die Erklärung von Mt 26, 52 ist gesucht, und der Auffassung katholischer

---

[1] Vgl. a. a. O. S. 46.

und nichtkatholischer Ausleger entgegen[1]. Später[2] wird sie übrigens auch in der Monographie so gut wie aufgegeben.

Ist Harnacks Schriftbeweis in sich gänzlich unzureichend, so wird er geradezu direkt umgestoßen durch ein Zugeständnis, das sich freilich erst 50 Seiten später findet. In dem Wort Johannes' des Täufers an die Soldaten (Lk 3, 14): „Übt gegen niemand Raub und Erpressung" sieht Harnack Duldung des Soldatenstandes ausgesprochen. Der Täufer behandle die Soldaten wie jeden andern Stand, verlange von ihnen bloß die einfache Moral. Daß nicht Christus selbst, sondern der Vorläufer das Wort ausspreche, sei schwerlich erheblich[3]. Also verwirft das Evangelium den Kriegerstand wenigstens nicht prinzipiell: das ist der notwendige Schluß. Die Duldung wäre noch deutlicher hervorgetreten, wenn die Monographie das Johanneswort vollständig wiedergegeben hätte: „Übt gegen niemand Raub und Erpressung und seid mit eurem Solde zufrieden." Wie sich dieser Ausspruch des Evangeliums zu der anfangs „erwiesenen" prinzipiellen Verwerfung alles Kriegerischen reimt, erklärt Harnack mit keinem Wort.

Ebensowenig werden die Widersprüche, die sich in der Monographie in Betreff der Anschauung der ersten christlichen Generation finden, gelöst. Der oben skizzierte Beweis behauptet zwar, das Evangelium, so wie es die erste Generation verstehen mußte, habe den Krieg verworfen, allein man sucht vergebens nach einer Begründung. Erst spät[4] kommt die Sprache auf zwei Schriftstellen (Apg Kap. 10 und Röm 13, 4) und auf Klemens von Rom, nicht um die Zeugnisse geschichtlich zu prüfen, sondern um sie mit der aprioristischen Annahme irgendwie in Einklang zu bringen[5].

---

[1] Meyer (Kommentar zum Neuen Testament, Matthäusevangelium[9] [1898] 465) schreibt: „Als Begründung der Zurückweisung des selbstwilligen Eingreifens des Jüngers nach 5, 39 schließt der Spruch von selbst die Anwendung auf den obrigkeitlichen Gebrauch des Schwertes (Röm 13, 4) aus, den man eben deshalb freilich nicht dadurch begründen darf (gegen Nösgen). Ganz fern liegt die Anwendung auf die Feinde (Keil)."

[2] S. 61. Auch Tertullian hat die Stelle als Beweis gegen die Zulässigkeit des Soldatenstandes verwertet und namentlich betont, daß die Entwaffnung des hl. Petrus später falle als das Johanneswort an die Soldaten und die Bekehrung des Hauptmanns (im Evang.), also eine Berufung auf diese Geschichten nicht mehr statthaft sei. Dazu bemerkt Harnack: „Ein recht künstlicher Beweis!"

[3] S. 53. [4] S. 52.

[5] Mehrere ganz wertvolle Zeugnisse aus dem Neuen Testament fehlen.

Die Bedeutung von Apg Kap. 10 liegt darin, daß der Mt 26, 52 entwaffnete Petrus den Hauptmann Kornelius in die Kirche aufnimmt, ohne von ihm den Austritt aus dem Heere zu verlangen. Kornelius wird sogar troß seiner Offizierscharge als gottesfürchtig gelobt. Gewiß enthält die Stelle keine förmliche Gutheißung des Militärstandes, allein zu kühn ist die Behauptung, hier sei eine Duldung des Soldatenstandes „auch nicht nahegelegt" [1]. Nach Röm 13, 4 hat — das gesteht Harnack [2] zu — die Obrigkeit das Schwert von Gott erhalten. Wie konnte aber der Apostel so schreiben, wenn die erste kirchliche Generation im Evangelium ein prinzipielles Verbot alles Blutvergießens ausgesprochen fand? Hat etwa der hl. Paulus der Obrigkeit das Schwert als göttliches Attribut zuerkannt, zugleich aber allen Gebrauch des Schwertes für unerlaubt gehalten?

In sehr vielen Fragen, welche die Anschauungen des Urchristentums betreffen, hat anerkanntermaßen Klemens von Rom das allerhöchste Ansehen. Er bildet das Mittelglied zwischen dem apostolischen und apologetischen Zeitalter der Kirche. Nun spricht aber Klemens mit einer solchen Bewunderung und so warmer Begeisterung vom römischen Heere, daß er sogar dem Berliner Gelehrten das Geständnis abringt, für denselben könne der Heeresdienst nicht schlechthin Teufelsdienst gewesen sein. Aber warum hält man denn an der rein aprioristischen Auffassung fest, die ersten Christen hätten den Heeresdienst für schlechthin unerlaubt gehalten? Nach der Auffassung der ersten Christen, meint Harnack, habe zwar der Kaiser von Gott das Schwert erhalten; er habe sogar ein gewisses göttliches Existenzrecht gegenüber den Barbarenhorden und der Anarchie besessen [3], trotzdem habe er doch als Haupt der Weltmonarchie in des Teufels Staat gehört; so könne auch der Dienst des Kaisers, vorab der Soldatenstand, eine zweifache Betrachtungsweise zulassen. Allein die Unterscheidung ist zu künstlich und zudem in der altchristlichen Literatur zu wenig begründet, als daß sie Aufnahme finden könnte. Wenn zudem der römische Staat nach der Auffassung der ersten Christen ein gewisses göttliches Existenzrecht, wenigstens den Barbarenhorden und der Anarchie gegenüber, besaß, so durften sie ihm das notwendige Mittel zur Wahrung dieses Rechts, das Heer nämlich, nicht absprechen. Warum hätte nun der Dienst in diesem Heere schlechthin unerlaubt gewesen sein sollen?

Vielleicht infolge eines positiven Verbotes des Evangeliums? Daß ein positives Verbot des Herrn oder seiner Apostel dazu erforderlich ge-

[1] A. a. O. S. 52. [2] Vgl. auch S. 123 (Nachtrag).
[3] Dieses Zugeständnis wird S. 123 nachgetragen.

wesen wäre, ist von selbst einleuchtend, da es sich um eine Einschränkung des bis dahin von allen Völkern als selbstverständlich in Anspruch genommenen und ausgeübten Rechts des Schwertes handelte. Auch das unter besonderer göttlicher Leitung stehende Judenvolk kannte Krieg und Todesstrafe[1]. Hat Christus nicht ausdrücklich und unzweifelhaft das Naturrecht eingeschränkt, dann besteht es — auch ohne neue förmliche Erklärung, in voller Geltung fort, und ein christlicher Machthaber oder Staat hat das Recht, das Schwert zu führen. Harnack hatte also positive und unzweifelhafte Zeugnisse für eine solche Einschränkung bzw. Abschaffung des natürlichen Rechts aufzubringen[2].

Das war freilich schlechterdings unmöglich. Die Schriftsteller des Neuen Testaments verraten in unserer Sache keinen Widerspruch der evangelischen Lehre mit dem Alten Testament oder dem Naturrecht. Harnack hat gewiß alles zusammengetragen, was seiner Auffassung günstig zu sein schien — allein seine Auslegung der Texte ist willkürlich, sie unterstellt das zu Erweisende. Die Schriften des Neuen Testaments setzen sogar deutlich voraus, wenn sie es auch nicht in förmlichen Worten aussprechen, daß man auch als Christ sich erlaubterweise verteidigen kann; daß Kriegführen, Gebrauch des Schwertes durch die Obrigkeit und Rechtsstreite nicht prinzipiell verboten sind. Christus selbst hat sich verteidigt, da er den Kriegsknecht wegen des Backenstreichs zur Rede stellte (Jo 18, 23); Paulus mahnt die Korinther (1 Kor 6, 1 f), christliche Richter in Streitsachen aufzusuchen, nicht heidnische. Röm 13, 1—7 wird klar ausgesprochen, die Obrigkeit trage das Schwert nicht umsonst — darf es also gebrauchen —, sie könne Gesetze geben, und man müsse ihr im Gewissen gehorchen. Die Obrigkeit, sagt der hl. Petrus (1 Petr 2, 13 f), vertrete Gottes Stelle, wenn sie Übeltäter bestrafe oder das Verdienst belohne.

[1] Weil es zu klar ist, daß der jüdische Staat mit göttlicher Gutheißung Kriege geführt hat, nimmt Harnack, um seinen „christlichen" Grundsatz zu retten, einen Gegensatz an zwischen dem Gott des Alten und dem des Neuen Testaments. Geradeso hatte vor 1700 Jahren Marcion gesprochen: Der Friedensgott des Evangeliums könne unmöglich der Kriegsgott des Alten Bundes sein. Harnack meint: „Marcion hat unzweifelhaft den christlichen Gottesbegriff wesentlich richtig erfaßt" (S. 25 26).

[2] Auf diese Methode der Beweisführung, die in ähnlichen Untersuchungen allein vernünftige Ergebnisse sichert, hat schon Mamachi hingewiesen. Schon zu Mamachis Zeiten war die Auffassung und Beweisführung, die wir in der Militia Christi wiederfinden, nicht mehr neu. Die folgenden Ausführungen stützen sich auf Mamachi (besonders IV 25 f).

Die beiden zuletzt angeführten Stellen zeugen überhaupt für eine völlig klare Erfassung des Verhältnisses zum Staat[1]. Daß der Staat nach der Anschauung der ersten christlichen Generationen das Schwert gebrauchen durfte, setzt der hl. Paulus auch voraus, wenn er (Apg 25, 11) sagt: „Habe ich Schaden zugefügt oder etwas Todeswürdiges getan, so weigere ich mich nicht zu sterben.“[2] In derselben Weise haben später die Apologeten gesprochen[3]. Desgleichen nahmen die Vorsteher der christlichen Kirche von Anfang an (nach dem Beispiel Petri) Soldaten in ihre Gemeinschaft auf, ohne sie zu zwingen, ihren Stand aufzugeben. Man hatte also die Überzeugung, daß Christusdienst und Heeresdienst prinzipiell nicht unvereinbar seien. Die gegenteilige Auffassung, welche sich durch die ganze Schrift Militia Christi hindurchzieht, ist also für die ersten zwei christlichen Jahrhunderte als historisch unhaltbar abzulehnen[4].

Wurde es in der Folgezeit etwa anders?

II.

Für Harnack gilt es als ausgemacht, daß u. a. Cyprian, Tertullian, Origenes den Krieg überhaupt für unerlaubt gehalten haben. Allein auch diese Ausführungen sind teils in sich teils in der Verwertung der Ergebnisse unannehmbar.

1. Cyprian erklärt nach Harnack den Krieg überhaupt für unerlaubt. Die Ansicht dieses Kirchenvaters, dessen Traktate und Briefe mehr gelesen worden sind als die heiligen Schriften[5], wird mit folgenden Worten abgehandelt: „Als christlicher Rhetor verwirft Cyprian den Krieg natürlich vollständig, siehe das beißende Wort Ad Donatum 6.“[6] Das Wort „natürlich“ ist begreiflich in Bezug auf die im ersten Teil behandelte aprioristische Voraussetzung, nicht aber wenn man in Betracht zieht, daß Cyprian Soldatenmärtyrern uneingeschränktes Lob spendet, was auch

---

[1] Man vergleiche damit Harnacks Theorie von dem um 170 über die Christen hereinbrechenden Gefühl: Wie sollen wir uns als Christen zu der Welt um uns stellen? (S. 51.)

[2] Ähnlich Apg 28, 18.

[3] Zeugnisse aus Justin, Athenagoras, Tertullian bei Mamachi, Origines et Antiquitates Christianae IV 35.

[4] Mamachi bespricht bei Widerlegung seiner Gegner alle Stellen des Neuen Testaments, auf die man sich mit einigem Schein von Recht berufen könnte (IV 25 f). Den Einwand, das Evangelium fordere Geduld, Sanftmut usw. — vgl. Harnacks Beweis — nennt er „abgebraucht“, trita illa (S. 37).

[5] So Militia Christi 41. [6] S. 76.

Harnack zugibt. Wie konnte der strenge Sittenrichter Cyprian einen verbotenen Stand so loben? Mußte er nicht vielmehr als Bischof mit seiner ganzen Autorität die Christen vom Militärberuf zurückhalten? Das beißende Wort aber, das Harnack nicht im Wortlaut anführt, beweist nichts.

In der Schrift Ad Donatum schildert Cyprian die Schönheit des Christentums im Gegensatz zu den Lastern der Heiden. Kap. 6 setzt die höchst rhetorische Darstellung der heidnischen Unsitten ein. „Schaue", so spricht er zu Donatus, „die Straßen von Wegelagerern gesperrt, die Meere von Räubern besetzt; in blutigen Kriegsgreueln Kämpfe allenthalben. Es trieft der Erdball von Blut: so mordet der eine den andern; und tötet einer einen Menschen auf eigene Faust, ist's ein Verbrechen; doch Mannestugend nennt man es, so es für die Öffentlichkeit geschieht. Straflosigkeit verschafft den Bluttaten nicht die Freiheit von Schuld, sondern die Größe der Unmenschlichkeit." [1]

Was Cyprian klar brandmarkt, sind die blutigen Greuel, die — das ist gewiß wahr — auch in Kriegen vorkommen. Verwirft er deshalb den Krieg prinzipiell, überhaupt? Wollte Cyprian mit seiner Ironie die Kriege treffen, auch die von aller Welt für notwendig und erlaubt gehaltenen, dann war er ein schlechter Redner, denn er sprach unverständlich. Trefflich aber zeichnet das „beißende Wort" die sittliche Begriffsverwirrung, wenn die Gladiatorenschlächterei gemeint war. Auf diese Erklärung weist nicht bloß die Sache in sich hin, sondern auch der Zusammenhang, indem der Redner sofort auf die Schilderung des unmenschlichen Gladiatorenwesens übergeht. Diese Stelle genügt darum keineswegs als Beweis für die Behauptung Harnacks, selbst wenn die eben vorgelegte Auffassung bloß eine mögliche wäre. Sie scheint aber mehr beanspruchen zu können.

Cyprians Schriften enthalten kein Verbot des Soldatenstandes, sie setzen im Gegenteil die Vereinbarkeit dieses Berufes mit dem Christentum voraus [2]. Hätte der Bischof aber auch seinen Christen Militärdienste untersagt, so

[1] Cerne tu itinera latronibus clausa, maria obsessa praedonibus, cruento horrore castrorum bella ubique divisa. madet orbis mutuo sanguine: et homicidium cum admittunt singuli crimen est: virtus vocatur, cum publice geritur. impunitatem sceleribus adquirit non innocentiae ratio, sed saevitiae magnitudo (editio Hartel 1868).

[2] Harnack gibt selbst im Nachtrag (S. 123) eine Stelle aus Cyprian (Ad Demetr. 20), wo gesagt wird: Pro arcendis hostibus ... rogamus semper et preces fundimus et pro pace ac salute vestra ... iugiter et instanter oramus. Dazu Cyprians Lob der Soldatenmärtyrer Laurentius und Ignatius im 39. Brief (Militia Christi 76) — Dieselbe Stelle, wie auch die oben besprochene Ad Donat. 6 im ganzen Wortlaut bei Mamachi a. a. O. IV 41; Ad Demetr. 20 in III 437.

würde noch nicht folgen, daß er den Krieg überhaupt für unerlaubt gehalten habe. Denn der Dienst im heidnischen Heer mochte unter Umständen so direkte Gefahren für die Christen bieten, daß es Gewissenspflicht werden konnte, den Kriegsdienst zu meiden wegen der Gefahren.

2. Tertullian. „Man kann", so heißt es in der Monographie, „den heißblütigen Mann (Tertullian) von dem Vorwurf einer doppelten Buchführung nicht entlasten." [1] Denn in seiner (für die Heiden bestimmten) Apologie „tut er so", als sei er mit der Tatsache, daß Christen im Heere sind, ganz einverstanden; „in Wahrheit aber mißbilligt er sie aufs stärkste" [2]. Diese Mißbilligung sei bereits in der Schrift „Über den Götzendienst" scharf ausgesprochen; der Traktat aber sei „ausschließlich für christliche Leser bestimmt" gewesen [3]. Aber warum denn gleich auf „doppelte Buchführung", d. h. auf Unehrlichkeit erkennen? Kommt es denn nie vor, daß auch einmal ein Gelehrter seine Ansicht ändert? Der wechselnde Standpunkt in der Apologie und der Schrift über den Götzendienst kann sehr gut durch eine Sinnesänderung erklärt werden. Zu einem härteren Urteil hat der Forscher zur Zeit noch kein Recht.

Es ist eine feststehende Tatsache, daß Tertullian sich sowohl in Glaubenslehren als durch seinen Rigorismus von der kirchlichen Auffassung entfernt hat. Der Abfall von der alten Kirche war 211 vollendet [4], hatte sich aber lange vorbereitet. Nach Harnack [5] waren die Jahre 202/3 bis 204/5 für Tertullian Zeiten schwerer innerer Kämpfe und Krisen. Nun läßt sich aber — auch nach Harnack [6] — nichts gegen die Möglichkeit einwenden, daß die Schrift „Über den Götzendienst" um 202 verfaßt worden ist, also in einer Zeit, wo der Umschwung in Tertullians Denkart bereits einsetzt. Wenn somit Tertullian in dem Buch „Über den Götzendienst" bezüglich des Soldatenberufes eine andere Anschauung vertritt als fünf oder sechs

---

[1] S. 60. [2] S. 59.

[3] S. 60. Wird aber den Heiden wohl nicht unbekannt geblieben sein, ebensowenig wie die Apologie den Christen.

[4] So Harnack, Chronologie 2 b (1904), 280; nach Bardenhewer, Geschichte der altkirchlichen Literatur II (1903) 334, erfolgte der Bruch 213.

[5] A. a. O. 264.

[6] A. a. O. 273 heißt es, De idololatria sei bald nach De spectaculis abgefaßt; über das Buch De spectaculis lasse sich aber zunächst nicht mehr sagen, als daß es in die Zeit vor 202/3 gehört — a. a. O. 268. Bardenhewer a. a. O. 374 läßt De idololatria erst viele Jahre nach De spectaculis entstanden sein, De spectaculis aber um 200.

Jahre früher (im Apologetikus), so ist das erklärlich und möglich, ohne den Vorwurf „doppelter Buchführung" zu erheben.

Gewiß, wenn Tertullian in der Zeit, da er noch der alten Kirche folgte, am Soldatenstand nichts zu tadeln hatte, dann wird die Vermutung nahegelegt, auch die Kirche habe den Militärberuf nicht, wenigstens nicht grundsätzlich verurteilt. Diesem Gedanken, der zur Voraussetzung der Militia Christi nicht paßt, wird durch die Annahme eines Doppelspiels bei Tertullian vorgebeugt. Aber es wird zugleich der Eindruck erweckt, der Rigorist sei in der Bekämpfung des Soldatenstandes Vertreter der christlichen Ethik gewesen. Diese Auffassung wird überdies begünstigt durch die ganze Art der Behandlung, welche Harnack dem Kirchenschriftsteller widerfahren läßt. Ohne jegliche Untersuchung über das in der vorliegenden Frage so wichtige Verhältnis Tertullians zur Kirche verwertet Harnack die Schriften „Über den Kranz"[1] und „Über den Götzendienst". Aber verrät nicht Tertullian selbst auch schon in der letztgenannten Schrift, daß er über den Soldatenberuf nicht denke wie die Allgemeinheit der Christen? Die Monographie räumt das ein. „Augenscheinlich gibt Tertullian hier[2] nicht die allgemeine Meinung seiner christlichen Brüder wieder." Deutlicher sind die Worte Bardenhewers[3]: „Mit schreiender Einseitigkeit, in schneidenden, bald zorn- bald hohnerfüllten Worten wird hier das Tun und Lassen der Christen inmitten der heidnischen Welt nach dem Grundsatz geregelt: Keine Gemeinschaft mit dem Götzendienst!" Mit diesem Urteil verglichen ist die Bemerkung Harnacks — die einzige, welche in der Militia Christi den Abfall Tertullians von der Kirche andeutet! — auffallend mäßig gehalten. Viel bedeutsamer aber ist, daß Harnack eine sich aufdrängende Frage völlig unbeachtet und unbeantwortet läßt. Gibt Tertullian eingestandenermaßen nicht die allgemeine Meinung seiner christlichen „Brüder" wieder — wer ist dann Vertreter der christlichen Ethik? Doch wohl die Allgemeinheit der Christen und nicht der abgefallene Rigorist! Allein es ist zum voraus festgelegt worden, daß die christliche Ethik den Krieg überhaupt verbietet — deshalb ist der überstrenge

[1] Geschrieben 211 nach dem Bruch mit der Kirche; so Harnack, Chronologie 2 b, 280.

[2] In der Schrift „Über den Gottesdienst". Es ist also mit einer gewissen Einschränkung zu verstehen, was Kolberg (Verfassung, Kultus und Disziplin der christlichen Kirche nach den Schriften Tertullians, Braunsberg 1886, 136) sagt: die Schrift „Über den Götzendienst" gehöre sicher noch der katholischen Periode an.

[3] A. a. O. II 374.

Eiferer Tertullian, der Gegner der allgemeinen Meinung der Christen — Vertreter der christlichen Ethik.

Die gleiche einseitige Bevorzugung Tertullians weist Harnacks „Missionsgeschichte" auf [1].

3. Origenes. „Origenes, wenn er auch (C. Cels. 4, 82) einmal einen Ansatz gemacht hat, notwendige und gerecht geführte Kriege von frivolen und schlimmen zu unterscheiden, verbietet doch, wie Tertullian, den Christen, den Soldatenstand überhaupt." [2] Den Wortlaut des sehr wichtigen „An-

[1] Buch 2, Kap. 9 behandelt bei der Darlegung des Kampfes gegen den Polytheismus und Götzendienst auch den Beamten- und Soldatenstand. Die Inhaltsangabe (I S. XII) des betreffenden Abschnitts lautet: „(6.) Das mit dem Heidentum verflochtene Berufsleben (Handwerker, Astrologen, Magier und Lehrer der Wissenschaften, Handel, Beamte, Militär; heidnische Redensarten und Schwüre)." Es ist nun bezeichnend, daß der Teil über Beamte und Militär nicht das Verhältnis der christlichen Religion zu den genannten Ständen erörtert, was an dieser Stelle unbedingt erwartet wird. Zwar steht zu Beginn die allgemeine Frage: „Kann der Christ Beamter sein?" (S. 257), aber zur Beantwortung dient nur Tertullian und nur die nach Bardenhewer „schreiend einseitige" Schrift „Über den Götzendienst". Von den 20 Zeilen, die den ganzen Absatz über den Beamtenstand ausmachen, entfallen 16 Zeilen auf Zitate aus den bekannten Kapiteln 17 und 18. — Auch der Militärstand (13 Zeilen, S. 258) wird nur nach dem Buch „Über den Götzendienst" besprochen, und der berühmte Beweis Tertullians von der Entwaffnung des hl. Petrus ist nicht vergessen. Harnack fügt keine Bemerkung bei über die Bedeutung und Tragweite der Tertullianischen Anschauung; kein Wort, wie sich die Kirche zu den beiden Ständen gestellt hat. — So wird auch hier der Eindruck erweckt, Tertullian sei — noch dazu in seiner Schrift „Über den Götzendienst" — Vertreter der lautersten christlichen Ethik.

In einem späteren Abschnitt — über die Verbreitung des Christentums (II 25 ff) kommt die Sprache wieder auf den Beamten- und Militärstand. Auch hier steht kein klares Wort über die Stellungnahme der Kirche, wohl aber wird unverkennbar die Auffassung Tertullians unterstellt. „Der Soldatenstand, der der Offiziere und der Gemeinen, erschien mit dem Christentum noch unverträglicher zu sein als der höhere Beamtenstand. . . ." (S. 41.) „Lagerreligion" ist das Christentum niemals geworden, „und die Vorstellungen, als hätte es sich durch die Soldaten besonders verbreitet, sind zu verbannen" (I 309). Eine christliche „Soldatenfrage" gab es erst seit Marc Aurel oder Commodus, wo solche in das Heer eintreten, die schon Christen waren. „Die Strengen unter den Gläubigen suchten die Unvereinbarkeit der christlichen Religion mit dem Soldatenstand darzutun. . . ." (S. 42.) „Die christlichen Soldaten sahen es als erlaubt an, im Dienste die nun einmal bestehenden Ordnungen und Zeremonien zu respektieren, und die Majorität in der Kirche, sich auf Lk 3, 14 [Wort Johannes' des Täufers], den Hauptmann von Kapharnaum und den Hauptmann von Cäsarea berufend, . . . drückte hier von Anfang an ein Auge zu. . . ." (S. 42.) Das ist die gerühmte „allseitige Erörterung".

[2] Militia Christi 70.

satzes" enthält uns Harnack vor. „Vielleicht ist auch die Art von Kriegen, welche die Bienen führen, eine Lehre, wie bei den Menschen im Fall der Notwendigkeit gerechte und geordnete Kriege geführt werden sollen." [1] Nach dieser Stelle zu schließen, verwirft Origenes den Krieg sicher nicht prinzipiell. Die Folgerung wird aber auch nicht umgestoßen durch den Beleg aus C. Cels. 8, 73, welchen Harnack als „ausschlaggebend" bezeichnet [2].

„Es gibt keinen", schreibt Origenes, „der für den König besser streitet, als wir. Wir ziehen zwar nicht mit ihm ins Feld, auch wenn er's verlangt, aber wir kämpfen für ihn, indem wir ein eigenes Heer bilden, ein Heer der Frömmigkeit durch unsere Gebete an die Gottheit." Vorher hatte Origenes darauf hingewiesen, daß die Römer ihre heidnischen Priester auch im Kriegsfalle nicht zum Heeresdienst verpflichteten. Wieviel vernünftiger sei es, daß die Diener Gottes ihre Hände rein bewahrten! Die Christen erwiesen dem Kaiser einen größeren Dienst, wenn sie für ihn und die gerechte Sache beteten, als wenn sie die Waffen führten.

So günstig dieses Wort für die Auffassung Harnacks zu sein scheint, so beweist es doch, genauer besehen, noch keine prinzipielle Verwerfung des Krieges [3]. Der Stelle wird wohl völlig Genüge getan durch die Annahme, Origenes habe unter den ihm bekannten Umständen den Christen ein unbestreitbares Recht zuerkannt, vom Kriegsdienst frei zu bleiben. Ob Origenes auch unter andern Verhältnissen Kriegsdienste für unstatthaft gehalten, etwa einem Staat mit christlichem Fürsten und christlichen Untertanen jedes Recht abgesprochen hätte, den eigenen Bestand mit Waffengewalt zu schützen — das ist aus diesem Zitat nicht ersichtlich. Mit Rücksicht auf die oben erwähnten Worte C. Cels. 4, 82 ist vielmehr das Gegenteil anzunehmen. Origenes beruft sich jedenfalls nicht auf ein Verbot des Evangeliums, sondern auf das Vorrecht der heidnischen Priester; er hält es auch für erlaubt, für den Sieg der kaiserlichen Waffen zu beten,

[1] Nach der Ausgabe von Koetschau (1899) übersetzt. Bei Mamachi, Origines et Antiquitates Christianae III 304. Dort noch C. Cels. 1, 1 angeführt, eine Stelle, die gleichfalls die Erlaubtheit von Kriegen voraussetzt; sie fehlt bei Harnack.

[2] Militia Christi 71 f. Das folgende Zitat nach Harnack.

[3] Die Frage, wie weit Origenes den Kriegsdienst für erlaubt bzw. unerlaubt gehalten hat, sei damit nicht beantwortet. Mamachi, der neben dieser und den zwei folgenden noch zu besprechenden Stellen auch die schwierigen Worte C. Cels. 3, 7 berücksichtigt — die bei Harnack fehlen — glaubt, nicht notwendig einen Widerspruch in Origenes' Ansicht annehmen zu müssen. Er hält dafür, Origenes habe nicht den Krieg überhaupt verboten. Es komme aber nicht darauf an, welche Meinung der eine oder andere Schriftsteller gehabt habe: was die Kirche gehalten habe, sei aus ihrer Praxis unzweifelhaft (s. III 304 305 313).

also die Kämpfer zu unterstützen. Mamachi erinnert auch noch daran, daß es Origenes nicht unbekannt sein konnte, wie viele Christen tatsächlich im Heere standen [1].

Von den beiden andern Beweisstellen Harnacks ist die erste (C. Cels. 5, 33) ungenau übersetzt und abgeschwächt [2]. Ganz unbegreiflich aber ist die Beweisführung aus C. Cels. 7, 26. Dieses „sehr lehrreiche" [3] Wort lautet in der Monographie: „Denn die Christen hätten nicht, wie das Gesetz Moses es befiehlt, ihre Feinde töten und die Übertreter des Gesetzes zum Feuertod oder zur Steinigung verurteilen und diese Strafe dann vollziehen können." [4] Dazu als Fußnote: „Später aber ist es doch seitens der Kirche geschehen!" [5] Die Art, wie Harnack das Wort einführt und übersetzt, sowie die beigefügte Fußnote muß die Meinung erwecken, Origenes habe ein Verbot für die Christen aussprechen wollen.

Dem entgegen ist zu bemerken:

1. Der griechische Ausdruck für „sie hätten nicht können" hat den Sinn von „sie wären nicht im stande" (gewesen);

2. im Griechischen folgt noch ein Nachsatz, der sehr bedeutsam ist; den Nachsatz hat Harnack weggelassen.

---

[1] Mamachi, Origines et Antiquitates Christianae III 305.

[2] Vgl. Ausgabe Koetschau 1899. Harnack ersetzt die beiden Wörter πολεμικός und ὑβριστικός durch den Ausdruck „die Gegner angreifen", während ὑβριστικός stets den Begriff des Unberechtigten einschließt.

[3] Militia Christi 70.

[4] S. 70 71.

[5] Harnacks Anmerkung ist in dem unterstellten Sinn geschichtlich falsch. Abgesehen davon, daß die Anschauung der Kirche Maßstab ist für die Beurteilung der Lehre des Origenes, nicht umgekehrt, sind hier zwei Fragen wohl zu unterscheiden: Kann die Kirche für schwere Verstöße gegen die religiöse Ordnung Todesstrafe verhängen? — Kann ein Christ als weltlicher Machthaber oder Richter Todesstrafe verhängen? Nur um die zweite Frage handelt es sich; ihre Beantwortung unterlag aber nie einem Zweifel, soweit die Anschauung der Kirche und nicht die des einen oder andern Rigoristen in Betracht kommt. Über die erste Frage schreibt Jos. Laurentius in Wetzer und Weltes Kirchenlexikon (XI² [1899] 1827 f): „Daß der Kirche wirklich das Recht zukomme, für schwere Vergehen gegen die religiöse Ordnung kraft eigener Macht auf Tod zu erkennen, ist mehrfach behauptet worden; doch läßt sich die Notwendigkeit eines solchen Rechts nicht nachweisen, und auch aus der Offenbarung geht diese Befugnis nicht klar hervor. Die Kirche hat sich damit begnügt, den Schuldigen dem weltlichen Arm zu überliefern mit der Bitte, das Leben des Verurteilten zu schonen. Der weltliche Richter verhängte dann, der Bitte ungeachtet, nach der ganzen Strenge des weltlichen Gesetzes die Strafe."

Die Stelle lautet nämlich: „Denn die Christen wären nicht im stande, die Tötung von Feinden und solchen Gesetzesübertretern, die man des Feuertodes oder der Steinigung für schuldig befände, nach Moses' Gesetz zu vollziehen, wenn nicht einmal die Juden, die es wollen, die Macht haben, solches anzuordnen, wie das Gesetz befohlen hatte."[1] Wäre die Unterstellung Harnacks, daß der Satz ein Verbot des Kriegsdienstes für die Christen enthalte, richtig, dann ergäbe sich dank des Nachsatzes folgender undurchdringliche Sinn: Die Christen dürften nicht, weil sie Christen sind, Todesstrafe verhängen und vollstrecken, auch wenn sie das Gesetz Moses' hätten, da nicht einmal die Juden, die Moses' Gesetz haben und beobachten wollen, die Macht besitzen, dergleichen zu tun![2]

Solche Beweisführung richtet sich selbst.

3. Es sei, freilich in aller Kürze, noch auf einen letzten Punkt hingewiesen, der verrät, daß die Monographie nicht alles gebührend berücksichtigt hat, was für die vorgelegte Frage von Bedeutung ist. Für eine Abhandlung „Die christliche Religion und der Soldatenstand" waren die Zeugnisse des öffentlichen Kirchengebetes besonderer Beachtung wert, weil in ihnen den Kaisern auch siegreiche Heere gewünscht wurden. Diese Gebete scheinen zu beweisen, daß die Kirche dem Staat das Recht der Kriegführung zugestanden und damit den Krieg prinzipiell für erlaubt gehalten habe, also gerade das Gegenteil von dem, was Harnacks Monographie behauptet. Die Erörterung dieser Schwierigkeit — vom Standpunkt Harnacks aus — gehörte unbedingt in die Abhandlung; Harnack aber bringt sie in einem Nachtrag, der hinter dem Anhang steht. Die Mahnung, die Bedeutung des Kirchengebetes für die vorliegende Frage nicht zu überschätzen, täuscht nicht über die Tragweite der Schwierigkeit hinweg, die für Harnack unlösbar ist. Der Nachtrag bringt auch

---

[1] *Ἀναιρέσει μὲν γὰρ πολεμίων ἢ τῶν παρὰ τὸν νόμον πεποιηκότων καὶ ἀξίων κριθέντων τῆς διὰ πυρὸς ἢ λίθων ἀναιρέσεως οὐχ οἷόν τ' ἦν Χριστιανοὺς χρῆσθαι κατὰ τὸν Μωυσέως νόμον, εἴγε οὐδ' οἱ Ἰουδαῖοι θέλοντες κατ' ἐκεῖνον δύνανται ταῦτα, ὡς ὁ νόμος προσέταξεν, ἐπιτελεῖν* (Ausg. Koetschau 1899).

[2] Im Zusammenhang sagt Origenes, die Juden mußten ein Recht haben, Kriege zu führen, weil sie einen besondern Staat bildeten, den sie zu verteidigen hatten. Warum sollte Origenes einem christlichen Staat nicht das gleiche notwendige Recht zugestanden haben? Damals gab es freilich noch keinen christlichen Staat, und deshalb konnten die Christen (für sich) kein Todesurteil vollstrecken oder Krieg führen (so schon Mamachi a. a. O.). Aber auch der jüdische Staat ward zerstört, und daher hatten die Juden nicht mehr die Macht, das Schwert zu gebrauchen.

keine Lösung. Es wird nur gesagt, man dürfe wegen dieser Zeugnisse die Stellung der Kirche zum Soldatenstand nicht einfach nach den Urteilen der Theologen bzw. Rigoristen des 3. Jahrhunderts bestimmen. Welches das Verhältnis sei, darüber werden wir im unklaren gelassen. Im Grunde bleibt es natürlich bei den oben[1] erwähnten Widersprüchen in der Stellung der Kirche gegenüber dem Soldatenberuf.

Hiermit dürfte der Nachweis erbracht sein, daß die Ansicht von der absoluten Unvereinbarkeit der Grundsätze des Evangeliums mit dem Soldatenstande, die sich wie ein Grundakkord durch die ganze Schrift über die Militia Christi hindurchzieht, irrig ist. In weiteren Kreisen wird die Monographie nur unklare und falsche Meinungen erwecken, Fachgelehrten kann sie unmöglich genügen. Es ist einfachhin unverständlich, wie die „Deutsche Literaturzeitung"[2] die Militia Christi Fachgenossen und weiteren Kreisen zur Orientierung aufs wärmste empfehlen konnte.

Die Evangelien, die Briefe der Apostel, die Schriften der nachapostolischen Zeit enthalten rein nichts Stichhaltiges, was den Gedanken von einem prinzipiellen Gegensatz zwischen der Lehre und der Praxis der alten Kirche nahelegte; die Quellen weisen vielmehr nach einer ganz andern Richtung hin. Sie besagen bestimmt oder setzen doch ganz unzweideutig voraus, daß man sich in autoritativen kirchlichen Kreisen gleich von Anfang an darüber klar war, wie man sich theoretisch und praktisch der staatlichen Gewalt gegenüber zu stellen habe. Wie man theoretisch dem Staate das ius gladii nicht nur nicht absprach, sondern ausdrücklich als von Gott gegeben zuerkannte, so konnte und wollte man in der Praxis die Ausübung desselben weder verhindern noch es jemand verwehren, dabei behilflich zu sein, wenn nicht im Einzelfalle das Seelenheil der Christen es anders erheischte. Nie hat die vom Geiste Christi geleitete Kirche die absolute Unerlaubtheit des Soldatenstandes ausgesprochen, eher das Gegenteil. Kirchliche Lehre und kirchliche Praxis standen somit in schönster Harmonie.

[1] Siehe oben 269 u. 273. [2] 1905, 2979.

A. Pirngruber S. J.

Der Niedergang einer großen Nation.

(Schluß.)

In der Wirtschaftsgeschichte Europas stellen die letzten Jahrzehnte des 19. Jahrhunderts im allgemeinen eine Periode großen Aufschwungs dar. Auch Frankreich hat daran teilgenommen: Industrie und Handel haben an Umfang und Bedeutung gewonnen; Volksvermögen und Volkseinkommen sind beträchtlich gewachsen. Wenn man nur die Entwicklung der französischen Volkswirtschaft in diesem Zeitraum für sich gesondert betrachtet, so könnte man meinen, daß diese Entwicklung eine nicht ungünstige sei. Aber wir dürfen nicht vergessen, daß die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts und insbesondere die letzten Jahrzehnte desselben eben jene Periode sind, in welcher sich im Wirtschaftsleben der europäischen Völker infolge der Erleichterung des Verkehrs und der stets wachsenden Beteiligung am Welthandel ein vollständiger Umschwung vollzogen hat. Die gewerbliche Produktion und der Warenaustausch mußten naturgemäß in allen Ländern, in welchen die allgemeinen Vorbedingungen für eine industrielle Entwicklung gegeben waren, zunehmen, weil das Absatzgebiet eine Erweiterung erfahren hatte. Es fragt sich also nicht, ob die französische Volkswirtschaft Fortschritte gemacht hat, sondern ob sie im Fortschreiten mit ihren Rivalen gleichen Schritt gehalten hat oder hinter ihnen zurückgeblieben ist.

Es ist natürlich nicht möglich, in einer kurzen Abhandlung ein Bild von dem gegenwärtigen Stande und der Entwicklung der französischen Volkswirtschaft zu geben. Wir können nur einige charakteristische Züge herausgreifen und eine Übersicht über die Schwankungen in der Höhe des Gesamtvermögens und Gesamteinkommens der Nation in dieser Periode geben.

Statistisch feststellen läßt sich am leichtesten und genauesten der Außenhandel. Vergleichen wir also die durchschnittliche Höhe der Einfuhr und Ausfuhr in Frankreich und Deutschland in den drei letzten Jahrzehnten[1].

[1] Wir entnehmen die Zahlen dem Annuaire statistique de la France XXIV (1904) 156*—157*. Zur Vermeidung von Mißverständnissen sei darauf hingewiesen, daß sich die Zahlen auf den Spezialhandel beziehen und die Ein- und Ausfuhr von Edelmetallen nicht berücksichtigen. Die Angaben sind von uns auf den deutschen Münzfuß zurückgeführt.

	Frankreich		Deutsches Reich	
	Einfuhr Mark	Ausfuhr Mark	Einfuhr Mark	Ausfuhr Mark
1874—1880:	3 257 966 000	2 795 943 000	3 745 714 000	2 673 757 000
1881—1890:	3 521 296 000	2 728 624 000	3 294 580 000	3 131 210 000
1891—1900:	3 345 848 000	2 839 208 000	4 550 710 000	3 523 600 000

Wie sich aus diesen Zahlen ergibt, ist die Steigerung der Ein- und Ausfuhr in Frankreich im letzten Viertel des 19. Jahrhunderts nur eine sehr geringe gewesen, während in Deutschland die Einfuhr um mehr als 20 Prozent, die Ausfuhr um mehr als 30 Prozent zugenommen hat. Der Wert der Einfuhr war schon in den Jahren 1874—1880 bei Deutschland um beinahe 500 Millionen Mark höher als bei Frankreich; bis zum Schluß des Jahrhunderts hat sich der Vorsprung Deutschlands auf jährlich 1200 Millionen Mark gesteigert. In der Ausfuhr hatte Frankreich in der ersten Periode noch einen Vorsprung von ungefähr 120 Millionen Mark vor dem Deutschen Reich, der sich bis zum Schluß des Jahrhunderts in ein Defizit von beinahe 700 Millionen Mark jährlich verwandelt hat. Die geringe Zunahme des französischen Handels im letzten Viertel des 19. Jahrhunderts ist um so auffallender, da in den vorhergehenden drei Jahrzehnten die Zunahme eine außerordentlich große gewesen war. Es stieg nämlich die Einfuhr von 747400000 Franken im Jahre 1840 auf 3153 10000 Franken im Jahre 1869 und die Ausfuhr von 695000000 Franken im Jahre 1840 auf 3074900000 Franken im Jahre 1869.

Noch ungünstiger fällt ein Vergleich der Entwicklung der Handelsmarinen der beiden Staaten für Frankreich aus. Es betrug nämlich nach demselben Quellenwerk (S. 144*) der Netto-Tonnengehalt der Handelsmarine bei:

	Frankreich	Deutsches Reich
1874:	1037000 Tonnen	1068000 Tonnen
1884:	1034000 „	1294000 „
1900:	1038000 „	1942000 „
1902:	1218000 „	2204000 „

Im Jahre 1874 standen sich die Handelsflotten der beiden Staaten ungefähr gleich, und in den unmittelbar vorhergehenden Jahren wird vermutlich die französische Handelsflotte der deutschen noch überlegen gewesen sein, da der Raumgehalt der letzteren im Jahre 1871 nur 982355 Tonnen betrug. Schon im ersten Jahrzehnt hatte sich die deutsche Handelsmarine um mehr als 20 Prozent vermehrt, während die französische positiv zurück-

gegangen war. Noch stärker war der Rückgang der französischen Handelsflotte im folgenden Jahrzehnt bis auf 887 000 Tonnen im Jahre 1895. Dann trat wieder eine langsame Steigerung ein, so daß am Schluß des Jahrhunderts der Stand von 1874 wieder erreicht wurde und bis zum Jahre 1902 die Gesamtzunahme ungefähr 20 Prozent betrug. Inzwischen war aber die deutsche Handelsmarine auf 1 942 000 Tonnen im Jahre 1900 und auf 2 204 000 Tonnen im Jahre 1902 gestiegen. Sie hatte sich also seit 1874 mehr als verdoppelt; die Gesamtzunahme betrug 106 Prozent.

Schätzungen des Gesamtvermögens und Gesamteinkommens einer Nation, wie sie von hervorragenden Statistikern wiederholt vorgenommen sind, können natürlich auf eine auch nur annähernde Genauigkeit keinen Anspruch machen. Fehler von einigen Hunderten oder selbst Tausenden von Millionen sind dabei nicht ausgeschlossen, immerhin gewähren sie aber doch einen gewissen Anhaltspunkt für die Beurteilung des Volkswohlstandes im ganzen und sind deshalb nicht ohne Interesse und Bedeutung.

Nach M. G. Mulhall[1] wurde das französische Nationalvermögen im Jahre 1871 von Wolowski auf 7000 Millionen Pfd St., 1872 von Ayen auf 7600 Millionen Pfd St., 1873 von Fournier de Flaix auf 6822 Millionen Pfd St., 1875 von Yves Guyot auf 6800 Millionen Pfd St., 1879 von Leroy Beaulieu auf 7520 Millionen Pfd St., von Foville auf 8000 Millionen Pfd St. geschätzt. Man kann also als Durchschnitt für die siebziger Jahre etwa 7—7½ Milliarden Pfd St. oder 140—150 Milliarden Mark rechnen. Für Mitte der achtziger Jahre schätzt Yves Guyot das französische Nationalvermögen auf etwa 170 Milliarden in unserer Währung. Neuere Schätzungen haben ergeben: nach Foville für 1893 225 Milliarden, nach Besson für 1894 225 Milliarden, nach Turquan für 1899 212,8 Milliarden nach Yves Guyot für 1901 227—238,7 Milliarden Franken. Im Durchschnitt kann man also für das Ende des 19. Jahrhunderts etwa 225 Milliarden Franken oder 180 Milliarden Mark annehmen. Die Steigerung des französischen Nationalvermögens im Laufe der drei letzten Jahrzehnte würde demnach etwa 20 bis 25 Prozent ausmachen; auch bedeutend weniger als in den vorhergehenden drei Jahrzehnten, da nach Fournier de Flaix von 1841 bis 1873 das Nationalvermögen von ca 65 auf 135—140 Milliarden, d. h. um mehr als 100 Prozent gewachsen ist.

---

[1] Dictionary of Statistics [4], London 1899, 591—592.

Über die Höhe des französischen Nationaleinkommens gehen die Ansichten sehr auseinander. Es liegen nur wenige brauchbare Schätzungen vor, was ja auch sehr begreiflich ist, das es mangels einer allgemeinen Einkommensteuer an einer zuverlässigen Grundlage der Einkommenabschätzung fehlt. Der englische Statistiker Mulhall gibt für 1888 die Höhe des französischen Nationaleinkommens auf ungefähr 21 Milliarden, für 1895 auf 24 Milliarden in deutscher Währung an; wohl zu hoch, da der französische Statistiker de Foville es nur auf 25 Milliarden Franken, also 20 Milliarden Mark, veranschlagt.

Bezüglich des deutschen Volksvermögens besitzen wir leider keine weit zurückreichenden Berechnungen. Die Schätzungen, die Mulhall für 1888 und 1895 angestellt hat, bleiben hinter der französischen Gesamtsumme um 20—30 Milliarden zurück. Sie sind allerdings entschieden zu niedrig; anderseits kann es aber auch wohl keinem Zweifel unterliegen, daß noch in den siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts das französische Volksvermögen das deutsche erheblich übertraf. Darin ist in den letzten Jahrzehnten ein Wandel eingetreten. Denn schon für 1886 schätzte K. Becker, der damalige Direktor des Kaiserl. Statistischen Amtes, das deutsche Volksvermögen auf 175 Milliarden und seine jährliche Zunahme auf 5 Milliarden Mark. Das würde einer Vermehrung von beinahe 3 Prozent jährlich gleichkommen und bis zum Beginn des 20. Jahrhunderts das deutsche Volksvermögen auf 250 Milliarden Mark erhöht haben. R. E. May[1] nimmt nur eine Vermehrung von durchschnittlich 2 Prozent an. Unter letzterer Voraussetzung würde das deutsche Volksvermögen im Jahre 1900 auf 224 Milliarden Mark gestiegen sein. Das deutsche Volkseinkommen wurde nach Mulhall für 1885 auf ungefähr 15 Milliarden beziffert. May schätzt es für 1895 auf 25103 Millionen[2], für 1900 auf 31165 Millionen[3]. Die Zunahme des Vermögens und Einkommens war jedenfalls eine ungeheure, gegenüber welcher das Wachstum des französischen Volkswohlstandes sich nur sehr bescheiden ausnimmt.

Endlich sei noch mit einigen Worten auf den Stand der Staatsfinanzen hingewiesen. Die französische Staatsschuld einschließlich der schwebenden Schuld hatte nach dem Annuaire statistique am 1. Januar 1904 die enorme Höhe von 30375042771 Franken erreicht und erforderte zu ihrer

---

[1] Jahrbuch für Gesetzgebung, Verwaltung und Volkswirtschaft im Deutschen Reich von G. Schmoller, 23. Jahrg. (1899) 293.

[2] Ebd. 311. [3] Ebd. 27. Jahrg. (1903) 205.

Verzinsung einen jährlichen Aufwand von $1^1/_5$ Milliarde. Abgesehen von den durch den Krieg von 1870 bis 1871 verursachten Kosten hat die Schuld in den drei letzten Jahrzehnten um mehr als 10 Milliarden zugenommen. Die Schulden des Deutschen Reiches und der Einzelstaaten beliefen sich im Jahre 1904 insgesamt ungefähr auf 14 Milliarden Mark. Dabei besteht aber zwischen der französischen und deutschen Staatsschuld der große Unterschied, daß erstere fast ausschließlich für unproduktive Zwecke verausgabt wurde und somit eine gewaltige Bürde darstellt, die von der Bevölkerung durch Aufbringung von Steuern getragen werden muß, während die 11 Milliarden Schulden der deutschen Bundesstaaten zum weitaus größten Teile Eisenbahnschulden sind, deren Verzinsung durch die Betriebseinnahmen mehr als gedeckt wird, so daß den meisten der größeren Staaten noch ein bedeutender Überschuß für ihre sonstigen Ausgaben verbleibt. In Preußen z. B. betrug die Staatsschuld (im Jahre 1904) 7035 Millionen Mark, die zu ihrer Verwaltung, Verzinsung und teilweisen Tilgung einen Jahresaufwand von 287 Millionen erforderten. Dagegen belief sich der Nettoertrag der Staatsbahnen auf 575 Millionen, so daß also dem Staate nach Abzug der sämtlichen Ausgaben für die Staatsschuld noch ein Überschuß von beinahe 300 Millionen Mark für die sonstigen Staatsausgaben übrig blieb. Der Kapitalwert der preußischen Staatsbahnen ist mehr als doppelt so groß als die ganze Staatsschuld und würde selbst zur Deckung der Schulden der übrigen Bundesstaaten und der Reichsschuld hinreichen. Außerdem liefern aber die preußischen Domänen, Forsten und Bergwerke nach Abzug der Betriebsunkosten einen Ertrag von jährlich ungefähr 80 Millionen Mark, was wiederum einem Kapitalwert von mehr als 2 Milliarden gleichzusetzen ist. Endlich haben auch manche der übrigen Bundesstaaten einen sehr umfangreichen Besitz an Domänen und Forsten, und wenn ihre Staatsbahnen auch nicht so günstige Betriebsergebnisse wie die preußischen liefern, so sind dieselben zur Deckung der Zinsen der Staatsschuld doch in den meisten Fällen mehr als ausreichend. Demgegenüber sind die Erträgnisse, welche Frankreich aus den wenigen Staatsbahnen und dem geringen Überrest aus dem einst reichen Besitz an Domänen und Forsten zieht, ganz minimale, so daß sie gegenüber den ungeheuren Kosten der Staatsschuld gar nicht in Betracht kommen können. So kommt es denn, daß der Steuerdruck in den letzten Jahren einen Umfang angenommen hat, wie er sich sonst in keinem europäischen Staate findet und auch wohl kaum von einer andern Bevölkerung auf die Dauer ertragen werden würde,

zumal da derselbe infolge der hohen Zölle, Verbrauchsabgaben, der zahlreichen Stempel- und Registergebühren die ärmeren Klassen der Bevölkerung ganz unverhältnismäßig stark belastet.

Trotz der nicht unbeträchtlichen Zunahme des Volksvermögens und Volkseinkommens muß daher im ganzen die wirtschaftliche Entwicklung Frankreichs als eine ungünstige bezeichnet werden, da ein Vergleich mit der gleichzeitigen Entwicklung Deutschlands und auch mit den Fortschritten der französischen Volkswirtschaft in den vorhergehenden Jahrzehnten die jetzige Gestaltung der französischen Volkswirtschaft offenbar nicht in vorteilhaftem Lichte erscheinen läßt.

Es bleiben noch der Stand der Volkssittlichkeit und die Veränderungen, die derselbe in den letzten Jahrzehnten erfahren hat, zu untersuchen.

Nun ist es ja eine bekannte Tatsache, daß es äußerst schwierig, ja fast unmöglich ist, sich von dem sittlichen Zustand eines Volkes mit Hilfe der Statistik ein richtiges Bild zu machen. Was man gewöhnlich mit dem Ausdruck Moralstatistik bezeichnet, ist nichts weiter als eine Statistik der Immoralität oder, richtiger gesagt, einiger Kennzeichen der Immoralität. Eine Moralstatistik, die wirklich diesen Namen verdienen wollte, müßte notwendig auch die positive Seite der Volkssittlichkeit, die sittlich guten Handlungen, berücksichtigen. Letztere sind aber zu ihrem weitaus größten Teile überhaupt nicht statistisch erfaßbar, und selbst auf denjenigen Gebieten, wo eine statistische Feststellung möglich wäre, hat bisher die amtliche Statistik fast gänzlich versagt.

Immerhin ist es nicht ohne Interesse, wenigstens die statistisch feststellbaren Kennzeichen der Immoralität einer Prüfung zu unterziehen und zu untersuchen, ob darin eine Wendung zum Besseren oder Schlimmeren im Verlauf der letzten Jahrzehnte sich kundgibt. Als Merkmale der Unsittlichkeit werden gewöhnlich angeführt: die unehelichen Geburten, die Vergehen gegen die Strafgesetze, die Selbstmorde und die Ehescheidungen.

Unter je 100 Gebornen (einschließlich der Totgebornen) waren in Frankreich durchschnittlich unehelich geboren[1]:

1871—1880:	= 7,5
1881—1890:	= 8,4
1891—1900:	= 9,0

---

[1] H. F. Brachelli, Die Staaten Europas[5], herausgegeben von F. v. Juraschek, Leipzig, Brünn, Wien 1903 ff, 213.

Internationale Vergleiche sind in der Moralstatistik nicht angebracht oder doch nur in ganz beschränktem Maße zulässig, sofern nämlich die Umstände, welche auf die Ergebnisse der Moralstatistik erfahrungsmäßig einwirken, in den zu vergleichenden Beobachtungsgebieten einigermaßen analog gestaltet sind, was nur sehr selten zutrifft. Dagegen empfiehlt es sich, zum Vergleiche die vorausgehenden Jahrzehnte heranzuziehen. Da nach dem französischen Bevölkerungsstatistiker E. Levasseur die Zivilstandsregister bis zum Jahre 1817 nicht in ordnungsmäßiger Weise geführt wurden [1], beginnen wir mit dem dritten Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts. Es waren nach demselben Verfasser [2] seit diesem Zeitpunkt in Frankreich unter je 100 Gebornen durchschnittlich unehelich geboren:

1821—1825: 7,1	1846—1850: 7,1
1826—1830: 7,2	1851—1855: 7,3
1831—1835: 7,3	1856—1860: 7,5
1836—1840: 7,4	1861—1865: 7,5
1841—1845: 7,1	1866—1870: 7,5

Levasseur sagt nicht, ob diese Verhältniszahlen sich auf sämtliche Geborne oder nur auf die Lebendgebornen beziehen. Im letzteren Falle wären seine Ziffern um zwei bis drei Dezimalen zu erhöhen, wenn man sie mit den von Juraschek für die drei letzten Jahrzehnte berechneten vergleichen will, da der Prozentsatz der Unehelichen unter den Totgebornen immer höher ist als unter den Lebendgebornen.

Man sieht aber aus dieser Gegenüberstellung, daß zwischen der Entwicklung der Unehelichenquote in den letzten Jahrzehnten und derjenigen des voraufgehenden Zeitraumes ein schroffer Gegensatz besteht. In den sechs Jahrzehnten von 1821 bis 1880 sind die Schwankungen der unehelichen Geburtenziffer in Frankreich nur ganz minimal. Von 1821 bis 1855 und von 1856 bis 1880 ist die Unehelichenquote fast stationär geblieben. Um so auffallender ist die außerordentlich starke Zunahme in den letzten Jahrzehnten von $7^1/_2$ auf 9 Prozent. Sogar die absolute Zahl der unehelichen Geburten ist von durchschnittlich 67 000 im Jahrzehnt 1871—1880 auf 75 000 (ohne Totgeborne) im Jahrzehnt 1891—1900 gestiegen, während, wie wir oben gesehen haben, die Gesamtzahl der Geburten bedeutend zurückgegangen ist.

[1] La population française II, Paris 1891, 32. [2] Ebd. 31.

Wir sind weit entfernt, den Prozentsatz der unehelichen Geburten ohne weiteres als Maßstab der Sittlichkeit oder Unsittlichkeit gelten zu lassen. Denn die Höhe dieses Prozentsatzes hängt in weitem Maße davon ab, ob der Bevölkerung bei Erreichung des heiratsfähigen Alters die Möglichkeit geboten ist, eine Ehe einzugehen. Besonders aus diesem Grunde sind internationale Vergleiche der unehelichen Geburtenziffern untunlich, weil infolge der ungleichartigen Gestaltung der Ehegesetzgebung, des Erbrechts und der ökonomischen Verhältnisse der Grad der Möglichkeit oder Leichtigkeit der Eheschließung in den verschiedenen Staaten ein ganz verschiedener ist.

Ein geringer Prozentsatz von unehelichen Geburten kann nicht unter allen Umständen als ein Kennzeichen für den günstigen Stand der Volkssittlichkeit angesehen werden, aber eine erhebliche Zunahme der unehelichen Geburtenfrequenz ist zweifellos ein sehr bedenkliches Zeichen. Nur dann könnte man daraus noch nicht unmittelbar auf einen Verfall der Sittlichkeit schließen, wenn nachweisbar zu gleicher Zeit eine erhebliche Erschwerung der Verehelichung eingetreten wäre. Das ist aber bei Frankreich, soweit die letzten Jahrzehnte in Frage kommen, nicht der Fall. Im Gegenteil hat man durch öffentliche und private Maßnahmen die Eheschließung zu erleichtern und zu befördern gesucht. Auch durch die wirtschaftliche Entwicklung in den letzten Jahrzehnten, wenn sie auch in Frankreich weniger günstig war als in andern Ländern, ist im allgemeinen eine erhebliche Erschwerung der Verehelichung nicht eingetreten. Wohl sind in Frankreich, wie überall in Europa, die zum Unterhalt einer Familie erforderlichen Kosten gewachsen, anderseits hat aber die fortschreitende Industrialisierung zahlreiche neue Erwerbsgelegenheiten geschaffen, so daß in Bezug auf die Möglichkeit der Familiengründung ein durchgreifender Unterschied nicht eingetreten ist. Um so mehr ist also die starke Zunahme der unehelichen Geburten zu bedauern.

Die Verwertung der Ergebnisse der Kriminalstatistik als Maßstab der Sittlichkeit wird jetzt von den bedeutendsten Autoritäten auf diesem Gebiete [1] und von der amtlichen Statistik des Deutschen Reiches [2] als

---

[1] Vgl. darüber H. A. Krose S. J., Der Einfluß der Konfession auf die Sittlichkeit, Freiburg 1900, 66—68, wo mehrere diesbezügliche Äußerungen wiedergegeben und die Gründe auseinandergesetzt sind, weshalb die Kriminalität sich zum Maßstab der Sittlichkeit nicht eignet.

[2] Kriminalstatistik für das Jahr 1891, Statistik des Deutschen Reiches, N. F., LXIV 2, 37.

unzulässig bezeichnet. Eine internationale Vergleichung kriminalstatistischer Daten ist nicht möglich, weil der Umfang der überhaupt unter Strafe gestellten Handlungen, die Abgrenzung der einzelnen Delikte, die Intensität der Strafverfolgung und die statistische Behandlung in den verschiedenen Staaten eine völlig verschiedene ist. Aber auch in ein und demselben Lande stellen sich der Vergleichung die größten Hindernisse entgegen. Die Strafgesetzgebung ist fortwährend im Fluß. Ganze Kategorien von Handlungen, die früher straflos waren, werden in einer späteren Periode unter Strafe gestellt, andere werden erweitert oder eingeschränkt oder auch ganz aus dem Strafgesetzbuch entfernt. Die Intensität der Strafverfolgung ist natürlich auch innerhalb desselben Staates zu verschiedenen Zeiten eine verschiedene. Vor allem aber ist deshalb die Kriminalität kein geeigneter Maßstab der Moralität, weil immer nur ein Teil, vielleicht nur der kleinere Teil der wirklich vorgekommenen Vergehen gegen die Strafgesetze zur Entdeckung und Aburteilung kommt. Dieser Teil wird natürlich bald größer bald kleiner sein, und darum kann man aus einer Zunahme oder Abnahme der Kriminalität niemals mit Sicherheit auf eine Zunahme oder Abnahme der tatsächlich vorgekommenen Vergehungen gegen die Strafgesetze schließen. Auf andern Gebieten der Moralstatistik kommen natürlich auch Lücken vor, aber sie bilden dort im allgemeinen einen im Verhältnis zur Gesamtsumme nicht sehr erheblichen Teil, so daß die Verwendbarkeit dieser Ergebnisse dadurch nicht ausgeschlossen wird.

Diese Bedenken gegen die Verwertbarkeit kriminalstatistischer Ergebnisse bestehen bei Frankreich in verstärktem Maße. Wohl in keinem zivilisierten europäischen Staate (Rußland ausgenommen) ist die Willkür in der Rechtsprechung und Strafverfolgung eine so große wie in Frankreich. Die Klagen darüber sind allgemein. A. Fouillée schreibt in der Revue des deux mondes[1]: „Wie bei den Schuldigen, so beginnt auch in dem Gewissen ihrer Richter unter dem Einfluß der Tagespresse und der Literatur eine Verwirrung der Begriffe Platz zu greifen. Die beiden auffälligsten Erscheinungen der letzten Statistik sind: Vermehrung der Vergehen gegen die Person, die in Frankreich mit der Zeit (ähnlich wie in Spanien und Italien) die übrigen überflügeln werden, und Verminderung der Vergehen gegen das Eigentum. Es kommen nämlich unter 100 Fällen 30 Freisprechungen auf Vergehen wider die Person, gegenüber nur 17 Frei-

[1] CXXXIX (1897) 437—438.

sprechungen bei Angriffen auf das Eigentum. ‚Der Diebstahl‘, sagt ein offizieller Bericht, ‚wird verhältnismäßig strenger behandelt als der Mord; und überdies ist im ersteren Falle die Strenge, im letzteren die Nachsicht noch im Zunehmen begriffen.‘ Die Ursache liegt offenbar in den Entscheidungen der Geschworenen, und diese haben wieder ihren Grund in den Sophismen, welche die Presse über die aus Leidenschaft begangenen Delikte verbreitet hat, — als ob nicht jedes Verbrechen aus Leidenschaft hervorginge, — über die Unverantwortlichkeit für die aus einem angebornen oder erworbenen Hange entspringenden Willensentschließungen usw. Mehr noch, die Bourgeois in den Juries haben sich eine (nicht ganz uneigennützige) Verehrung für das Eigentum zu bewahren gewußt, der ihre beharrliche Strenge erklärt, während ihre sittlichen Begriffe in vollständige Verwirrung auszuarten beginnen. Man führt folgenden Ausspruch eines Geschworenen an: Warum verlangt man von uns, daß wir diesen Menschen verurteilen; er hat uns doch nichts getan. Wird Frankreich auf den Standpunkt halbbarbarischer Länder herabsinken, wo die Messeraffären an der Tagesordnung sind, wo Rache eine Ehrensache ist, und wo man Gewalttätigkeiten mit der vorgeblichen ererbten Heißblütigkeit zu entschuldigen sucht?“

Trotz dieser stets wachsenden Tendenz, überall, wo nicht der Schutz des Eigentums in Frage kommt[1], auf Freisprechung oder milde Strafen zu erkennen, hat bis in die Mitte der neunziger Jahre des vorigen Jahrhunderts die Kriminalität beträchtlich zugenommen, und zwar, was das traurigste und bedenklichste bei der Sache ist, in erster Linie bei den Jugendlichen. Nach dem eben genannten Autor[2] ist in den Jahren 1881 bis 1893 die Gesamtzahl der von den Zuchtpolizeigerichten Verurteilten von 210000 auf 240000, diejenige der wegen Mord und Totschlag Verurteilten seit 1889 von 351 auf 407, der wegen Notzucht und unzüchtigen Handlungen an Minderjährigen Verurteilten von 539 auf 631 im Jahr gestiegen. Innerhalb eines Jahrzehntes vermehrte sich die Kriminalität der Erwachsenen um $1/_9$, diejenige der Minderjährigen um $1/_4$, so daß um die Mitte der neunziger Jahre die Kriminalität der Minderjährigen beinahe doppelt so groß war, wie diejenige der Erwachsenen. In Paris stand mehr als die Hälfte der Verhafteten im Alter von unter

[1] Im letzten Jahrzehnt hat übrigens auch bei den Eigentumsvergehen eine mildere Praxis Platz gegriffen.

[2] Fouillée: Revue des deux mondes (XXXIX 417—418).

21 Jahren, und zwar handelte es sich in den meisten Fällen um schwerere Vergehen. Nach Tarde[1] stieg die Gesamtzahl der wegen Vergehen verurteilten Minderjährigen von 16 bis 21 Jahren von 23319 im Jahre 1880 auf 32317 im Jahre 1894, also beinahe um 38 Prozent in 15 Jahren. Der Prozentsatz der Minderjährigen unter der Gesamtzahl der wegen Vergehen Verurteilten ist von 12,70 in den Jahren 1871 bis 1875 auf 16,38 im Jahre 1902 gestiegen[2]. Die Zahl der im Laufe eines Jahrzehntes der Prostitution anheimgefallenen Kinder wurde auf 40000 geschätzt.

Im letzten Jahrzehnt ist plötzlich eine auffallende Abnahme der Zahl der Verurteilten eingetreten. Aber es wäre eine arge Täuschung, wenn man darin ein Anzeichen einer tatsächlichen Abnahme der Kriminalität erblicken wollte. Die französische amtliche Statistik selbst hat mehrfach auf das Nachlassen der Intensität der Strafverfolgung als Ursache der Abnahme der Verurteilungen besonders bei den Minderjährigen hingewiesen[3]. In dem offiziellen Bericht des Siegelbewahrers an das Ministerium vom Jahre 1902 z. B. heißt es[4]: „Die Ziffern, welche als Gesamtsumme der gerichtlich belangten Minderjährigen angegeben sind, sind weit entfernt, der wirklichen Zahl der jugendlichen Übeltäter zu entsprechen, bei denen gesetzwidrige Handlungen festgestellt wurden. Die Verpflichtung, gemäß den Kanzleivorschriften eine regelrechte Untersuchung bei gerichtlichen Verfahren dieser Art vorzunehmen, bestimmt, wenigstens bei den am meisten mit Arbeit überhäuften Staatsanwaltschaften, die Beamten sehr häufig, die Sachen von geringer Bedeutung zu ‚klassifizieren' (d. h. Akten darüber anzulegen, ohne ihnen weiter Folge zu geben), einzig in der Absicht, um Arbeitsanhäufungen zu vermeiden, welche derartige Prozesse voraussichtlich in der Untersuchungsinstanz hervorrufen würden." Auch wird von der bedingten Verurteilung bzw. Begnadigung in immer größerem Umfang Gebrauch gemacht, im Jahre 1899 bei 236 von je 1000 durch die Zuchtpolizeigerichte Verurteilten[5]; ganz abgesehen von den zahlreichen Fällen, in welchen Freisprechung erfolgte.

---

[1] Vgl. Revue sociale catholique 1897, 355.

[2] P. Drillon, La jeunesse criminelle[2], Paris 1905, 12.

[3] Vgl. Brachelli-Juraschek, Die Staaten Europas 376 390.

[4] A. Bosco, La delinquenza in vari stati di Europa: Bulletin de l'Institut international de statistique XIII, 4. livraison, Rome 1903, 77.

[5] Drillon a. a. O. 15.

Ein untrügliches Zeichen der Verschlechterung des sittlichen Zustandes einer Bevölkerung ist dagegen eine starke Zunahme der Selbstmordhäufigkeit. Auch da sind internationale Vergleiche nur mit großer Vorsicht anzuwenden, weil der Grad der Genauigkeit der Erhebung nicht in allen Ländern der gleiche ist. Bei Gegenüberstellung der Selbstmordhäufigkeit der gleichen Bevölkerung zu verschiedenen Perioden ist zu untersuchen, ob die Erhebungsmethode dieselbe geblieben ist, da sonst die Möglichkeit vorliegt, daß die Zunahme ganz oder teilweise eine bloß rechnungsmäßige ist, die in einer vollständigeren und genaueren Erhebung ihren Grund hat. So ist z. B. die plötzliche außerordentlich starke Steigerung der österreichischen Selbstmordziffer seit Anfang der siebziger Jahre des 19. Jahrhunderts ohne Zweifel in erster Linie auf die durchgreifende Umgestaltung der amtlichen österreichischen Selbstmordstatistik im Jahre 1873 zurückzuführen. In Frankreich aber hat eine solche Umgestaltung nicht stattgefunden; vielmehr ist seit dem Jahre 1827 die statistische Erhebung der Selbstmorde daselbst im wesentlichen dieselbe geblieben. Sie regelt sich nach den Vorschriften des Artikels 81 des Code civil, wonach bei offenbar oder mutmaßlich gewaltsamem Tod die Beerdigung erst erfolgen darf, nachdem durch die Polizeibehörde unter Hinzuziehung eines ärztlichen Sachverständigen ein Protokoll aufgenommen ist. Letzteres wird an die Staatsanwaltschaft abgeliefert, die auf Grund derselben nähere Prüfung oder nötigenfalls gerichtliche Untersuchung veranlaßt. Das ist das Material, aus welchem die französische Selbstmordstatistik entnommen wird; es ist ein Material, das an Zuverlässigkeit und Vollständigkeit wohl kaum hinter dem irgend eines andern Staates zurücksteht, vorausgesetzt, daß die Organe der jetzigen Verwaltung mit der gleichen Gewissenhaftigkeit vorgehen, wie sie ehedem das französische Beamtentum auszeichnete.

Die Zahl der Selbstmorde, absolut und im Verhältnis zur Gesamtbevölkerung, stellte sich in Frankreich in den drei letzten Jahrzehnten durchschnittlich wie folgt[1]:

	Zahl der Selbstmorde	Selbstmordziffer auf je 1 Mill. Einw.		Zahl der Selbstmorde	Selbstmordziffer auf je 1 Mill. Einw.
1871—1875:	5276	144	1886—1890:	8286	216
1876—1880:	6259	168	1891—1895:	9238	241
1881—1885:	7339	194	1896—1900:	9186	238

[1] H. A. Krose S. J., Der Selbstmord im 19. Jahrhundert, Freiburg 1906, 60.

Eine Zunahme der jährlichen Durchschnittszahl der Selbstmorde um beinahe 4000 in dreißig Jahren ist jedenfalls eine ungeheure, um so mehr, wenn man bedenkt, daß die Bevölkerung Frankreichs in diesem Zeitraum nur sehr wenig zugenommen hat. Die Selbstmordziffer ist infolgedessen von 144 auf 238, d. h. um mehr als 65 Prozent gestiegen. Frankreich, das zu Anfang der siebziger Jahre noch eine mittlere Selbstmordhäufigkeit hatte — wenn man, wie das üblich ist, bei 160 Selbstmorden auf 1 Million der Bevölkerung die Grenze zwischen mittlerer und hoher Selbstmordfrequenz zieht —, ist in dieser Periode in die Reihe der Länder mit hoher Selbstmordhäufigkeit übergegangen, ja hat alle andern überflügelt, wenigstens soweit die selbständigen europäischen Staaten in Betracht kommen. Nur das Königreich Sachsen, die sächsischen Herzogtümer, Braunschweig und einige andere deutsche Kleinstaaten tun es ihm noch zuvor.

In den vorhergehenden Jahrzehnten stand auch in dieser Beziehung Frankreich viel günstiger. Allerdings war schon damals die Zunahme der Selbstmorde in Frankreich eine ständige und sehr beträchtliche, von 91 auf 1 Million im Jahrzehnt 1841—1850 auf 130 im Jahrzehnt 1861—1870 [1]. Aber sie hatte doch noch nicht so gewaltige Dimensionen angenommen und erfolgte nicht mit solcher Schnelligkeit und Heftigkeit wie namentlich in der Zeit von 1880 bis 1894, wo die Zahl der Selbstmorde von 6638 bis auf 9703, also beinahe um 50 Prozent in 15 Jahren, stieg [2]. Vor allem aber hielt sich die französische Selbstmordfrequenz während der ganzen voraufgehenden Periode auf einer mittleren Höhe, so daß in älteren Schriften die Stellung des französischen Volkes gegenüber dem Selbstmordproblem als eine günstige bezeichnet wurde, was sie im Vergleich mit den meisten nord- und mitteleuropäischen Staaten ja auch wirklich war, während heute selbst das wegen seiner hohen Selbstmordfrequenz berüchtigte Dänemark hinter Frankreich zurücksteht.

Endlich kommen noch die Ehescheidungen bei Beurteilung des sittlichen Standes der Bevölkerung in Betracht; ja sie sind nach dem Urteil der ersten Autoritäten auf dem Gebiete der Moralstatistik eines der wichtigsten Symptome, aus denen man erkennen kann, ob der Stand der Volkssittlichkeit ein gesunder und normaler ist oder nicht. J. E. Wappäus [3], einer der Altmeister der deutschen Statistik, sagt darüber: „Zu den

[1] Ebd. 100. [2] Ebd. 55.
[3] Handbuch der Geographie und Statistik I, Leipzig 1855, 217.

wichtigen negativen statistischen Daten über die sittliche Kultur eines Staates gehört ferner die durchschnittliche Zahl der jährlichen Ehescheidungen. Die Auflösung einer Ehe durch Scheidung ist meist als schwerer Beweis stattgehabter Unsittlichkeit und als Anfang neuer Unsittlichkeit anzusehen, und deshalb zeigt eine große Proportion der Ehescheidungen bei einer Bevölkerung viel entschiedener eine sittliche Gesunkenheit an als eine große Proportion der unehelichen Geburten, wenngleich auch wie bei den letzteren die Zahlen nicht als absolute Maße der Sittlichkeit anzusehen sind, weil auf die Zahl der Ehescheidungen in verschiedenen Ländern die Ehegesetze von großem Einfluß sind."

Wir beschränken uns daher auf die Untersuchung der Ehescheidungsfrequenz in Frankreich, ohne die Entwicklung in andern Ländern zu berücksichtigen. In der Entwicklung der französischen Ehescheidungsfrequenz bildet das Jahr 1884 einen tiefen Einschnitt. Bis dahin waren in Frankreich nur Trennungen von Tisch und Bett, nicht aber eigentliche Ehescheidungen zulässig. Die Trennungen waren zudem verhältnismäßig selten. Die Gesamtzahl belief sich nach dem Annuaire statistique de la France auf durchschnittlich 1988 jährlich im Jahrzehnt 1861—1870 und auf durchschnittlich 2281 im Jahrzehnt 1871—1880; in den drei letzten Jahren vor Einführung der Scheidung 1881—1883 hatten sie ihr Maximum mit durchschnittlich 2895 im Jahr erreicht. Da wurde nach lebhaften Debatten in der Kammer die Einführung der vollständigen Ehescheidung durchgesetzt und vom 1. Oktober 1884 ab die Einreichung der Scheidungsklage gestattet. Im Jahre 1884 wurden bereits 1657 Ehescheidungen ausgesprochen, im Jahre 1885 4123 neben 2821 bzw. 2122 Trennungen von Tisch und Bett. Seitdem hat sich in Frankreich die Ehescheidungsfrequenz folgendermaßen entwickelt:

	Durchschnittliche Zahl der Ehescheidungen
1886—1890:	5618
1891—1895:	7199
1896—1900:	7968
1901—1903:	9064

Von 1885 bis zum Jahre 1902, wo mit 9431 Ehescheidungen das Maximum erreicht wurde, hat sich also die Zahl der Ehescheidungen in Frankreich mehr als verdoppelt; es ist eine Vermehrung um 129 Prozent in 18 Jahren. Man glaubte in Frankreich in den Jahren 1885 und

1886, die damals konstatierte Zahl von 4000 Ehescheidungen als eine außergewöhnlich hohe ansehen zu müssen, die sich aus der Umwandlung zahlreicher schon bestehender Trennungen in Ehescheidungen erkläre und die daher, wenn der erste Ansturm vorüber sei, sich wieder vermindern werde. Man hat sich gründlich getäuscht. Es finden allerdings noch immer Umwandlungen von Trennungen in Scheidungen statt, aber die weiter als bis zum Jahre 1884 zurückreichenden Fälle werden jetzt längst erledigt sein, und doch ist die Zunahme der Ehescheidungen noch immer eine ungeheure. Dabei haben aber die Trennungen von Tisch und Bett keineswegs aufgehört. Sie beliefen sich auf 1804 im Durchschnitt der Jahre 1886 bis 1890, auf 1900 durchschnittlich im Jahrzehnt 1891—1900 und auf 2281 im Jahre 1902, also genau so viel wie im letzten Jahrzehnt vor Einführung der Ehescheidung.

Der Gesamteindruck, den man bei einem Überblick über den gegenwärtigen Zustand der französischen Bevölkerung und über ihre Entwicklung in den letzten Jahrzehnten erhält, ist jedenfalls ein äußerst trüber. Wir haben vor uns das Bild einer Nation, die nach außen hin auf allen Gebieten von ihren Rivalen überflügelt wird, denen sie früher weit überlegen war, und die im Innern durch frevelhafte Beschränkung der natürlichen Vermehrung und stetig fortschreitende Entsittlichung auf ihren vollständigen Ruin hinarbeitet. Diese Periode des Niederganges Frankreichs fällt zusammen mit der Periode der Emanzipation von der Religion. Daraus folgt freilich noch nicht unmittelbar, daß der Niedergang Frankreichs durch den Kampf der öffentlichen Gewalt gegen die Kirche, die systematische Entchristlichung des französischen Volkes, verursacht sei. Ein post hoc ist nicht notwendig auch ein propter hoc. Wir wollen auch gerne zugeben, daß andere als moralische Umstände mit zu dem Niedergang Frankreichs beigetragen haben. Das Zurückbleiben auf wirtschaftlichem Gebiete insbesondere ist zweifellos zum großen Teil durch natürliche Ursachen bedingt, da der geringere Reichtum Frankreichs an Kohlen und Eisenerzen das Aufblühen der Industrie erschwert und der unglückliche Krieg von 1870 bis 1871 der französischen Volkswirtschaft einen Schlag versetzt hat, von dem sie sich nicht so schnell erholen konnte. Wenn es sich daher nur um ein ungünstiges Sympton handelte, das vereinzelt dasteht, so wären wir nicht berechtigt, daraus allgemeine Schlußfolgerungen abzuleiten. Aber so liegt die Sache nicht; wir haben hier im Gegenteil einen ganzen Komplex von Erscheinungen vor uns, der an-

et, daß das gesamte französische Volksleben bis auf seine Wurzeln ankt ist.

Angesehene französische Schriftsteller, die selbst nicht auf kirchlichem tandpunkt stehen, haben diese Anzeichen sittlichen Verfalls mit der antirchlichen Gesetzgebung, besonders auf dem Gebiet der Schule, in Verindung gebracht. So sagt z. B. A. Fouillée in der Revue des deux mondes[1]: „Außer dem Mißbrauch der intellektualistischen Vorurteile und dem übertriebenen Vertrauen auf die sittigende Kraft der positiven Wissenschaften ist man auch den politischen, religiösen, antireligiösen Vorurteilen zum Opfer gefallen. Durch unglückliche Verkettung der Umstände und durch das Ungeschick der Menschen hat die Politik die leitende Rolle in Unterrichtsfragen gespielt; die sittlichen Interessen der Kinder und der Lehrer selbst wurden zu sehr den Parteiinteressen untergeordnet. Auf diese Weise hat man das geistige Gleichgewicht noch mehr ins Schwanken gebracht. Diese auf die Spitze getriebene Konsequenz hat, in den Dienst der Leidenschaften gestellt, augenscheinliche Gefahren im Gefolge gehabt, wenn man die Sache vom sozialen Standpunkt aus betrachtet. Sie ist es, die die Ausschreitungen im Kampfe gegen den Klerikalismus verschuldet hat. Woraus setzt sich denn heutzutage die sog. antiklerikale Partei zusammen? Ein Philosoph, der selbst nicht des Klerikalismus verdächtig ist, M. Renouvier, antwortet: ‚Enge und beschränkte Geister, bei denen die Freiheit des Gedankens nur in Negationen besteht.‘ Aber mit Negationen läßt sich ein Volk nicht moralisch erziehen. (Die Leidenschaft des Antiklerikalismus hat es dahin gebracht, daß man aus lauter Fürsorge für die Gewissensfreiheit der Diebe und Mörder dem Seelsorger nicht mehr erlaubt, in den Gefängnissen zu wohnen oder die Gefangenen zu besuchen, außer wenn sie ihn rufen lassen. Gibt man nun den Gefangenen wenigstens einen Unterricht in der Laienmoral? Nein, um sie moralisch zu erziehen, verläßt man sich auf den Unterricht ihrer Mitgefangenen. Das Gefängnis wird so eine Schule des Verbrechens.) — Wie man auch sonst über die religiösen Dogmen denken mag, man muß doch diese Grundwahrheit der Soziologie anerkennen, daß die Religionen ein sittlicher Halt ersten Ranges sind und mehr noch eine sittliche Triebkraft. Das Christentum insbesondere kann als ein vollständiges System der Unterdrückung aller schlechten Neigungen bezeichnet werden. . . . Die antireligiöse Intoleranz

[1] CXXXIX (1897) 429—431.

ist ebenso verderblich für eine Nation wie die religiöse Intoleranz. Unser großes Übel ist die Spaltung: ein Teil unserer Lebenskraft wird dazu verwandt, entgegenstehende Kräfte zu bekämpfen, und das Resultat ist eine Beeinträchtigung des Fortschritts."

Jedenfalls sind wir, wenn — wie das Paul Bert, einer der Urheber der antikirchlichen Bewegung in Frankreich, getan hat — ausdrücklich die Parole ausgegeben wird, „daß die Religion allüberall der Sittlichkeit störend in den Weg trete" und darum ihr Einfluß durch gesetzgeberische Maßnahmen bekämpft werden müsse, heute nach einem Vierteljahrhundert wohl berechtigt zu fragen, wie sich denn dies System der Emanzipation von dem Einfluß der Religion bewährt, welche Früchte es im Volksleben der französischen Nation gezeitigt hat. Das Ergebnis ist ein vollständiges Fiasko.

H. A. Krose S. J.

Eine geheime päpstliche Sendung des sel. Canisius.

Nach großenteils ungedruckten Quellen.

(Schluß.)

3. Düsseldorf-Köln-Speier. Rückblick. Erfolge.

Eines der schwersten Stücke, welche Petrus Canisius bei seiner Sendung zu leisten hatte, waren die Verhandlungen mit dem Herzog von Jülich. Nach langem Suchen wurde der päpstliche Bote endlich des Fürsten habhaft; es war allem Anschein nach auf dessen Lieblingssitz, im Schlosse von Düsseldorf.

Was für ein Mann war der Herzog von Jülich? Wilhelm von Jülich-Kleve-Berg war einer der mächtigsten Fürsten des Römischen Reiches; im nordwestlichen Deutschland konnte kein geistliches oder weltliches Gebiet mit seinen Ländern den Vergleich aushalten. In religiösen Dingen aber stand es traurig mit ihm. Der alte protestantische Kirchengeschichtschreiber Salig kennzeichnet ihn mit den Worten: Der Herzog war „in der Religion sehr unbeständig. Bald war er lutherisch, bald papistisch und ward endlich gar unsinnig." [1] Das ist

[1] Christian Aug. Salig, Vollständige Historie der Augspurgischen Confession III, Halle 1735, 260.

nun allerdings etwas zu stark. Tatsache aber bleibt es, daß am Jülicher Hofe ein liberaler Katholizismus sehr verworrener Art im Schwange war. Da tummelten sich Lebemänner, Schöngeister, Aufklärer von verschiedenen Farben. Des Fürsten schwachen Kopf suchten ehrgeizige Geistliche und Amtsleute, hungrige Schmarotzer, verbissene Romhasser ihren selbstsüchtigen Zwecken dienstbar zu machen. Der klevische Kanzler Heinrich Vars, genannt Olisleger, wohl der mächtigste unter des Herzogs Beamten, war, wie man berichtet, Erasmianer und Freund der Neugläubigen. Zum Hofprediger hatte sich Wilhelm im Jahre 1558 den beweibten Priester Gerhard Vels oder Veltius auserkoren, der keine Messe las und dem Herzog das Abendmahl unter beiden Gestalten reichte. Am meisten Ansehen genoß in kirchlichen Fragen Georg Cassander, ein gelehrter, gutherziger Mann, der aber, obwohl Laie und nicht theologisch geschult, gern in theologischen Töpfen kochte und sich in der Rolle eines Kirchenvaters gefiel; in seinen Zugeständnissen an den Protestantismus und den staatlichen Liberalismus ging er so weit, daß zu Köln bei seiner letzten Krankheit die Geistlichkeit ihm einen Widerruf abverlangte, bevor sie ihm die Sakramente gewährte. Je weniger aber Herzog Wilhelm auf den Papst und den Diözesanbischof gab, desto mehr wollte er selbst Landesbischof und Landespapst sein. So gestattete er, um nur ein Beispiel anzuführen, aus eigener Machtvollkommenheit den Laienkelch; ja er befahl den Pfarrern bei Strafe der Amtsentsetzung, ihn jedem zu spenden, der ihn verlangte [1]. Vieles mußte allerdings auf Rechnung seiner Krankheit gesetzt werden; bald nach dem Augsburger Reichstage des Jahres 1566 befiel ihn dieselbe mit solcher Heftigkeit, daß er auf längere Zeit Sprache und Verstand verlor [2].

Wie ward der Abgesandte des Papstes von Herzog Wilhelm empfangen? Was erreichte er? Auf den ersten Blick möchte es scheinen, als wären wir hierüber sehr genau und sehr ins einzelne hinein unterrichtet. Der Zeitgenosse Hermann Hamelmann, damals zu Lemgo im Lippischen, nicht sehr weit von Düsseldorf, wohnhaft, erzählt uns vom Jülicher Herzog: „Wenige Tage nach dem Tode Pius' IV. kam Peter Canisius zum Fürsten und brachte eine päpstliche Schrift. Der Herzog hatte sich damals dahin vernehmen lassen: ‚Was hat denn dieser Schelm hier verloren? Das ist ja der Anstifter der Jesuiten! Ich wollte, er und alle andern Jesuiten würden in den Rhein geworfen!' Die Schrift wurde dann eingereicht. In derselben ward der Fürst ermahnt, er solle standhaft bei der alten Religion verbleiben, er solle die Beschlüsse der Kirchenversammlung von Trient annehmen und sie durch Canisius in den Kirchen seines Landes zur Geltung gelangen und in Übung bringen lassen; und wenn einige anders dächten, so solle er sorgen, daß Canisius mit ihnen disputieren könne. Der Fürst antwortete durch seinen Kanzler Vars: Zwar sei der Papst tot und darum jenes Schreiben jetzt ungültig. In seiner

---

[1] Beati Petri Canisii S. J. Epistulae et Acta IV, Friburgi Brisgoviae 1905, 132.

[2] H. Kampschulte, Geschichte der Einführung des Protestantismus im Bereiche der Provinz Westfalen, Paderborn 1866, 199—203. M. Lossen, Der Kölnische Krieg. Vorgeschichte, Gotha 1882, 5 13—15. Albr. Wolters, Konrad von Heresbach und der Klevische Hof seiner Zeit, Elberfeld 1867, 142—148.

Frömmigkeit und Güte sei er jedoch bereit, dem Canisius Gehör zu gewähren, wofern dieser Deutsch reden wolle. Canisius verlangte sofort, man möge ihm gestatten, seinen Auftrag in lateinischer Sprache auszurichten. Der Fürst erlaubte es. Der langen Rede kurzer Sinn war nun dieser: Der Herzog solle in seinen Ländern die Beschlüsse der Kirchenversammlung von Trient zur Ausführung bringen; er solle dem Papste tatkräftigen Beistand leisten, damit in ganz Deutschland diese Beschlüsse zum Vollzuge kämen; auch gebühre es sich, daß der Fürst die Laienkommunion unter beiden Gestalten abschaffe, welche von ihm in allen Kirchen eingeführt und gestattet worden sei; schließlich möge er geruhen, bei der angestammten Religion zu verbleiben, damit er gleich seinen Vorvordern und seinem Vater bei den Katholiken und dem römischen Stuhle Lob sich erwerbe. Darauf entgegnete der Fürst durch den Kanzler: Von den beiden Abendmahlsgestalten wisse er mit Bestimmtheit, daß sie durch Christus vorgeschrieben und anbefohlen seien; deshalb trete er durch sein eigenes Beispiel für sie ein. Was dann die alte Religion anging, so versprach er, es sich angelegen sein zu lassen, daß er nach Möglichkeit sich löblich und billig halte und so seinen Untertanen voranleuchte und in die Fußstapfen seiner Vorfahren trete. Auf das aber, was Canisius von der Vollziehung der Konzilsbeschlüsse gesagt, erklärte er, keine sofortige Antwort geben zu können. Doch es werde ja auf dem bevorstehenden Reichstage von den Ständen darüber beratschlagt werden; was immer also dort gemeinsam beschlossen werde, das wolle auch er tun. Deshalb sei er auch nicht in der Lage, neue Disputationen zu veranlassen oder auch nur zu gestatten." So Hamelmann in seiner schlecht lateinisch geschriebenen „Fortsetzung der Kirchengeschichte von des Evangeliums Wiedergeburt" [1].

Man kann es nicht leugnen: Manches in dieser Geschichte klingt glaublich. So des Herzogs Eintreten für den Laienkelch und seine Abneigung gegen das Trienter Konzil; so auch sein Zornesausbruch gegen die Gesellschaft Jesu; dem halben und dem abgeblaßten Katholizismus ist dieser Orden stets ein Dorn im Auge gewesen. Hier traten persönliche Gründe hinzu. Als Johannes Monheim, vom Herzog zum ersten Leiter der neuen Düsseldorfer Lateinschule ernannt, in einem scheinbar katholisch gehaltenen Katechismus den Calvinismus einzuschmuggeln versuchte, war er von den Kölner Jesuiten in der berühmten „Kölner Zensur" an den Pranger gestellt worden [2]. Jesuitischen Umtrieben schrieb es Wilhelm auch zu, daß für seine neue Duisburger Universität die ersehnte päpstliche Bestätigungsbulle so lange nicht hatte eintreffen wollen [3]. Auch Georg Cassander, vom Herzog zum ersten Rektor der Hochschule bestimmt, war den Söhnen des Ignatius gram; daß seine Schriften auf dem Trienter Index standen, sah man als einen Trumpf an, welchen die Jesuiten ausgespielt [4].

Nichtsdestoweniger werden wir gut daran tun, Hamelmanns ganzen Bericht mit großem Mißtrauen aufzunehmen. Ein gewiß nicht allzu papstfreundlicher Geschichtsforscher unserer Tage, der Münchener Universitätsprofessor Cornelius, sagt

---

[1] Hermanni Hamelmanni Opera genealogico-historica de Westphalia et Saxonia inferiori, ed. Ern. Casim. Wasserbach, Lemgoviae 1711, 1010.

[2] Canisii Epistulae II 721—722.

[3] Wolters a. a. O. 164. M. Lossen, Briefe von Andreas Masius und seinen Freunden, Leipzig 1886, 343—344.

[4] L. Ennen, Geschichte der Stadt Köln IV, Köln und Neuß 1875, 730. Illustrium et clarorum Virorum epistolae, Lugduni Batavorum 1617, 265—266.

bei Erwähnung jenes Teiles der Hamelmannschen Kirchengeschichte, der von de Münsterer Wiedertäufern handelt: „Hamelmann ... besitzt weder Forschungstrie noch Fähigkeit genug, um Begebenheiten und Zustände in ihrem Zusammenhar aufzufassen. Er arbeitet flüchtig.... Auch fehlt es ihm so ganz an aller Kritik." Besonders verdächtig ist Hamelmanns Zeugnis da, wo derselbe über katholisch Dinge sich ausläßt. Hermann Hamelmann war katholischer Priester, fiel aber vo der Kirche ab und wurde protestantischer Pfarrer in Lemgo, später Superintende im Oldenburgischen; er verheiratete sich zweimal. Auch protestantische Amtsbrüde wie Albert Hardenberg und Christoph Pezel, mußten die ätzende Schärfe sein streitsüchtigen Feder verkosten. Da begreift es sich, daß Hamelmann an eben d Stelle, wo er von Canisius spricht, selbst gegen Papst Pius IV. eine schändlic Verleumdung schleudert. An des Canisius Namen knüpfte sich obendrein für de Lemgoer Prediger eine bittere persönliche Erinnerung: Um das Jahr 1565 wa Hamelmanns Versuch, den Katechismus des Canisius aus der Lateinschule vo Münster zu verdrängen, schmählich mißlungen [2]. Wegele urteilt über seine gan „Kirchengeschichte von der Wiedergeburt des Evangeliums in Westfalen": „Di Brauchbarkeit und Glaubwürdigkeit dieser seiner Aufzeichnungen leidet öfter durch seine Kritiklosigkeit, Flüchtigkeit und durch die trübende Einwirkung seine überspannten Luthertums." [3] Doch genug von Hermann Hamelmann! Sein Zeugnis als solches ist in unserem Falle nahezu kraftlos; dasselbe verdient nu Glauben in den Dingen, welche durch anderweitige Zeugnisse als glaubwürdi erhärtet werden.

Wenden wir uns an Canisius selbst! In seinem Mainzer Brief vom 27. Januar 1566 meldet er dem Ordensgeneral Franz Borgi zunächst dieses, daß er an des Herzogs Hof die erste Nachricht vom Hin scheiden des Papstes Pius IV. erhalten habe. Wahrscheinlich gab es z Düsseldorf Leute, welche dem Fürsten in die Ohren raunten, er solle nu dem lästigen Mahner die Türe weisen einfach auf den Grund hin, da sein Beglaubigungsschreiben und seine Aufträge durch jenen Todesfa hinfällig geworden. Aber der Jesuitenprovinzial hatte auch Fürspreche am herzoglichen Hofe. Dr Wilhelm Wissel, der Vizekanzler von Jülic

[1] C. A. Cornelius, Die Geschichtsquellen des Bisthums Münster II, Münst 1853, xxxiv.

[2] Canisii Epistulae IV 1033.

[3] F. X. v. Wegele, Geschichte der deutschen Historiographie seit dem Auftrete des Humanismus, München und Leipzig 1885, 419. H. Detmer, welcher vo der Neuausgabe Hamelmannscher Werke das erste Heft besorgt hat, glaubt dere geschichtliche Bedeutung etwas höher stellen zu müssen; aber er gesteht, daß si „manche Irrtümer" darin finden, und daß Hamelmann „nicht immer frei vo Leidenschaft geblieben ist". Auch Professor C. Hosius, der Herausgeber de zweiten Heftes, gibt zu, daß es sich hier um eine „nicht einwandfreie Quelle" hande (Veröffentlichungen der Historischen Kommission für Westfalen: Hermann Hame manns Geschichtliche Werke. Kritisch neu herausgegeben. Bd I, 1. Hft, Münst i. W. 1902, „Zur Einführung"; 2. Hft, Münster i. W. 1905, „Vorwort").

und Berg, war ein großer Jesuitenfreund; ein anderer hochgestellter Beamter hatte den Kölner Jesuiten drei Söhne zur Erziehung übergeben[1]. So konnte Canisius in seinem Briefe des weiteren berichten: Obwohl also der Papst tot war, „hielt ich dem Herzog Vortrag über dessen Willensmeinung; ich ermahnte ihn, eine katholische Haltung einzunehmen; insbesondere, sagte ich, sollte er nicht zugeben, daß die Sektierer sich Neuerungen und Mißachtung des Heiligen erlaubten in den weiten herrlichen Landstrichen, die er beherrscht. Dieser Herr bedarf auch einer solchen Ermahnung und eindringlichen Erinnerung, wofern man überhaupt mit Worten etwas bei ihm ausrichten kann. Er versprach, nach Augsburg" zum Reichstage „zu kommen und dort die Sache der Religion zu fördern, soweit das mit dem Worte Gottes in Einklang stehe usw. Der Herr möge seinen Sinn und seinen Hof von der Neuerungssucht befreien!" [2]

Mehreres ist in des Seligen Aufzeichnungen nicht zu finden. Ganz befriedigt konnte er Düsseldorf nicht verlassen. Die Erklärung, für die Religion so viel tun zu wollen, als mit dem Worte Gottes verträglich, war in jenen Zeiten nicht viel mehr als Sand, welchen die Neuerer gutmütigen Katholiken in die Augen zu streuen versuchten.

Bei alledem waren die Anstrengungen des päpstlichen Boten nicht ganz erfolglos. Am 23. Januar 1566 erschien zu Düsseldorf eine umfangreiche Verordnung wider die Sektierer. Der Herzog befiehlt, daß man dieselben seinen Amtsleuten und Befehlshabern anzeige; wollen sie sich nicht zurechtweisen lassen, so sollen ihre Güter eingezogen werden. Dann tadelt der Fürst auch, daß im Gottesdienste „große Ungleichheit" eingerissen sei; bei etlichen seien alle christlichen gottseligen Zeremonien gänzlich abgeschafft worden; „ein jeder Pfarrherr richte nach seinem selbst Gutbedünken sonderbare Ordnungen an", wodurch den hochwürdigen Sakramenten „die gebührliche Reverenz und Ehrerbietigkeit" nicht gehalten werde. Wer unter nur einer Gestalt den Leib des Herrn nehmen wolle, solle nicht daran gehindert werden. „Es soll oick mit der Bicht gehalden werden wie van alders herkomen als dat ein Jeder besonders bichte und syne Absolution ontfange und nit irer veele thogelich und mit

---

[1] Jos. Hansen, Rheinische Akten zur Geschichte des Jesuitenordens 1542 bis 1582, Bonn 1896, 443 479[1] 531 531[4].

[2] *Canisius an den hl. Franz Borgia, Mainz 27. Jan. 1566. Original in E. C. II n. 160. Die bisher ungedruckten Stellen sind mit einem * bezeichnet. Die Stücke, für welche kein Fundort angegeben wird, sind im Ordensbesitze.

einander absolvirt werden." [1] Canisius versäumte nicht, eine Ab
dieses herzoglichen Erlasses nach Rom einzusenden [2].

Viel wichtiger war die Wendung zum Besseren, welche sich am
selbst vollzog. Bis Ende 1565 war der Gottesdienst daselbst ein
mengsel von Katholisch und Protestantisch gewesen. Nun begann
reinliche Scheidung vor sich zu gehen. Hatte im Jahre 1561 der Nu
Commendone vergebens den beweibten Hofprediger Vels zu stürzen ver
so ward jetzt endlich das Ärgernis gehoben. Zu Anfang Januar 1
fast noch unter des Canisius Augen, mußten Herr und Frau Vel
von dannen heben. Der katholische Priester verwandelte sich bald d
zu Wesel in einen protestantischen Diener am Wort. Werner von Gy
dagegen, beim Herzog viel vermögend, ging zu Düsseldorf in die K
eines Klosters, empfing dort das Abendmahl nach katholischem Br
und bekannte sich offen als gläubigen Sohn der römisch-katholischen K
Mehrere Hofbeamte, Räte, Adelige folgten seinem Beispiel [3].

Es geschah vielleicht unter dem Eindrucke derartiger Nachrichten,
Pius V. aus Rom an Herzog Wilhelm sein Breve vom 26. Januar
erließ; er ermahnte den Fürsten, beim Augsburger Reichstage die R
des Apostolischen Stuhles in Schutz zu nehmen und für ein Bü
gegen die Türken tätig zu sein; dabei pries er Wilhelms „lautere
gebenheit gegen den Apostolischen Stuhl" und „besondern Eifer für
katholischen Glauben" [4].

So weit war es nun freilich noch lange nicht. Doch gelang e
Jahre 1570 Gymnich und seinen Freunden, den Herzog wieder zur Anh
der Messe und zum Empfange des Abendmahles unter einer Gesta
bewegen. Des Herzogs Söhne wurden gut katholisch erzogen. Die kath
Strömung am Hofe drang auch in die Bevölkerung hinein [5]. Der P

---

[1] L. Keller, Die Gegenreformation in Westfalen und am Niederrh
Leipzig 1881, 114—119.

[2] Gleichzeitige Abschrift des herzoglichen Erlasses, mit einigen Worten vo
Canisius Hand, in G. Ep. VI f. 141a—144a.

[3] Lossen, Kölnischer Krieg, Vorgeschichte 262 [2]. Ludw. Keller,
Kampf um das evangelische Bekenntnis am Niederrhein, in Sybels „Histo
Zeitschrift" LXIII 200.

[4] Das Breve gedruckt bei Th. J. Lacomblet, Urkundenbuch für di
schichte des Niederrheins IV, Düsseldorf 1858, 711—712. Jene Worte üb
auch im Breve an Erzherzog Karl vom selben Datum (J. de Lader
Annales ecclesiastici XXII, Romae 1728, p. 112).

[5] Keller, Gegenreformation I 27 29 40.

graf Wolfgang Wilhelm von Neuburg, der als Herzog von Jülich und Berg dem kinderlosen Sohne Wilhelms folgte, wurde durch den Katechismus des Canisius aus dem Luthertum zur katholischen Kirche zurückgeführt. Die Gesellschaft Jesu erhielt 1620 zu Düsseldorf, um 1664 zu Jülich ein Kollegium.

Die Kölner Jesuiten hatten gehofft, der Provinzial von Oberdeutschland werde Weihnachten mit ihnen feiern. Sie täuschten sich. Es muß kurz vor dem Dreikönigfeste, dem 6. Januar 1566, gewesen sein, als Canisius von Düsseldorf her in Köln eintraf. Sein erstes Wort im Kollegium war sicher dieses: Das römische Indult werde nun da sein. Aber das Indult hatte die berühmten „bleiernen Füße"; es hatte Köln noch nicht erreicht.

Doch jetzt nötigten den Nuntius seine Ordensbrüder, 15 Tage in ihrer Mitte zu bleiben [1]. Sie wollten den liebenswürdigen Mann genießen, der zwar „Visitator" genannt wurde, aber, wie er später selbst bezeugte, weder im Mainzer Kollegium noch in dem von Köln die Fuchtel des Visitators zur Hand nahm [2].

In Köln wußte man noch nichts vom Hinscheiden des Papstes Pius IV. Erst gegen Ende Januar traf die Nachricht in der Stadt ein [3]. So erachtete es nun wohl auch Canisius als eitle Märe, was man zu Düsseldorf über diesen Todesfall ihm erzählt hatte. War doch Pius IV. auch schon zwei Jahre zuvor in Deutschland tot gesagt worden [4].

Die Stadt **Köln** sollte endlich den Boten sehen, welchen Pius IV. an sie abgefertigt hatte.

Um das Jahr 1563 waren böse Gerüchte über die Kölner nach Rom gedrungen. Die Kölner Hochschule, hieß es, sei nur mehr ein leerer Schatten; die geistlichen Stellen würden vom Rate unfähigen Menschen verliehen; ungestraft dürfe man Schand- und Schmähbücher drucken; der größte Teil der Bürgerschaft sei vom katholischen Glauben abgefallen [5]. Leider war das keineswegs von Anfang bis zu Ende aus der Luft gegriffen. Dank den Winkelschulen und der Ungeschicklichkeit und Trägheit so mancher Universitätslehrer war die Hochschule von ihrer Höhe tief herabgesunken. Auch bei der Bürgerschaft war

---

[1] *Canisius an Borgia, Mainz 27. Jan. 1566, wie oben S. 305 A. 2.

[2] *Canisius an Borgia, Mainz 28. Jan. 1566, Orig. in E. C. II n. 161.

[3] *Rat der Stadt Köln an Canisius, Köln 29. März 1566. Gleichzeit. Abschr. (Brb. 84, f. 276b—277b). Im hist. Archiv der Stadt Köln.

[4] Canisii Epistulae IV 22.

[5] Fr. J. v. Bianco, Die alte Universität Köln I, Köln 1855, 449. Hansen, Rheinische Akten zur Geschichte des Jesuitenordens 1542—1582, 480 [2].

nicht immer katholischer Eifer zu verspüren; hatte doch eben erst ein Kölner Buchdrucker eine niederländische Übersetzung von Martin Luthers Postille veröffentlicht[1]. Immerhin hatte man dem Papste die Stadt in allzu schwarzen Farben gemalt. Das mußte dem Rate um so beschwerlicher sein, weil er eben jetzt im Begriffe stand, vom römischen Stuhle eine neue Gunst für die Kölner Universität zu begehren. Eine Hochschule unterhalten, auch eine von bescheidener Größe, bedeutet ja für eine einzelne Stadt allzeit eine schwere Last. Den Kölnern war sie erleichtert durch päpstliche Indulte, welche ihnen ermöglichten, Kirchengut für diese Zwecke zu verwenden. Eines der Indulte war von Pius IV. auf drei Jahre gegeben worden; der Rat wünschte dasselbe erneuert zu sehen, und zwar auf volle zwölf Jahre. Wir haben dasselbe schon früher genannt; es war das „Indult der dritten Gnade"; durch dasselbe begab sich der Heilige Stuhl seines Rechts, an den elf Stiften der Stadt alle geistlichen Stellen, hohe und niedere, zu besetzen, welche während der drei „päpstlichen Monate" März, Juli und November erledigt würden; der Stadtrat durfte sie an Lehrer der Hochschule vergeben und so für deren Unterhalt aufkommen. Den Kölnern lag sehr viel an dieser Vergünstigung. Rat und Hochschule hatten den P. Franz Coster vor seiner Abreise zur Generalswahl der Gesellschaft Jesu flehentlich gebeten, er möchte doch zu Rom ihre Stadt gegen jene Anklagen verteidigen und beim Papste die Indultsverlängerung durchsetzen[2]. In diesem Sinne hatte auch der Rektor der Universität an den hl. Franz Borgia geschrieben, und der Ordensgeneral hatte aus Rom am 10. September 1565 geantwortet: Man tue, was man könne; das fordere ja die Sache selbst; auch sei die Gesellschaft Jesu vom Verlangen erfüllt, der Universität und dem erlauchten Rate der Stadt Köln einen Dienst zu erweisen[3].

Was Borgia und andere Freunde der Kölner, besonders Kaspar Gropper, Auditor der Rota, in Rom zuwege gebracht, konnte man aus dem lateinischen Breve ermessen, welches Canisius mit sich brachte. Dasselbe ist von Pius IV. aus Rom am 19. September 1565 an Rat und Hochschule von Köln gerichtet. Der Papst schreibt ihnen: Er habe seinen geliebten Sohn Peter Canisius, dessen große Liebe zu Köln er kenne, beauftragt, sie zu besuchen und im Namen des obersten Hirten zu grüßen. Die römische Kirche sei der kölnischen besondere Zuneigung schuldig; denn Köln habe allzeit feste Anhänglichkeit an Rom bewahrt und dem Stuhle Petri mehr als gewöhnliche Ergebenheit und Ehrfurcht erzeigt. Gern habe er die erbetene Indultsverlängerung gewährt und befohlen, man solle das

[1] Hansen, Rheinische Akten zur Geschichte des Jesuitenordens 549.
[2] Bianco, Die alte Universität Köln I 911; Hansen a. a. O. 512.
[3] *Borgia an den Rektor der Universität Köln, Rom 10. Sept. 1565. Gleichzeit. Abschr. in Germ. 65, f. 3[a].

entsprechende Schreiben baldigst und unentgeltlich ausfertigen und absenden. Daran reiht sich die Mahnung: Es solle, der päpstlichen Verordnung gemäß, von allen, welche fortan in irgend welchem Fache zum Lehramte oder zur Doktorwürde zugelassen würden, das Glaubensbekenntnis gefordert werden nach der Formel, welche dem Breve beigelegt sei. Schließlich verweist der Papst auf die mündlichen Mitteilungen des Canisius und empfiehlt den Kölnern ihn und die ganze Gesellschaft Jesu; diese habe allerorts um die katholische Religion sich die besten Verdienste erworben[1].

Das Schreiben und die mündlichen Aufträge, welche es ankündigte, sollten nun amtlich übermittelt werden. Canisius ließ Anzeige an die Stadt ergehen. Die erste Antwort bestand darin, daß der Rat in das Kollegium für den „Herrn Doktor Canisius" städtischen Ehrenwein sandte. Am 14. Januar 1566 versammelten sich dann um Aggäus Snekan, den Rektor der Universität, die Dekane der Fakultäten, vier Herren des Rates, der städtische Rechtsanwalt und der Ratschreiber; vor ihnen erschien Canisius, begleitet von seinem Ordensgenossen Johann Rethius, dem Vorsteher des Dreikronen-Gymnasiums[2]. Er überreichte das Breve und tat seine Aufträge kund; es waren Ratschläge und Mahnungen, welche der Vater der Gläubigen besorgten Herzens an seine teuern Söhne am Rheinstrande richtete. Um sie vollständig zu verstehen, müssen wir zwei Dinge im Auge behalten. Zuerst dieses: daß Köln ganz katholisch bleibe, entsprach durchaus dem Augsburger Religionsfrieden vom Jahre 1555, der zugleich Reichsgesetz war. Sodann hielten damals auch die protestantischen Reichsstände streng und, wenn nötig, unter Anwendung von Gewaltmaßregeln darauf, daß kein Untergebener ein anderes Bekenntnis habe als das ihrige; sie gingen öfter noch weiter: sie entrissen den Katholiken manche Gebietsteile, ja ganze Bistümer und machten dieselben protestantisch. Vernehmen wir nun die päpstliche Botschaft, ins Deutsche übersetzt aus den lateinischen Aufzeichnungen, welche die Kölner Universität altem Brauche gemäß dem Dekanatsbuche ihrer Artistenfakultät hat einverleiben lassen:

„1. Vor allem soll man zu den Predigtstühlen nur solche Diener des göttlichen Wortes und zum Lehramte nur solche Lehrer zulassen, die sich als gläubige und gottesfürchtige Männer erprobt haben.

[1] Das Breve ist zuerst gedruckt (mit unrichtigem Datum) in Frider. Reiffenbergii S. J. Historia Societatis Iesu ad Rhenum inferiorem I, Coloniae 1764, Mant. 24.

[2] Aufzeichnungen von Rethius, bei Hansen a. a. O. 521[2].

„2. Man soll den Mißbrauch abschaffen, daß unsaubere, lästerliche und die Reinheit des katholischen Glaubens beflecende Bücher gedruckt und verkauft werden.

„3. Man soll keine Leute in der Stadt dulden, welche mit den Katholiken im Kirchenbesuch, in Empfang der Sakramente und in den kirchlichen Gebräuchen nichts gemein haben wollen.

„4. Man soll nicht zugeben, daß Fremde heimlich in die Stadt hereinkommen und dort das Gift ihrer Sekte verbreiten.

„5. Es sollen wider die Neuerer und Sektierer nicht nur strenge Befehle erlassen werden; sondern man soll die Befehle auch ernstlich in Vollzug bringen, und zwar bei jener Leute Lebzeiten sowohl als nach ihrem Tode.

„6. Die Universität Köln soll nach den Verordnungen der heiligen Kirchenversammlung von Trient, von denen ihr ein beglaubigter Abdruck verehrt wird, sich einrichten und umgestalten. Insbesondere soll fortan in den vier Fakultäten niemand zum Empfange der akademischen Grade zugelassen werden, er habe denn zuvor das Glaubensbekenntnis abgelegt nach der Formel, welche vom Papste vorgeschrieben wurde und der Universität jetzt eingehändigt ist.

„7. Kirchliche Pfründen, welche der Papst für die Universität bewilligt, sollen nur Männern verliehen werden, welche den Willen und die Fähigkeit haben, öffentliche Vorlesungen zu halten, die akademischen Studien zu fördern und den eingegangenen Verpflichtungen Genüge zu leisten. Auch soll man besser sorgen für die Vorlesungen wie für die Disputationen, besonders in der theologischen Fakultät.“ [1]

Der große Redner brachte diese Weisungen nicht mit den dürren Worten vor, mit denen sie im Buche stehen. Der Rat selbst bezeugt, derselbe habe eine „herzliche Ermahnung“ an die Versammlung gerichtet [2]. P. Rethius versichert als Augen- und Ohrenzeuge, dieselbe habe allgemeine Bewunderung erregt [3]. Nachdem Canisius geendet, fand eine kurze Beratschlagung statt.

---

[1] Hansen, Rheinische Akten zur Geschichte des Jesuitenordens 522. Ganz ähnlich bei Reiffenberg, Historia Societatis Iesu ad Rhenum inferiorem I, Mant. 24*. In aufgebessertem Latein bei Matth. Raderus S. J., De vita Petri Canisii, Monachii 1614, 151—152, und bei Bianco, Die alte Universität Köln I 449—450. Ein Auszug aus dem Dekanatsbuche ist im Cod. „Lat. Nouv. Acq. 2165“ f. 116 der Nationalbibliothek zu Paris.

[2] *Rat von Köln an Canisius, Köln 29. März 1566. Gleichzeit. Abschr. S. oben S. 307 A. 3.

[3] *Tagebuch des Rethius (Epp. ad Reth. f. 98). Im Studienstiftungsarchiv zu Köln.

)ann sprachen die Herren, wie es im Dekanatsbuche weiter heißt, dem)r Canisius „als Vertreter des Papstes verbindlichsten Dank aus und erhießen allen Gehorsam und alle Unterwürfigkeit in diesen und ähnlichen)ingen" [1].

Noch am nämlichen Tage wurde das Breve auch in voller Ratssitzung erlesen [2]. Zwei Tage später traten die Stadtväter wieder zusammen. .ber diese Sitzung ist heute noch in den Ratsprotokollen der Stadt Köln u lesen: „Es ist durch Doctor Conrad Betzdorff referirt worden was)octor Canisius von wegen Pabstlicher Heiligkeit uff das Breve Apostolicum iuntlich vorgetragen. Das die Pabstliche Heiligkeit sampt das ganze 'onsistorium Cardinalium einen grossen Ruhm dieser Stadt nachgeben on wegen Wolhaltens in religione und derwegen der Universität und tath das Indultum, die Prelaturen, Prebenden und Vikarien zu vergeben, och uff 12 Jahre erstreckt, und das die Bullen auch in maiorem gratiam ratis expedirt werden sollen, wie sollichs das Breve Apostolicum uß-truckllich mitbrengt, und das er der Bullen deglich erwarte. Sollichs hat n Rath mit Wolgefallen angehort und befolen, den Herrn Canisium mit em Weine zu verehren und ihme fleissich zu danken seines angewendten 'leiß." [3]

Der Ehrenwein des Rates blieb nicht aus; es war schon der zweite. In einem andern Tage fühlte auch die theologische Fakultät sich gedrungen, en großen Theologen mit einem guten Trunke zu ehren [4]. Canisius war anz gerührt. Die Kölner, schrieb er dem hl. Franz Borgia, „haben iich, obwohl ich's nicht verdiente, wiederholt mit Erweisen ihres Wohl-iollens beehrt; sie haben viele Kannen Weines mir bringen lassen" [5].

Der päpstliche Nuntius war sehr befriedigt von dem guten Willen der lürgerschaft, von der Ehrfurcht und dem Gehorsam, womit sie des Papstes Borte aufnahm. Der Rat, schrieb er nach Rom, habe auch beschlossen, nem Schulmeister das Handwerk zu legen, welcher sehr vielen reichen und ornehmen jungen Leuten Hausunterricht gebe und bei diesem Anlaß viel nheil stifte [6]. Es war vermutlich der Mathematiker Wilhelm Clebitz,

---

[1] Hansen a. a. O. 522.

[2] *Ratsprotokolle (Vol. XXII f. 128[a]). Im Stadtarchive zu Köln.

[3] Ratsprotokolle (Vol. XXII f. 128[b]). Im Stadtarchive zu Köln. Teilweise :druckt bei Hansen a. a. O. 522[1].

[4] Aufzeichnungen des Rethius. Bei Hansen a. a. O. 521[2].

[5] *Canisius an Borgia, Mainz 27. Jan. 1566. S. oben S. 305 A. 2.

[6] Canisius an Borgia, wie oben S. 305 A. 2.

der, anstatt bei seinem Einmaleins zu bleiben, den Calvinismus predigte und auch durch bissige Schriften gegen Katholiken und Lutheraner den Frieden des Reiches störte[1]. An der Universität, meldete Canisius ferner, hätten schon zwei Fakultäten, die theologische und die artistische, die Anordnung getroffen, daß niemand promovieren könne, er habe denn das Tridentinische Glaubensbekenntnis abgelegt; das gleiche sei von den andern Fakultäten zu hoffen.

Besonders lag unserem Theologen die Hebung der theologischen Fakultät am Herzen. Hier hatte im Herbste des Jahres 1562 P. Franz Coster vor etwa 100 Zuhörern Vorlesungen über die Unterscheidungslehren zwischen Katholiken und Protestanten eröffnet[2]; dieselben fanden viel Beifall; Coster besaß eine große Lehrgabe und war im Disputieren gewandt; von seiner wissenschaftlichen Tüchtigkeit zeugen noch jetzt seine vielen flämischen und lateinischen Schriften. Da wurde er Vizeprovinzial von Niederdeutschland und mußte im November 1565 von Köln scheiden. Seitdem ging das theologische Studium zurück; der Eifer war erkaltet. Das Kölner Kollegium besaß gute Prediger und Katecheten, aber niemand, der an der Universität die Lücke hätte ausfüllen können. Canisius stellte darum an seinen Ordensgeneral rundweg den Antrag, es solle entweder Coster an die Fakultät zurückgerufen oder ein Mann von gleicher Begabung nach Köln geschickt werden; es liege viel daran, daß man in Köln gute theologische Studien treibe; das werde nicht nur der Stadt und dem Bistum, sondern selbst den Niederlanden „Licht und Kraft" bringen. „Die benachbarten Provinzen", sagte er, „wanken im Glauben, an vielen Orten ist man vom Glauben bereits abgefallen; auch unsere Niederlande schweben in großer Gefahr. Um so mehr Lob und Unterstützung verdient daher Köln. So lange schon hat es keinen rechten Erzbischof mehr. Auf allen Seiten wird es von den nahen Sektierern angefochten. Seine Geistlichkeit ist nicht besonders sittenrein. Weil aber Köln auf den Felsen Petri gegründet ist, darum bleibt es fest und unentwegt und behält mit vollem Rechte sein altes Lob, daß es nämlich heißt und ist „das selige Köln, der heiligen römischen Kirche getreue Tochter" [3].

Mißlich war es für den eifrigen Sachwalter der Kölner, daß nach seiner Abreise von Rom dort in der kölnischen Sache wieder eine strengere Auffassung

[1] Hansen, Rheinische Akten zur Geschichte des Jesuitenordens 530 555. Canisii Epistulae III 318 326.

[2] Epistolae P. Hieronymi Nadal III, Matriti 1902, 614.

[3] *Canisius an Borgia, Mainz 27. Jan. 1566; wie oben S. 305 A. 2.

die Oberhand gewonnen hatte. Man glaubte, zu weit gegangen zu sein. Es war versprochen worden, das Indult der „dritten Gnade" solle sofort kommen und solle für zwölf Jahre gelten; doch dasselbe blieb monatelang aus, und als es endlich ankam, waren die zwölf Jahre auf drei zusammengeschrumpft. Canisius versprach, er und seine Ordensbrüder würden die Angelegenheit auch fernerhin betreiben. Dem Ordensgeneral gegenüber äußerte er sich: „Wenn der Papst das kölnische Gesuch in seinem vollen Umfange bewilligen würde, würde er sicher einen Schritt tun, der seiner würdig und den Kölnern höchst willkommen wäre." Borgia möge doch ihr „frommes Verlangen in einer so frommen Sache" unterstützen. „Hoffentlich", fügte er bei, „werden auch die einflußreichsten unter den Kardinälen mithelfen, wenn sie über die Frömmigkeit und die Verdienste dieser Reichsstadt genügend werden unterrichtet sein." [1] Der hl. Franz Borgia war zur Hilfe bereit; er suchte durch den Kardinal Amulio den Papst günstig zu stimmen [2]. Doch hier unterlag ein Heiliger einem andern Heiligen. Der hl. Pius V. wollte über das Maß seines Vorgängers nicht hinausgehen; er blieb bei den drei Jahren [3].

Die Stadt ließ sich dadurch in ihrer Glaubenstreue nicht beirren. Gegen die verdächtigen Winkelschulen wurde ernstlich eingeschritten; nur Pfarr- und Stiftschulen durften bestehen. In diesen wurde noch im Jahre 1566 der Katechismus des Canisius eingeführt. Nichts durfte gedruckt werden ohne vorgängige Prüfung und Gutheißung; auch mußte der Verfasser genannt sein. Ein besonderes Auge hatte der Rat auf die aufrührerischen Niederländer, die immer wieder in die Stadt sich einschlichen. Strafe ward auch den Bürgern gedroht, welche Vivent les Gueux riefen [4].

Ein überaus dankbares Andenken bewahrte ihrem Canisius die Hochschule von Köln. Als man im 18. Jahrhundert seine Seligsprechung betrieb, richtete auch sie eine Bittschrift an den Papst und verwies darin auf die Wohltaten, welche Canisius im Jahre 1566 ihr gespendet [5].

Gab es nicht auch einen Erzbischof in Köln? Sollte nicht auch er die Konzilsbeschlüsse verkünden? Brachte Canisius aus Rom für ihn rein gar nichts mit?

Es hatte eine eigentümliche Bewandtnis mit dem Manne, der damals auf dem Kölner Erzstuhle saß. Am 19. November 1562 hatten die Domherren ihren

---

[1] *Canisius an Borgia; wie oben S. 305 A. 2.

[2] *Polanco an Canisius, Rom 16. März 1566. Gleichzeit. Abschr. in Germ. 65, f. 83[b].

[3] Hansen a. a. O. 523[4].

[4] Hansen a. a. O. 529—530 529[3] 536[5]. Reiffenbergii Historia Societatis Iesu ad Rhenum inferiorem I 112.

[5] Die Bittschrift bei Bianco, Die alte Universität Köln I 651.

Dechanten, den Grafen Friedrich von Wied, zum Erzbischof erwählt. Der Kölner Bürger Hermann von Weinsberg, der ihn gut kannte, sagt von ihm in seinem Gedenkbuch: Er war „ein schwerer, starker Mann, halb taub und ungerade“ [1]. Doch lebte er mäßig und war von dem Makel der Unenthaltsamkeit frei; in einem Stücke war er seines Vorgängers gerades Widerspiel: jener machte Schulden; Friedrich war das Muster eines Haushalters [2]. Wie es um seine kirchliche Gesinnung stand, das war nicht so ganz leicht zu sagen. Erzogen wurde er von einem nicht katholischen Lehrer am Hofe seines Oheims, des Kölner Erzbischofs und Kurfürsten Hermann von Wied. Hermann ist bekanntlich vom katholischen Glauben abgefallen und durch die Kölner aus dem Stifte, das er an die Gegner der Kirche verraten wollte, mit Gewalt hinausgedrängt worden, nicht ohne emsige Mitwirkung des jungen, damals zu Köln studierenden Petrus Canisius. Aus der Zeit, da Hermanns Neffe Friedrich von Wied Domdechant war, erzählte man sich, in seiner Bibliothek seien kaum andere Bücher gewesen als solche von Luther, Calvin, Melanchthon und ähnlichen Größen [3]. Als erwählter Erzbischof von Köln verdarb er es mit Rat und Geistlichkeit besonders dadurch, daß er nicht mittun wollte, als man einige hartnäckige Sektierer aus der Stadt zu schaffen versuchte [4]. Auf besonders vertraulichem Fuße stand er mit einem Fürsten, der in kirchlichen Kreisen schlimm beleumundet war, mit dem Herzog von Kleve. Immerhin wird man ruhig sagen dürfen, daß der Erzbischof katholisch sein und bleiben wollte. Bei der Wahl hatten die sieben Priesterkanoniker, welche das Kapitel besaß, alle für ihn gestimmt [5]. Bei besondern Nöten ordnete er außerordentliche Fasten und Messen an und forderte zur Beicht und zum Almosengeben auf. Dem Kartäuserprior sagte er einmal: Über die Jesuiten sei ihm viel Löbliches erzählt worden; er habe sie gern; wenn er einmal besser bei Geld sei, wolle er ihrer gedenken [6]. Sehr mißlich aber war es, daß Friedrich noch immer nicht die päpstliche Bestätigung erlangt, geschweige denn die bischöfliche Weihe empfangen hatte; er war noch nicht einmal Priester [7]. Nach der Wahl war er durch ein päpstliches Breve zur vorläufigen Verwaltung des Stiftes bevollmächtigt worden [8]. Auch war er schon im Jahre 1563 um die Bestätigung eingekommen; aber er hatte zugleich verlangt, daß man dabei ihm ganz oder doch zu zwei Dritteln die Annaten — sie beliefen sich auf mindestens 10 000 Goldgulden — erlasse, zu deren Zahlung er durch die deutschen Konkordate verpflichtet war. Pius IV. jedoch, über die Vermögenslage des Erzbistums wahrscheinlich nicht

---

[1] Das Buch Weinsberg, bearb. von Konst. Höhlbaum II, Leipzig 1887, 172.

[2] Hansen, Rheinische Akten zur Geschichte des Jesuitenordens 459 [2].

[3] Epistolae P. Nadal II 477. Hansen a. a. O. 475—476.

[4] Hansen a. a. O. 476 566.

[5] Gustav Wolf, Aus Kurköln im 16. Jahrhundert, Berlin 1905, 179 (Historische Studien, veröffentlicht von E. Ebering LI).

[6] Hansen a. a. O. 461 500 525. [7] Buch Weinsberg a. a. O.

[8] Iulii Pogiani Epistolae, ed. ab Hieron. Lagomarsinio S. J. IV, Romae 1758, 298. Wolf a. a. O. 296.

genau unterrichtet, hatte diese Zumutung abgewiesen; waren ihm doch von seinen Kanzleibeamten schon schwere Vorwürfe darüber gemacht worden, daß er durch seine zahlreichen Taxenerlasse ihre wohlerworbenen Rechte verletze [1]. Allmählich gelangte man übrigens mehr und mehr zu einem Verständnisse über die Höhe der zu entrichtenden Gebühren. Überhaupt war im Herbst des Jahres 1565 die Bestätigungsfrage einer glücklichen Lösung sehr nahe gerückt. Wied selbst hat später seinem Kapitel erklärt, Pius IV. sei nur durch den Tod gehindert worden, ihm die Bestätigung zu erteilen [2].

So läßt sich kaum daran zweifeln, daß Pius im Herbste 1565 auch für den „erwählten" Erzbischof von Köln ein Breve ausfertigen und unserem Canisius auf seine Gesandtschaftsreise mitgeben ließ; hatte er ja auch im Jahre 1564 mindestens zwei amtliche Schreiben an Friedrich gerichtet [3]. Sicher ist, daß der päpstliche Unterhändler in keinerlei persönliche Berührung mit dem Erzbischof trat; Canisius selbst sagt dies ausdrücklich [4]. Friedrich saß vielleicht in seinem Schlosse Brühl; wenn er zu Köln war, wohnte er gern, wie Weinsberg sich ausdrückt, „heimlich zu Sankt Georgen, umb der mindern Kosten willen", oder in der Dombechantei; im erzbischöflichen Hofe ließ er sich nur wenig sehen; „denn", sagt Weinsberg, „er wollt' sparen" [5].

Was mag wohl schriftlich oder durch Mittelsmänner zwischen Wied und Canisius verhandelt worden sein? Kam man auch auf die Bestätigungsangelegenheit? Sollte der Nuntius auf die Ablegung des Glaubensbekenntnisses dringen, welches der Papst, den Anordnungen der Trienter Kirchenversammlung entsprechend, durch Bulle vom 13. November 1564 für alle vorgeschrieben hatte, welche fortan ein Bistum oder irgend welche andere kirchliche Pfründe erlangen wollten? Wir erfahren nichts davon. Dagegen scheint das leidige Geld wieder zur Sprache gekommen zu sein. Aus Mainz schreibt nämlich Canisius am 28. Januar 1566 nach Rom an Kardinal Truchseß: „So viel ist durchaus richtig: die früheren Erzbischöfe von Köln haben das Stift mit einer riesigen Schuldenlast beschwert. Der gegenwärtige Erzbischof lebt zwar sehr mäßig und einfach; aber zur Tilgung so großer Schulden können seine Kräfte nicht ausreichen.

---

[1] C. Reimann, Friedrich von Wied, in „Forschungen zur deutschen Geschichte" XIII, Göttingen 1873, 354—369.

[2] Wolf a. a. O. 297.

[3] Canisii Epistulae IV 575 774.

[4] *Canisius an Kardinal Otto Truchseß, Mainz 28. Jan. 1566. Orig. in E. C. II, n. 162.

[5] Buch Weinsberg II 124.

Darum bin ich der zuversichtlichen Hoffnung, man werde zu Rom der Kölner Kirche Rücksicht angedeihen lassen, wenn es sich darum handeln wird, daß man die Gebühren für das Pallium erlege.“ Im nämlichen Schreiben bemerkt der Nuntius über Friedrich von Wied auch dieses: „Was den Erzbischof von Köln angeht, so wünsche ich dringend, daß man in Rom zu irgend einem Entschlusse komme. Seit so vielen Jahren hat die hochberühmte Kirche von Köln weder Erzbischof noch Weihbischof: das muß notwendigerweise viel Ärgernis und viele Verdrießlichkeiten zur Folge haben.“ [1] Lange noch hoffte der gute Canisius, Friedrich werde einmal ein ganzer, echter Erzbischof sein. Freudigen Sinnes teilte er aus Augsburg am 29. März 1566 dem Rektor des Kölner Kollegiums mit: „Der Erzbischof von Köln hat“ hier beim Reichstage „den päpstlichen Legaten besucht und viel Unterwürfigkeit gezeigt; er benimmt sich ganz katholisch.“ [2] Rom war auch schließlich bereit, auf die Annaten vollständig zu verzichten [3]; nur sollte Friedrich das Tridentinische Glaubensbekenntnis ablegen. Aber dazu konnte der arme Mann sich nicht entschließen. Man mußte froh sein, als es im Jahre 1567 gelang, ihn zur Abdankung zu vermögen.

Um so mehr Freude hatte der Visitator am Kölner Jesuitenkollegium. Menschlich gesprochen stand die Anstalt allerdings auf schwachen Füßen; sie hatte kein Vermögen, keine Einkünfte. „Unsere einzigen Wohltäter hier in Köln“, sagte der Rektor Leonhard Kessel, „sind die Mutter Gottes und die kölnischen Heiligen.“ [4] Demungeachtet konnte Canisius dem Ordensgeneral melden: „Das Kollegium hält sich; es blüht und macht erfreuliche Fortschritte.... Gott hilft ihm auf wunderbare Weise.“ [5] Die Jesuiten genossen großes Vertrauen beim Volke. Letzte Weihnachten hatten sie im Dome und in der Kirche Mariengreden einige Tage lang vom Morgen bis zum Abend Beicht hören müssen [6]. Die Zahl ihrer Schüler belief sich jetzt auf mehr als 400. Canisius hielt an dieselben am 7. Januar eine Ansprache; es hatten auch viele andere Zuhörer aus der Stadt sich eingefunden [7]. Im Kollegium selbst genoß ein Häuflein junger Leute, damals etwa 27, Wohnung, Erziehung und Unterricht auf die Weise, wie es zu Rom im Deutschen Kollegium geschah; viele von ihnen waren entschlossen oder

[1] *Canisius an Otto Truchseß; wie oben S. 315 A. 4.
[2] Hansen, Rheinische Akten zur Geschichte des Jesuitenordens 525.
[3] Reimann, Friedrich von Wied 358—359.
[4] Hansen a. a. O. 523.
[5] *Canisius an Borgia, Mainz 27. Jan. 1566; wie oben S. 305 A. 2.
[6] Hansen a. a. O. 521.
[7] Jahresbericht des Kölner Kollegiums, Köln 1. Juli 1566; bei Hansen a. a. O. 529.

doch geneigt, in die Gesellschaft Jesu einzutreten [1]. Canisius beehrte sie mit einer eigenen Erbauungsrede [2].

Dem Kollegium schenkte der Nuntius am 20. Januar 1566 einen von den schönen päpstlichen Drucken des Trienter Konzils, die er aus Rom mitgebracht hatte. Auch ein zweites Exemplar noch scheint er im Kolleg zurückgelassen zu haben [3]. P. Johannes Hasius sah damals alle die Konzilsausgaben, welche von der Gesandtschaftsreise noch übrig geblieben waren; er sagt, die einen seien in braunes Leder, die andern in weißes Pergament gebunden gewesen; alle hätten Goldschnitt gehabt [4].

Auch die gesamte Stadt Köln sollte ein Zeichen der Dankbarkeit erhalten. In der Osterwoche des Jahres 1566 schickte P. Kessel, der Rektor des Kölner Kollegs, an einen befreundeten höhergestellten Geistlichen die neueste Kölner Ausgabe von des Canisius lateinischem „Inbegriff der christlichen Lehre"; in dem Begleitbriefe sagt er: „Der Pater hat diesem Werke die letzte Hand angelegt, als er im Januar bei uns war. Er hat es, wie man sieht, unsern Ratsherren gewidmet. So viele Jahre ist an dem Büchlein gearbeitet worden. Jetzt endlich ist es fertig." [5]

Das Angebinde an die Kölner ist noch einige Worte wert. Auf Verlangen Ferdinands I. hatte Canisius seine lateinische „Summe" im Jahre 1555 zum erstenmal in Wien erscheinen lassen; das Buch war bald in verschiedene Sprachen übersetzt und oftmals neu gedruckt worden, zu Wien, Ingolstadt, Köln, Antwerpen, Lyon, Venedig; im Jahre 1557 hatte Philipp II. seinen Gebrauch allen Schulen der Niederlande anbefohlen; 1560 hatte Kaiser Ferdinand die „Summe" zusammen mit des Canisius kleinerem Katechismus für alle Lehranstalten seiner Lande vorgeschrieben; zugleich hatte er den Kölner Buchdrucker Maternus Cholinus mit dem Drucke einer verbesserten Auflage beauftragt. Canisius war seit Jahren daran, die Schrift nochmals gründlich durchzuarbeiten; seine Ordensgenossen Nadal, Saa, Salmeron lieferten Bemerkungen und Beiträge; aber vielbeschäftigt, das Höchste anstrebend, nie mit sich selbst zufrieden, konnte er nicht zu einem Abschluß der Arbeit gelangen [6]. Jetzt aber, auf dieser großen Reise, sah er wieder recht deutlich, welch dichte Nacht religiöser Unwissenheit so viele Geister umfing, und wie nötig

---

[1] Hansen a. a. O. 521 529.

[2] *Tagebuch des Rethius; wie oben S. 310 A. 3.

[3] *Ungefähr gleichzeitige Aufzeichnung eines Kölner Jesuiten (L. Qu., in a. 1566, f. 15ᵇ). Im Pfarrarchiv zu Mariä Himmelfahrt in Köln.

[4] *P. Joh. Hasius S. J. an P. Matthäus Rader S. J., Emmerich 5. Nov. 1614. Autogr. in Epp. ad Rad. 1606—1615 I, n. 49. Ein schöner, durch des Konzilssekretärs und Bischofs Angelo Massarelli und der zwei Konzilsnotare eigenhändige Unterschriften beglaubigter römischer Druck des Konzils vom Jahr 1564, aus dem Benediktinerkloster Echternach stammend, findet sich in der Bibliothek des Athenäums zu Luxemburg.

[5] Konzept in Epp. ad Reth. f. 170. Im Studienstiftungsarchiv zu Köln. Teilweise gedruckt bei Hansen a. a. O. 526.

[6] O. Braunsberger, Entstehung und erste Entwicklung der Katechismen des seligen Petrus Canisius, Freiburg i. Br. 1893, 27 75—85.

es war, das Licht des Christenlehr-Unterrichtes den deutschen Gauen leuchten zu lassen. In Köln unternahmen wohl der seeleneifrige Rektor des Kollegs und der Drucker Maternus Cholinus, der so lange schon schmerzlich gewartet hatte, einen letzten Sturm auf das Herz des Kinderfreundes, und so gab dieser denn endlich dem Werke die letzte Feile und sandte es in die Druckerwerkstätte des wackern Cholin, der schon so manche Schrift zur Förderung des Unterrichtes und zur Verteidigung des katholischen Glaubens in die Welt hatte ausgehen lassen. Die Auflage ist in der Tat stark vermehrt und verbessert. Das berühmte, heutzutage auch von Protestanten und Ungläubigen bewunderte Buch tritt uns hier mit seinen 222 Fragen, beinahe 2000 Schriftverweisen und ungefähr 1200 Väterzitaten in seiner endgültigen, vollendeten Gestalt entgegen; was der Verfasser später noch änderte, ist ohne Belang. An der Stirne der neuen Ausgabe erscheint das lateinische Widmungsschreiben, in welchem „Petrus Canisius, der Theologie Doktor", in den Dreikönigtagen des Jahres 1566 von Köln selbst aus an „Rat und Volk von Köln" sich wendet. In ebenso dankerfüllten als bescheidenen Worten gedenkt er der elf seligen Jugendjahre, die er zu Köln verlebt; es schwebten ihm sicher dabei die vortrefflichen Männer vor Augen, die damals für ihn Lehrer und Muster der Frömmigkeit und des Glaubenseifers gewesen, ein Nikolaus van Esche, Justus Landsberger, Georg von Skotborg, Johannes Gropper und so viele andere; er erinnerte sich auch der Tage, da er zu Köln den philosophischen Doktorhut und die priesterliche Würde gewonnen. Das Widmungsschreiben hebt ferner den Wohlstand der Stadt hervor, lobt ihren Handel und ihr akademisches Leben; es verweist auf das Märtyrerblut, welches den Boden Kölns geheiligt; es preist in starken Ausdrücken Kölns Anhänglichkeit an die römische Kirche. Anderswo treffe man gottlose Neuerungen, Heiligtumsschändungen, Zwietracht und Sektenwesen; in Köln gewahre man, gemäß den Worten der Schrift, „ein Herz und eine Seele", „einen Schafstall unter einem Hirten". Die Widmung klingt aus in das Gebet, Gott möge dem Kölner Volke allzeit jene Glaubenstreue erhalten, durch welche es jetzt für ganz Deutschland zum leuchtenden Vorbild geworden [1]. So der Mann, dem die Nachwelt den Ehrennamen eines „Apostels der Deutschen" zuerkannt hat. Die Stadt Köln kann sich rühmen, daß die schönste Frucht dieses hohen, edeln Geistes in ihren Mauern zur vollen Reife gediehen und ihren Kindern aus erster Hand als Ehrengabe gereicht worden ist.

Unterdessen war zu Rom der hl. Franz Borgia dafür besorgt gewesen, daß Canisius nicht zu lange auf der Reise sich aufhalte. Schon am 17. November 1565 hatte er ihm geschrieben, er möge sorgen, daß er bei Beginn des Reichstages wieder in Augsburg sei [2]. Am 12. Dezember 1565, drei Tage nach dem Hinscheiden des Papstes Pius IV., ging aus Rom nach Mainz an den rheinischen Ordensprovinzial ein Brief des Generals ab, worin zu lesen war: „Es ist angezeigt, daß P. Canisius, sobald er den Tod des Papstes erfährt, seine Sendung abbreche und von einer

[1] Summa Doctrinae Christianae, authore D. Petro Canisio Societatis Iesu Theologo, Coloniae 1566, f. A 2ᵃ—A 4ᵇ.

[2] *Borgia an Kardinal Truchseß, Rom 17. Nov. 1565 (Germ. 65, f. 40).

weiteren Vollziehung seiner Aufträge Abstand nehme." [1] Wir brauchen uns darüber nicht zu verwundern. So wurden in jener Zeit selbst die Sendungen der ständigen Nuntien aufgefaßt [2]. Canisius selbst empfing zu Köln, wohl kurz vor seiner Abreise, ein Schreiben von Borgia mit der Weisung, die Geschäfte abzuschließen, koste es was es wolle, und sogleich nach Augsburg zu kommen [3].

Ungefähr am 21. Januar 1566 verließ Canisius die Stadt Köln, die er in seinem Leben nicht wiedersehen sollte. Am 27. Januar war er wieder in Mainz. Trotz der schlimmen Jahreszeit und der schlechten Wege, die er in seinen Briefen mehr als einmal erwähnt, war er auf der ganzen Reise gesund und rüstig geblieben. Jetzt aber fühlte er sich müde und schwach [4]. Volle Ruhe gönnte er sich aber nicht. Am 28. Januar diktierte er einem Ordensgenossen ein langes lateinisches Schreiben an den Kardinal Otto Truchseß von Augsburg, welchen der päpstliche Thronwechsel nach Rom geführt hatte. Er benachrichtigte ihn, der Erzbischof von Mainz werde Anfang Februar nach Augsburg zum Reichstag reisen, der von Trier im Laufe des Februar; auch der von Köln werde nicht lange sich vermissen lassen. Von den Erzbischöfen von Mainz und von Trier dürfe man sich das Allerbeste versprechen; doch wünschten dieselben dringend, daß auch der Kardinal bald nach Augsburg zurückkehre und sich mit ihnen zu gemeinsamer Arbeit vereinige. Nun folgt eine Anzahl von Vorschlägen zum Besten der Katholiken Deutschlands, offenbar eine Frucht der Beobachtungen, die auf der Gesandtschaftsreise gemacht worden. „Sehr wichtig", sagt Canisius, „ist zunächst dieses: Wo möglich sollten die Bischöfe, denen die Sektierer besonders nahe und besonders aufsässig sind, sich noch zu Lebzeiten Koadjutoren nehmen, damit es nicht nach ihrem Tode zu einer gefahrvollen Wahlhandlung kommt; den Sektierern ist es nämlich leicht, in eine solche Wahl störend einzugreifen; sie üben gewaltigen Druck aus, damit man sie und ihre Eindringlinge wähle. Wie ich sehe, ist die Lage der Domkirchen, besonders in Westfalen, derart, daß beim Tode der Bischöfe die Sektierer die Bistümer packen und verschlingen

---

[1] *Borgia an Ant. Vinck S. J., Rom 12. Dez. 1565. Gleichzeit. Abschr. in Germ. 65, f. 49.

[2] Ant. Pieper, Zur Entstehungsgeschichte der ständigen Nuntiaturen, Freiburg i. Br. 1894, 7.

[3] *Canisius an Borgia, Mainz 27. Jan. 1566; wie oben S. 305 A. 2.

[4] *Canisius an Borgia, Mainz 28. Jan. 1566, wie oben S. 307 A. 2.

werden. Auf diese Weise haben wir fünf Bistümer verloren in der Markgrafschaft Brandenburg und drei in Sachsen, des Erzbistums Magdeburg nicht zu gedenken. Es gibt aber kein größeres Verderben, es gibt kein wirksameres Mittel zur Vernichtung der katholischen Religion in Deutschland, als daß die echten Bischöfe und rechten Hirten ihre Bischofssitze verlieren und dafür Wölfe sich herumtreiben und die Güter, die zur Erhaltung und Mehrung katholischer Frömmigkeit sind gespendet worden, zur Förderung ihrer Gottlosigkeit mißbrauchen. Da könnte vielleicht der Papst, besonders durch seinen Augsburger Legaten, mit dem Kaiser und den andern katholischen Ständen sich über Maßregeln vereinbaren, durch welche dieser Zertrümmerung und gottesräuberischen Ausplünderung der Bistümer auf die eine oder die andere Weise vorgebeugt würde. Man kennt ja der Sektierer Habsucht und unersättliche Gier nach dem Gute der Kirche, besonders nach den Bistümern. Ist auf diese Weise der Hirt geschlagen und verjagt, so kann es nicht ausbleiben, daß die Herde Christi zerstreut und von den Ungläubigen zu Grunde gerichtet wird. Ein Zweites, was zur Erhaltung unserer Religion viel beitragen würde, ist dieses: Alle Erzbischöfe und Bischöfe, welche fortan zu Rom die Bestätigung erhalten wollten, müßten zu Priestern geweiht sein, und nach der Bestätigung müßten sie den Empfang der Bischofsweihe nicht hinausschieben, und das müßte bei noch schwereren Strafen als bisher befohlen sein. Ferner müßte man jene Erzbischöfe und Bischöfe bei ihrer Bestätigung ausdrücklich anweisen, keinen der ihnen unterstellten Prälaten dahin zu dispensieren, daß er den Empfang der Priesterweihe über ein Jahr hinausschieben dürfe. Ich bemerke das nicht ohne Grund. Denn ich mache die Erfahrung, daß das Priestertum jetzt immer mehr an Achtung verliert; wollen ja die Prälaten nichts von demselben wissen; man möchte meinen, sie schämten sich dieses heiligen Standes; und doch beziehen sie gerade um seinetwillen den größten Teil ihrer Einkünfte. Drittens wäre meiner Ansicht nach folgendes höchst zuträglich: Der Legat, den der Papst zum Reichstag sendet, sollte Vollmacht haben, mit den deutschen Erzbischöfen und Bischöfen persönlich über das Konzil von Trient zu unterhandeln, damit diese ernstlich daran gehen, dasselbe in ihren Sprengeln zu verkünden und zu beobachten. Da wird man einige Schwierigkeiten beseitigen müssen, welche dieses Konzil den Deutschen bereitet, besonders wegen der Domstifte und deren Satzungen und Gepflogenheiten. Kann man nicht das ganze Konzil verkünden, so sollten doch die wichtigsten Bestimmungen desselben von den Bischöfen

auf Grund eines gemeinsamen Beschlusses überall in Deutschland verkündet und beobachtet werden. Versäumen wir die Gelegenheit, die sich im Augsburger Reichstage uns bietet, so fürchte ich wirklich, es werde später nicht mehr möglich sein, den Deutschen das Konzil mundgerecht zu machen. Ich mache mich auf Kampf gefaßt. Ohne Zweifel hetzt der Satan zum Kampf gegen die Katholiken; er will das Ansehen dieses Konzils in Augsburg erschüttern." Dann bemerkt Canisius noch, wohl mit Rücksicht auf Maximilian II. und den Herzog von Jülich: „Ich habe gute Gründe, besorgt zu sein. Einige sog. katholische Fürsten möchten neue Vorschläge machen zur Religionsvergleichung zwischen Katholiken und Protestanten. Ich weiß, daß eine große Neigung besteht, Zugeständnisse zu verlangen und auf die Bahn zu bringen. Gebe Gott, daß wider die Umtriebe dieser Leute die Katholiken mit der gebührenden Schneidigkeit ausgerüstet seien; und" — nun verwandelt sich plötzlich das Latein des Schreibens in Deutsch — „das sie lieber unbanck verdienen, dan von der warheyt abweichen, oder durch die finger sehen, inn der Religion sachen; Gott helffe in disen grausammen ungewidter!" [1]

Die Worte sind stark. Wer möchte es leugnen? Sie waren nach Rom gerichtet. „Schreiben Sie doch recht oft aus dem Ermlande nach Rom", hatte Canisius im Herbst 1565 den Kardinal Hosius gemahnt; „da bedarf man mehr als eines Spornes; man hört ja dort wohl etwas läuten von unserem Elende; aber die Ärzte sind weit weg vom Kranken; sie sehen unsere Geschwüre und unsere Wunden nicht mit eigenen Augen." [2]

Für besonders belangreich hielt der päpstliche Bote die Koadjutorenfrage. Ebenso dringend, wie dem Kardinal Truchseß, legt er sie auch dem Ordensgeneral Borgia ans Herz [3].

Verwundern möchte man sich darüber, daß Canisius sich über die deutschen Klöster nicht ausläßt; die Orden gehörten doch sicher in seinen Augen zu den wichtigsten Bollwerken der katholischen Kirche. Er mag nach Rom an Kardinal Amulio über sie geschrieben, zu Augsburg mit Kardinal Commendone über sie gesprochen haben; aber das alles ist uns jetzt entschwunden. Einen willkommenen Ersatz bietet uns eine Denkschrift über die Wiederherstellung des katholischen Kirchentums in Deutschland, welche um das Jahr 1567 dem Papste Pius V. eingereicht wurde. Ihr Verfasser ist der Dominikaner Felician Ninguarda, der

[1] *Canisius an Kardinal Otto Truchseß, Mainz 28. Jan. 1566; wie oben S. 315 A. 4.

[2] Canisius an Hosius, Rom 17. Sept. 1565, bei S. E. Cyprianus, Tabularium Ecclesiae Romanae seculi decimi sexti, Francofurti et Lipsiae 1743, 398—400.

[3] Canisius an Borgia, Mainz 27. Jan. 1566; wie oben S. 305 A. 2.

als Ratgeber der Erzbischöfe von Salzburg und noch viel mehr als päpstlicher Nuntius und als Visitator der Klöster Österreichs und Bayerns sich um die katholische Kirche Deutschlands die größten Verdienste erworben hat. Ninguarda erklärt hier dem Papste ausdrücklich: Was er von den Klöstern Deutschlands schreibe, das sei auch des Canisius Gedanke und Wunsch; Canisius und er hätten beim Augsburger Reichstage sich getroffen und miteinander beraten; es war demnach im Frühjahr oder Sommer des Jahres 1566, fast unmittelbar nach des Canisius Heimkehr von seiner päpstlichen Sendung. In jenem Gutachten wird denn nun unter den Mißständen, welche zu heben seien, auch der angeführt, daß in den deutschen Klöstern so wenige Ordensleute sich fänden; darum gebreche es der Kirche an Lehrern, Predigern, Verteidigern; besonders gelte dies von den sog. Mendikantenorden, den Augustiner-Eremiten, Dominikanern, Franziskanern, Karmeliten, Serviten. Als Heilmittel für diesen Schaden empfehle sich dies: Junge Leute sollen noch im zarten Alter für die einzelnen Orden aufgenommen und zu gelehrten, tugendhaften, für die Klosterzucht eifernden Ordensmännern herangebildet werden. Den Anfang mache man mit den Dominikanern. Der Papst bestimme in der Lombardei oder sonst nicht gar zu weit von der deutschen Grenze ein Kloster oder ein anderes Haus „zu einer Art von Seminar für die deutschen Dominikanermönche"; für den Unterricht und andere Ämter sende man dorthin nur einige wenige ältere Mönche; diese aber müssen musterhaft sein; man sorge so weit als möglich für deutsche Küche, gebe auch ein paarmal in der Woche Fleisch. Ebenso mache man es danach mit den übrigen Mendikantenorden. So, versichert Ninguarda dem Papste, denken viele, welche Deutschlands religiöse Erneuerung sehnlich herbeiwünschen, ganz besonders die Patres Nadal und Peter Canisius. Und dann fügt er bei: „Als wir drei zu Augsburg beim Reichstage waren, drangen die beiden in mich, ich solle auf dem einen oder dem andern Wege an Euere Heiligkeit mich wenden und diesen Vorschlag Ihnen unterbreiten und Ihnen sagen, diese Maßregel sei notwendig, und unsere ganze katholische Kirche werde großen Vorteil davon haben." [1]

Einen kurzen Überblick über seine ganze Sendung gibt Canisius von Mainz aus in einem Briefe an seinen Ordensgeneral Franz Borgia. „Ich hoffe", sagt er, „Eure hochwürdige Paternität werde unschwer denen Bescheid geben können, welche wissen wollen, wie ich der übernommenen Sendung gerecht geworden bin. Ich habe bei den Bischöfen Stimmung gemacht für den Apostolischen Stuhl, besonders bei den zwei Erzbischöfen von Mainz und von Trier, sowie bei den Bischöfen von Würzburg und von Osnabrück. Mit einigen andern Kirchenfürsten habe ich aus ver-

[1] *Original in Script. ad Relig. in Germ. pertinent. I 2, f. 60—76. Im vatikanischen Archiv. Ein kleiner Abschnitt veröffentlicht von K. Schellhaß in „Quellen und Forschungen aus italienischen Archiven und Bibliotheken, herausgegeben vom kgl. preuß. historischen Institut in Rom" I, Rom 1898, 42 [1].

schiedenen Ursachen schriftlich verhandelt. Ich legte ihnen auch ans Herz, sie sollten die Beschlüsse der Kirchenversammlung von Trient veröffentlichen und zur Ausführung bringen. Ich machte ihnen Vorschläge, welche bei der gegenwärtigen Lage Deutschlands für die Erhaltung und Mehrung der katholischen Religion von nicht geringer Wichtigkeit sind. Sie aber nahmen alles höflich und artig, ja ehrerbietig auf. Ich hatte den Eindruck, daß sie mit dieser geheimen Sendung zufrieden seien. Ich halte es nicht für nötig, nach Rom die amtlichen Schreiben zurückzusenden, die ich jetzt, da der Papst nicht mehr am Leben, zurückhalten muß; ich schicke sie nach Rom, sobald man das für nötig erachtet. Außer den Schreiben habe ich auch noch einige Exemplare der Konzilsbeschlüsse; es wäre meiner Ansicht nach nicht gut, sie im Namen des bereits verstorbenen Papstes zu überreichen. . . . Auf dieser Reise hat mich Gott vor großen Gefahren bewahrt; er hat mir auch oft Freunde und Gönner gegeben; selbst Sektierer schenkten mir nicht ungern Gehör, wenn ich vom katholischen Glauben Bescheid gab. Indessen bitte ich den allgütigen Gott und Eure Paternität um Verzeihung dafür, daß ich die Gelegenheit, Gutes zu tun, nicht eifriger gesucht und sie, wenn sie sich darbot, nicht besser wahrgenommen habe. Auch habe ich für mich und andere nicht nach Gebühr Nutzen geschafft, da ich in dieser Art von Wanderschaft bisher ganz unbewandert war. Darum werde ich gern jedwelche Buße annehmen, welche Eure hochwürdige Paternität mir auferlegen werden. Empfehlen Sie mich doch, ich bitte Sie, der Barmherzigkeit Gottes!" [1]

Noch am selben Tage oder rasch darauf besuchte unser Reisender wie im Fluge die Stadt Speier. Lambert Auer, der Rektor des Mainzer Kollegiums, hielt dort gerade Predigten im Dome. Es wollte dem Visitator nicht gefallen, daß der schwächliche Mann angefangen hatte, zweimal am selben Tage zu predigen. Die Domherren begehrten inständig ein Kollegium der Gesellschaft Jesu. Canisius verwies sie an den rheinischen Provinzial des Ordens. Dem Ordensgenerale empfahl er den Kollegsplan, weil Speier der Sitz des Reichskammergerichtes sei; da werde man viel Gutes stiften können.

Zu Dillingen angekommen, gönnte sich der müde Wanderer acht Tage Ruhe in dem Kollegium, das ihm als dem Provinzial von Oberdeutschland unterstellt war und seinen Stiefbruder Theodorich Canisius zum Rektor hatte. Am 14. Februar 1566 war er wieder zu Augsburg [2].

---

[1] Franc. Sacchinus S. J., De Vita P. Petri Canisii, Ingolstadii 1616, 226—227.

[2] *Canisius an Franz Borgia, Augsburg 14. Febr. 1566. Orig. in E. C. II, n. 164.

In Augsburg sammelten sich eben die Fürsten zum **Reichstage**; der Kaiser war schon erschienen. Canisius erkannte sofort die Notwendigkeit, die Provinzialsgeschäfte auch fortan durch seinen Bruder Theodorich als Vizeprovinzial besorgen zu lassen; Kardinal Commendone, schrieb er an Borgia, und die deutschen Bischöfe, besonders die Kurfürsten von Mainz und von Trier, würden ihm während des Reichstages reichlich zu tun geben. An Commendone, den päpstlichen Legaten, hatte Kardinal Amulio am 2. Februar 1566 aus Rom ein italienisches Schreiben gerichtet, worin er sagte: „Des P. Canisius außergewöhnliche Güte und Geschäftstüchtigkeit ist Ihnen meines Erachtens hinlänglich bekannt. In den jüngst verflossenen Monaten ist er von Pius IV. seligen Angedenkens mit kirchlichen Aufträgen nach Niederdeutschland gesendet worden. Jetzt muß er zurück sein. Ich glaube, Sie wissen, daß er vortreffliche Dienste leisten kann, und Sie werden auch ohne weitere Empfehlung ihn im Dienste des Apostolischen Stuhles verwenden.“ [1]

Der Mann von Nymwegen verdiente dieses Lob. Ein protestantischer Theolog der französischen Schweiz hat jüngst sich geäußert: „Canisius gehört zu den bedeutendsten Vorkämpfern der innerlichen Reform der Kirche. . . . Mehr als andere empfand er, daß der Katholizismus einer Erneuerung auf dem geistigen wie auf dem sittlichen Gebiete dringend bedürfe. Er spricht davon mit bewegten Worten und mit einer Kraft der Überzeugung, in welcher die Ehrlichkeit und und sittliche Höhe seines Charakters sich kundgibt.“ [2]

Bereitwilligkeit für jedes Opfer zum Besten der Religion bildet einen Grundzug in diesem Charakter. Besonders dem römischen Stuhle gegenüber war Canisius die Dienstwilligkeit und der Gehorsam selbst. Der Gehorsam schließt es aber nicht aus, daß man gegen einen Befehl aus wichtigen Gründen und mit der rechten Unterwürfigkeit Gegenvorstellungen erhebe; er kann solche unter Umständen sogar verlangen. Canisius glaubte beim Beginne des Augsburger Reichstages in einer derartigen Lage zu sein. Man wünschte in Rom, daß er über den Verlauf des Reichstages regelmäßige, ins einzelne gehende Berichte einsenden möchte. Er erschrak und schrieb seinem Ordensgeneral: „Auf diese Händel

---

[1] Epistulae P. Nadal IV 753.

[2] Aloys Gautier, Étude sur la correspondance de Pierre Canisius de 1541 à 1560, Genève 1905, 46 70. Der Verfasser verleugnet seinen protestantischen Standpunkt nicht, bemüht sich aber ernstlich, auch dem Gegner Gerechtigkeit angedeihen zu lassen, und bringt der katholischen Kirche und ihren Einrichtungen, zu denen bekanntlich auch der Orden der Gesellschaft Jesu gehört, aufrichtige Achtung entgegen. Seine Schrift erhebt sich hierin nicht wenig über Nr 41 der „Schriften für das deutsche Volk, herausgegeben vom Verein für Reformationsgeschichte“, betitelt: „Die ersten Jesuiten in Deutschland“ (Halle 1905), worin der Direktor des kgl. preußischen Staatsarchivs in Stettin und frühere Sekretär des kgl. preußischen historischen Instituts in Rom, Dr Walter Friedensburg, das deutsche Volk wider den leidigen Jesuitismus und „Ultramontanismus“ aufmahnt. Eine Anzahl historischer Unrichtigkeiten, die in der Arbeit sich finden, sind im „Historischen Jahrbuch“ XXVII 174 genannt; man könnte noch andere beifügen.

möchte ich denn doch nicht gerne mich gar so viel einlassen. Die Welt ist jetzt böse; die Leute haschen nach Gelegenheiten, alles, was wir Jesuiten schreiben und tun, anzuschwärzen und als minderwertig hinzustellen." [1] Er ward der Verpflichtung zum Berichterstatten enthoben.

Es ist hier nicht der Platz, des unermüdlichen Mannes Tätigkeit beim Reichstage ins einzelne zu verfolgen. Nur dieses sei gesagt: An den Kardinallegaten trat die überaus ernste Frage heran, ob er im Namen des Papstes gegen die Bestätigung des Augsburger Religionsfriedens vom Jahre 1555 Verwahrung einlegen müsse oder nicht. Pius V. war längere Zeit sehr zu einem solchen Einspruche geneigt. Schließlich gelang es jedoch den Anstrengungen unseres Canisius und seiner Freunde, den Schritt zu verhindern und so dem deutschen Volke einen neuen Bruderkrieg zu ersparen [2]. Den Gegnern der Kirche mißlang ihr Sturm auf den „geistlichen Vorbehalt". Auch der Beschluß, ein Nationalkonzil oder ein Religionsgespräch zu veranstalten, ward durch die Katholiken glücklich hintertrieben. Die katholischen Stände vereinbarten sich zur Annahme der Trienter Beschlüsse. „Von diesem Augenblick", sagt Ranke, „beginnt ein neues Leben in der katholischen Kirche in Deutschland." [3]

Canisius erntete nun, was er auf seiner Gesandtschaftsreise gesät.

Viel trug zu diesem Erfolge das hohe Vertrauen bei, welches Petrus Canisius und seine Ordensbrüder beim neuen Papste genossen. Der hl. Pius V. gehörte dem Predigerorden an; doch die Freude über seine Erhebung auf Petri Stuhl konnte in den Dominikanerklöstern kaum viel größer sein als in den Häusern der Gesellschaft Jesu. Durch viele Jesuitenbriefe jener Tage [4] klingt in hellen Tönen das Wort, das P. Johannes von Polanco, der Sekretär der Gesellschaft, in einem Briefe an Canisius sprach: „Der Papst ist in Wahrheit vortrefflich gesinnt; er brennt von Begierde, der Herde zu helfen, die Christus, unser Herr, ihm anvertraut hat." [5] Etwas früher schon hatte Polanco an Canisius berichtet: „Man sieht deutlich, der Papst liebt uns und verläßt sich auf uns." [6]

---

[1] *Canisius an Borgia, Augsburg 14. Febr. 1566; wie oben S. 323 A. 2.

[2] Flor. Rieß S. J., Der selige Petrus Canisius, Freiburg i. Br. 1865, 355—357.

[3] L. v. Ranke, Die römischen Päpste II [10], Leipzig 1900, 31.

[4] Hansen, Rheinische Akten zur Geschichte des Jesuitenordens 524 526. Epistulae P. Nadal III 52 87. Analecta Bollandiana VII, Paris-Bruxelles 1888, 46—56.

[5] *Polanco an Canisius, Rom 16. März 1566. Gleichzeit. Abschr. in Germ. 65, f. 83b.

[6] *Polanco an Canisius, Rom 2. Febr. 1566. Gleichzeit. Abschr. in Germ. 65, f. 59b.

Das sah man auch, als der Kardinal Amulio und der Ordensgeneral Borgia ihm des Canisius Berichte aus Rheinland und Westfalen überbrachten. Pius lobte nicht bloß die Berichterstattung selbst; er erklärte auch, die Verfügungen treffen zu wollen, welche des Canisius Vorschlägen entsprächen[1].

Pius V. ging noch weiter. Noch im Januar 1566 mußte in seinem Namen Kardinal Amulio an Canisius schreiben: Sobald der Reichstag zu Ende sei, solle er die unterbrochene Nuntiaturreise wieder aufnehmen und die Aufträge weiter ausführen, die er von des Papstes Vorgänger erhalten. Zugleich erfuhr man, der Papst wolle auch andere deutsche Jesuiten mit Sendungen nach verschiedenen Gegenden Deutschlands betrauen[2].

Canisius wurde von förmlicher Angst befallen. „Dieser Plan", schrieb er an den General, „muß doch ernstlich in Erwägung gezogen werden. Ich weiß es, wir sind verpflichtet, dem Papst alle Dienste zu leisten, seien sie auch noch so groß. Aber ich kenne nichts, was unsere ganze Gesellschaft bei den Deutschen mehr in übeln Ruf brächte und in schlimmes Licht setzte. Selbst Katholiken halten uns da für Spione und meinen, wir mischten uns in die Staatsgeschäfte ein mit Hintansetzung unserer demütigen Berufsarbeiten, und wir wollten lieber Herren sein als Diener. P. Nadal ist der Ansicht, Sendungen dieser Art seien durchaus gehässig und unserer Ordensprovinz und unserer Gesellschaft sehr nachteilig. Was mich angeht, so fühle ich durch Gottes Gnade in mir Bereitwilligkeit für das eine wie für das andere. Gott möge alle unsere Bemühungen zu seiner größeren Ehre gereichen lassen!"[3] Am selben Tage schrieb auch Nadal selbst an Borgia; er betonte, daß auch Kaiser Maximilian II. eine neue Nuntiaturreise des Canisius sehr übel aufnehmen würde; der Pater könnte wenig ausrichten und würde dabei sein Leben aufs Spiel setzen müssen[4]. Der Ordensgeneral versprach, dem Papste diese Gegengründe mitzuteilen, und, so fügte er bei, „was der Papst darauf hin bestimmen wird, das werden wir

---

[1] *Polanco an Canisius, Rom 16. März 1566; wie oben S. 325 A. 5.

[2] *Polanco an Theodorich Canisius, Rom 19. Jan. 1566; *Borgia an Peter und Theodorich Canisius, Rom 2. März 1566; *Polanco an Peter Canisius, Rom 16. März 1566. Gleichz. Abschriften in Germ. 65, f. 53a 70b 83b.

[3] *Canisius an Borgia, Augsburg 23. März 1566. Autogr. (E. C. II, n. 166). Zum Teil gedruckt in Epistulae P. Nadal III 128[3].

[4] Epistulae P. Nadal III 35—36.

als das Beste ansehen" [1]. Der hl. Pius V. hatte allzulange das Ordenskleid getragen, besaß allzu tiefes Verständnis für das Ordensleben und war für das Wohl aller Orden allzu väterlich besorgt, als daß er gegen diese Vorstellungen hätte taub sein können; er verzichtete auf seine Pläne [2].

Canisius konnte nun den Wanderstab niederlegen, bis im folgenden Jahre der Notschrei der deutschen Kirche und die Stimme des Gehorsams ihn zu neuen schwierigen Unterhandlungen nach Württemberg und nach Franken, nach der Rheinpfalz und dem Elsaß riefen. Er konnte einstweilen ruhen mit dem frohen Bewußtsein, die Wasser des Heiles, die zu Trient entsprungen, weithin durch das westliche Deutschland geleitet zu haben, bis hinab nach Westfalen und den Niederlanden. In jenem Winter des Jahres 1565, da man den ernsten stillen Ordensmann von Stadt zu Stadt ziehen und hier und dort bei Bischöfen und weltlichen Großen vorsprechen sah, mochten wohl manche Neugläubige in ihm den Sendling des Antichrists sehen, mochten vielleicht auch einige übelberatene Katholiken das Werkzeug römischer Herrschsucht und Geldgier in ihm wittern. Jetzt sind die Siegel weggenommen von den Breven, die er damals gebracht; die Berichte liegen offen, die er geschrieben. Aus ihnen tritt Petrus Canisius uns entgegen als das, was er immer gewesen, als der Mann Gottes, der vor allem bemüht ist, das Heiligtum und dessen Diener vom Schmutze der Sünde zu säubern, als der treue Anwalt der Deutschen beim römischen Stuhle, als der Lehrer der Jugend und der mitleidige Arzt der verblendeten, kranken Gemüter.

---

[1] *Borgia an Canisius, Rom 20. April 1566. Gleichzeit. Abschr. in Germ. 65, f. 98[b].

[2] Borgia an Nadal, Rom 7. Mai und 10. Aug. 1566, in Epistulae P. Nadal III 115 209. Canisius an Borgia, Dillingen 6. Juli 1566, a. a. O. III 761—762.

Otto Braunsberger S. J.

Rezensionen.

Geschichte des deutschen Volkes vom dreizehnten Jahrhundert bis zum Ausgang des Mittelalters. Von **Emil Michael** S. J. 8° Freiburg, Herder.

Vierter Band: **Deutsche Dichtung und deutsche Musik während des dreizehnten Jahrhunderts.** Erste bis dritte Auflage. (XXVIII u. 458) 1906. *M* 6.40; geb. in Orig.-Einb.: Leinwand mit Lederrücken *M* 8.40

Die Aufnahme, welche die drei ersten Bände dieses großen Geschichtswerkes beim gebildeten Publikum fanden, war eine ausnehmend günstige. Auch nichtkatholische Fachkritiker anerkannten rückhaltlos die „umfassende Beherrschung der Literatur und des Stoffes, die wertvollen Quellenangaben, die gewählte Sprache und die klare, knappe aber doch ungemein ansprechende, mitunter selbst glänzende Darstellung", endlich, aber nicht zum wenigsten, die „strenge Objektivität und den tiefen wissenschaftlichen Ernst des Werkes" (Lit. Zentralblatt, Leipzig 1899, Nr 48).

Freilich konnte man die innige Vertrautheit des Verfassers mit seinem Stoff bei den bisherigen Bänden zum vornherein annehmen. Mochte immerhin das im ersten Band behandelte Thema (Deutschlands wirtschaftliche, gesellschaftliche und rechtliche Zustände) seiner Natur nach dem Ideenkreis des Ordensmannes noch etwas ferner liegen, so betrat der Verfasser dafür im zweiten und dritten Band Gebiete (Religion, Unterricht, Wissenschaft und Mystik), wo er sich nach jahrzehntelangem, systematischem Studium völlig heimisch fühlen mußte. Mit Spannung sah man nun dem Erscheinen der weiteren Bände entgegen, die sich mit Literatur und Kunst befassen sollten, somit neue, für den Geschichtsmann zum Teil ungewohnte Schwierigkeiten der wissenschaftlichen Beurteilung entgegensetzten [1].

Die Geschichte der beiden redenden Schwesterkünste Dichtung und Musik bildet den Inhalt des vorliegenden vierten Bandes. Schon diese Zusammenstellung charakterisiert Michaels Sinn für die innere Verwandtschaft der mannigfachen Erscheinungen der Geschichte. Wenn je, dann gingen im Mittelalter und

---

[1] Vgl. die Besprechungen der ersten drei Bände in dieser Zeitschrift: LII 573 ff; LVIII 322; LXVI 232.

gerade in der ersten Blüteperiode der deutschen Literatur diese beiden Künste Hand in Hand, ergänzten und befruchteten sich gegenseitig, um endlich in jenen ersten Keimen des Dramas, welche uns im letzten Abschnitte des Buches in lichtvoller Darstellung vorgeführt werden, sich harmonisch zu verschmelzen. Eine völlig getrennte Behandlung dieser zwei Künste, wie sie bisher von den meisten Fachleuten geboten wurde, muß daher notwendig eine gewisse Einseitigkeit im entworfenen Bilde bedingen, ein Mangel, der bei Michael glücklich vermieden ist.

Im ersten Teil des Bandes (Dichtung) weist der Verfasser zunächst auf ein Ereignis hin, das sich bereits im 12. Jahrhundert auf dem Gebiete der deutschen Literatur vollzogen hatte und auch im 13. Jahrhundert seine weittragende Bedeutung bewahrte: auf den Anschluß eines großen Teils der damaligen Dichter an die französische Literatur. Besonders verraten die höfischen Epen in hohem Grade den Einfluß Frankreichs. Dies gilt nicht nur von der Äneide eines Veldeke und deren Nachahmungen, sondern selbst von den Werken der größten Epiker des Jahrhunderts: Hartmann von Aue, Wolfram von Eschenbach, Gottfried von Straßburg, Rudolf von Ems, Konrad von Würzburg und ihrer zahlreichen Verehrer. Weniger zeigt sich die Abhängigkeit von der Fremde in den mittel- und niederdeutschen Epen sowie in den Legenden. „Die deutschen Dichter waren allerdings keine bloßen Übersetzer. Sie haben vieles besser wiedergegeben, als sie es in den Vorlagen fanden. Sie haben ihre Quellen oft glücklich vertieft und wahre Meisterwerke geschaffen, obwohl sie aus Mangel an Sprachkenntnis manches mißverstanden. Trotz alledem ist es zu bedauern, daß die Deutschen überhaupt nach fremden Stoffen griffen. In der Schule der französischen Poesie lernten sie freilich die Eleganz der Form — (aber auch) Leichtsinn und Minnetändeleien. — Eine vorübergehende Kräftigung erfuhr die ritterliche Dichtung durch die Aufnahme der deutschen Heldensage in ihren Bereich. So entstand das Volksepos" (S. 108 f).

Die Volksepen finden wir zuerst im südöstlichen Deutschland, und es erklärt sich schon daraus der lediglich indirekte französische Einfluß, indirekt, d. h. durch das Kunstepos. „‚Uns ist in alten maeren wunders viel geseit' — mit diesen Worten beginnt das große Nationalepos der Deutschen, das Nibelungenlied. Sie geben die Quelle des Dichters an. Es sind die ‚alten maeren', aber nicht französische Stoffe, sondern die altgermanischen Sagen, welche Jahrhunderte hindurch von einem Geschlecht auf das andere übergegangen waren" (S. 110). Das gleiche gilt von Gudrun und den Epen des Dietrichsagenkreises.

Ein Seitenstück zu den religiösen Legenden bilden die weltlichen, zum Teil derben Novellen und Schwänke, unter denen der „Pfaffe Amis" von Stricker den vorzüglichsten Platz behauptet. Sie leiten über zum Lehrgedicht. In wenigen knappen Sätzen wird die Berechtigung dieser Dichtungsart gezeigt: „Kunst will gefallen. Sie kann es wollen ohne jede Nebenabsicht, und sie kann es wollen mit der Nebenabsicht zu belehren. Im Begriff der lehrhaften Poesie liegt also kein innerer Widerspruch (S. 177). Der „Wälsche Gast", Freidanks „Bescheidenheit", Hugo von Trimbergs „Renner" u. a. werden hier in verhältnismäßiger Ausführlichkeit besprochen und in ihrer kulturgeschichtlichen Bedeutung kritisch beleuchtet.

Die interessanten Bruchstücke „Ritterpreis" und „Minnehof", die gleich den Reimchroniken und Reimbibeln eine moralische Wirkung nicht bezwecken, führen uns zum letzten Abschnitt: Minnedienst. Lyrik. Spruchdichtung. Mit Recht ist diesem umfangreichen Stoff ein Fünftel des ganzen Bandes gewidmet, fast

90 Seiten. Es gab hier vieles, was sich trotz der prägnanten Kürze des Ausdruckes, die wir bei Michael gewohnt sind, doch nicht mit ein paar Sätzen abtun ließ. Die Begriffe der Lyrik und des Minnedienstes in seinen provenzalischen Anfängen und seiner späteren deutschen Gestalt mußten erst klargelegt werden, wenn der Leser die klassischen Vertreter der damaligen Lyrik: Hartmann von Aue, Heinrich von Morungen, Reinmar, Walther von der Vogelweide, nebst dem ganzen Kometenschweif von Nachahmern verstehen sollte. Mit einer gedrängten Würdigung der Spruch- und Kampfdichter schließt der erste Teil ab.

Auch im zweiten Teil (Musik) stellt der Verfasser zunächst einige Begriffe klar. Das Mittelalter verstand unter dem Ausdruck „Musik" nicht nur die geordnete Folge von Tönen, sondern auch im weiteren Sinne „das geregelte Verhältnis zwischen den Himmelskörpern sowie die Harmonie zwischen Seele und Leib und dessen einzelnen Teilen" (S. 321). Anknüpfend sodann an den älteren kirchlichen Gesang zeigt Michael die bedeutenden Fortschritte der Musiktheorie, welche in jener Zeit besonders durch die Erfindung des Notensystems (Guido von Arezzo) bedingt wurden. Der anfänglich einstimmige Gesang wird durch das „Organum" mehrstimmig. Die mensurierte Notenschrift und der Takt bringen Harmonie, die Intervallenlehre erfährt eine durchgreifende Änderung. — Im Abschnitt: Kirchengesang, Sequenzen und Tropen werden die Bemühungen der Mönche Notker Balbulus, Tutilo u. a. um die Verbesserung des Choralgesanges sowie die Stellung der Päpste zu den einschlägigen Fragen eingehend erörtert. — Die Besetzung des Kirchenchores erfolgte ausschließlich durch Männer (in Domkirchen Knaben), nur in Frauenklöstern bestand das Gesangspersonal aus Nonnen. Die Schwierigkeiten für den Gesangunterricht beseitigte die „harmonische Hand", auch eine Erfindung Guidos.

Das religiöse Volkslied erfuhr im 13. Jahrhundert bedeutende Bereicherung; das deutsche Kirchenlied reicht in seinen Anfängen weit zurück und wurde von Luther nur umgestaltet, nicht geschaffen. — Das eigentliche und einzige Musikinstrument war damals in der Kirche die Orgel. Für die Unterhaltungsmusik, welche Minnesänger und Spielleute besorgten, wurden die verschiedensten Instrumente herangezogen und nicht selten mit wahrer Virtuosität gehandhabt. Der Abschnitt über die liturgischen Festspiele und die Anfänge des Dramas bringt den ganzen Band zum harmonischen Abschluß.

Um das Werk richtig zu schätzen, muß man sich den Standpunkt vergegenwärtigen, von dem aus Michael die Erscheinungen auf dem Gebiete der Literatur und Musik beurteilt und beurteilen muß: es ist der Standpunkt des Historikers, nicht, wenigstens nicht in erster Linie, des ästhetischen Rezensenten. Die künstlerische Würdigung konnte der Verfasser nicht als seine Hauptaufgabe betrachten. Sie fehlt zwar keineswegs. Nach kurzer markiger Inhaltsangabe und Charakteristik der einzelnen Schöpfungen folgt eine zusammenfassende Beurteilung derselben nach Form und Inhalt. Michael hat damit mindestens bewiesen, daß er auch hier kein Fremdling ist. Aber naturgemäß sind diese Kritiken etwas kurz ausgefallen, und ihr Zweck war nicht, neue Aufschlüsse zu bieten. Wo es aber gilt, den Menschen im Künstler aus der Verkrustung alter und neuer Sagen herauszumeißeln, wo es sich darum handelt, die großen und kleinen Erscheinungen der damaligen Zeit nach ihrem Ursprung, ihrer Abhängigkeit, ihrem Zusammen-

hang und ihrer kulturhistorischen Bedeutung zu verfolgen, da zeigt sich die ganze Überlegenheit des Geschichtsmannes vom Fach, da schlägt Michael oft völlig neue Wege ein und kommt nicht selten, gestützt auf ein erdrückendes Beweismaterial, zu Resultaten, die mit mancher landläufigen Fabel endgültig aufräumen dürften. Man lese nur: den ganzen Abschnitt über Wolfram von Eschenbach und die Gralsage (S. 17—59), die Charakteristik Gottfrieds von Straßburg (S. 60 f), das Kapitel über Walther von der Vogelweide (S. 258—272); im zweiten Teil, der in unsern Tagen von aktuellstem Interesse ist, die Abschnitte über Besetzung des Kirchenchores (S. 337—345), das deutsche Kirchenlied (S. 356—365), sowie die gründliche Abfertigung jener Gelehrtenfabel von der mittelalterlichen Orgel, als einem „Tonwerkzeug für die Fäuste, nicht für die Finger" (S. 368 f).

Angesichts solcher Vorzüge wird der ästhetische Kritiker die Wünsche, die er von seinem Standpunkt aus zu äußern sich versucht fühlt — eingehendere Würdigung der Werke Hartmanns, Gottfrieds, Reinmars des Alten und einiger andern —, nicht sehr betonen, sondern vielmehr anerkennen, daß Michael auch der künstlerischen Seite seiner Aufgabe in allen Hauptpunkten durchaus gerecht geworden ist.

Die genauen Quellenangaben (aus dem volle zehn Seiten umfassenden Bücherverzeichnis), ein sorgfältig gearbeitetes Register, die vorzüglich orientierende Inhaltsübersicht, die sachliche Sprache und vornehme Objektivität erhöhen den Wert des Buches und machen es zu einer Leistung, von der auch Andersgläubige, ohne sich etwas zu vergeben, wiederum urteilen dürfen: „... Vom kulturgeschichtlichen ... Standpunkt betrachten wir Michaels Arbeit als eine Leistung ersten Ranges, die auch da unser Interesse und unsere Achtung verdient, wo wir den grundsätzlichen Anschauungen des Verfassers nicht zustimmen können" (Zeitschrift für Philosophie und Pädagogik, Langensalza 1898, 5. Heft, über den I. Band).

Aloys Stockmann S. J.

Die K. u. K. Hofburgkapelle und die K. u. K. Geistliche Hofkapelle. Von dem K. u. K. Hofprediger und o. ö. Universitäts-Professor P. **Cölestin Wolfsgruber.** Mit 11 Tafeln und 34 Abbildungen im Texte. Lex.-8° (XVIII u. 638) Wien 1905, Mayer u. Cie. *M* 20.—; geb. *M* 24.—

Seit bald 500 Jahren die Pfarrkirche des ersten katholischen Fürstenhauses der Welt, ist die Hofburgkapelle in Wien nicht mit Unrecht ein „Mittel- und Ausgangspunkt von Völkergeschicken" genannt worden. Ihre Anfänge reichen zurück bis unter die Babenbergerdynastie, in die Tage Leopolds VI. des Glorreichen um 1221; die erste urkundliche Bezeugung stammt aus der Zeit Ottokars 1265, die erste Ausstattung mit festem Besitz aus der Hand des ersten Albrecht, des Habsburgers. Der Neubau, der unerachtet der Umgestaltungen unter Maria Theresia im wesentlichen heute noch besteht, ist aufgeführt unter Friedrich V. und am 29. April 1449 konsekriert worden; das Gedächtnis des vierten Zentenariums, durch die politischen Wirren einige Jahre zurückgedrängt, wurde 1.—9. Mai 1852 hochfestlich begangen.

Mit dieser altehrwürdigen Burgkapelle verbunden und in derselben amtierend war die „geistliche Hofkapelle“, das Kollegium der Hofgeistlichkeit. Schon unter der Zahl der Hofprediger, für sich allein genommen, von Ferdinand I. an zählt sie hochbedeutende Persönlichkeiten. An Namen wie Fabri und Nausea, Bobadilla und Canisius, Medard von Kirchen und Matthias Cithardus, Martin Eisengrein und Georg Scherer genügt es erinnert zu haben. In späterer und in neuester Zeit nicht minder ist die Kanzel der Hofkapelle durch bedeutende oratorische Talente geziert worden. Der Augustinerchorherr W. Sedlaczek hat von 1820 bis 1845, fast 25 Jahre lang, der Benediktiner Othmar Herbertstorfer 16 Jahre, sein Nachfolger P. Clemens Kikh O. S. B. fast volle 40 Jahre mit außerordentlichem Fleiß und Talent diesen schwierigen Ehrenposten ausgefüllt. Auch bei der übrigen Hofgeistlichkeit, seien es Burgpfarrer, Zeremoniare, Burgvikare, wirkliche oder supernumeräre Hofkapläne, treten viele der verdienstvollsten österreichischen Geistlichen hervor, die nachmals auf wichtigen Ehrenstufen der Hierarchie ruhmreich gewirkt haben. Namentlich seit dem Wiederanbruch einer wärmeren religiösen Zeit unter Franz II. ist ein großer Teil der vorzüglichsten Kirchenmänner der Monarchie durch den Dienst der Hofkapelle hindurchgegangen, Männer wie Rudigier und Zwerger, Kutschker und Feßler, Simor und Hainald, Stroßmayer und Napotnik usw.

Da war es schon der Mühe wert, die wechselreiche Vergangenheit von 600 Jahren in einem großen Geschichtswerk sich sammeln und widerspiegeln zu lassen, dies um so mehr, da dank dem außerordentlichen Vertrauen, dessen der hochw. Verfasser sich zu erfreuen hat, „mit einer Gnade und Bereitwilligkeit ohne gleichen“ die reichhaltigsten und lautersten handschriftlichen Quellen aus den Archiven des Obersthofmeisteramtes wie der Hofburgkapelle und der Kanzlei der Hofburgpfarre ihm zur Verfügung gestellt wurden.

Nicht bloß Fragen baulicher Ausstattung oder äußeren Gottesdienstes sind es eben, die hier zur Behandlung kommen, nicht nur die Beschaffenheit von Grundbesitz und Einkommen, die Art der Ämterbesetzung und die Schwierigkeiten der Jurisdiktionsverhältnisse, zumal gegenüber dem erzbischöflichen Konsistorium, sondern zum großen Teil kommen die Pflege der Frömmigkeit bei den Gliedern des Kaiserhauses in Betracht und die mannigfachen Feieranlässe freudiger oder trüber Art, welche dem Innersten der kaiserlichen Familie angehörend, im Gottesdienst der Burgkapelle ihren religiösen Widerschein fanden. In der langen Reihe von Taufen, Firmungen und Erstkommunionen, Trauungen und Totenklagen, Bischofskonsekrationen und Barettaufsetzungen wird da mancher historisch denkwürdige Augenblick verzeichnet, manche bemerkenswerte Konversionen zur Mutterkirche haben sich hier vollzogen. Mehr als einmal öffnet sich ein wohltuender Einblick in den altererbten Frommsinn des katholischen Kaiserhauses.

Nebenbei kommt bald hier bald dort manches sonst noch Wissenswerte ans Tageslicht. Man erfährt von den vielen Reliquien, die einst Albrecht II. von seiner Aachenfahrt zurückgebracht, und wie später Maria Theresia aus dem reichen Reliquienschatz an arme Kirchen freigebig hat verteilen lassen, aber auch von der Ehrfurcht und dem frommen Vertrauen, mit welchen die Hauptreliquien: die

Kreuzpartikel, das heilige Blut, der heilige Dorn, der heilige Nagel, in bevorzugtem Gewahrsam gehalten wurden.

Da einer der Hofgeistlichen zugleich der Almosenverteiler war, in der Ausspendung derselben aber mancherlei Änderungen getroffen wurden, so findet sich manche kleine Notiz auch zur Geschichte der Armenpflege. Anziehend sind namentlich die Mitteilungen über die Unterstützung armer Kirchen mit Paramenten aus der Burgkapelle, die bis nach Kopenhagen und St Petersburg, Bosnien und Jerusalem ihre Gaben zu verschicken hatte und auch den Wiener Redemptoristen in ihren schwierigen Anfängen freundschaftlich zu Hilfe kam.

Auch für die Kunstgeschichte fallen zuweilen Brosamen ab, neben der Malerei und Bildnerei, namentlich für die Goldschmiedekunst, dann aber auch für die Pflege der kirchlichen Musik, denn die Geschichte der Musikkapelle gehört notwendig mit zum Gegenstand, und von der deutschen Singmesse bis zur Aufführung ganzer Oratorien, vom Orgelstimmer bis zum Musikgrafen kommt alles gelegentlich zur Behandlung. Selbst die Pauken und Trompeten beim Tedeum spielen eine Rolle, die Maria Theresia einmal so grausam war zu verbieten, 14 Jahre später aber nach Wiedergenesung von schwerer Krankheit wieder gestattete.

Das Hauptinteresse haftet aber doch an der großen Zahl bemerkenswerter Persönlichkeiten und ansehnlicher Körperschaften, die fortwährend am Blicke vorüberziehen. Denn nicht nur solche werden mit Namen verzeichnet, die irgendwann in dem zahlreichen geistlichen Hofstaat der kaiserlichen Familie eine Stelle bekleideten, sondern auch über die noch zahlreicheren Supernumerare, Exspektanten und Bewerber für solche Stellen, ja über die massenhaften Bittsteller um den heißbegehrten Titel eines k. Hofkaplans werden die Personalien beigebracht. Da trifft man mitten im 17. Jahrhundert neben Spaniern und Italienern einen katholischen Schottländer, einen katholischen Schweden, einen Musiker und Theologen wie Matteo Pallota, Männer, lange verdient um die Anima in Rom, erfolgreiche Schüler des römischen Germanikums oder des Pazmaneums u. dgl.

Eine recht ansehnliche Rolle unter dem geistlichen Hofstaat des Kaiserhauses war bis 1751 und selbst noch über diese Zeit hinaus den österreichischen Jesuiten zugefallen; seit Joseph II. schwand dies völlig, dagegen treten die Piaristen, die Benediktiner des Schottenklosters und die Augustiner-Chorherren von Klosterneuburg recht ehrenvoll hervor. In engem Zusammenhang mit dem Kollegium der Hofgeistlichkeit steht aber vor allem das unter Frints Einfluß ins Leben gerufene „Höhere Priesterbildungsinstitut“ von St Augustin, und es war daher unvermeidlich, daß in den späteren Abschnitten des Werkes diesem eine besondere Aufmerksamkeit zugewendet werden mußte.

Damit ist schon einigermaßen angedeutet, daß das Wiederaufleben tieferer Religiosität und der Aufschwung der kirchlichen Studien in der durch Josephinismus und Aufklärerei zerrütteten österreichischen Kirche von der Burgpfarrei her und aus dem Schoße der Hofgeistlichkeit ihren ersten Anfang nahmen. Aloys Langenau, Burgpfarrer von 1784 bis 1809, bezeichnet den Angelpunkt; Männer wie Darnout, Frint und Milde hat er an die rechte Stelle gebracht; Sebastian Job und Aloys Schlör und ihre Geistesverwandten konnten ihnen auf dem Fuße

folgen. War auch noch ein weiter Weg bis zum Wiedererstarken des kirchlichen Lebens im Volke: die Quelle höheren Segens war doch wieder gefunden und die Richtung eingeschlagen.

Die gegebene Skizze läßt zur Genüge erkennen, welch ergiebige Stofffülle in dem Werke aufgeschichtet liegt. Stift- und Ablaßbriefe und Listen mit den Inhabern der verschiedenen geistlichen Hofchargen ergänzen dasselbe noch. Auch Ansprachen und Stücke von Predigten, die bei wichtigen Anlässen in der Burgkapelle gehalten wurden und oft auf die Vorkommnisse im Kaiserhaus Bezug nehmen, liebt der Verfasser im Wortlaute mitzuteilen. Ähnlich verfährt er mit Rechnungen, Eingaben, amtlichen Erlassen u. dgl., so daß stellenweise das Werk fast den Charakter einer Urkunden- oder Dokumentensammlung aufweist, wenn auch ohne deren übersichtliche äußere Form. Der Verfasser wählt die Einteilung des ganzen Werkes nach der Regierungszeit der Herrscher, eine kurze „Vorgeschichte" vorausgeschickt, von Albrecht I. bis Franz Joseph I. (1382—1902) nach Art der alten Klosterchroniken, die an die Abtsregierungen als den natürlichsten Einteilungsgrund sich zu halten pflegten. Ähnlich wie in diesen Klosterchroniken wird dann annalistisch, dem Lauf des Jahres folgend, Wichtiges und Geringfügiges, Religiöses und Profanes, Urkundenzitat und gelegentliche Reflexion ohne jede weitere Gruppierung, fast ohne jeden Wechsel im Druck und oft auch ohne räumliche Sonderung aneinandergereiht. Dies hat den Vorteil, daß all das verschiedenartige und massenhafte Detail im schönen klaren Druck völlig gleichmäßig zur Geltung kommt und nirgends durch Zusammenfassung oder Verkürzung das mindeste verloren geht. Es liegt somit für die verschiedensten Bedürfnisse der Forschung eine reiche Fundgrube offen, wenn auch vielleicht bei dem Mangel eines allgemeinen Registers die Auswertung nicht immer so leicht und bequem vor sich gehen dürfte. Solche freilich, welche in dem schönen, mit gediegener Vornehmheit ausgestatteten Bande mit Vorzug eine ansprechende oder erbauliche Lesung suchen wollten, könnten sich öfter auf harte Geduldsproben gesetzt sehen. **Otto Pfülf S. J.**

Journal d'André Ly, Prêtre Chinois, Missionnaire et Notaire Apostolique 1746—1763. Texte Latin. Introduction par *Adrien Launay* de la Société des Missions-Étrangères. gr. 8⁰ (XXIV u. 706) Paris 1906, Picard et Fils. *Fr.* 10.—

Unter den reichen Archivschätzen des Pariser Missionsseminars findet sich auch ein sonderbar geformter (21 × 18 cm) Codex von 831 klein und zierlich geschriebenen Quartseiten. Es sind die in flüssigem Latein geschriebenen Tagebuchblätter eines chinesischen Weltpriesters aus dem 18. Jahrhundert. Durch ihre, wie es scheint, unverkürzte Veröffentlichung hat sich der fleißige Archivar und Historiograph des Seminars von Rue du Bac den Dank aller Missionsfreunde verdient. Das Tagebuch bietet ein vielfaches Interesse. Schon die Persönlichkeit des Verfassers ist eine denkwürdige eigenartige Erscheinung.

Aus einer alten katholischen Familie Schensis entstammend und um 1692 zu Tsching-ku geboren, erhielt Andreas Ly seine wissenschaftliche Ausbildung in

Macao und im Seminar der auswärtigen Missionen von Mahapram (Siam), wurde 1825 zum Priester geweiht, war dann nahezu ein halbes Jahrhundert lang als Missionär hauptsächlich in der chinesischen Westprovinz Setschuen tätig, die „Seele und Hauptstütze" der damals so hart bedrängten Mission, schmachtete wiederholt als Bekenner des Glaubens in den chinesischen Gefängnissen, gründete und leitete das erste Priesterseminar der Provinz und starb im Rufe der Heiligkeit am 22. Januar 1774 82 Jahre alt. Non est inventus similis illi heißt es in einem der vielen ehrenvollen Nachrufe auf den merkwürdigen Mann, die seine ungewöhnliche wissenschaftliche Bildung, sein Verwaltungstalent und seinen echt priesterlichen Lebenswandel in warmen Ausdrücken feiern. Als 1764 der französische Missionär Peter Kerhervé die Ernennung zum Apostol. Vikar erhielt, lehnte er ab und riet dringend, an seiner Stelle den hochverdienten Nestor der Mission, Andreas Ly, zu erwählen. Aber die starken Vorurteile gegen den einheimischen Klerus, über welche das Tagebuch an vielen Stellen schmerzliche Klage erhebt, verhinderten die Ausführung.

Das Tagebuch hebt mit dem 15. Juni 1747 an und reicht, mit einer einzigen größeren Lücke, bis Ende 1763, umfaßt also einen Zeitraum von 17 Jahren. Die bedeutsame Stellung Lys, seine vielen Reisen, der weit reichende persönliche oder briefliche Verkehr mit den Apostol. Vikaren und europäischen Missionären setzten in Verbindung mit einer guten Beobachtungsgabe und einem sehr selbständigen Urteile den Verfasser in die Lage, uns über eine der traurigsten Perioden der chinesischen Missionsgeschichte ein sehr anschauliches und genaues Bild zu entwerfen. Die Aufnahme zahlreicher Dokumente und seiner ganzen umfangreichen Korrespondenz in den Text erhöhen noch den Wert des Tagebuches.

Der ganze Jammer, der seit dem Tode des großen Kaisers Kangsi über die chinesische Mission hereinbrach, spiegelt sich in diesen Blättern nur zu deutlich wider. Die einst so blühende Kirche gleicht zumal in den Binnenprovinzen einer vom Wolf gescheuchten Herde. Eine Verfolgung drängt die andere; Verhöre, Verbannung, Kerkerhaft und Plackereien aller Art entmutigen die oft lange Zeit fast priesterlosen Gemeinden, die durch den Abfall von Tausenden immer mehr gelichtet werden und durch den Mangel an priesterlicher Leitung verwildern.

Fast noch trauriger wirkt der Hader, die Eifersucht, die Entzweiung, die durch den unseligen Ritenstreit in die Reihen der Missionäre hineingetragen und und selbst durch die bittere Not der Zeiten nicht gedämpft werden. Wir lernen der Reihe nach die Männer kennen, die in diesem Streite eine hervorragende Rolle gespielt, wie Tournon, Maigrot, Appiani, Pedrini, Müllener usw. Die Jesuiten kennt der chinesische Priester nur aus den feindseligen Berichten ihrer Gegner, und er teilt u. a. mit Genugtuung die Prophezeiung eines Franziskaners mit, der in einer zu Manila verfaßten Erklärung der Apokalypse den Antichrist aus der Gesellschaft Jesu hervorgehen läßt und dieser selbst einen schmachvollen Untergang vorhersagt (S. 505).

Um so wohltuender berührt das Bild der rastlosen priesterlichen Tätigkeit, das sich in den Tagebuchblättern entrollt. Zeitweise fast der einzige Missionär in dem riesigen Arbeitsfelde, eilt Ly, oft genug von Häschern verfolgt und belauert,

von Posten zu Posten, um zu retten, was noch zu retten war, richtet an die Gemeinden aufmunternde Schreiben, setzt für seine chinesischen Mitarbeiter ausführliche Instruktionen auf über die richtige Verwaltung der Sakramente, die Behandlung reuiger Apostaten usw., löst ihre Fragen und Schwierigkeiten in verwickelten Moral- und Ehefällen, findet Muße zur Abfassung umfangreicher apologetischer Schriften, übersetzt europäische Werke ins Chinesische oder verbessert das schlechte Chinesisch bereits versuchter Übertragungen, schreibt ausführliche Berichte mit Vorschlägen und Bitten an die Propaganda und seine in der Ferne weilenden kirchlichen Obern, und überrascht uns oft durch seine treffenden und mit großer Offenheit wenn auch in bescheidenem Tone gemachten Bemerkungen und Urteile über Personen und Verhältnisse der chinesischen Mission und deren Verwaltung. Außerdem fallen manche interessante Streiflichter auf die chinesische Zeitgeschichte, auf die Gebräuche, Sitten, Eigenart des Landes und seiner Bewohner. Kurz, wir sind Launay zu aufrichtigem Danke verpflichtet, daß er dieses Tagebuch eines chinesischen Priesters dem Archivstaube entrissen hat. Ein deutscher Herausgeber würde sich freilich nicht mit einer bloßen Einleitung und einem „analytischen Sach- und Personenregister" begnügt, sondern das bessere Verständnis so mancher dunklen Stellen durch Anmerkungen und Heranziehung anderer Quellen erleichtert und irrige oder mißverständliche Äußerungen berichtigt haben.

A. Huonder S. J.

Die altchristlichen Skulpturen im Museum der deutschen Nationalstiftung am Campo Santo in Rom. Untersucht und veröffentlicht von Dr **Joseph Wittig**, Kaplan am Campo Santo. Supplement der Römischen Quartalschrift. Folio. (144) Rom 1906, Druckerei der Propaganda. *M* 15.—

Die schön ausgestattete Arbeit ist eine Festgabe des Priesterkollegiums am Campo Santo zur Silberhochzeit des deutschen Kaiserpaares. Sie gibt auf 6 phototypischen Tafeln und in 48 Textabbildungen außer einigen andern 74 altchristliche Skulpturen des von dem unermüdlich tätigen Rektor des Campo Santo, Msgr de Waal, begründeten Museums wieder. Allerdings handelt es sich bei sämtlichen Stücken nur um Fragmente; allein auch so sind sie nicht ohne Bedeutung, namentlich wenn man sie in einem Rahmen mit den übrigen altchristlichen Skulpturen und in dem von diesen auf sie geworfenen Lichte betrachtet. Sie erscheinen dann zum Teil sogar als recht wertvolle Ergänzungen der vollständig erhaltenen Bildwerke und als sehr brauchbare Hilfsmittel für das Studium der altchristlichen Sarkophagskulptur. Schade, daß verschiedene der Textillustrationen der wünschenswerten Klarheit entbehren. Seinen Grund hat das freilich zum Teil in der Schadhaftigkeit der Fragmente, doch dürfte es wohl auch an der Art der Reproduktion (Zinkätzung) und an mangelhaften photographischen Aufnahmen liegen.

Die Skulpturen sind in fünf Gruppen zusammengestellt, von denen die erste eine Eheschließungsszene und Hirtenreliefs, die zweite ein Familienbild, Jonasszenen und die sonstigen auf die Erlösungshoffnung hinweisenden Darstellungen enthält. Der dritten sind die auf Christi Leben und Wunder, auf Opfer und Sakra-

ment bezüglichen Bildwerke zugeteilt, der vierten die Bilder der Apostel und Oranten, der fünften endlich einige symbolische Darstellungen sowie die ornamentalen Skulpturen. Jeder Abbildung ist außer genauen Angaben über die Maße der betreffenden Skulptur ihr Material, eine etwa bereits erfolgte Veröffentlichung und, wo bekannt, der Fundort, eine bis ins einzelne gehende, sehr sorgfältig gearbeitete Beschreibung beigefügt. Dieselbe erhält einen besondern Wert dadurch, daß in ihr tunlichst auf verwandte Sarkophagskulpturen oder sonstige parallele Bildwerke hingewiesen wird. Eine Tabelle am Schlusse der Arbeit bietet eine ungefähre zeitliche Klassifizierung der Fragmente nach Maßgabe der bei der Besprechung der einzelnen Stücke festgestellten Anhaltspunkte. Sehr dankenswert sind auch die der Arbeit eingefügten Exkurse über die Hirtenbilder, die Jonasszenen, die Petrustypen und namentlich die Petrusszenen, in welch letzteren der Verfasser eine neue auf der Legende des hl. Petrus fußende, ebenso ansprechende, wie wahrscheinliche Erklärung gewisser bisher anders ausgelegter Darstellungen auf altchristlichen Sarkophagen vorschlägt. Freilich bedürfen seine Aufstellungen noch einer eingehenden Nachprüfung. Einige Zweifel dürften sich z. B. gegen die Deutung der Hahnszene erheben lassen. Richtig ist, daß der Hahn mehrfach nur Symbol des hl. Petrus ist. Indessen gibt es auch Darstellungen, bei denen kaum an etwas anderes als an die Vorhersagung der Verleugnung gedacht werden kann (vgl. z. B. Le Blant, Les sarcophages chrétiens de la Gaule pl. LV 1), jedenfalls aber nicht eine Begebenheit aus der Legende gemeint ist. Manche gute Bemerkung bietet die Einleitung hinsichtlich der Datierung und Deutung der altchristlichen Sarkophagskulpturen. Dem hier ausgesprochenen Wunsche, daß bald einmal eine eingehende und umfassende Untersuchung des noch vorhandenen Bestandes derselben zum Zwecke einer möglichst genauen Datierung der einzelnen Stücke unternommen werde, kann sich jeder Freund der altchristlichen Kunst nur anschließen; doch wäre zu wünschen, daß dabei dem leider vielfach zu hoch eingeschätzten Kriterium des Kunstwertes nicht zu viel Bedeutung beigelegt würde. Der Kunstwert ist für sich ein Kriterium von sehr zweifelhafter Güte; denn es hat zu aller Zeit neben hervorragenden Leistungen auch genug Stümperarbeiten gegeben. Seine Bedeutung als Kriterium für die Datierung hat der künstlerische Wert eines Monumentes nur in Verbindung mit andern zuverlässigeren Merkmalen, Technik, Stil, Art der Gewandung, Behandlung des Ornaments u. ä.

Zum Schluß noch einige Einzelheiten. S. 32 wird gesagt, der Hirt in Abbildung 1 sei mit der Tunica exomis bekleidet, S. 34 dagegen läßt der Verfasser ihn eine geschlossene Tunika tragen. S. 102 muß es Anm. 4 statt Zeitschrift für bildende Kunst heißen Zeitschrift für christliche Kunst. Wegen der Skulpturen an S. Marco zu Venedig wäre wohl Zeitschrift für christliche Kunst XIV (1901) 67 ff zu vergleichen gewesen. S. 128 endlich heißt die Figur auf Abbildung 52 in der Überschrift Orans, im Text aber wird sie als Frauengestalt charakterisiert, während doch sonst eine Frau in Gebetshaltung vom Verfasser Orante genannt wird. Im übrigen darf die Arbeit als eine durchaus tüchtige Leistung von bleibendem Wert bezeichnet werden. **Jos. Braun** S. J.

Empfehlenswerte Schriften.

Die Christologie des hl. Maximus Confessor. Von Dr Heinrich Straubinger. 8° (XII u. 136) Bonn 1906, Hanstein. *M* 2.50

Dem ausgezeichneten Vorkämpfer der Orthodoxie gegenüber dem Monotheletismus des 7. Jahrhunderts ist diese Spezialarbeit gewidmet, dessen Lehren über die Menschwerdung und die Person Christi mit viel Liebe und großem Fleiße nachgegangen wird. In Bezug auf das Wollen Christi ist Maximus geradezu der klassische Lehrer, und seine Resultate haben nicht nur durch Damascenus, sondern auch durch die Definition des sechsten allgemeinen Konzils volle Bestätigung gefunden. Seine prächtigen Darlegungen über die menschliche Willensfreiheit sind auch heute noch von Wert. Auf die Entschiedenheit, mit welcher Maximus für die Orthodoxie des ersten Honoriusbriefes und den unverfälschten Glauben der römischen Kirche eintritt, hat der Verfasser nicht unterlassen, aufmerksam zu machen; man wird jedoch kaum beistimmen, wenn er dabei von „verblüffender Kühnheit und Willkür" der Auslegung spricht. Bei der Stellung des hl. Maximus im Glaubenskampfe ist schon die bloße Tatsache von Bedeutung, daß er öffentlich für den Brief einsteht. Aus allen Darlegungen tritt der hl. Maximus als ein großer, scharfer Denker und als vorzüglicher Theolog hervor, der zwischen Leontius von Byzanz und dem großen Damascener würdig seinen Platz einnimmt.

Der Glaube an die Kirche. Nach den Rundschreiben Leos XIII. gemeinfaßlich begründet in neun apologetischen Briefen an einen Freund von Jul. Müllendorff S. J. kl. 8° (168) Regensburg 1906, Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz. *M* 1.20

Eine Apologie der Kirche in Briefen. Die Gründung der Kirche; es gibt nur eine wahre Kirche; wie die Kirche Christi von Anfang an zu erkennen ist; wie die Kirche Christi die Jahrhunderte hindurch zu erkennen war; welche Kirche sich heute als die wahre kundgibt; die einzig wahre Kirche ist die römisch-katholische; wie nachteilig es ist, zu einer falschen Kirche zu gehören; wie vorteilhaft und segensreich es ist, zur wahren Kirche Christi zu gehören, das ist der lehrreiche Inhalt ebensovieler Briefe. Die Sprache des Schriftchens ist schlicht, die Darstellung ruhig, sachlich und überzeugend.

Das größte Wunder der Weltgeschichte. Von Professor P. Muck. 8° (VIII u. 248) Regensburg 1905, Pustet. *M* 1.50; geb. *M* 2.—

Ebenfalls eine Apologie der Kirche Christi; denn diese ist es, welche der Verfasser unter dem größten Wunder der Weltgeschichte versteht. Das Werkchen behandelt in drei Abschnitten den Ursprung der katholischen Kirche, ihren wunderbaren Fortbestand trotz aller Verfolgungen, ihre wunderbare Wirksamkeit und ihre Merkmale. Ein vierter und letzter Abschnitt beschäftigt sich mit einer Anzahl landläufiger Einwendungen gegen die Kirche. Der Verfasser verfügt über eine volkstümliche Darstellungsweise. Auch verrät die Schrift Belesenheit und fleißiges Sammeln. Gewünscht hätten wir, daß noch größere Kritik geübt (vgl. namentlich S. 90) und alle Angaben genau mit Zitaten belegt worden wären.

Gott und Welt. Waffen zum Kampf um den Gottesglauben für Schule und Haus. Von Paul Raidt, Pfarrer. kl. 8° (190) Nördlingen 1905, Reichle (Sommer). *M* 1.50

Eine Schrift, die wir gern in vielen Händen sehen und nicht bloß den Gebildeten, sondern auch der Arbeiterwelt, die der Unglaube heute nur zu sehr umwirbt, angelegentlichst empfehlen. Klar, leicht verständlich, anschaulich, schlagend, voll von treffendem, sorgfältig ausgesuchtem Material, gehört sie zu den besten ihrer Art. Geistliche und Vereinspräsides werden in dem Werkchen vorzüglichen Stoff zu zeitgemäßen apologetischen Vorträgen finden.

Zur Quellenkritik von Galens Protreptikos. Von Dr Adam Rainfurt, Subregens des bischöfl. Priesterseminars in Mainz. 8° (IV u. 60) Freiburg 1905, Herder. *M* 1.50

Die große Zahl wie die Breite und Weitschweifigkeit der meisten Galenschen Schriften tragen die Schuld, daß dieselben weniger, als sie verdienen, gekannt sind, und daß Claudius Galenus wohl als der Princeps medicorum, nicht aber als der hochgebildete und idealgesinnte Popularphilosoph in Ansehen steht. Vorliegende Dissertation bekräftigt das Ergebnis Kaibels, daß der Protreptikos von den Protreptikoi des Stoikers Poseidonios in vielem abhängig sei, erkennt aber doch in der populären Mahnschrift des Eklektikers auch kynische und andere Elemente und stellenweise selbständiges Schaffen. Um den Nachweis zu führen, wird die ganze Schrift in ihren Einzelheiten entfaltet, und dabei kommen mancherlei Fragen zur Erörterung, wie die in der damaligen Philosophie herrschenden Anschauungen über den Unterschied zwischen Mensch und Tier, Gottverwandtschaft des Menschen u. dgl. Interessant sind die Ausführungen des erfahrenen Arztes über das Athletentum. Die Schrift ist zu einer näheren Untersuchung recht glücklich gewählt, und wäre die Dissertation nicht so streng fachmännisch philologisch gehalten, so könnte sie geeignet sein, Galen manche Freunde zu erwerben.

Questions d'Histoire et d'Archéologie Chrétienne. Par Jean Giraud, Professeur à l'Université de Besançon. 12° (304) Paris 1906, Lecoffre. *Fr.* 3.50

Der Band vereinigt acht historische Aufsätze verschiedenen Inhaltes. Die ersten drei, die umfangreichsten und wichtigsten, beschäftigen sich mit den mittelalterlichen Ketzereien und ihrer Bekämpfung durch die kirchliche Inquisition, welche als berechtigt und notwendig anerkannt wird. Ansprechend ist die Würdigung, welche auf 50 Seiten dem gelehrten Cavaliere J. B. de Rossi (1822—1894) zu teil wird und auf persönliche Eindrücke und Erinnerungen sich stützt. Eine Untersuchung über die Ausbeutung der römischen Katakomben durch Reliquienliebhaber im 9. Jahrhundert fesselt das Interesse. Die Untersuchungen über die geistigen Beziehungen zwischen St Dominikus und St Franziskus soll einem einseitig kühnen Gedanken Sabatiers entgegentreten. Dem Aufenthalt Petri in Rom und dem Geist der alten kirchlichen Liturgie sind die übrigen Stücke gewidmet.

Profeßbuch der Benediktinerabtei St Peter in Salzburg (1419—1856). Von P. Pirmin Lindner, Benediktiner des Stiftes St Peter in Salzburg. [Separatabdruck aus den Mitteilungen der Gesellschaft für Salzburger Landeskunde. Bd XLVI.] gr. 8° (328) Salzburg 1906.

Ein Werk über St Peter in Salzburg, welches den Namen des P. Pirmin Lindner und eine ehrende Bevorwortung durch Abt Willibald Hauthaler an der

Spitze trägt, ist innerhalb wie außerhalb der Benediktinischen und Salzburgischen Kreise willkommen. Es verzeichnet Namen und Lebensdaten sämtlicher Ordensglieder, die von 1419 bis 1856 zu St Peter Profeß gemacht, dann aber auch ihre Schriften, hinterlassenen Manuskripte und das, was sich aus handschriftlichen oder gedruckten Quellen über sie finden ließ. Man begegnet da zahlreichen durch Tugend und Heiligkeit ausgezeichneten Mitgliedern, seeleneifrigen Beichtvätern, hervorragenden Kanzelrednern. Durch alle Jahrhunderte hin zeigt sich in der Abtei eine vorzügliche Pflege der Andacht zur Gottesmutter. Für die hohe Blüte der theologischen Wissenschaften genügt der Hinweis auf die seit 1617 bei St Peter bestehende Universität und P. Paul Mezgers vier Foliobände der Theologia Thomistico-Scholastica Salisburgensis 1695. Stark waren die St Peterer von jeher im kanonischen Recht; auch die historische Forschung wurde nicht vernachlässigt, zumal was die Geschichte der Landespatrone, der Bischöfe und des Salzburger Landes näher angeht. Erstaunlich ist die Fruchtbarkeit an Schuldramen; die Stücke des P. Florian Reichsigl (gest. 1793) fanden Zulassung zu öffentlichen Bühnen, selbst zum Nationaltheater in Wien. Die Bedeutung St Peters tritt auch sonst mannigfach hervor, namentlich sein Einfluß auf andere Klöster, wie Admont, Michelbeuern und Monsee P. Lindner hat sich nicht entschließen können, mit seinem Verzeichnis bis in die ältesten Zeiten der Abtei zurückzugehen, wie er es bei seiner Familia St Quirini in Tegernsee (vgl. diese Zeitschrift LVI 593) gemacht hatte, entschädigt aber dafür einigermaßen durch die Abtsliste von St Rupert und St Vitalis an. Überhaupt sind die verschiedenen Listen des Anhangs ungemein dankenswert. In Bezug auf die wissenschaftliche und literarische Produktion hätte die eine oder andere Zusammenstellung sich wohl noch verlohnt. Vollberechtigt war, daß dem Leben und den Schriften des Johann Staupitz eine besondere Aufmerksamkeit zugewendet wurde.

Der erste Kölner Zensurprozeß. Ein Beitrag zur Kölner Geschichte und Inkunabelkunde. Von Otto Zaretzky. [Veröffentlichungen der Stadtbibliothek in Köln. Beiheft 6.] 8° (VI u. 124) Köln 1906, Dumont-Schauberg. *M* 5.—

Die prächtige Publikation gibt nebst dem sorgfältig erläuterten Text und dem faksimilierten Wiederabdruck die vollständige Geschichte eines der ältesten und interessantesten Kölner Drucke, des etwa 1475 verfaßten und Juni 1477 aus der Presse gekommenen Dialogus super libertate ecclesiastica. Urheber der anonymen Schrift war der Dechant von St Andreas, Heinrich Urdemann, ihr Zweck Verfechtung der Steuerfreiheiten des Klerus gegen städtische Übergriffe. Sie ist das erste Beispiel einer Ausnützung der Presse in Kämpfen des öffentlichen Lebens auf Kölner Boden, und die Folge war die Festnahme des kaiserlichen Münzmeisters Erwin van Stege, der den Druck besorgt, und die Sequestrierung des Druckapparates, den dieser von dem Drucker Nikol. Götz aus Schlettstadt entliehen hatte. Die durch 27 Urkundenbeilagen gestützte geschichtliche Untersuchung wirft gutes Licht in die damals zwischen Magistrat und Geistlichkeit schwebenden Händel; auch wird eine typographisch eigenartige Gruppe alter Kölner Drucke (Voullièmes „20. Kölner Presse") jetzt erst befriedigend erklärt und vervollständigt. Eine urkundliche Nachricht über die durch den dialogus veranlaßten Verhandlungen hatte Voullième (Der Buchdruck Kölns bis zum 15. Jahrhundert) mit einer ganz andern Schrift in Verbindung gebracht und einen „Ersten Kölner Zensurprozeß" dahinter vermutet, in welchem die Kirche die gekränkte Partei und der Dominikaner Gerhard van Elten die treibende Kraft

gewesen sei. Diese unhaltbare Vermutung hat vielleicht zu vorliegender Untersuchung den Anstoß gegeben, zu deren Verdiensten es jedenfalls gehört, den „Ersten Kölner Zensurprozeß“ gründlich aus der Welt geschafft zu haben.

L'Évolution et le Développement du Merveilleux dans les Légendes de S. Antoine de Padoue. Par Léon de Kerval. 8° (68) Paris 1906, Fischbacher. *Fr.* 3.50

Einer früheren verdienstvollen Publikation, welche die Quellen des Antoniuslebens zum Gegenstand hatte (vgl. diese Zeitschrift LXVII 343), läßt der Verfasser vorliegende kritische Studie folgen, in welcher den dürftigen Andeutungen der ursprünglichen Quellen, die Erzählungen der späteren Lebensbeschreibungen an die Seite gehalten werden. Durch den frommen Enthusiasmus der Bearbeiter ist manches erst in die Quellenangaben hinein- oder aus denselben herausgelesen worden, manches wurde willkürlich umgestaltet, Begebenheiten aus dem Leben anderer auf Antonius übertragen, das Wunderbare und Außerordentliche gesteigert und in den Vordergrund gestellt. Der Verfasser geht sachlich voran als Mann der Wissenschaft; den frommen Lobrednern, die meistens die ursprünglichen Quellen gar nicht vor sich hatten, sondern bereits erweiterte Bearbeitungen nach ihrer Andacht noch mehr auszuschmücken liebten, spricht er den guten Glauben nicht ab. Bei aller Schärfe der Kritik, die, wie es zu geschehen pflegt, zuweilen vielleicht etwas tiefer als nötig einschneiden mag, geht er doch nicht so weit, alles, was nicht in den ursprünglichen Quellen schriftlich fixiert ist, als ungeschichtlich zu verwerfen, vielmehr hebt er selbst eine Anzahl von Punkten heraus, die ungeachtet ihrer viel späteren Bezeugung, als auf fester mündlicher Überlieferung beruhend, historisch begründet erscheinen.

Luther und Luthertum in der ersten Entwicklung. Quellenmäßig dargestellt von P. Heinrich Denifle O. P. Zweite, durchgearbeitete Auflage. Ergänzt und herausgegeben von P. Albert Maria Weiß O. P. Erster Band (Schlußabteilung). gr. 8° (XII, 484 u. XXIV) Mainz 1906, Kirchheim. *M* 6.50

Von Denifles inhaltschwerem Lutherwerk ist die zweite Auflage mit vorliegendem Halbband abgeschlossen. Was sie vor der ersten voraus hat, sind hauptsächlich die vorzüglichen Register, ein zweifaches zu „Luther und Luthertum“ und ein vierfaches zum Band der Quellenbelege (Die abendländischen Schriftausleger über Iustitia Dei, vgl. diese Zeitschrift LXIX 335), ein Gewinn, der bei der Natur des Werkes nicht hoch genug angeschlagen werden kann. Im Texte selbst haben, wie beim ersten Halbband, Anordnung und Übersichtlichkeit manches gewonnen. Der warmherzige Schlußappell Denifles ist unterdrückt; statt der fünf zeitgenössischen Lutherporträts der ersten Auflage finden sich nun im Anhang deren neun in noch sorgfältigerer Wiedergabe, jedoch ohne die früher beigefügten physiognomischen Betrachtungen. Die viel diskutierte „Saugeschichte“ ist (S. 775) vollständig geblieben, doch so, daß bereitwillig angenommen wird, Luther habe mit derselben einen scherzhaften Ton anschlagen wollen. Alles in allem, mit Ausschaltung der Porträts und manchen Eliminierungen hat die neue Auflage vor der früheren, auch abgesehen von dem Band der Quellenbelege, noch 40 Seiten Text voraus. Ein Teil derselben ist ausgefüllt durch zusätzliche Erklärungen oder Ergänzungen des Herausgebers, die zuweilen sachlich recht wertvoll sind, zuweilen aber nur Beschwichtigungszwecken dienen. Wo Denifle allzu greifbare Unwahrheiten in den Äußerungen Luthers unter Er-

wägung aller historisch gegebenen Momente nur noch durch bewußte Unwahrhaftigkeit erklären zu können glaubt, sucht P. Weiß, mehr dem eigenen edeln Sinne folgend, durch Betonung von Luthers starker Phantasie und großer Erregbarkeit jedesmal einen mildernden Ausweg. Auch sonst hat der Herausgeber auf Abmilderung und Beschwichtigung durch Beseitigung persönlicher Wendungen oder stärkerer Ausdrücke besondere Sorgfalt verwendet. Den beabsichtigten guten Zweck wird dies schwerlich erreichen, statt dessen in vielen Lesern aber den Stachel der Neugierde zurücklassen, nun doch auch den wirklichen Denifle zu hören. Wenn es durchaus gerechtfertigt war, Denifles Blütenlese über Luthers derbe Sprechweise auch in der neuen Auflage beizubehalten, so ist es doch etwas viel der Geduldsprobe, zehn Seiten lang (S. 816—826) alle etwas unappetitlicheren Kraftworte durch Pünktchen ersetzt zu sehen. Das Werk selbst, in seinem Wert durch solche Ängstlichkeiten ebensowenig berührt wie durch Schmähungen betroffener Gegner, bleibt eine wissenschaftliche Leistung von überragender Bedeutung. Katholiken wie Protestanten werden noch lange davon zu lernen und daraus zu schöpfen haben.

Lutherpsychologie als Schlüssel zur Lutherlegende. Denifles Untersuchungen kritisch nachgeprüft von Albert Maria Weiß O. P. gr. 8° (XVI u. 220) Mainz 1906, Kirchheim. *M* 3.—

Die Übernahme der Fortsetzung und teilweisen Neuherausgabe von Denifles Lutherwerk hat P. Weiß das Bedürfnis empfinden lassen, in Bezug auf alles, was dabei in Frage kommt, seinen eigenen Standpunkt der öffentlichen Meinung gegenüber zu fixieren; die Schrift bedeutet eine Art Vorwort oder Einleitung zu dem, was der Verfasser mit dem literarischen Nachlaß Denifles zu tun gedenkt. Der Auffassung des Reformationswerkes, wie sie in den protestantischen Kreisen heute tatsächlich herrscht, werden die wahren Grundsätze entgegengestellt, nach welchen dasselbe beurteilt werden muß. Daran schließen sich vorzügliche Bemerkungen über Denifle und sein Werk, über seinen Gegensatz zu der heute mächtig gewordenen Strömung der Halbheit und des „Ausgleiches“, d. h. der „Abschwächung der katholischen Wahrheit“ und über die schreiend ungerechte Art gewisser literarischer Kritiken. Mancher Stein wird abgewehrt, der durch protestantische Parteileidenschaft oder gar von katholischer Seite nachträglich noch auf den toten Löwen geworfen worden ist. P. Weiß sucht dann die eigene Auffassung sowohl der ihm gewordenen Aufgabe wie der seiner historischen Sonde unterstellten Lutherlegende darzutun und läßt in seiner „Lutherpsychologie“ erkennen, inwieweit sich seine Anschauungen von denen Denifles unterscheiden oder nicht. Zugleich bemüht er sich, durch gesteigertes Entgegenkommen gegenüber protestantischen Empfindlichkeiten und durch äußerste Zartheit bei Berührung der Unebenheiten in Leben und Charakter des Glaubensneuerers Denifles Naturwüchsigkeiten zu sühnen. Als Mann von Geist und Lebenserfahrung und als Gelehrter von reichem und gediegenem Wissen ist P. Weiß aus früheren Werken bekannt; auch auf den mannigfaltigen in vorliegender Schrift berührten Gebieten wird man ihm gern und mit Nutzen folgen.

Lorenz Truchseß von Pommersfelden (1473—1543), Dombechant von Mainz. Ein Zeit- und Lebensbild aus der Frühzeit der Kirchenspaltung. Von Dr J. B. Kißling. 8° (VIII u. 96) Mainz 1906, Kirchheim. *M* 1.20

Lorenz Truchseß hatte als angesehener Priester dem Mainzer Kapitel angehört, ein Jahrzehnt bevor die Lutherschen Wirren ausbrachen, seit 1513 stand er als

Dechant an seiner Spitze. Dem Antiklerikalismus der Bürger, dem Bauernaufstand, der religiösen Neuerung hatte er die Stirne zu bieten, und er ist der geistige Urheber des für die herrschende Stimmung bedeutungsvollen „Mainzer Ratschlages" von 1525. Auf eine wirkliche Reform hatte er hingearbeitet, lange bevor Luther von sich reden machte, und übte auch nachher im gleichen Sinne seinen Einfluß. Aber unverbrüchlich treu seiner Kirche, war er der abgesagteste Gegner Luthers, voll Eifer und Opferwilligkeit für die Verteidigung des alten Glaubens, der Freund und Mäcen eines Cochläus, Nausea, Dietenberger und Wizel. Ein feingebildeter, allen höheren Interessen des Lebens zugewandter Geist, widerlegt dieser würdige Prälat allein schon das Zerrbild, das man vom mittelalterlichen Geistlichen sich zurecht zu machen liebt. Das Zerwürfnis mit Erzbischof Albrecht, wenn auch in seiner scharfen Zuspitzung vorwiegend persönlicher Natur, trägt dazu bei, das Lebensbild auch noch in dieser andern Richtung wertvoll zu machen. Den für einen Mainzer Geschichtsforscher so überaus anziehenden Gegenstand hat der Verfasser nicht nur sorgfältig und fleißig, sondern auch recht hübsch verarbeitet, so daß für den Benutzer Gewinn und Vergnügen sich die Wage halten.

La Pensée Chrétienne. Textes et Études. 8° Paris 1906, Bloud & Co. à Band *Fr.* 2.— bis *Fr.* 3.50

1. **Moehler.** Par Georges Goyau. (368)
2. **Maine de Biran.** Par G. Michelet. (LX u. 204)
3. **Saint Jérome.** Par J. Turmel. Deuxième édition. (276)

1. Aus Möhlers viel gerühmten Werken „Die Einheit in der Kirche", „Symbolik", „Neue Untersuchungen" wird der Hauptinhalt in französischer Sprache geboten zum Teil im Auszug oder in Paraphrase, zum Teil nach älteren Übersetzungen, doch so, daß dieselben vom Verfasser sorgfältig kontrolliert und mit dem Original in möglichste Übereinstimmung gebracht sind. Durch die hübsche und übersichtliche Zusammenstellung kommt eine Art Religionshandbuch, eine gediegene Unterweisung über die wichtigsten Wahrheiten des Glaubens zu stande, welche auch höheren Anforderungen genügen kann und schon durch den wohlverdienten Ruf des großen Symbolikers manche anziehen wird. Erhöhten Wert verleiht dem Bande die orientierende Einleitung Goyaus, der, kenntnisreich und fein, Möhler in seiner Eigenart und Entwicklung zu würdigen weiß.

2. Eine edle und wahre Natur, aber früh vom Glauben abgekommen, bewahrte sich Maine de Biran die Neigung zu ernstem Nachdenken über sich selbst und über die großen Probleme des Daseins. Dies führte ihn in allmählicher Entwicklung vom Sensualismus Condillacs zum Spiritualismus, zur Überzeugung vom Dasein eines persönlichen Gottes, zur Anerkennung des Christentums als der den Bedürfnissen der Menschheit allein voll entsprechenden Religion und zur Unterwerfung unter die Kirche durch Empfang ihrer Heilsmittel. Seine philosophischen Schriften, in welchen diese Wandlungen sich abspiegeln, sind nicht ohne Bedeutung gegenüber der verlockenden Propaganda des Pantheismus wie gegenüber den ausschließlichen Herrschaftstendenzen der modernen „experimentellen Psychologie", aber größer noch ist ihre Wichtigkeit für die Apologetik. Für den Wert des psychologischen Momentes zum Berechtigungsnachweis der geoffenbarten Religion, aber auch für das Maß, welches in der Betonung desselben einzuhalten ist, gewährt gerade Maine de Biran einen deutlichen Anhalt. Die Auszüge aus den Schriften scheinen recht glücklich gemacht, namentlich wird man durch die Stücke aus dem journal intime gefesselt. Durch die vortreffliche

Einleitung über alles genügend geklärt, folgt man mit innerer Anteilnahme und nicht ohne Genuß dem edeln Denker auf seinem langwierigen Wege zum Lichte der Wahrheit.

3. Mit dem Lehrgehalt all der umfangreichen Schriften des hl. Hieronymus wird der Leser hier auf leichte und gefällige Weise bekannt gemacht, meistens nach des Kirchenlehrers eigenen Worten. Lebenslauf und Charaktereigentümlichkeiten des Heiligen sind in der Einleitung genügend gezeichnet. Es folgen die schönsten Stellen der Briefe, die er in der Eigenschaft als Seelenführer und pädagogischer Ratgeber geschrieben hat; im zweiten Teile seine Grundsätze und Anschauungen in Bezug auf die Heilige Schrift (Textbeschaffenheit, Kanon, Übersetzungen, Auslegung, Inspiration); endlich an dritter Stelle seine dogmatischen Ansichten. Abgesehen von dem hohen Rufe, in welchem die Briefe des Heiligen für Erziehung und Seelenleitung das Mittelalter hindurch gestanden, und seine hervorragende Bedeutung für alle Fragen der Exegese, findet sich auch unter seinen dogmatischen Anschauungen manches, was für neuere Kontroversen von Interesse ist.

Johann Bernard Brinkmann, Bischof von Münster, im Kulturkampf. Erinnerungen von J. Schürmann, Pfarrer in Duisburg. 12° (230) Münster 1906, Alphonsus-Buchhandlung. *M* 1.20

Erinnerungen an eine ernste und lehrreiche Zeit sind hier aufgezeichnet, wie sie aus dem Gedächtnis der Katholiken Deutschlands niemals schwinden sollten, zugleich ein vielfältiges und fortdauerndes Zeugnis für die außerordentliche Liebe und Verehrung, deren der Bekennerbischof auch persönlich in der Diözese Münster sich zu erfreuen hatte. Mit aller Schlichtheit werden die Vorgänge erzählt, aber mit jener Anschaulichkeit, welche den aufmerksamen Augenzeugen verrät, und mit jener inneren Anteilnahme, die unwillkürlich auf den Leser übergehen muß. Bitterkeit herrscht in dem Büchlein keine, wohl aber eine gewisse gutmütige Schalkhaftigkeit, zuweilen wirklicher Humor, was der Erzählung einen besondern Anreiz verleiht. Es ist eine Schrift gerade recht für das katholische Volk. Jeder kann daran sein Vergnügen haben, und sie sollte überall gelesen werden.

1. **Das neue Kloster der Klarissen-Kapuzinerinnen** in Holland zu Vaals bei Aachen. kl. 8° (32) Aachen (o. J.), La Ruelle. 40 *Pf.*

2. **Deutsche Blüten auf französischem Stamm.** Ein Blick ins Leben der Klarissen-Kapuzinerinnen, genannt „die Töchter der Passion". Neugründung Vaals (Holland) bei Aachen. Bearbeitet nach gedruckten und ungedruckten Quellen. Par une Religieuse de ce Cloître. 8° (90) Aachen (o. J.), La Ruelle. *M* 1.—

Ein Teil der armen Klarissen von Aix hatte nach der gewaltsamen Auflösung ihres Klosters vergebens in Luxemburg eine Zuflucht gesucht und in der Trierer Diözese für kurze Zeit gefunden, bis ein Befehl aus Berlin sie aufs neue zur Auswanderung zwang. In der Diözese Roermond in Holland liebevoll aufgenommen, bezogen sie in Simpelveld ein provisorisches Heim und begannen 1904 zu Vaals an der deutschen Grenze mit dem Bau eines neuen Klosters, das zur Aufnahme eines deutschen Noviziates bestimmt ist. Die beiden hier angezeigten Hefte (das kleinere enthält nur zwei wörtlich ausgehobene Abschnitte des größeren) haben den Zweck, die Aufmerksamkeit Berufener auf dieses Noviziat zu lenken und die Mildtätigkeit zu Gunsten des armen Klosters anzuregen. Die ausführlichere der beiden

Broschüren enthält nebst dem Lobpreis auf das beschauliche Leben einen Überblick über die Entfaltung dieses Zweiges der Klarissen und die Schicksale und Pläne der schwer betroffenen Genossenschaft, fünf biographische Skizzen heiliger Vorgängerinnen und, außer den Ansichten der Klostergebände von Aix und Vaals, sechs weitere fromme Bilder. Der Ertrag soll dem Klosterbau zu Gute kommen.

Astronomische Abende. Allgemein verständliche Unterhaltungen über Geschichte und Ergebnisse der Himmelserforschung von Professor Dr Hermann J. Klein. Sechste, wesentlich vermehrte Auflage. Mit 13 Tafeln. 8° (XII u. 408) Leipzig 1905, Mayer. *M* 5.50

Von kundiger Hand, in leicht verständlicher Sprache wird die Entwicklung der neueren Astronomie von Kopernikus bis auf die jüngste Zeit uns vorgeführt. Wir stehen nicht an, dem astronomischen Teil nach das Buch rückhaltlos zu empfehlen, bedauern aber, daß der Verfasser den Kantianismus als sichere Wahrheit darstellt (S. 27) und eine Äußerung von Gauß über die Vielheit bewohnter Himmelskörper in ihrer Beziehung zur Menschwerdung ohne weiteres wiedergibt (S. 123). Jene Äußerung von Gauß ist unrichtig, warum sie wiederholen? Und wenn es wahr wäre, was Kant lehrt, daß wir „nicht die Dinge selbst wahrnehmen, sondern nur Erscheinungen“, würde dann nicht folgen, daß Sterne und Nebelflecken nur Modifikationen unseres Geistes sind, und wäre der Verfasser wirklich geneigt, diese Folgerung anzunehmen?

Tropenhygiene mit spezieller Berücksichtigung der deutschen Kolonien. Ärztliche Ratschläge für Kolonialbeamte, Offiziere, Missionare, Expeditionsführer, Pflanzer und Faktoristen. 21 Vorträge von Professor Dr Friedr. Plehn, kaiserl. Regierungsarzt z. D. Zweite Auflage, neu bearbeitet von Dr. Albert Plehn. Mit 6 Tafeln und 5 Abbildungen im Text. 8° (VI u. 312) Jena 1906, Fischer. *M* 5.—; geb. *M* 6.—

Das Buch (vgl. diese Zeitschrift LXII 594) tritt in Text und Illustration bereichert seinen Weg von neuem an. Es ist, soweit wir beurteilen können, ein sehr reichhaltiges, klar und verständlich geschriebenes Kompendium der Gesundheitslehre in den Tropen, das auch unsern Missionären treffliche Dienste leisten wird. Die Zugabe über den Verkehr mit den Eingebornen und deren Behandlung enthält manch guten Wink, den sich unsere kolonialen „Kulturträger“ merken sollten. Die von uns gerügte Stelle in der ersten Auflage ist verschwunden. Doch hätte unseres Erachtens auch der Arzt das Recht und die Pflicht gehabt, den jungen Tropenfahrern ein kräftiges Manneswort über ihr sittliches Verhalten mit auf den Weg zu geben.

Grundriß der allgemeinen Erziehungslehre. Von Franz Xaver Kunz, Seminardirektor. Mit einem Anhange: Verzeichnis pädagogischer Literatur. 8° (146) Freiburg 1906, Herder. *M* 1.60

Die Erziehungsgrundsätze der Heiligen Schrift. Für die christliche Erzieherwelt zusammengestellt. Von A. Wagner, Pfarrer. 8° (64) Donauwörth 1906, Auer. 40 *Pf.*

Die erste der beiden Schriften ist vorzugsweise für Schulamtskandidaten und Lehrer geschrieben, kann aber auch der Seelsorgsgeistlichkeit sehr empfohlen werden. Sie behandelt die so wichtige Erziehungslehre im engeren Sinne. Alles Wesentliche,

was in dieselbe hineinschlägt, ist in ihr zwar in kurzer, jedoch völlig ausreichender Form zur Darstellung gekommen. Vorzüge der Schrift sind Klarheit, Übersichtlichkeit, Wärme, Sicherheit, wie sie nur langjährige praktische Erfahrung verschafft, und dazu echt katholischer Sinn. Eine sehr schätzenswerte Beigabe der Schrift ist das Verzeichnis pädagogischer Literatur. Nur wäre behufs besserer Orientierung der Lehrer und zumal der Lehramtskandidaten zu wünschen gewesen, daß die Werke protestantischer Autoren nicht bloß als von Protestanten herrührend bezeichnet, sondern auch mit einigen Worten bestimmt nach ihrem Standpunkt charakterisiert worden wären. Auch wäre in den dem Verzeichnis vorausgeschickten Vorbemerkungen wohl ein Hinweis am Platz gewesen, daß es je nachdem notwendig sein werde, um die Erlaubnis, verbotene Bücher lesen und behalten zu dürfen, bei der bischöflichen Behörde einzukommen.

Das zweite Schriftchen will auf die ewig wahren, unverrückbaren Erziehungsgrundsätze hinweisen, welche Gott selbst in den heiligen Büchern des Alten und Neuen Testaments aufgestellt hat. Es bietet daher eine Zusammenstellung der hauptsächlichsten Aussprüche der Heiligen Schrift über eine Anzahl wichtiger Punkte der Pädagogik, wie die menschliche Natur, die Würde des Christen, Körper- und Geistespflege, Geduld, das ewige Ziel und ähnliches. Verschiedene der in dem Büchlein angeführten Stellen stehen unseres Erachtens in freilich zu losem Zusammenhang mit dem Gegenstand, auf den sie bezogen werden.

Der römische Einheits-Katechismus (Handbuch der christlichen Lehre). Aus dem Italienischen übersetzt von Heinrich Stieglitz, Stadtpfarrprediger in München. 8° (368) Kempten 1906, Kösel. Geb. *M* 1.80

Der durch seine Katechesen wohlbekannte Verfasser hat sich der dankenswerten Aufgabe unterzogen, den im Juni vorigen Jahres für die römische Kirchenprovinz vorgeschriebenen Einheitskatechismus ins Deutsche zu übertragen und so den deutschen Katecheten bekannter zu machen. Derselbe schließt sich in seiner Fassung an den in Piemont, in der Lombardei, in der Emilia und in Toskana bereits in Gebrauch befindlichen Katechismus an und enthält in ebensovielen Abteilungen die ersten Katechismusbegriffe für die ganz Kleinen, einen kleinen Katechismus, den größeren Katechismus, einen Unterricht über das Kirchenjahr, einen Abriß der Geschichte des Alten und Neuen Testaments und eine Sammlung von Gebeten. Der Katechismus regt zu manchen interessanten Vergleichen mit den bei uns gebräuchlichen Katechismen an, und zwar nicht bloß in Bezug auf die Form der Fragestellung und der Antworten, sondern auch in Bezug auf die Behandlung des Gegenstandes. Man vergleiche z. B. das vierte Gebot S. 137 ff und den Abschnitt von den Tugenden und den acht Seligkeiten, den täglichen Andachtsübungen S. 225 ff. Die Übersetzung ist im ganzen vortrefflich.

Hilfsbuch für den katholischen Religionsunterricht in den mittleren Klassen höherer Lehranstalten. Von Professor Jakob Schumacher, Religions- und Oberlehrer am kgl. Friedrich-Wilhelms-Gymnasium zu Köln. Zweiter Teil: Kirchengeschichte in Zeit- und Lebensbildern. Mit fünf Abbildungen. 8° (80) Freiburg 1906, Herder. 75 *Pf.*

Dem im vergangenen Jahre erschienenen und in dieser Zeitschrift LXX 460 besprochenen ersten Teil (Anhang zur Biblischen Geschichte) des vorliegenden Werkchens hat der Verfasser nunmehr den zweiten folgen lassen. Er enthält einen Abriß

der Kirchengeschichte, doch nicht in fortlaufender Folge der Ereignisse, sondern in einzelnen an die hervorragendsten Persönlichkeiten anknüpfenden Ausschnitten. Die Auswahl ist eher zu reichlich denn zu dürftig, die Darstellung ansprechend. Was die S. 54 sich findende Bemerkung betrifft, Tetzel sei zu weit gegangen, indem er gelehrt habe, man brauche, um einen Ablaß für Verstorbene zu gewinnen, nicht im Stande der Gnade sein, so darf wohl daran erinnert werden, daß diese Meinung noch in späterer Zeit von hervorragenden Theologen, wie Bellarmin, Suarez u. a. verteidigt wurde (vgl. z. B. Lehmkuhl, Theol. mor. II [1902] 378).

An **Neuauflagen** von Religionslehrbüchern für höhere Lehranstalten seien verzeichnet Domkapitular Dr Theodor Dreher, Kleine katholische Apologetik, 3. vermehrte Aufl. (8° [58] 60 *Pf.*); Dompropst Dr A. König, Handbuch für den katholischen Religionsunterricht in den mittleren Klassen der Gymnasien und Realschulen, 13. Aufl. (8° [264] *M* 2.40) und derselbe, Lehrbuch für den katholischen Religionsunterricht in den oberen Klassen der Gymnasien und Realschulen, erster Kursus, Allgemeine Glaubenslehre, 11. und 12. Aufl. (Lex.-8° [108] *M* 1.40), alle drei Freiburg 1906, Herder.

Katholische Volksschul-Katechesen. Von Joh. Ev. Pichler, emer. Pfarrer, Katechet in Wien. Erster Teil: Glaubenslehre. 8° (VIII u. 168) Wien 1905, St-Norbertus-Verlag. *M* 2.—

Die an den neuen österreichischen Katechismus sich anlehnende Schrift will ein Hilfsmittel für den katechetischen Unterricht der Mittel- und Oberstufe ein- und zweiklassiger und der Mittelstufe mehrklassiger Volksschulen sein. Sie bietet vollständig ausgeführte Katechesen und folgt im wesentlichen der bisher üblichen analytischen Methode, sucht aber nach dem Vorgang Mehs die zueinander gehörenden Wahrheiten begrifflich zu einer Einheit zusammenzufassen. Randnoten geben die Disposition der einzelnen Katechesen an. Die Entwicklung der einzelnen Sätze zeugt von langjähriger katechetischer Praxis; sie ist klar, übersichtlich, durchaus der kindlichen Fassungskraft angepaßt und sehr anregend. Vielleicht, daß die Begriffserklärung etwas mehr gepflegt werden könne, z. B. Tröster (S. 104), Kirche (S. 109), zu glauben vorstellen (S. 153).

Katholische Schulbibel. Von Jakob Ecker, Dr theol. phil., Professor der Exegese A. T. und der hebräischen Sprache am Priesterseminar zu Trier. 8° (VIII u. 392) Trier 1906, Schaar & Dathe. Geb. *M* 1.20

Professor Ecker, dem man eine schöne „katholische Hausbibel" verdankt (vgl. diese Zeitschrift LXV 469, LXVIII 117, LXIX 331), beschenkt hier die Jugend mit einer wirklich vortrefflichen Schulbibel. Die Einleitung gibt gute Auskunft über Würde und Inhalt der Heiligen Schrift, je 125 Abschnitte bieten das Wichtigste aus dem Alten und Neuen Testament, eine Zeittafel, ein Namendeuter und gute Register treten hinzu, dann eine große Anzahl Abbildungen, welche nicht nur biblische Szenen schildern, sondern auch Ansichten der Gegenden, Darstellungen von Waffen, Trachten, Gebäuden und Tieren. Sehr nützlich sind die vielen kleinen Kärtchen, welche außer zwei größeren gegeben sind. Alles zeugt dafür, daß hier ein tüchtiges katholisches Schulbuch vorliegt. Einige Kleinigkeiten werden in folgenden Auflagen leicht zu verbessern sein. Beispielsweise ist S. 115 die Schildesform der Zeit Goliaths gegeben, Goliath selbst aber mit einem andern Schild be-

waffnet. S. 301 wird Jesus nicht von Soldaten gekrönt und verhöhnt. Jesus ist immer ohne Kreuzesnimbus usw. Daß die Bilder mit den Initialen verbunden sind, hat doch oft Nachteile, indem die Darstellung dadurch an Kraft verliert und durch die schweren dunkeln Striche großer Buchstaben belastet wird.

Die Dornenkrönung Christi. Eine religions- und kulturgeschichtliche Studie. Von Dr Konrad Lübeck. 8° (VI u. 52) Regensburg 1806, Manz. 80 *Pf.*

Der Verfasser weist unter Benutzung der neuesten Forschungen nach, daß die römischen Soldaten durch ein ihnen bekanntes dramatisches Spiel, worin ein König der Juden verspottet wurde, veranlaßt worden sind, den Herrn durch die Dornenkrönung und ihre grausame Huldigung zu verhöhnen, weil er sich als König der Juden bekannt hatte. Die gründliche Abhandlung liest sich leicht und ist lehrreich für das Verständnis der Leidensgeschichte Christi.

Le crucifix. Par J. Hoppenot. Édition populaire. gr. 8° (240 avec 100 gravures) Bruges 1906, Société Saint-Augustin, Desclee, De Brouwer & Cie. *Fr.* 1.50

Eine verkürzte Volksausgabe des größeren Werkes, das wir in dieser Zeitschrift LXIII 229 besprochen und warm empfohlen haben. Für Fastenpredigten sehr geeignet.

Schätze des Glaubens und der Liebe. Von Bischof Gay. Autorisierte deutsche Ausgabe von Emil Prinz zu Öttingen-Spielberg. 12° (X u. 332) Freiburg 1906, Herder. *M* 2.—; geb. *M* 2.60

Viel Gutes und Schönes enthalten diese aus den Werken des Weihbischofs des Kardinals Pie gesammelten kleinen Belehrungen. Sie sind aus verschiedenen für Verschiedene bestimmten Stücken zusammengetragen, so daß eine Ordnung, in der die einzelnen Abschnitte sich folgten, nicht zu erkennen ist. Durch diese Zusammenstellung aus verschiedenen Anreden oder Büchern entstehen hie und da Unzukömmlichkeiten. So ist z. B. die Überschrift des 76. Abschnittes „Immer nach dem Vollkommensten streben" nicht glücklich. Der 86. Abschnitt ist wohl ursprünglich nur für ein beschauliches Frauenkloster bestimmt gewesen. Jetzt trägt er die Überschrift: Über „das klösterliche Leben". In ihm wird gesagt: „Träumend liegt man (im Gebete) dem Heiland zu Füßen, vor seinem Angesicht, am liebenden Herzen" usw. Das Buch hat manche Merkmale neuerer französischer Erbauungsschriften, kommt von Herzen und wendet sich an liebende Herzen; es fordert auf zur Liebe und Hingabe an Jesus und an seine Mitmenschen, zum Kampfe gegen unliebenswürdige Mängel und zum Streben nach Selbstverleugnung.

1. **Unser Meßopfer.** Von C. L. Adalbert Knauer, Pfarrer. kl. 8° (XVI u. 342) Mainz 1905, Lehrlingshaus. *M* 3.40; geb. *M* 4.20

2. **Das große Kunst- und Wunderwerk.** Erklärung der heiligen Messe für das gebildete und gewöhnliche Volk. Von Hermann Lechleitner, freiref. Pfarrer, Kaplan in Schnann. kl. 8° (VI u. 140) Brixen 1906, Preßverein. *M* 1.—

Beide Bücher ergänzen sich, das erstere behandelt „das Kreuzesopfer und das Meßopfer" in ihren gegenseitigen Beziehungen, dann „das Meßopfer" in seinem

Verhältnis zur Heiligung des Christen und dessen äußere Erfordernisse. Das zweite zeigt, „die Messe sei die Darstellung, Erneuerung und Zuwendung der missio oder Sendung des Sohnes Gottes zur Erlösung des Menschengeschlechtes", also des gesamten Erlösungswerkes. Gut wäre es gewesen, wenn die Verfasser auch gezeigt hätten, wie die Zeremonien der heiligen Messe nach und nach entstanden, welchen Grund oder Zweck sie also ursprünglich hatten, dann auch, was die Wandlung eigentlich ist und wie Jesus sich in den Gestalten verbirgt und einschließt. Durch Studium der Werke großer Dogmatiker gewinnt man immer auch für das Volk wichtige Belehrung. Doch auch so haben beide Arbeiten Wert und verdienen eifrig gelesen zu werden, damit die Laien reichere Früchte aus dem wichtigsten Gottesdienst der Kirche gewännen.

Katholischer Glaube im deutschen Volk. Ein Lesebuch religiöser Prosa zum Schulgebrauch im deutschen Unterricht. Von Dr Luzian Pfleger. 8° (148) Leipzig 1906, Dürr. *M* 1.75

Dürrs Deutsche Bibliothek als „vollständiges Lehrmittel für den deutschen Unterricht an Lehrer- und Lehrerinnenseminaren" bietet unter dem Titel „Deutscher Glaube" eine Blumenlese religiöser Prosa für Protestanten. Es sollte darin gezeigt werden, „wie in allen Literaturperioden die deutsche Frömmigkeit sich ihre eigene deutsche Sprache geschaffen hat", es sollte „dafür Sorge getragen werden, daß die von den Schülern erlernte Literatursprache nicht dort eine Lücke aufweist, wo die Sprache des Glaubens ihren Platz und ihr Recht hat". Dieselbe Arbeit hat nun für Katholiken Dr Luzian Pfleger geleistet. In 86 Proben werden hervorragende Schriftsteller aus alter und neuer Zeit vorgeführt, Männer der verschiedensten Richtungen: Pädagogen, Aszeten, Prediger, Mystiker, Literaten, Theologen aus allen Schulen. Auch für die Gattungen des Stils ist eine möglichst allseitige Mannigfaltigkeit angestrebt: neben dem Erhabenen steht das Anmutige, neben dem Gefühlvollen das Lehrhafte, neben dem Beschreibenden das Erzählende, das Naive neben dem nüchtern Überlegten. Polemik hat der Herausgeber vermieden, aber keineswegs dem Buche die katholische Eigenart genommen; denn Kirche und Papsttum, Sakramente und Heiligenverehrung, Ordensleben und Marienkult kommen durchaus zu ihrem Recht. In dem Abschnitt aus Staudenmaier ist S. 9 oben kaum zu verstehen, in der uns vorliegenden vierten und ebenso der sechsten Auflage des „Geistes des Christentums" heißt es klar und verständlich: „So wie der Geist des Menschen, ist nichts mehr von oben gekommen; denn er ist gekommen vom Vater des Lichts, selbst als Licht". Der Herausgeber verdient für seine hübsche Einführung in die katholische Prosa allen Dank der Schule.

1. **Ranken und Rauten.** Gedichte von Paul Magagna. 12° (210) Bozen 1906, Auer. *Kr.* 2.20; geb. *Kr.* 3.20
2. **Freude im Herrn.** Gedichte von Clementine Odendahl. gr. 8° (48) Grevenbroich 1906, Bochum. *M* 1.20
3. **Aus meinen Zwanziger-Jahren.** Gedichte von Hans Bairau. 16° (136) Salzburg (o. J.), Pustet. *M* 1.20; geb. *M* 1.80.
4. **Rosen und Reben.** Gedichte von Georg Brinkmann. 12° (176) Wellingholzhausen 1905, Brinkmann. *M* 2.—

5. Jacinto Verdaguers **Christrosen**, ausgewählt und übertragen aus der katalanischen Dichtung Jesús Infant von Clara Commer. 12° (96) Straubing 1906, Appel.

1. Magagna gehört, was Begabung anbelangt, vielleicht zu den besseren unter den katholischen Dichtern, aber sein Talent muß sich erst entwickeln und ausreifen. Natur, Familie, Religion, Vaterland und Geschichte bieten dem Verfasser in der vorliegenden Sammlung die Motive zu manchem stimmungsvollen Liede, zu der einen oder andern ziemlich gelungenen Ballade, aber leider auch zu vielen mittelmäßigen Gelegenheitsgedichten. Für eine zweite Auflage, die wir dem empfehlenswerten Büchlein von Herzen wünschen, sollten daher Feile und Rotstift nicht gespart werden. Weniger ist gerade bei einer Gedichtesammlung sehr oft mehr. Die poetische Begabung läßt sich dem Dichter nicht absprechen. Ein Beispiel:

Es ist schon spät.

Es ist schon spät. Gespenstisch ragen
Ins Schwarz der Nacht die Berge auf.
Stumm schläft die Welt. Des Nordens Wagen
Zieht schweigsam droben seinen Lauf.

Und mitten in dem Nachtgefilde
Ruht still der Friedhof; wie Gebet
Brennt vor dem Muttergottesbilde
Ein flackernd Licht. Es ist schon spät.

2. In der Auswahl ihrer Gedichte sorgfältiger, steht Clementine Odendahl anderseits an poetischem Talent hinter Magagna zurück. Die kleine Sammlung enthält ca 40 zum Teil recht ansprechende Stücke, alle religiösen Charakters.

3. Vairau besitzt unzweifelhaft Originalität und nicht selten einen sprudelnden Humor, der oft blitzartig selbst in den ernsten Partien aufleuchtet. Aber, wie der Titel schon besagt, diese Gedichte stammen aus der Jugendzeit des Verfassers; man braucht sich daher nicht zu wundern, hier manch unausgegorene Idee und noch häufiger ungelenke, auch wohl geschmacklose Ausdrücke zu finden. Der Leser wird unter all diesen lyrischen und epischen Gedichten kaum eines entdecken, das ihm vollständig zusagt, es sei denn etwa in der Abteilung „Von mir und andern Menschen", wo sich die Eigenart des Dichters noch am besten ausnimmt.

Ruck, ruck!

Enges Zimmer, ruck! ruck — ruck!
Dehne deine Wände aus,
Von der Freiheit einen Schluck!
Gönne mir, du kleines Haus!

Glaub mir, alle meine Pein
Kratz' ich dir mit hartem Stift
In die blanken Mauern ein,
Wenn mein Bitten dich nicht trifft!

Zimmer, Zimmer! werde klug,
Folge mir: Mein letzter Reim
Brächte Schande dir genug,
Hieße sicher — Narrenheim!

4. Weniger Originalität bei manchen guten Seiten verrät die Sammlung Brinkmanns. Bei sorgfältiger Auswahl würden die ca 180 Seiten des Bändchens bedeutend zusammenschrumpfen, aber in den lyrischen Gedichten ist dem Verfasser

manches recht gut gelungen: „Ich hab' das Glück gefunden." „Jugendstreiche." „Rausche, rausche Eichenbaum." Wenn nur der Verfasser mit seinen Versfüßen und Reimen auf friedlicherem Fuße stünde!

5. Clara Commer ist längst als tüchtige Übersetzerin (speziell Verdaguers) und selbst als produktive Schriftstellerin bekannt. Auch das vorliegende Büchlein hält sich auf der Höhe ihrer bisherigen Leistungen. Die Übertragung liest sich durchaus flüssig; das ist reines und schönes Deutsch, was die Verfasserin hier bietet. Sie selbst schreibt im Vorwort: „Aus dem Rosenstrauß, den der unsterbliche Priestersänger dem göttlichen Kinde dargeboten, versuchte ich die schönsten zu sammeln und in deutschen Boden zu verpflanzen. Ich habe mich bei der Auswahl vom deutschen Geschmack leiten lassen." Dem trefflichen kleinen Werke wünschen wir die weiteste Verbreitung.

Von Weg und Steg. Bilder aus Natur und Leben. Von Anton David S. J. Zweite und vermehrte Auflage. 8° (284) Feldkirch 1906, Unterberger. *M* 1.—; geb. *M* 1.50

Achtzehn neue „Bilder" sind in die zweite Auflage dieses Volksbuches (vgl. diese Zeitschrift LXVI 118) aufgenommen, wiederum Beobachtungen aus Natur und Leben, an die sich in schlichtem Übergang sittliche und religiöse Lehrstücke anschließen. Wie würziger Tannenduft weht es durch die kräftigen, anschaulichen Naturschilderungen, und die Lehrstücke sind die lebendige Weisheit des Volksmannes, reife Früchte scharf schauender Erfahrung. Man lese nur den Aufsatz „Am Walde hin". Im Walde die hochstämmigen Buchen und die langschattigen Tannen, das sind Herren, große, reiche; ebenso zufrieden und glücklich wie sie hat sich am Pfade das schlichte Volk der Büsche eingerichtet, der zufriedene Ahorn, der gefällige Haselbusch, der unverzagte Schwarzdorn. Aber nun „sieh hier diesen ruppigen Strauch ... Er will ein hoher Herr, ein Tannenbaum werden und kann es nicht. Aller Saft, alle Triebkraft, die er aufwendet, bringt nur Knubben, Knoten und dornige Zweige hervor. Die paar Reihen Nadeln an dem Gezweige zeigen dem Vorübergehenden an, was der Strunk eigentlich sein sollte, ein eisenfester Eibenstamm voll schlanken, immergrünen Gezweiges. Jetzt ist er das Bild eines verharzten kleinen Mannes, bei dem aller gesunde Lebenssaft sich in Haß und Zorn verkehrt".

Für Mußestunden. Auswahl von Aufsätzen und Erzählungen aus den Unterhaltungsbeilagen der „Kölnischen Volkszeitung". Sechster Jahrgang. 8° (270) Köln, Bachem. *M* 2.50; geb. *M* 3.—

Aus den interessanten Beilagen ist im vorliegenden Bande eine Auslese veranstaltet, zu der der Leser gern von Zeit zu Zeit greifen wird. Der Inhalt ist voll Abwechslung und bringt neben Erzählungen und Novelletten, Schilderungen aus dem Auslande und deutschredenden Ländern, Kultur- und Naturgeschichtliches sowie andere Neuheiten des Tages. Die Ausstattung ist vornehm.

Miszellen.

— —

Von alten Karten. Allzuviele Freunde haben sich bisher die alten Karten nicht verschafft. Es ist eine alte, längst veraltete Karte! Was tut man mit einer alten Karte? Was hat denn eine alte Karte für einen Wert? Rings bin ich von alten Karten umgeben — wie freut mich ihr Anblick, wie viel wissen sie zu erzählen!

Da ist die älteste Karte mit dem Namen Amerika. Vierhundert Jahre ist es bereits her, daß ihr Verfasser, der biedere Martin Waldseemüller (Ilacomilus), den Plan faßte, die neuen Entdeckungen eines Kolumbus und eines Americus Vespucius dem Weltbilde des Ptolemäus in ähnlicher Weise einzugliedern, wie dies bereits mit den Entdeckungen des Marco Polo geschehen war. Höher als die Entdeckungen des Kolumbus wertete er die des Florentiners Amerigo, dessen vier eingehende Entdeckungsberichte ihm gedruckt vorlagen, während ihm über die Entdeckungen des Kolumbus nur ein Brief des Genuesen ungenügenden Aufschluß gab. Da seine kartographischen und literarischen Vorlagen für das Land zu beiden Seiten des südlichen Wendekreises, das Amerigo in seinem dritten und vierten Briefe so drastisch geschildert hatte, keinen besondern Namen aufwiesen, so taufte er es nach seinem vermeintlichen Entdecker Americus America. Diesen Namen verwendete er selbst zuerst auf der großen Welt- und Wandkarte, die heute unter dem Namen „Taufschein Amerikas" jenseits des Ozeans bekannt und gefeiert ist.

Jahrhundertelang war die Karte verschollen, obschon sie bei ihrem Erscheinen geradezu sensationell gewirkt und die Kartographie des 16. Jahrhunderts in einzigartiger Weise beeinflußt hatte. Man entnahm der großen Weltkarte nicht nur einzelne Teile, so der Pole Stobnicza, sondern man zeichnete sogar die ganze Karte in verjüngtem Maßstabe einfach ab und gab sie unter eigenem Namen heraus, wie dies Honterus und selbst der kaiserliche Mathematikus Petrus Apian (1520) taten.

Als Waldseemüller nähere Kunde über die wahre Bedeutung der Entdeckungen des Kolumbus erhielt, suchte er das Kolumbus zugefügte Unrecht wieder gut zu machen. Auf der großen Seekarte (Carta Marina), die er 1516 herausgab, zählt er die Entdecker Amerikas in folgender Reihenfolge auf. Zuerst kam Kolumbus, an zweiter Stelle Kabral, an dritter Amerigo Vespucci. Das Land nennt er nun nicht mehr „Amerika", sondern mit Rücksicht auf seinen Reichtum an Brasilholz Brasilien. Daneben schlägt er den Namen Terra papagalli (Papageienland) vor. Dem Einflusse der Carta Marina Waldseemüllers ist es zuzuschreiben, daß der Name Brasilien zur Herrschaft gelangte.

Wie die Landkarte Waldseemüllers, so war seine ebenfalls in dem Formate einer gewaltigen Wandkarte herausgegebene Seekarte völlig verschollen. Ortelius hat sie allerdings in seinem berühmten Kartenkatalog gegen Ende des 16. Jahrhunderts erwähnt, aber in einer Weise, daß man wohl sagen muß: gesehen hat er sie nicht. Erhalten hat sich von den beiden auch in kunstgeschichtlicher Hinsicht hochbedeutsamen Kartenwerken nur je ein Exemplar.

Auf den ersten Blick erscheint das um so auffallender, wenn man erfährt, daß die Weltkarte von 1507 in 1000 Exemplaren ausgegeben wurde. Aber wenn man bedenkt, daß es sich um große Wandkarten handelt, um Wandkarten, die bei dem raschen Fortschritt der Entdeckungen schon bald veralteten, wenn man bedenkt, daß sich von andern Welt- und Wandkarten selbst aus späterer Zeit auch nur ein Exemplar erhalten hat, so findet man die Sache erklärlicher.

Eine solch jüngere Welt- und Wandkarte, die auch nur in einem Exemplar auf uns gekommen zu sein scheint, ist die großartige Wandkarte des bedeutenden Kartographen und Kupferstechers Jodokus Hondius († 1611). Da sie 100 Jahre nach den Weltkarten Waldseemüllers entstanden ist, so zeigt sie den Fortschritt der Kartographie in 100 Jahren auf einen Blick. Wie die beiden Weltkarten Waldseemüllers war auch sie völlig verschollen, und wie jene, so hat auch sie sich in dem Schlosse Wolfegg des Fürsten von Waldburg-Wolfegg erhalten.

Der Fortschritt der Kartographie tritt am deutlichsten bei Amerika zu Tage. Von den beiden Planigloben ist der westliche der Neuen Welt gewidmet. Die Karte macht einen durchaus modernen Eindruck. Die Umrisse Nordamerikas, die bei Waldseemüller am übelsten weggekommen sind, entsprechen bis zu den großen Seen der Wirklichkeit ziemlich genau. Desgleichen haben Mittel- und Südamerika eine ungleich korrektere Gestalt und richtigere geographische Lage angenommen, als ihnen Waldseemüller und selbst Merkator anwies. In Amerika hat die prachtvolle Karte so gefallen, daß ihre Wiedergabe in Originalgröße ermöglicht worden ist.

Wie Amerika, so hat Ost-Asien mit seiner Inselwelt auffallende Verbesserung und Bereicherung erfahren. Der große nördliche Polarkontinent, den Merkator mit so großem Erfolge in die Kartographie eingeführt hatte, ist glücklich wieder beseitigt. Dagegen ist der gewaltige Südkontinent, die Terra Australis, die von einem Zeitgenossen Waldseemüllers, dem Mathematiker und Geographen Joh. Schöner, zuerst gezeichnet und später von Merkator übernommen wurde, auch von Hondius beibehalten worden. Südlich von Asien, Afrika und Amerika dehnt sich der südliche Riesenkontinent aus, er hielt dem großen Nordkontinent das Gleichgewicht, bis er endlich auf Australien zusammenschrumpfte.

Wie die Weltkarten Waldseemüllers und Merkators, so zeigt auch die Weltkarte des Jodokus Hondius, von der hier zuerst nähere Angaben geboten werden, einen auffallend großen Reichtum an Gebirgen, Flüssen, Seen und Städten in Innerafrika. Trotz eifrigster Forschung ist die Lösung dieses kartographischen Rätsels bisher vergeblich versucht worden. Noch jüngst hat ein englischer Geograph eigens eine größere Forschungsreise angestellt, um die dunkle Geschichte aufzuklären. Vergeblich! Eine alte Karte, die ich vor zwei Jahren bereits auffand und deren Photographie vor mir liegt, bietet die Lösung. Ein unbekannter Kartograph hat eine Spezialkarte von Ägypten und Abessinien entworfen, auf der der Lauf des Blauen Nil in auffallend richtiger Weise dargestellt und reichster orographischer, hydrographischer und topographischer Aufschluß geboten ist. Wie ein genauer Vergleich ergibt, hat Waldseemüller diese Karte mit der Darstellung des Ptolemäus verbunden. Irrtümlich hielt er den Blauen Nil für einen linksseitigen Nebenfluß des Weißen Nil und die zahlreichen geographischen

Einzelheiten Abessiniens verlegte er nach Süd-Afrika. Diesen Fehler übernahmen Merkator, Hondius und zahllose andere Kartographen des 16. und 17. Jahrhunderts. An anderer Stelle wird die einflußreiche, bisher unbekannte Spezialkarte Abessiniens, von der mir drei handschriftliche Rezensionen bekannt sind, publiziert werden.

Die früheren Jahrhunderte müssen eine große Vorliebe für geographische Karten gehabt haben. In den Händen habe ich ein *geographisches Kartenspiel*: Pick-Aß bietet einen Überblick über die ganze Welt (Typus Orbis terrarum), Herz-Aß über Europa; Herz-König stellt Deutschland (Germania) mit zahlreichen topographischen Angaben dar, Herz-Dame: Ungarn (Hungaria), Karo-Aß: Preußen und Kurland (Prussia et Kurlandia), Karo-König: Spanien (Hispania), Karo-Dame: Frankreich (Gallia), Karo-Zehn: Luxemburg (Lützenbourg; vgl. Bild 1). Kurz, die 52 Blätter des Kartenspiels (vgl. Bild 2) vermitteln spielend viele geographischen Kenntnisse. Trotz vielen Suchens ist es mir bisher nicht gelungen, ein zweites Exemplar dieses Kartenspiels ausfindig zu machen.



Bild 1. Karo-Zehn: Luxemburg.

Auf die zahlreichen andern, zum guten Teil wissenschaftlich noch nicht verwerteten kartographischen Schätze einzugehen, würde zu weit führen. Nur zwei alte Karten seien noch kurz erwähnt, da sich an ihnen klar zeigt, wie wenig alte Karten zuweilen geschätzt werden.

Vor mehreren Jahren fand ich in einer alten Bibliothek eine *kleine, unscheinbare Karte*; stark beschädigt lag sie in einem größeren kartographischen Werke. Offenbar hatte sie früher zu einem selbständigen geographischen Werke gehört. Auf einem *Planiglobus* war die Alte Welt in ptolemäischer Ausdehnung dargestellt. Sofort machte ich den Bibliothekar auf den seltenen Schatz aufmerksam. Aber er legte der Sache keine Bedeutung bei; nach mehreren Jahren lag das Kärtchen noch an derselben Stelle. Endlich gelang es mir, das geographische Werk ausfindig zu machen, zu dem das Kärtchen gehörte. Nur gegen eine Versicherung von 2000 Mark wurde mir aus besonderer Vergünstigung das kostbare Werk mit seinen 32 Seiten in 12° geliehen, und in dem Werke fehlt das dazu gehörige Kärtchen! Buch und Kärtchen dürften Unika sein — sie charakterisieren sich selbst als *deutschen Ptolemäus*. Selbst in den ausführlichsten Verzeichnissen über die Ptolemäus-Literatur wird das interessante Werk nicht erwähnt.

Die zweite, allzu stiefmütterlich behandelte Karte, die endlich auf meinem Zimmer ein sicheres Plätzchen gefunden hat, ist eine *große Wandkarte von*

Da sie schon das stattliche Alter von 300 Jahren aufweist, empfand
zuletzt erfahrene harte Behandlung um so schwerer. Wind und Wetter
utzlos preisgegeben, stand sie auf einem Dachboden unter altem Gerümpel.
ßer erhaltene, gleichalterige Gefährtin, eine Wandkarte von Afrika, war
r Aussage ihres Besitzers, eines einfachen Schmiedes, beim letzten Umzuge
verschwunden, und alle Nachforschungen nach ihr erwiesen sich als frucht-
st die Karte auch kein Unikum, so ist sie doch sehr selten. Leider ist ihr
ein trostloser: handgroße Löcher wurden ihr wohl durch Fußtritte von
rgehenden beigebracht. Nur dem
Bilderschmuck, mit dem ihr
, Gerh. de Iudäis, sie aufs
ste ausstattete, hat sie es über-
u danken, daß sie nicht längst
et wurde.
e manche alte Karte, groß oder
nag noch ungenannt und un-
in einer dunkeln Ecke stehen
nter andern alten Papieren
rn! Möchten diese Zeilen dazu
n, das Los der alten Karten
essern und sie vor gänzlicher
ıng zu bewahren!

Jos. Fischer S. J.



Bild 2. Herz-Drei: Jülich-Kleve-Berg.

ieder einmal der Marquis naparte. Die „Frankfurter ," bringt in ihrem Wochenblatt Juli 1906 folgende lehrreiche ıng: „Im Pariser ‚Matin' Hardnin, daß einer seiner ;, um Russisch zu lernen, sich chichtsbuch kaufte, welches der Nationalgelehrte Ilowaiski ver- t und das in allen russischen ulen eingeführt ist. Man höre, russische Jugend die Weltgeschichte kennen lernt — ein beredtes Beispiel Staaten, in welchen sich die Reaktion der Schule und der ganzen Volks- bemächtigen will. Hier eine Stelle: ‚... Der Nachfolger von Ludwig XVI. Sohn Ludwig XVII., unter dessen Herrschaft die tapfere königliche Armee, diert von dem General Napoleon Bonaparte, den größten Teil des euro- Kontinents für die französische Krone eroberte. Aber der ungetreue Na- zeigte Neigung, seine Macht zu mißbrauchen und ehrgeizige Pläne gegen ime Regierung zu hegen, und er wurde von weiland Seiner Majestät dem nd Autokraten aller Russen, Alexander I., abgesetzt, aller seiner Würden,

Ehrentitel und Rechte auf eine Pension verlustig erklärt und auf die Insel St Helena verbannt, wo er sein Leben beschloß.' — ,Der russische „Gelehrte", so bemerkt hierzu die Neue Freie Presse, der wir diese Mitteilung entnehmen, ,ist mit dieser Darstellung der Geschichte bei den Jesuiten in die Schule gegangen. Denn unter der Restauration hat der Jesuitenpater Loriquet der französischen Jugend den Kaiser Napoleon als „Marquis de Bonaparte, Generalleutnant der Armeen des Königs", vorgestellt. Dieses „abgekürzte Handbuch der Geschichte Frankreichs" wurde in der Folge aus den französischen Schulen verbannt. In Frankreich wird es nie mehr zum Vorschein kommen; aber es kann Länder geben, in welchen es zum Nutz und Frommen der Jugend wieder hervorgesucht wird." So weit die Frankfurter Zeitung.

Mit dem Matin mag sich Herr Ilowaski auseinandersetzen, und die russische Schulbehörde kann sich selbst gegen den Unglimpf zur Wehre setzen, der ihr in der verbündeten Republik von einem öffentlichen Blatt angetan wird. Die Erwähnung russischer Schulzustände scheint nun der Neuen Freien Presse eine passende Gelegenheit zu sein, ihre Leser mit der barbarischen Unwissenheit der Jesuiten bekannt zu machen, und die Frankfurter Zeitung beeilt sich, diese geschichtliche Tatsache weiter zu verbreiten. Wie kaum zu bezweifeln, war dem Berichterstatter bekannt, daß am 29. April 1844 Herr Passy in der französischen Pairskammer gegen die erste Auflage von Loriquets „Geschichte Frankreichs" die Anklage erhob, sie enthalte die unsinnige Phrase: Marquis de Bonaparte, lieutenant général de Louis XVIII. Er griff nur die erste Auflage an. Die späteren Auflagen enthielten nichts dergleichen; und da das Buch noch nicht aus den Schulen verbannt war, konnte sich jeder leicht von der Falschheit der Beschuldigung überzeugen. Die erste Auflage war bereits 1810 fertiggestellt, konnte aber nicht herausgegeben werden, da die kaiserliche Regierung die Druckerlaubnis versagte. Veröffentlicht wurde sie im Jahre 1814. Herr Passy hatte aber bei seiner Anklage nicht beachtet, daß die erste Auflage mit dem Tode Ludwigs XVI. abschließt und überhaupt von Napoleon und dem Kaiserreich nichts enthält. Im bibliographischen Verzeichnis der von Jesuiten herausgegebenen Schriften bei Sommervogel, Bibliothèque de la Compagnie de Jésus V (1894) 14 wurde die Anklage aufs neue gründlich untersucht und in das Reich der Fabeln verwiesen. Es ist leicht zu verstehen, daß der Berichterstatter der Neuen Freien Presse sich nicht die Mühe gegeben hat, die Wahrheit der mehr als sonderbaren Beschuldigung zu prüfen. Aber wundern darf man sich, daß ihm kein Zweifel an der Möglichkeit einer so unerhörten Entstellung gekommen ist. Hält er es wirklich für denkbar, daß im Jahre 1814 ein Schulbuch in Frankreich eingeführt wird, welches Napoleon als General Ludwigs XVIII. hinzustellen wagt? Es läßt sich begreifen, daß Gustav Adolf, der mit französischem Geld unterstützt Deutschland verwüstete, Jahrhunderte nach seinem Tod in Geschichtsbüchern als Befreier und Beglücker des deutschen Reiches gefeiert wird; aber Napoleon unmittelbar nach seinem Sturz in einem verbreiteten Schulbuch der französischen Jugend als königlichen General darstellen wollen, wäre ein Wagnis gewesen, das den Verfasser mit Recht ins Narrenhaus gebracht hätte. Die ganze

Mitteilung ist in Wirklichkeit „ein beredtes Beispiel“, wie wenig sich gewisse Tagesblätter um Wahrheit und Wahrscheinlichkeit kümmern, während sie ihren Gegnern die unsinnigsten Geschichtslügen vorwerfen. Jedenfalls hat eine Partei, welche durch die genannten Blätter vertreten wird, gar kein Recht, die Leitung von Schule und Volksbildung zu beanspruchen; das beweisen am schlagendsten die leichtfertigen und grundlosen Anklagen, durch die sie ihre Gegner verdrängen möchte.

Auch die besten Theologen auf dem Index. Wenn man aus geschichtlichen Tatsachen etwas beweisen will, so müssen die Tatsachen richtig und genau dargestellt sein; darüber besteht unter anständigen Leuten keine Meinungsverschiedenheit. Niemand wird es also verargen dürfen, wenn wir einige angebliche Tatsachen, die bei dem neuerlichen Hin- und Herverhandeln über den Index mehrfach als Beweismoment vorgebracht wurden, auf ihre Tatsächlichkeit zu prüfen uns erlauben.

Ein Theologieprofessor, der das Verbot seiner Schriften in sicherer Aussicht sah, soll seinen Schülern öffentlich gesagt haben, sie möchten ihm vertrauen, „es seien Werke sogar der besten Theologen schon auf dem Index gestanden, aber später wieder gestrichen worden“. Ist diese Behauptung richtig?

Wer sich für Geschichte interessiert, wird mit einigem Erstaunen sich gefragt haben, welche Bücher „bester Theologen“ wohl hier mögen gemeint sein? Aszetische Schriften, die zuerst verboten, dann wieder gestattet wurden, ließen sich schon namhaft machen, historische Arbeiten ebenfalls. Aber es handelt sich um dogmatische Werke, und zwar um solche, die nicht nur etwa von einem einzelnen Bischof verboten wurden, sondern von der römischen Kongregation des Index. Und weiterhin sind dem Zusammenhang nach dogmatische Werke gemeint, die der Forschung ganz neue Bahnen eröffnen wollten und tatsächlich eröffneten. Solche Bücher also sollte Rom zuerst irrtümlicherweise verboten, dann nach Erkenntnis seines Irrtums freigegeben haben? Welche Bücher mögen wohl gemeint sein?

Doch unserer Verlegenheit kommen verschiedene Zeitungen und Zeitschriften zu Hilfe, welche den oben nur angedeuteten Gedanken weiter ausführen. So hieß es jüngst in einer französischen Zeitung: „Es gibt auch wirklich mehr als ein Beispiel von Werken, die auf den Index gesetzt und später wieder gestrichen wurden. So hat die Revision von 1892 in beträchtlichem Maße das Verzeichnis der verbotenen Bücher gereinigt. Man weiß allgemein, daß alle Bücher, welche die Bewegung der Erde lehrten, zu Anfang des 19. Jahrhunderts vom Index entfernt wurden. Aber man weiß nicht allgemein, daß ein Traktat Bellarmins über die zeitliche Gewalt auf Befehl des wenig duldsamen Sixtus V. dem Index einverleibt wurde, um nach dem Tode des Papstes von demselben wieder zu verschwinden. Und die quietistische Sache verwickelte den großen italienischen Mystiker (?) Segneri in dasselbe Mißgeschick. Die Dekrete des Index verpflichten also (!wie folgt das?) nur zu praktischem Gehorsam, ich könnte diese Lehre noch auf die Autorität eines der Väter des Vatikanischen Konzils, Msgr Simar (der zur Zeit des Vatikanums noch nicht Bischof war!), stützen.“

Wenigstens ein Werk von theologischer Bedeutung wird uns in dieser Stelle namhaft gemacht; es sollen nämlich Bellarmins Kontroversen zuerst verboten und

dann wieder erlaubt worden sein. Diesen Fall werden wir also zu untersuchen haben. Im übrigen sind die obigen Angaben für uns belanglos. Segneris Schrift war ein bloßes Werk der Polemik; es verfiel 1681 dem Index wohl deshalb, weil man 1681 noch glauben durfte, der Quietismus verdiene eine anständigere Behandlung, als Segneri ihm hatte angedeihen lassen. Segneris Arbeit wurde indes so rasch wieder freigegeben (1692), daß sie in keiner der gedruckten Indexausgaben zu finden ist. Die Schriften zur Verteidigung des Kopernikus sind ebenfalls nicht theologischer Natur, und das allgemeine Indexverbot gegen dieselben wurde nicht erst zu Anfang des 19. Jahrhunderts, sondern unter Benedikt XIV. aufgehoben. Die Indexrevision von 1892 hat allerdings einige (schlechte) Ausgaben bedeutender theologischer Werke, wohl aus Achtung vor ihren Verfassern, vom Index befreit, nicht aber diese Werke selbst erst zugänglich gemacht. Was die Revision sonst noch freigegeben hat, besitzt nur historischen Wert.

Eine andere Liste von interdizierten Theologen bietet unter dem 1. August 1906 eine verbreitete deutsche Zeitschrift. Der Verfasser des Artikels behauptet, die Indexkongregation verbiete zwar Schriften, „aber die Kongregation enthält sich ausdrücklich alles und jeden Urteils über den Glaubensstand des Verfassers, ja selbst über den objektiven Inhalt seiner Schriften". Über den letzten Teil dieses Satzes enthalten wir uns ebenfalls des Urteils. Dann werden Beispiele solcher Verurteilung angegeben: „So wurden die Jesuiten Bellarmin und Suarez, so wurden Ségur und Papebroch, Hirscher, Oswald und selbst Leo XIII. mit seiner ersten Schrift indiziert."

Diese Namenliste hat freilich einen andern als den von uns verfolgten Zweck; allein, wenn es zuerst verbotene, dann freigegebene bedeutende theologische Werke gibt, werden wir ihre Verfasser wohl unter den angeführten Namen suchen dürfen. Gehen wir sie also durch.

Zunächst scheidet Leo XIII. aus, er hat niemals auf dem Index gestanden, wie man das des näheren in dem bekannten Buch von Hilgers über den Index nachlesen kann.

Unter den vier vorletzten Namen ist kein Dogmatiker von epochemachender Bedeutung, sie scheiden für unsern Zweck also gleichfalls aus. Papebroch ist Historiker, nicht Dogmatiker, Ségur verfaßte nur populäre Schriftchen, der verdiente Oswald, der ausnahmsweise mit einem seiner Bücher Unglück hatte, war allerdings ein tüchtiger Theolog, würde sich aber selbst am stärksten gegen die Unterstellung gewehrt haben, daß er die Wissenschaft in ganz neue Bahnen lenken wolle. Wie es kam, daß von Hirschers Schriften nur zwei auf dem Index stehen, kann man in Pfülfs Kettelerbiographie II 375 nachlesen; das Schreiben v. Kettelers, das ihn rettete, enthält den bezeichnenden Satz: „Die Schriften Hirschers überhaupt werden in nicht sehr langer Zeit gänzlich vergessen sein." Wegen der Anregungen, die er gab, wegen seines untadeligen priesterlichen Lebens steht Hirscher noch bei vielen in hoher Achtung. Allein als großer Theolog kann er auf Grund seiner Schriften nicht gelten.

Somit bleiben uns von einer ziemlich langen Liste die beiden Namen Bellarmin und Suarez; standen also wenigstens sie auf dem Index?

Was zunächst Suarez angeht, so waren seine Werke niemals auf der Liste der verbotenen Schriften. Es begegnete ihm in seinem Werk über die Buße ein eben erlassenes römisches Dekret falsch zu interpretieren, und die Kongregation des heiligen Offiziums verpflichtete ihn deshalb, das betreffende Kapitel in seinem Werk zu streichen. Auf den Index aber wurde sein Buch nicht gesetzt. Allerdings findet sich in den älteren Indexausgaben unter dem Stichwort Franz Suarez eine Notiz, und die liebe Oberflächlichkeit, die sich nicht die Mühe gibt, zu lesen, was da gedruckt ist, kann glauben, irgend ein Werk des großen Gelehrten sei verboten. Aber die Notiz lautet folgendermaßen: „Von den Disputationen des Franz Suarez ist Band V über die Zensuren, gedruckt zu Venedig 1606 bei Joh. Antonius und Jakob de Franciscis oder J. B. Ciotti nicht erlaubt, wenn nicht die Blätter und Stellen, welche letztere unterschlagen hatten, wieder eingefügt werden.“ Im Jahre 1606 stand bekanntlich der Streit zwischen Paul V. und der Republik Venedig in hellen Flammen. Die genannten Venezianer Drucker erlaubten sich nun, bei einem Neudruck der Werke des Suarez viele Stellen, die zu Gunsten der päpstlichen Macht sich aussprachen, einfach zu unterdrücken. Sie begingen also, wie das gegen sie ergangene Indexdekret vom 2. August 1606 sich ausdrückt, „das Verbrechen der Fälschung“. Sie wurden deshalb von der römischen Kongregation zu strenger Strafe verurteilt: sie sollten nie wieder Bücher drucken den gefälschten fünften Band des Suarez nicht weiter verkaufen dürfen 2c. Allen, die ein gefälschtes Exemplar schon erworben hätten, wurde befohlen, die fehlenden Stellen in demselben nachzutragen. Mit andern Worten, nicht Suarez, sondern die Fälscher seines Buches sind auf den Index gesetzt worden. „Das Edikt der Kongregation“, sagen die Analecta iuris Pontificii 1863, 2182, welche das Edikt im Wortlaut abdrucken, „ist äußerst ehrenvoll für das Werk des Suarez. Sie würde für ein Buch von mittelmäßigem Wert nicht so viel Sorgfalt an den Tag legen. Der Traktat über die Zensuren ist in der Tat das Meisterwerk des Suarez in kanonistischer Hinsicht.“

Bleibt also Bellarmin. Hat nicht wenigstens er auf dem Index gestanden? Wahr ist, daß Sixtus V. den ersten Band seiner Kontroversen unter die verbotenen Bücher einreihen wollte. Die Kardinäle der Index-Kongregation taten alles, um den Papst von diesem Schritt zurückzuhalten. Vergebens, Sixtus gebot ihnen einfach Schweigen. Am 19. August 1590 schreibt der spanische Gesandte Olivarez an Philipp II., der Index mit Bellarmins Namen werde gedruckt oder sei schon gedruckt, obschon er noch nicht im Buchhandel sei. Somit fehlte zu Bellarmins Verurteilung nichts mehr als die Veröffentlichung dieses Index. Da starb am 27. August Sixtus V. Ist nun zwischen dem 19. und 27. August 1590 der Index mit Bellarmins Namen veröffentlicht worden? Nicht einmal Reusch wagt das zu behaupten. Hilgers, der die Sache genauer untersucht hat, verneint es ausdrücklich.

Die endgültige Entscheidung der Frage bietet ein noch ungedruckter Brief des Ordensgenerals Claudius Aquaviva vom 9. November 1590 an den Provinzial der oberdeutschen Jesuitenprovinz, der uns durch P. Braunsberger freundlichst zur Verfügung gestellt wird. Es heißt darin: „Über das Buch des P. Bellarmin



scheint Ew. Hochwürden sich so auszudrücken, als hielten Sie dafür, es sei verboten worden. Das ist nicht der Fall. Die Vorsehung Gottes hat auch hier gesorgt. Denn als Sixtus dahin neigte, es zu verbieten und der Index sogar schon gedruckt war, auf dem auch er stand, da hat einmal er selbst wegen der von uns angerufenen Verwendung anderer der Sache Einhalt getan und sie verschoben, und noch viel mehr haben die Kardinäle nach seinem Tod sofort jenen Index widerrufen oder suspendirt." [1]

Also auch Bellarmin hat tatsächlich nicht auf dem Index gestanden. Denn „auf dem Index" stehen, heißt auf dem rechtsgültig promulgierten Index stehen. Auch abgesehen davon könnte seine Verurteilung kaum in Vergleich mit andern Bücherverboten kommen. Bellarmins Kontroversen kamen gegen den Willen der Inderkongregation auf den geplanten Index. Sein Fall beweist also nichts für Bücher, die auf Antrag der Kongregation verurteilt wurden. Bellarmins Buch sollte „bis zur Verbesserung" (donec corrigatur) unter die verbotenen Schriften gezählt werden. Sein Fall beweist also nichts für Schriften, die unbedingt untersagt wurden.

So viel, um dem Entstehen einer Geschichtsfabel entgegenzutreten. Es ist nicht wahr, daß die besten Theologen auf dem Index stehen. Es ist noch weniger wahr, daß die Kirche gegen ihre Gelehrten sich als eine Stiefmutter benimmt. Im Gegenteil. Niemand hält den wahren Gelehrten mehr in Ehren, niemand hält ihn in treuerem Andenken als gerade die Kirche. Mit rührender Dankbarkeit ehrt sie einen Augustinus, Athanasius, Leo und so viele andere als die „Väter", die ihre Jugend unterrichteten, als die Erzieher, von deren Grundsätzen und Lehren sie niemals weichen wird. Einen Thomas von Aquin und Bonaventura hat sie in einer Weise auf den Leuchter erhoben, daß ihr Licht bis zum Weltgericht niemals erlöschen wird. Welches Gewicht sie der Lehre von Männern wie Bellarmin und Suarez beilegt, zeigt schon ein oberflächlicher Blick in die Akten des Vatikanischen Konzils. Strenger ist die Kirche allerdings gegen manche andere Theologen gewesen. Es waren diejenigen, die etwa nach der Art eines Hermes und Günther alles beiseite ließen, was die Vorzeit geleistet hatte, und ohne die Arbeiten früherer Gelehrter sich anzusehen, den Bau einer völlig neuen Wissenschaft begannen. Von diesen Verächtern der älteren Wissenschaft mußte sie viele verurteilen. Aber trat sie nicht gerade dadurch für die Ehre der Wissenschaft und der Gelehrten ein, daß sie die Verächter der Gelehrten zurückwies?

---

[1] De libro P. Belarmini Rev. vestra ita loqui videtur, ac si putaret fuisse prohibitum, quod non ita est. Nam inter ceteras Dei providentias haec fuit, quod cum Sixtus incumberet in eam voluntatem eum prohibendi, immo iam index excusus esset, in quo ipse quoque nominabatur, tamen et ipse propter alteram operam a nobis interpositam aliquamdiu inhibuit ac suspendit, et multo magis eo mortuo Cardinales, qui statim revocarunt vel suspenderunt indicem illum.

Die Wallfahrt nach Loreto.

Am 6. Januar des Jahres 1560 erließ Papst Pius IV. eine der längsten Bullen, die je von Rom ausgegangen sind; füllt sie doch in seinem Registerbuche nicht weniger als 75 Blätter. Er beginnt:

„Das Uns übertragene Amt des Apostolischen Stuhles regt Unsern Sinn an und bewegt ihn, für gedeihlichen und glücklichen Stand aller Kirchen, besonders jener, worin die Gottesgebärerin, die Jungfrau Maria, durch beständige Wunder glänzt und worin Wir sehen, daß die frommem Leben ergebenen Personen Förderung finden, mit eifrigem Bestreben zu sorgen und ihnen die Festigung päpstlichen Schutzes zu geben, damit das, was, wie Wir vernehmen, schon geschehen ist, stets unerschüttert bestehen bleibe, das aber, was noch darüber hinaus zweckdienlich erscheint, gewährt werde. Bis jetzt sind von Unsern unten genannten Vorfahren sowohl in Form von Bullen als von Breven nach und nach die folgenden Aktenstücke erlassen worden."

Nun werden von Pius IV. einunddreißig Bullen und Breven, welche die Päpste Bonifaz IX., Sixtus IV., Julius II., Leo X., Klemens VII. und Paul III. zu Gunsten Loretos gegeben haben, wiederholt und erneuert. Viele dieser Aktenstücke und fast alles, was bis zum Jahre 1735 über die Wallfahrt nach Loreto und über sein heiliges Haus geschrieben worden war, hat der ehemalige Bischof von Monte Feltre, Pietro Valerio Martorelli, in drei 1732—1735 zu Rom veröffentlichten Folianten gesammelt. Er gab ihnen den Titel: Teatro istorico della santa casa Nazarena und widmete sie dem Papste Klemens XII. Eine wertvolle Arbeit über die Diözese Recanati und Loreto und über deren Bischöfe, worin die Geschichte des heiligen Hauses gut behandelt ist und viele Urkunden sich finden, schrieb beim Beginn des 19. Jahrhunderts ein Deutscher, Joseph Anton Vogel. Durch die Männer der französischen Revolution vertrieben, fand er in Italien Ruhe, wo er sein Werk im Jahre 1816 als Kanonikus von Recanati und Loreto vollendete. Erst 1859 wurde es zu Recanati gedruckt in zwei Quartbänden mit dem Titel: De ecclesiis

Recanatensi et Lauretana earumque episcopis commentarius historicus. Jetzt hat Ulysse Chevalier, der bekannte und verdiente Geschichtsforscher, bei Picard in Paris ein drittes Quellenwerk herausgegeben, worin er in Form ausführlicher Regesten alles sammelte, was über das heilige Haus geschrieben wurde und ihm geeignet schien, dessen Geschichte klarzustellen. Sein Buch Notre-Dame de Lorette ist die Frucht eines großen Sammelfleißes und eine Leistung, welche sich seinen früheren Werken würdig an die Seite stellt. Chevalier hat sich im Verlaufe seiner Untersuchungen überzeugt, die Berichte über vier wunderbare Übertragungen des Hauses von Loreto verdienten keinen Glauben. So ist sein Buch zu einer Bekämpfung derselben ausgewachsen, zu einem Vorstoß, welcher sich zusammenfaßt in der Behauptung: „Die Erzählung von vier durch Engel bewirkten Übertragungen ist in das Reich der Legenden zu versetzen.“ Seine Beweisgründe beziehen sich auf das heilige Haus selbst und auf dessen Geschichte. Mit Hilfe sorgfältig gesammelter und geprüfter Aktenstücke führt er aus:

1. Seit dem 4. Jahrhundert bis um das Jahr 1291, in dem das Heiligtum aus Palästina nach Fiume übertragen worden sein soll, hat Nazareth kein Haus Marias besessen, das übertragen werden konnte. Von Fiume kam es angeblich 1295 nach Loreto. Zahlreiche Berichte der Pilger, welche seit dem 4. Jahrhundert Nazareth besuchten, tun überzeugend dar, daß man dort zwar eine Grotte gezeigt hat, worin Maria gewohnt und vom Erzengel Gabriel besucht worden sei, nicht aber eine Kammer oder ein Haus. Adaman (gest. 704) sagt in seiner Beschreibung der Palästinafahrt des Bischofs Arkulf, in einer der Kirchen zu Nazareth sei ehedem das Haus gewesen, in dem Gabriel Maria die Botschaft brachte, in einer andern das Haus, worin Jesus aufwuchs. Die große Kirche über der Grotte der Verkündigung war schon lange teilweise zerstört. Der Sultan von Kairo ließ sie am 8. April 1263 fast gänzlich niederlegen.

2. Hätte ein solches Haus der Verkündigung in Nazareth bestanden, wäre es am Ende des 13. Jahrhunderts durch Engel aus Palästina fortgetragen und nach Loreto gebracht worden, dann müßten wir über das Verschwinden desselben Klagen aus Palästina vernehmen, über das Erscheinen in Italien Äußerungen des Staunens. Weder das eine noch andere ist der Fall. Keiner der mittelalterlichen Pilger, welche [illegible] Ende des 13. Jahrhunderts bis zum Schlusse des Mittelalters

über das Heilige Land berichten, meldet, in Nazareth sei eine Veränderung eingetreten, sei eines der größten Heiligtümer verloren gegangen. In Italien nahmen die Diözesanbischöfe und mehrere Päpste sich seit dem Beginn des 14. Jahrhunderts (1313) der berühmten Wallfahrtskirche von Loreto an. Sie beschenkten dieselbe mit Vorrechten und Ablässen, mit Grundstücken und Kostbarkeiten; aber vor dem Ende des 15. Jahrhunderts redet kein ungefälschtes Aktenstück von einer Übertragung.

Das außerordentlich große Wunder vierfacher Übertragung eines Hauses aus Palästina nach Italien, und zwar eines so wichtigen und heiligen Hauses, und seiner Übertragung durch Engel wäre aber so auffallend gewesen, daß doch sicher in der Blütezeit des Mittelalters, das an Wundergeschichten solche Freude fand, in Italien irgend jemand etwas davon gemeldet hätte. Die Päpste würden es untersucht, Dominikaner und Franziskaner, die viel und gern über Wunder berichteten, würden darüber gepredigt und geredet haben. Die vor dem Jahre 1472 datierten alten Berichte, auf die man sich berief, sind gefälscht, dann später in echte Schriftstücke eingefügt worden.

Somit ergibt sich für Chevalier die Schlußfolgerung: Das Wunder einer viermaligen Übertragung des Hauses der Gottesmutter aus Nazareth nach Loreto kann von ernsten Männern nur dann als wahr anerkannt werden, wenn genügende Zeugen für dasselbe eintreten.

Solche Zeugen fehlen. Ja die Umstände beweisen, daß keine solche Zeugen auftreten konnten, weil für die in Frage stehende Tatsache der Gegenstand: das in Nazareth verehrte Haus, nicht vorhanden war. Das Stillschweigen der Zeitgenossen und der Beteiligten ist ein derartiges, daß es unter diesen Umständen einer Verneinung fast gleichkommt, dem positiven Beweise der Unechtheit.

Das Ergebnis der Untersuchungen des französischen Gelehrten und Kanonikus wird nun sehr verschieden aufgenommen werden. Nicht wenige, welche von Kindheit an von jenen wunderbaren Übertragungen hörten, sie in Büchern, sogar im Anhange des Breviers und Missale fanden, werden daran festhalten. Andere, besser Unterrichtete, hegen große Achtung vor den alten Überlieferungen, geben dieselben nicht hin, auch wenn wissenschaftliche, streng geschichtliche Nachweise dafür nicht zu Gebote stehen. Sie meinen, manche Behauptungen der Vorfahren könnten richtig sein, ohne daß deren Gründe im einzelnen heute noch vorliegen. Dagegen erkennen sie an, wenn die Unrichtigkeit einer Überlieferung positiv erwiesen sei, dürfe man

weder theoretisch noch praktisch daran festhalten. Als unecht erwiesene Reliquien und Heiligtümer seien nicht weiter zu verehren. Die Entdeckung oder der Nachweis, eine lange hochgehaltene Nachricht sei unrichtig, ein lange als Heiligtum verehrter Gegenstand könne nicht weiter in Ansehen bleiben, wird in ihnen Gefühle erregen, die jenen ähnlich sind, welche ein guter Sohn hat, wenn seine Mutter einen Prozeß verliert. Wird dargetan, die Mutter müsse auf einen Teil ihres Eigentums, auf ein Erbstück ihrer Familie von jetzt an verzichten, so hat dieser Sohn der Gerechtigkeit ihren Lauf zu lassen und die Wahrheit anzuerkennen. Nicht leicht wird sich sein Herz zu besondern Äußerungen der Freude erheben. Daß unsere Voreltern oft leichtgläubig waren, daß sie in Irrtum gerieten, weil sie Nachrichten, die ihrer Zeit und ihrer Stimmung zusagten, oft zu gerne hinnahmen, ist eine der menschlichen Schwächen, welche in dieser oder jener Form immer hervortreten werden.

Chevalier hat sich ein Verdienst erworben, daß er der Wahrheit Zeugnis gab und tat, was er konnte, um einen Irrtum aus der Welt zu schaffen. Er hat seine schwierige Aufgabe gelöst, indem er sich bemühte, die nötige Ehrfurcht zu bewahren vor dem Ansehen alter Überlieferungen und vor den Personen, welche jene Überlieferungen stützten und in gutem Glauben benutzten. Doch dürfte er im Eifer des Angriffes die negative Seite hie und da zu stark betont haben.

Licht der Wahrheit ist das von ihm gesuchte Ziel. Festhalten an den Wundern der viermaligen Übertragung des heiligen Hauses bezeichnet er im Anschluß an Funk als „Frevel an der Wahrheit“. Berichterstatter über sein Buch rühmen, durch ihn sei ein neuer Erfolg errungen, um den Boden der Kirchengeschichte von dem Schutt zu reinigen, den die Leichtgläubigkeit der Jahrhunderte aufgehäuft habe, der weggeschafft werden müsse, um eine neue Geschichte der Kirche hinzustellen, im Glanze des reinsten Lichtes einer objektiven Wahrheit, welche Irrende versöhnt, Streit und Hader schlichtet.

Man beobachtet aber oft wenig, daß durch strenge, systematische Kritik Geschichtsforscher leicht zu überschnellem Leugnen von Tatsachen kommen. Rasch räumt man auf mit der Poesie, das Herz aber bleibt leer. Manche berücksichtigen oft in einseitiger Weise nur eine Seite der Frage. Ein umsichtiger, von Voreingenommenheit freier Geschichtschreiber hat nicht nur zu untersuchen, ob in den Berichten über die Entstehung der lauretanischen Kapelle ein Irrtum sich eingeschlichen hat, sondern auch, wie

derselbe entstand, ob trotzdem die Beteiligten in gutem Glauben handelten und wie die Sache ihrem Wesen nach gut bleibt, also fortgeführt werden darf. Geht man, um auch dies zu erkennen, auf Chevaliers Untersuchungen ein, so liegen die Angelpunkte derselben in der Kritik zweier Dokumente aus der Zeit um 1470. Blickt man von da aus zurück auf die Vorgeschichte des heiligen Hauses, so erhält man von ihr wichtige Fingerzeige über die Ausbildung der Legende und die weitere Entfaltung der Wallfahrt.

Im Jahre 1468 begann Bischof Nikolaus von Recanati den Bau der großen Kirche, welche zu Loreto das heilige Haus so umschließen sollte, wie es in Palästina von der alten Kirche umgeben gewesen sei. Im folgenden Jahre schenkte Alexandrina Bartholdi von Recanati ihr ganzes Vermögen zum Weiterbau, mit Rücksicht auf „die sehr großen und fast endlosen Wunder der glorreichen Jungfrau Maria zu Loreto, welche bei fast allen Christgläubigen des ganzen Erdkreises bekannt sind", und auf die große Zahl der Pilger [1]. Damals war Pietro di Giorgio Tolomei Rektor des heiligen Hauses. Er verfaßte 1465 oder 1472 für die Pilger eine Belehrung. In acht Sprachen übersetzt, wurde sie auf Tafeln an den Wänden des Heiligtums befestigt, in alle Welt verbreitet, durch Prosaiker und Dichter verkürzt oder erweitert. Sie erzählt [2]:

„Unserer Lieben Frau Kirche zu Loreto war die Kammer des Hauses, worin sie geboren, erzogen und vom Engel des Herrn gegrüßt worden ist, worin sie ihren Sohn Jesus Christus bis zum zwölften Jahre aufzog. Die Apostel weihten diese Kammer zur Marienkirche und feierten in ihr den Gottesdienst. Der Evangelist Lukas verfertigte für dieselbe ein Marienbild, das sich bis heute in ihr findet. Engel trugen dieselbe nach Fiume, dann in einen Wald bei Recanati, hernach auf einen benachbarten Berg, endlich an den Ort, wo sie jetzt steht. Da man nicht wußte, woher sie gekommen sei, offenbarte die selige Jungfrau dies 1296 einem frommen Manne. Sechzehn vornehme Herren aus Recanati reisten nach Nazareth und fanden dort die Fundamente des heiligen Hauses, welche genau zu dem in Loreto paßten. Eine Inschrifttafel meldete, es sei weggegangen. Vor etwa zehn Jahren (also um das Jahr 1460) sah ein frommer Einsiedler, der im Walde bei Recanati wohnte, wie am Feste Mariä Geburt am Morgen ein Licht von etwa 12 Fuß Länge und 6 Fuß Breite vom Himmel auf das heilige Haus niederstieg. In ihm war nach seiner Ansicht Maria gekommen."

---

[1] Vogel, De ecclesiis Recanatensi et Lauretana earumque episcopis commentarius historicus I, Recineti 1859, 220.

[2] Chevalier, Notre-Dame de Lorette, Paris 1906, Picard, 210 f.

Wichtig ist, was Tolomei (auch Teramo genannt) beifügt über das Zeugnis zweier Greise aus Recanati. Er schreibt:

„Paulus Renalducii sagte mir, der Großvater seines Großvaters habe gesehen, wie Engel die genannte Kirche (das heilige Haus) über das Meer führten und sie in jenen Wald stellten. Auch habe er mit andern Leuten öfters die Kirche in jenem Walde besucht. Franziskus, genannt Prior, der hundertzwanzig Jahre alt war, sagte mir, er (d. i. der Großvater seines Großvaters) habe öfters die Kirche in jenem Walde besucht. Weiterhin erzählte mir dieser Franziskus und sagte er mir mehrere Male: ‚Wir bekräftigen die Glaubwürdigkeit und Sicherheit der Tatsache, daß diese ehrwürdige Kirche in dem genannten Walde war und stand.‘ Vor vielen zuverlässigen Leuten versicherte der genannte Franziskus, der Großvater seines Großvaters habe ein Haus besessen und in demselben gewohnt und sein Haus sei neben der genannten Kirche gewesen und zu dessen Zeit sei sie durch Engel von dem Orte im Walde aufgehoben und getragen worden auf den Berg der beiden Brüder."

Etwa zwanzig Jahre nach Abfassung des obigen Berichtes, im Jahre 1489, schrieb der sel. Baptista Spagnuoli aus Mantua, Oberer der reformierten Karmeliter, denen 1488—1498 die Seelsorge beim heiligen Hause übertragen worden war[1], eine ausführlichere Darlegung, worin er die Angaben einer „alten" Tafel frei wiederholt, die er beim heiligen Hause fand. Er erweitert die Aussagen des Tolomei, läßt als berühmter Dichter seiner Phantasie die Zügel schießen und fügt bei, die Apostel hätten auch ein Kreuz gezimmert und in die Kapelle gestellt, das sich noch in ihr finde. Jener Einsiedler habe zehn Jahre hindurch am Feste Mariä Geburt jenes Licht niedersteigen sehen. Jene beiden Greise hätten von ihren Großeltern die Geschichte erfahren. Der Großvater des einen habe gesehen, wie das Haus einem Schiffe gleich über das Meer gekommen sei in den Wald bei Recanati. Weil die Karmeliter, deren Orden Elias auf dem Berge Karmel gestiftet habe, ehedem in Palästina die Sorge um das heilige Haus gehabt hätten, sei sie ihnen auch jetzt wiederum übertragen worden.

Das Marienbild, von dem Tolomei und Spagnuoli reden, das vor ihnen aber schon von Papst Paul II. 1470 gerühmt wird, wird bereits in einer Urkunde von 1315 als Gnadenbild erwähnt, kann also nicht, wie Chevalier angibt, erst im 14. Jahrhundert angefertigt worden sein. Im Jahre 1383 wurde für das Jesuskind, welches auf den Armen seiner Mutter ruht, ein seidener Mantel geschenkt. Die Statue ist von Holz. Die Gewänder der Gottesmutter und ihres Kindes sind mit Farben und Vergoldung versehen, die Gesichter

[1] Vogel, De ecclesiis Recanatensi et Lauretana earumque episcopis commentarius historicus I 241.

schwarz. Die Statue wurde von Napoleon nach Paris gesandt, aber 1802 nach Loreto zurückgebracht und feierlich auf ihrem alten Platz wieder aufgestellt.

Jenes Kreuz ist vielleicht dasjenige, welches man auf älteren Abbildungen des heiligen Hauses an einer Wand hängen sieht. Es ist jenen ähnlich, welche in Italien während des 12. und 13. Jahrhunderts üblich waren [1].

Baptista Spagnuoli widmete seinen Bericht [2] dem Kardinal de la Rovere, dem Neffen Sixtus' IV., welcher den Karmelitern durch apostolische Briefe bezeugt habe, von Elias sei auf dem Karmel ihr Orden begonnen worden.

Wie sehr die Schätzung des heiligen Hauses um diese Zeit wuchs, zeigt ein Vergleich der Bullen Pauls II. vom Jahre 1470 und 1471 mit einer Bulle Julius' II. vom Jahre 1507 [3]. Der erstere sagt nur, die Kirche der hl. Maria in Loreto sei „wunderbar gegründet" und in ihr befinde sich ein von Engeln umgebenes Marienbild. Der andere erwähnt nicht nur jenes Marienbild, sondern auch alle wesentlichen Angaben der Berichte des Rektors Tolomei und des Karmeliten Baptista Spagnuoli. Er bezeichnet die Erzählung von der Übertragung des heiligen Hauses als frommen Glauben und allgemeine Ansicht (ut pie creditur et fama est). Auch Julius II. entstammte dem Hause der Rovere und betont, er sei dem heiligen Hause nicht weniger geneigt als Sixtus IV., sein Onkel.

Was ist nun zu halten von dem Berichte des Tolomei, auf den wohl alle späteren Nachrichten über das heilige Haus zurückgehen? Chevalier sagt S. 326:

„Fassen wir alles zusammen, so ergeben die zahlreichen Aktenstücke, welche wir im zweiten Teile zusammengestellt haben, folgenden genügend begründeten Schluß: Die Legende, welche sich auf die Übertragung des heiligen Hauses bezieht, ist nicht älter als 1472, dies Jahr ist der erste Zeitpunkt ihrer Erscheinung. Sie wurde zuerst in allgemeiner, unbestimmter Gestalt vorgelegt; sie entwickelt sich zu jenen festen Einzelheiten, die wir heute lesen und die ihre volle Ausbildung in weniger als einem halben Jahrhundert (1531) erhalten hatten. Nur die Einbildungskraft der Erzähler hat ein so auffallendes Ergebnis gezeitigt, in dem die Liebe zur geschichtlichen Wahrheit nichts findet."

---

[1] Vgl. die Abbildung bei Martorelli, Teatro istorico della santa casa Nazarena II, Roma 1733, tav. zu S. 164; über jenes Marienbild, das Kreuz und die Glocke 36 211 304 f; Chevalier, Notre-Dame de Lorette 156 f 206 223 229 A. 2, 435 f 439; Vogel a. a. O. I 439.

[2] Genauer Abdruck bei Chevalier a. a. O. 241 f.

[3] Abgedruckt bei Vogel a. a. O. II 217 f und 238. Vgl. Chevalier a. a. O. 206 207 und 257 f.

Chevalier hat sich in diesen Sätzen zu überweitgehenden Folgerungen verleiten lassen. Richtig ist, daß man aus der Zeit vor 1472 kein echtes Schriftstück besitzt, in dem die Legende erzählt wird. Daraus folgt nicht: „Also ist sie vor 1472 in Recanati unbekannt gewesen." Sie konnte lange vorher im Munde des Volkes leben, ohne aufgezeichnet, ohne durch offizielle Aktenstücke festgelegt zu werden. Ist sie in Wirklichkeit älter? Nimmt man Rücksicht auf alle Umstände, so darf es wohl behauptet werden, und zwar aus folgenden Gründen:

Erzählt ein ernster Schriftsteller eine Legende als Tatsache, welche von der heutigen Kritik als Märchen bezeichnet wird, so liegt ihr in vielen Fällen irgend ein historischer Kern zu Grunde. Wenn er sie als sicher erzählt und sich nicht als Dichter oder Lügner kennzeichnet, so müssen wir annehmen, er habe das Wesentliche seiner Erzählung von andern Gewährsmännern übernommen. Seine Vorgänger haben sie freilich meist in einfacherer, darum der Wahrheit näher kommenden Gestalt dargestellt. Wird beispielsweise in einer Chronik berichtet, die hl. Helena habe Kirchen gegründet und dotiert: in Trier den Dom, in Bonn das Cassiusstift, in Köln St Gereon, in Xanten St Viktor, so liegen diesen Nachrichten als Kern die Tatsachen zu Grunde, daß die Kaiserin nach Eusebius allerorts Kirchen gründete, daß Cassius, Gereon und Viktor römische Soldaten und Märtyrer waren und daß Helena in Trier gewohnt hat.

Weiterhin ist der Bericht über Loreto im Jahre 1472 nicht in „verschwommenen Zügen" gegeben worden, sondern in einer für alle wesentlichen Züge ausgebildeten Form. Tolomei erzählt von einer viermaligen Übertragung des heiligen Hauses durch Engel. Dagegen fehlen bei ihm noch die kindischen, bald beigefügten Zutaten, daß nämlich in dem heiligen Hause sich ein Kreuz und ein Glöcklein finde, welche von den Aposteln stammten, und daß in den nischenartigen Schränken Gefäße ständen, deren Maria sich bedient hätte usw.

Einen freilich sehr unklar gehaltenen Hinweis auf die Geschichte des heiligen Hauses gibt 1470, also vor 1472, die oben erwähnte Bulle Pauls II. durch die Angabe, das Haus von Loreto sei „wunderbar gegründet" [1] und in ihm sei „durch wunderbare Güte Gottes ein Bild

[1] Ecclesiam B. Marie de Laureto miraculose fundatam, in qua sicud fide dignorum habet assertio et universis potest constare fidelibus, ipsius Virginis gloriose ymago angelico comitante cetu mira Dei clementia collocata est et ad quam propter innumera et stupenda mira-

der glorreichen Jungfrau von einem Engelchor begleitet aufgestellt". Offenbar deutet der Papst hin auf irgend etwas Ungewöhnliches, was ihm über Loreto berichtet wurde.

Untersucht man den Bericht des Tolomei und die Umstände, unter denen er veröffentlicht wurde, so zeigt sich doch, daß er nicht Dinge, die vorher ganz unbekannt waren, veröffentlicht. Er hat seine Aussagen nicht in irgend einer Chronik niedergelegt und dieselben lange Zeit in einer Bibliothek ruhen lassen, worin sie später aufgefunden wurden. Der Bericht ist nicht verwertet worden, als der Verfasser nicht mehr über seine Quellen befragt werden konnte, als der Bischof und die weltlichen Obrigkeiten die Richtigkeit desselben zu kontrollieren nicht mehr im stande waren. Nein, der Verfasser ließ denselben unter den Augen des Bischofs, des Rates und aller Einwohner der Stadt in vielen Abschriften oder Drucken an die Wände der Kapelle hängen, und zwar zu einer Zeit, als der Zudrang außerordentlich, die Teilnahme bedeutend und der Eifer rege war beim Bau der großen Kirche, welche das heilige Haus umschließen sollte. Vincent Casale, Gouverneur in Bologna, bemühte sich, das Schriftstück in acht Sprachen zu verbreiten.

Ist es denkbar, daß alle Zeugen ein von Tolomei frei ersonnenes, bis dahin unerhörtes Märchen plötzlich als sichere Wahrheit hinnahmen? Wenn seine Nachrichten nicht schon lange im Volksmunde lebten, ist eine freudige Annahme durch Geistliche und Laien, Reiche und Arme, Einheimische und Auswärtige unerklärlich. Dazu kommt, daß er sich auf zwei Greise beruft, welche in der Stadt bekannt und geachtet waren. Wenn diese ihre Aussagen frei erfunden und dann erzählt hätten, müßten sie, ebenso wie Tolomei sowie die geistliche und weltliche Obrigkeit seiner Stadt, als freche Betrüger gebrandmarkt werden.

Man beachte, daß das Zeugnis jener Greise sich nicht bezieht auf die ganze von Tolomei vorgebrachte Geschichte, sondern auf deren Anfang, auf die Nachricht, Engel hätten das Haus in den Wald bei Loreto gebracht, dort habe es sich vormals befunden. Von der Übertragung aus dem Walde in größere Nähe der Stadt Recanati berichten die Greise nichts. Daß das Haus an letzteren Platz von Engeln gebracht worden sei, wurde wohl in Recanati damals allgemein geglaubt.

---

cula ... in dies ex diversis mundi partibus etiam remotissimis ... populorum confluit multitudo (Vogel, De ecclesiis Recanatensi et Lauretana earumque episcopis commentarius historicus II 217).

Auch an andern Orten wird erzählt, Engel hätten ein Marienbild gebracht oder zu dessen Auffindung beigetragen, hätten beim Bau oder bei der Weihe einer Marienkapelle mitgewirkt. Nur in Loreto hat sich die Ansicht beim Volke herausgebildet, das kleine Haus sei dasjenige der Gottesmutter und sei durch Engel herbeigetragen worden. Irgend ein Grund muß doch für die Entstehung einer so eigenartigen Erzählung bestehen.

Gegen einen alten, langsam entwickelten Volksglauben an eine Übertragung durch Engel spricht nicht die Tatsache, daß in dem großen, 1459 erlassenen Stiftungsbriefe des Bischofs Nikolaus von Recanati und in der Bulle des Papstes Sixtus IV. für das heilige Haus vom Jahre 1476 jener Volksglaube mit keiner Silbe erwähnt wird[1].

Gerade diese Aktenstücke zeigen die Schwäche des Beweises aus dem Stillschweigen der Quellen; denn Sixtus sagt 1476 auch kein Wort von jener „wunderbaren Gründung" des Hauses von Loreto, gibt keine Andeutung über jenes „Bild der Gottesmutter" und dessen „Engelchöre", von denen sein Vorgänger Paul II. sechs Jahre vorher, im Jahre 1470, geredet hatte.

Daß die Verehrung des heiligen Hauses im Jahre 1472 eine alte war, zeigt schon die Stiftung des Bischofes Nikolaus von Recanati im Jahre 1459 zu Gunsten der fünf Benefiziaten desselben, damit diese besseres Auskommen haben und in ihm das Chorgebet verrichten möchten. Dreißig Jahre vorher (1429) hatte Philipp Maria Anglus, Herzog von Mailand, einen Maler gesandt, um das heilige Haus oder dessen Umgebung mit Gemälden auszuzieren. Wiederum dreißig Jahre früher (1399) begann der Priester Andreas an demselben seine Wirksamkeit. Er schloß sie durch ein Testament ab, worin er (1450) zwei Grundstücke mit Häusern zu Gunsten der armen Pilger hergab[2]. Mehr als zweihundert Jahre vorher (1194) wurde „die Kirche der hl. Maria, welche im Gebiete von Loreto liegt", dasselbe Rechtsobjekt wie das heilige Haus, dem Prior von Fonte Avellana überwiesen.

Wie verhält sich nun diese alte Marienkirche von Loreto zum heiligen Hause, das durch die Hände der Engel angeblich 1291 nach Fiume, erst 1295 nach Loreto gebracht wurde?

---

[1] Beide Urkunden bei Vogel, De ecclesiis Recanatensi et Lauretana earumque episcopis commentarius historicus II 181 u. 223.

[2] Ebd. I 213 f 165 f 193; II 149.

Durch den Waffenstillstand von 1272 war Nazareth wiederum in die Hände der Christen gekommen. Der Friedensschluß von 1283 brachte gesicherte Zustände. Nun bauten die Christen innerhalb der Umfassungsmauern der alten Kirche vor der Grotte der Verkündigung eine Kapelle. Der Franziskaner Nikolaus von Poggibonsi schreibt 1345 über dieselbe also: „Ehedem besaß Nazareth eine sehr schöne Kirche eben an jenem Orte, wo das Haus Unserer Lieben Frau stand, als der Engel ihr die Botschaft brachte. Sie ist jedoch jetzt zerstört, mit Ausnahme der Kammer Unserer Lieben Frau. Diese genannte Kammer ist sehr klein und mit Mosaiken (im Fußboden?) verziert und diese Kammer stieß an eine Felsengrotte an.“ Dann beschreibt er die Grotte, von der so viele Pilger vorher redeten, in die man die Verkündigung verlegt hatte, von der auch die späteren Pilger reden [1].

Auch der Ordensgenosse des Nikolaus Poggibonsi Franz Quaresimo lebte lange im Heiligen Lande. In seinem 1626 geschriebenen, sehr geschätzten Buche über dasselbe führte er aus, vor der Grotte der Verkündigung stehe jetzt eine Kapelle des Erzengels Gabriel. Unter dieser Kapelle habe man die Grundmauern einer älteren, größeren Kapelle gefunden, welche mit dem Grundriß der lauretanischen Kapelle übereinstimmten [2]. Allem Anscheine nach gehören jene weiter ausgedehnten Grundmauern zu dem Gemache, das Nikolaus Poggibonsi 1345 vor der Grotte stehen sah. Es ist also zerstört, später jedoch in verkleinertem Maßstab aufgebaut worden.

Wenn nun, wie behauptet wird, die Maße der lauretanischen Kapelle mit denjenigen der Kammer übereinstimmten, welche 1345 vor der Grotte der Verkündigung stand, wenn diese Kammer zeitweilig als Ort der Verkündigung angesehen wurde, wenn Tolomei berichtet, Männer aus Recanati seien nach Nazareth gepilgert, hätten die Maße des dortigen heiligen

[1] Chevalier, Notre-Dame de Lorette 46 f 49 61 73. Der Goldschmied Bartolomeo Rustici aus Florenz besuchte 1425 Nazareth. Auch er redet von einer mit Mosaiken verzierten chamera von 8 Fuß Länge und 7 Fuß Tiefe, sagt aber, sie befinde sich in einem Felsen, cacciata dentro uno sasso (a. a. O. 65 73). Der Franziskaner Franz Suriano reiste 1481 zum erstenmal nach Jerusalem, dann wieder 1493, zweimal war er Generaloberer des Morgenlandes. Dieser durchaus glaubwürdige Zeuge eifert gegen den Bericht, in Loreto finde sich das Haus der Gottesmutter, indem er ausführt, Marias Haus sei eine Höhle und werde noch in Nazareth gezeigt (a. a. O. 69 73). Ähnlich schreibt, wohl von Suriano beeinflußt, ein französischer Pilger 1533 (a. a. O. 77). Die Stelle aus Quaresimo a. a. O. 87 f.

[2] Vgl. die Grundrisse in dieser Zeitschrift XL (1891) 165 f.

Hauses genommen und die Ergebnisse ihrer Abmessungen stimmten mit der Ausdehnung des lauretanischen Hauses überein, dann darf man wohl eine Vermutung aufstellen und fragen: Sollten nicht wirklich fromme Leute aus Recanati eine Pilgerfahrt nach Nazareth unternommen, dort jene Kammer ausgemessen und nach der Rückkehr eine ähnliche in der Heimat erbaut haben?

Dominikus Bartolini, der später Kardinal wurde, veröffentlichte 1861 zu Rom eine Broschüre, worin er, wie manche seiner Vorgänger, behauptete, Steine und Mörtel des Hauses von Loreto seien dieselben wie die zu Nazareth verwandten. Neuere haben dieser Bemerkung auf verschiedene Weise widersprochen. Die in Frage stehenden Tatsachen müßten von einem Fachmann untersucht werden. Stellte sich eine auffallende Gleichheit heraus, so würde dadurch bewiesen, man habe Steine jener Kammer aus Nazareth nach Loreto übertragen, wie die Pisaner aus dem Heiligen Lande Erde auf ihren Kirchhof brachten[1].

Die Annahme, man habe jene vor der Grotte von Nazareth befindliche Kammer nachgeahmt, begegnet indessen folgender Schwierigkeit: jene Kammer vor der Grotte zu Nazareth kann nicht vor 1283 erbaut worden sein. Das Bestehen der Marienkapelle von Loreto aber ist durch eine Urkunde für 1194 gesichert, also für eine Zeit vor Errichtung jener Kammer zu Nazareth. Auch hier wäre eine Lösung denkbar, welche die lauretanische Legende noch mehr erklärt. Die Urkunde von 1194 sagt, ihre Marienkirche sei erbaut auf dem Grunde von Loreto, besitze Stiftungen, Bücher, Kelche, Glocken und Paramente, habe Anbauten, Pfarreingesessene, Wein- und Obstgärten, Mühlen, Wiesen und Weideplätze. Sie wird also nicht sehr klein gewesen sein. Anderseits ist das heilige Haus zu Loreto von so bescheidenem Umfange, daß es kaum als begüterte Pfarrkirche dienen konnte. In ihm findet sich ein Kamin und in seinen Wänden sieht man Nischen, die als Schränke dienten. Es macht den Eindruck einer zur Wohnung bestimmten Kammer, nicht den eines ursprünglich zum Gottesdienst bestimmten Gebäudes.

Nun sind in der Umgegend von Recanati oder Loreto „viele Burgen, Landhäuser und Türme, die ehedem bestanden, eingegangen, weil sie von ihren Besitzern, welche ihre Wohnung in die Stadt verlegten, verlassen wurden“[2]. Hat man nicht, als „das heilige Haus“ nach dem Vorbilde

[1] Vgl. Chevalier, Notre-Dame de Lorette 452 f 478.

[2] Vogel, De ecclesiis Recanatensi et Lauretana earumque episcopis commentarius historicus II 51.

jener Kammer in Nazareth erbaut wurde, die Rechte und Besitzungen jener älteren, allmählich vereinsamten Marienkirche auf das heilige Haus, manche ihrer Einrichtungsgegenstände, z. B. jenes alte Kreuz in dieses übertragen? Wäre diese Vermutung richtig, dann hätte die Legende in poetischer Art zwei Tatsachen miteinander verbunden: „Fromme Männer haben nach ihrer Rückkehr aus Palästina in Loreto ein Ebenbild des heiligen Hauses von Nazareth errichtet. Auf ihren Bau übertrug man Rechte, in denselben Ausstattungsgegenstände der Kirche Unserer Lieben Frau, welche in der Nähe stand, wo jetzt ein Wald sich befindet." Fand eine solche Übertragung unter der Regierung des Bischofs Angelus von Recanati (1383—1412) statt, so bot sich der Legende Veranlassung, Engel in die Geschichte der Übertragung zu bringen.

Zweifelsohne darf man solche Mutmaßungen nicht als sichere Lösung hinstellen. Man kann aber auf sie hinweisen als auf einen Weg, der vielleicht aus den verschlungenen Pfaden geschichtlicher Entwicklung zum Lichte der Wahrheit führen könnte.

Ist die Übertragung des heiligen Hauses nur eine Legende, welche vor dem Jahre 1472 von keiner kirchlichen Obrigkeit angenommen worden, so bleibt daneben die Tatsache bestehen, daß Loreto lange vor 1472, ja nach urkundlichen Nachrichten bereits 1313 ein vielbesuchter Wallfahrtsort war [1], an dem zahlreiche Arme Trost, viele Leidende Erleichterung, manche Sünder Verzeihung und neue sittliche Kraft fanden. Tausende haben dort ihre Liebe zu Maria, zu Jesus und zu Gott, dann auch zu ihren Mitmenschen vermehrt.

Blicken wir vom Jahre 1472 in die Weiterentwicklung der Jahrhunderte bis zu unserer Zeit, so sehen wir, wie dies die Auszüge bei Vogel und Chevalier, die vielen Lobredner des heiligen Hauses bei Martorelli dartun, eine der großartigsten Wallfahrten, bei der kaum einer der hervorragenden Päpste und Bischöfe, der Heiligen, der katholischen Fürsten und Herren fehlt. Schon Vogel schrieb vor hundert Jahren (I 306):

„Will ein Kritiker strengerer Art leugnen, die Beweisstücke früherer Schriftsteller genügten, ihn zur Überzeugung von der (Wahrheit der wunderbaren) Übertragung zu bewegen, so bitte ich ihn, wenigstens das entschieden festzuhalten, woran Petrus Roestius S. J. in der 1625 zu Trier herausgegebenen ‚Apologie der Geschichte des heiligen Hauses' S. 55

[1] Chevalier a. a. O. 225.

erinnert und wovon keiner der Katholiken, zu denen ich hier allein rede, abweichen darf.

„1. Durch ein heiliges Bild wird der Gottesmutter richtig Ehre erwiesen. Das hat die Kirche gegen die Bilderstürmer als Glaubenssatz aufgestellt.

„2. An einem Orte, wo ständig Wunder geschehen, ist Gott in besonderer Weise gegenwärtig, und hilfbereit und ein solcher Ort ist heilig zu halten. Das beweist die Vernunft.

„3. In richtiger Art wird also die Gottesmutter zu Loreto angerufen, in richtiger Art verehrt.

„4. Die Gläubigen pilgern, ohne des Aberglaubens bezichtigt werden zu können, gemäß alter, in der Kirche vielfach befolgten Sitte zum Hause von Loreto.

„5. Dies alles wird durch Gottes Gesetz als Glaubensinhalt vorgestellt. Was aber die Geschichte von Loreto berichtet, ist nur auf menschliche Zeugnisse hin als wahr anzunehmen."

Auch Chevalier gibt zu (S. 9): „Loreto bleibt trotz aller Ergebnisse der Kritik der berühmteste Wallfahrtsort für das Ende des Mittelalters und für die neueren Zeiten. Das Vertrauen zur Mittlerschaft der heiligen Jungfrau hängt nicht ab von der äußeren Tatsache der Übertragung (des heiligen Hauses), und man wird fortfahren, sie dort anzurufen, wie es in der Vergangenheit geschah."

Die deutschen Katholiken haben in ihren verschiedenen Landesteilen seit drei Jahrhunderten viele Loretokapellen errichtet, zu denen manche bekümmerten Herzens hingingen, um Trost zu suchen und zu finden. Sie haben reiche Geldmittel beigesteuert, um in der großen Kirche von Loreto, welche sich seit vier Jahrhunderten über das heilige Haus wölbt, die wichtigste Chorkapelle auszumalen und auszustatten. Der hauptsächlichste Beweggrund, dies zu tun, war Liebe zur Gottesmutter, die in Loreto seit Jahrhunderten so vielen geholfen hat, die dort von so vielen deutschen Pilgern, von deutschen Kaisern, Kirchenfürsten und Vornehmen, von Reichen und Armen verehrt wurde. Diese Verehrung war richtig und lobenswert, weil sie den Grundsätzen des Glaubens entsprach und von der kirchlichen Obrigkeit überwacht, gebilligt und gefördert wurde.

Im Jahre 1472 veröffentlichte Tolomei die erste ausführliche Erzählung über die wunderbaren Übertragungen des heiligen Hauses durch Engel. Fünfunddreißig Jahre später (1507) nimmt Papst Julius II. diese Er-

zählung auf in eine Bulle als etwas, was „fromm geglaubt und allerorts erzählt wird". Leo X. bezeichnet sie 1519 als eine „durch glaubwürdige Zeugen bestätigte" Nachricht.

Fast 160 Jahre, bevor Tolomei seine Erzählung in acht Sprachen auf Tafeln an den Wänden des Heiligtums den Pilgern zur Lesung darbot, schon 1315 war die Kapelle Unserer Lieben Frau von Loreto reich an Gaben der Wallfahrer, an Votivbildern aus Wachs und Metall, Kleinodien und kostbaren Stoffen. Im Jahre 1387 gewährte Urban VI. den Pilgern einen Ablaß, den Bonifaz IX. im Jahre 1389 bestätigte. Papst Nikolaus V. kam 1449 als Pilger nach Loreto, Pius II. 1464. Wie der Gnadenort hoch angesehen war, bevor eine kirchliche Obrigkeit in irgend einer Weise den Volksglauben von der wunderbaren Übertragung anerkannt hatte, so empfehlen auch spätere Päpste die Wallfahrt, ohne jene Legende zu erwähnen. Leo X. nahm 1514 sich der Kirche Unserer Lieben Frau in freigebigster Weise an, weil sie mit besonderer Andacht besucht werde, durch viele Wunder und glanzvolle Baulichkeiten hervorrage. Im folgenden Jahre schrieb er:

„Obgleich Wir wegen des ohne Unser Verdienst Uns übertragenen Hirtenamtes die Vorrechte aller Kirchen und heiligen Orte erhalten und schützen müssen, so wenden Wir doch aus persönlicher Andacht jenen besondere Sorge zu, welche unter der Anrufung der seligen und glorreichen allzeit jungfräulichen Gottesmutter geweiht sind, und vor allen jenen, an denen der Allerhöchste wegen der Verdienste und Bitten dieser glorreichen Jungfrau Wunder wirkt für solche, die zu ihr Zuflucht nehmen und ihre Hilfe anflehen. Da unter derartigen Kirchen die Kirche der heiligen Maria zu Loreto eine hervorragende Stelle einnimmt, ... bestätigen Wir alle Gunstbezeigungen Unserer Vorfahren."

Erasmus verfaßte 1525 eine Messe zu Ehren Unserer Lieben Frau von Loreto, worin er ebenfalls betont, Maria werde dort in außerordentlicher Weise verehrt und helfe dort durch „unzählige Wunder". Von einer wunderbaren Übertragung des heiligen Hauses durch Engel spricht er nicht. Ähnlich redet Klemens VII. in einem 1532 erlassenen Aktenstück; ein Gleiches tun spätere Päpste.

Es ist also sicher und steht fest, daß die Legende von einer wunderbaren Übertragung des Hauses Mariä aus Nazareth weder der erste noch der wichtigste Beweggrund für die Hochschätzung der Wallfahrt war. Die große Zahl andächtiger Pilger und die vielen Wunder sind meist in den Vordergrund gestellt worden als Hauptbeweggrund der Förderung dieses Wallfahrtsortes.

Wenn die Pilger fortfahren, Gott durch die Vermittelung seiner Mutter so eifrig und hingebend zu verehren wie vordem, wird Gott ihre Bitten auch dann erhören, wenn sie nicht mehr glauben, das Haus, auf dessen Altar das alte Gnadenbild steht, sei dasjenige, worin Gabriel die Botschaft der Menschwerdung brachte. Die Nachbildungen des Hauses von Loreto werden nach wie vor an das Heiligtum von Loreto erinnern, in dem Maria so viele tröstet, und an das Haus, worin die Gottesmutter einst wohnte.

Stephan Beissel S. J.

Das heidnische Mysterienwesen zur Zeit der Entstehung des Christentums.

Die Wissenschaft der vergleichenden Religionskunde steckt, um einen Ausdruck O. Pfleiderers zu gebrauchen, noch in den Kinderschuhen. Trotz ihrer Jugend glaubt sie es aber schon dahin gebracht zu haben, daß sie in den allerwichtigsten und allerschwierigsten Religionsproblemen, z. B. in der Frage über die Entstehung des Christentums, für sich allein das entscheidende, alle bindende Urteil beansprucht.

Auf dem internationalen Theologenkongreß zu Amsterdam im September 1903 hielt der eben genannte Berliner Professor einen Vortrag über „das Christusbild des urchristlichen Glaubens in religionsgeschichtlicher Beleuchtung", der noch in demselben Jahre in erweiterter Form als Buch erschienen ist[1]. Einleitend rechnet er es der wissenschaftlichen Theologie des 19. Jahrhunderts zu hohem Verdienste an, daß sie zwischen dem Christus des Glaubens und dem Jesus der Geschichte zu unterscheiden gelehrt habe; es sei langen und mühsamen Untersuchungen gelungen, das Dogma vom Gottmenschen als den Niederschlag eines Mischungsprozesses aus religiösen Ideen verschiedenen Ursprungs und wirklichen Erinnerungen an Jesus zu erweisen und durch Ausscheidung „späterer Elemente", sowie

[1] Berlin 1903. Eine erweiterte englische Bearbeitung desselben Werkes erschien 1905 in London: The Early Christian Conception of Christ. Its Significance and Value in the History of Religion by Otto Pfleiderer.

Abstreifung „mythischer Hüllen" „die rein menschliche Größe" des Stifters unserer Religion „als das verehrungswürdige Bild eines erhabenen religiös-sittlichen Heros" dem Herzen und Verständnis der modernen Welt näher zu bringen [1].

Dabei dürfe es sich, meint Pfleiderer weiter, der nüchterne Verstand nicht verhehlen, daß hinsichtlich der gewonnenen Resultate mehrfache Illusionen unterlaufen. Wer die Menge und Verschiedenartigkeit der modernen Leben-Jesu-Literatur mit ihren tiefgehenden Differenzen, die doch alle auf geschichtlichen Ergebnissen beruhen wollen, überblicke, werde nicht umhin können, zuzugeben, daß man vielfach den festen Boden des geschichtlich Bezeugten unter den Füßen verliere und sich in die Regionen der idealen Dichtung versteige. In der Tat! Da man die sich widersprechenden Resultate angeblich „historischer" Forschungen doch nicht auf Rechnung absichtlicher Verdrehung des Tatbestandes setzen darf, so bleibt nichts anderes übrig, als Illusionen anzunehmen, Illusionen ohne Zahl, Illusionen sogar bei den führenden Geistern der modernen Geschichtschreibung. Eine Hauptquelle dieser Illusionen findet Pfleiderer wohl nicht ganz mit Unrecht darin, daß man „vom neutestamentlichen Christusglauben, statt seinen gesamten Inhalt gründlich und unbefangen zu untersuchen, nur das, was der heutigen Denkart genehm ist, heraushebt, um daraus — mit Hinwegsehen von allem andern und Hinzusehen von vielem eigenen — ein Christusideal nach modernem Geschmack zu konstruieren". „Dieses Verfahren", fährt er fort, „ist heutzutage weit verbreitet und viel gepriesen. Wer kennt nicht die von Renan eröffnete Reihe der Leben-Jesu-Romane? Wer lobt nicht Harnacks ‚Wesen des Christentums'?" Ein gewisses praktisches Verdienst lasse sich diesen Werken insofern nicht absprechen, als sie die vielen Gleichgültigen wieder für religiöse Ideen zu interessieren vermögen. „Nur sollte man sich hüten vor der großen Illusion, als ob das in diesen Werken je nach der Eigenart ihrer Verfasser verschieden gezeichnete, doch immer mehr oder weniger modern stilisierte Christusbild das Ergebnis wissenschaftlicher Geschichtsforschung sei und zum antiken Christusbild sich wie die Wahrheit zum Irrtum verhalte! Man sollte so nüchtern und so ehrlich sein, zuzugestehen, daß beide, das moderne und das antike Christusbild, gleichermaßen Schöpfungen des religiösen Gemeingeistes ihrer Zeit sind, entsprungen aus dem natürlichen Bedürfnis des Glaubens, sein eigentüm-

[1] S. 3.

liches Prinzip in einer typischen Gestalt zu fixieren und zu veranschaulichen; der Unterschied beider aber entspricht der Verschiedenheit der Zeiten: dort ein naiv-mythisches Epos, hier eine sentimental-reflektierte Romantik. Welches von beiden wahrer sei, ist eine ganz müßige Frage.... Für das antike Bewußtsein wäre das modern stilisierte Christusbild unverständlich und also unwahr; für das moderne Bewußtsein ist der naive Glaube an das antike mythische Epos nicht mehr möglich." [1] Nach Pfleiderer ist also Illusion und nicht Geschichte, was die allermeisten Neuern über Christus geschrieben haben; Illusion und Roman die Art, wie namentlich Renan und Harnack das Christusbild gezeichnet; Illusion und ein mythisch-episches Gedicht nach Art der Ilias, nicht aber Geschichte der Christus der neutestamentlichen Schriften, der Christus der Apostel, der Evangelisten, der alterältesten Kirchenlehrer.

Dem Gedanken, nicht nur das Christusbild des altehrwürdigen Glaubens, wie er Jahrhunderte und Jahrtausende lang bekannt wurde, sondern auch das von Harnack, Renan und unzähligen andern „modern stilisierte" Christusbild einfach in das Reich der Illusionen zu verweisen, läßt sich eine Art Kühnheit nicht absprechen; es frägt sich nur, ob nicht an die Stelle dessen, was hier als Illusion bezeichnet wird, eine neue Illusion gesetzt werde. In Wirklichkeit ist, wie sich zeigen wird, die an Illusionen reiche Leben-Jesu-Literatur durch Pfleiderers „Christusbild" um eine gewaltige Illusion reicher geworden.

Pfleiderer stellt sich auf den Boden allgemeiner Religionsgeschichte, also auf ein Gebiet, auf dem nach seiner Ansicht der wissenschaftlichen Theologie des 20. Jahrhunderts noch harte Arbeit und reiche Ausbeute harren soll. Denn die junge Wissenschaft der vergleichenden Religionskunde steckt noch in den Kinderschuhen; nur einzelne führende Geister eilen der Zeit voraus und sind schon jetzt mit den weittragendsten Schlußfolgerungen fertig. Zu letzteren gehören Sätze, wie: „Jüdische Prophetie, rabbinische Lehre, orientalische Gnosis und griechische Philosophie hatten schon ihre Farben auf der Palette gemischt, von der das Bild Christi in den neutestamentlichen Schriften gemalt wurde. Was sich also mit Sicherheit aus diesen Schriften entnehmen läßt, das ist nur das Christusbild des Glaubens der urchristlichen Gemeinden und Lehrer. Zu diesem schon von Anfang an sehr vielseitigen und komplizierten Bilde haben zwar die Erinnerungen der ersten

[1] S. 6 f.

Jünger an das Leben und Sterben ihres Meisters einen wichtigen Bestandteil, ja den Kristallisationskern des Ganzen beigetragen, aber doch nur einen Bestandteil neben manchen andern. Die Frage aber, wieviel an dem Christusbild des Neuen Testaments auf Rechnung der echt geschichtlichen Erinnerung zu setzen sei und wieviel auf anderweitigen Ursprung zurückzuführen, ist ein nie mit voller Sicherheit zu lösendes Problem."[1]

Es ist ein für den Christen des 20. Jahrhunderts nicht ganz wertloses Zugeständnis, daß „der Christusglauben des Urchristentums, wie er im Neuen Testament und in der gleichzeitigen christlichen Literatur niedergelegt ist, heute noch mit historischer Sicherheit aus jenen Schriften ermittelt werden kann, wenn man nur ihren gesamten Inhalt gründlich und unbefangen — ohne Weglassungen und Zusätze — untersucht", und daß er heute noch derselbe ist wie zur Zeit der Apostel und der Christenheit in den ersten Jahrzehnten nach dem Tode Jesu. „Aber freilich, um Sinn und Bedeutung der urchristlichen Mythen zu verstehen, darf man sie nicht in ihrer traditionellen Isolierung betrachten, sondern muß ihre Verwandtschaft bzw. ihren Zusammenhang mit den Mythen und Legenden der allgemeinen Religionsgeschichte zu Rate ziehen." „Gerade die Mythen und die mit ihnen zusammengehörigen Riten" haben für den „historischen Religionsforscher die allergrößte Bedeutung, sie sind geradezu seine fundamentale Erkenntnisquelle"[2].

[1] S. 4. Eine französische Zeitschrift (Revue practique d'Apologétique, Paris 1906, 15. Juli, 378) charakterisiert die Arbeit Pfleiderers nicht unzutreffend: Diese radikale Behauptung, so unhaltbar sie in sich sei, werde niemand in Staunen setzen, der die Bewegung des liberalen Protestantismus verfolgt habe; um so sonderbarer sei aber die historische Beweisführung. M. Pfleiderer décompose la conception primitive du Christ en ses divers éléments (le Fils de Dieu, le Vainqueur du Satan, le thaumaturge etc.), il n'essaie à expliquer chacun d'eux par la mythologie comparée. Cet effort, tel qu'il est poursuivi, ressemble à une gageure; on conçoit facilement l'intérêt d'une comparaison entre la première théologie chrétienne et les théories rabbiniques ou philoniennes, mais l'on voit moins bien le rôle que peut jouer ici la mythologie bouddhique, à laquelle M. Pfleiderer fait constamment appel. Es habe eine Zeit gegeben, fährt die Kritik fort, in der die Sprachforscher jedes lateinische oder griechische Wort, das mit einem arabischen oder chinesischen einen ähnlichen Klang hatte, aus dem arabischen oder chinesischen herzuleiten gesucht hätten. Für die Philologie sei diese Zeit längst vorbei; es wäre aber wünschenswert, wenn die Religionswissenschaft das Beispiel der Sprachenkunde befolgte und nur da eine Abhängigkeit konstatierte, wo sie wirklich vorhanden sei. — Sehr wohl! Dann ließe sich aber die Entstehung des Christusbildes und des Christentums aus der heidnischen Mythologie nicht „erklären", und das will man ja gerade!

[2] S. 8.

Nun begreift es sich, warum man mit solchem Bienenfleiß und so staunenswerter Ausdauer die religiösen Systeme jener Periode, in welcher das Christentum in die Welt trat, durchforscht. Man sucht nach „Analogien", „Ähnlichkeiten", „Verwandtschaften" mit den Lehren und Gebräuchen unserer Religion bei Indiern und Iraniern, bei Ägyptern und Semiten, bei Griechen und Römern, bei Germanen und Chinesen, wobei es sich Christus der Herr gefallen lassen muß, neben Herkules und Äskulap, neben Mithras und Buddha, ja sogar neben Attis und Adonis gestellt zu werden. Die heiligsten Geheimnisse des Christentums werden mit den Mysterien des Heidentums mit ihren oft abstoßend obszönen Riten auf dieselbe Linie gerückt. Die Szene mit Barabbas wiederholt sich in unsern Tagen vor dem Richterstuhle der Wissenschaft! Was man dabei erreichen will, ist, dem Christentum seinen übernatürlichen Ursprung zu benehmen und seine Entstehung einfach in die Reihe naturhafter Religionsentwicklungen einzufügen.

Wer hätte nicht schon das Schlagwort von der Hellenisierung des Christentums aussprechen hören? Bei dem Hellenisierungsprozeß, d. h. bei der Durchdringung echt christlicher Ideen durch den Geist der Antike soll das heidnische Mysterienwesen einer der Hauptfaktoren gewesen sein. „Daß dieses letztere", schreibt G. Anrich[1], „für die Entwicklung des Christentums resp. für die Ausbildung kirchlicher Institutionen von Bedeutung gewesen, ist eine von der protestantischen Wissenschaft längst festgestellte Tatsache. Nur über die Art und Weise der Einwirkung haben sich Meinungsverschiedenheiten ergeben, die zum Teil den jeweiligen Standpunkt der verschiedenen Zeiten und Forscher widerspiegeln."

Die Frage nach dem Verhältnis zwischen dem Christentum zum antiken Mysterienwesen ist somit eine der allerwichtigsten für die historische Apologetik. Das Problem ist aber ebenso verwickelt wie wichtig.

Um etwas Licht in die an sich sehr dunkle Frage zu bringen, wird es angezeigt sein, zuerst einen Überblick über die Hauptformen des heidnischen Mysterienwesens in der Kaiserzeit zu geben und dann zuzusehen, was sich etwa mit mehr oder weniger Sicherheit über sein Verhältnis zum Christentum ermitteln läßt.

Die erste Aufgabe des Religionsforschers wird es demnach sein, die verbreitetsten und angesehensten Mysterien der Kaiserzeit nach dem heutigen Stande der Wissenschaft kennen zu lernen.

---

[1] Das antike Mysterienwesen in seinem Einfluß auf das Christentum, Göttingen 1894, 1.

Unsere Kenntnis des antiken Mysterienwesens ist trotz mancher mit großem Fleiße und peinlicher Sorgfalt geschriebenen Werke[1] immer noch sehr lückenhaft. Es liegt dies zum Teil schon in der Natur der Sache, da es sich um Mysterien, also um wesentlich geheimnisvolle Dinge handelt. Überdies standen die heidnischen Schriftsteller unter der Verpflichtung des Geheimhaltens, und die christlichen könnten leicht als Parteigänger, also als unzuverlässig angesehen werden.

Die heidnischen Schriftsteller sprechen also entweder überhaupt nicht über die Mysterien oder in so gesucht unbestimmten Ausdrücken, daß sich daraus ein völlig klares Bild der Vorgänge nicht gewinnen läßt. Apuleius z. B. bricht in der Beschreibung seiner eigenen Einführung in die Isis-Mysterien gerade da ab, wo die Sache für uns am interessantesten geworden wäre. „Ich würde es sagen, wenn ich es sagen dürfte; ihr würdet es vernehmen, wenn es euch erlaubt wäre zu hören; aber hier dürfte weder die Zunge sprechen, noch das Ohr hören ohne Verbrechen." Unsere genauere Kenntnis beruht somit, wenn man von dem Inschriften- und Denkmäler-Material absieht, zum größten Teil auf den Ausführungen christlicher Schriftsteller, deren Zuverlässigkeit man aber gerade wegen ihres christlichen Charakters in Zweifel gezogen oder wohl auch schlechtweg beiseite geschoben hat. Allein mit Unrecht. Denn erstens weiß man bestimmt, daß einzelne christliche Schriftsteller, wie Klemens von Alexandrien und Firmicus Maternus, vor ihrem Übertritt zum Christentum selbst in die Mysterien eingeweiht waren und somit aus eigenster Erfahrung sprechen konnten. Andere, wie Gregor von Nazianz, waren in der Lage, sich in Athen von Konvertiten mit Leichtigkeit eine ähnliche Kenntnis zu verschaffen. Ihre Berichte stimmen sodann mit den wenigen Aussagen heidnischer Quellen so genau überein, daß jeder Zweifel an der Zuverlässigkeit

---

[1] Vgl. neben den Älteren Ch. Aug. Lobeck, Aglaophamus, 1829; L. Preller, Griechische Mythologie, 1854; J. J. J. Döllinger, Heidentum und Judentum, 1857; namentlich G. Anrich, Das antike Mysterienwesen in seinem Einfluß auf das Christentum, 1894; Franz Cumont, Textes et Monuments figurés relatifs aux mystères de Mithra publiés avec une introduction critique. Deux volumes in 4°; Derselbe, Les Mystères de Mithra, 2me éd. 1902; A. Dieterich, Abraxas, Studien zur Religionsgeschichte des späteren Altertums, 1891; Derselbe, Nekyia, Beiträge zur Erklärung der neuentdeckten Petrusapokalypse, 1893; Derselbe, Eine Mithrasliturgie, 1903; H. Koch, Pseudo-Dionysius Areopagita in seinen Beziehungen zum Neuplatonismus und Mysterienwesen, 1900; H. Hepding, Attis. Seine Mythen und sein Kult, 1903.

christlicher Quellen gegenstandslos sein muß[1]. Endlich ist wohl zu beachten, daß die Christen nur zu apologetischen Zwecken von den Mysterien sprechen. Sie hätten aber selbst ihrer Beweisführung die Grundlage entzogen, wenn sie in der Darstellung der Tatsachen ungenau gewesen wären. So kommt es denn, daß betreffs der Tatsachen zwischen Christen und Heiden keine Kontroverse bestand; während aber die Heiden die Mysterien als die stärksten Bollwerke ihrer Religion verteidigten und namentlich vorgaben, dieselben enthielten alles, was das Christentum an Wahrheit und Sittlichkeitsgehalt sein eigen nenne, richteten die Christen ihre Hauptangriffe wieder gerade gegen diese letzten Verschanzungen des Heidentums und selbstverständlich gegen die schwächsten Punkte derselben, welche die Heiden sorgsam zu verdecken oder hinwegzudeuten suchten. Als Meister in der Umdeutung erwiesen sich neben den Hauptvertretern des Neuplatonismus Julian der Abtrünnige und seine Freunde, der Philosoph Sallust und der Rhetor Labienus.

Die Mysterien, welche sich während der ersten christlichen Jahrhunderte einer immer wachsenden Beliebtheit erfreuten, gingen zwar unter dem Einflusse der damals herrschenden philosophischen und religiösen Strömungen und wohl auch unter vielfacher Einwirkung des Christentums nach und nach vielfach ineinander über, beruhten aber ursprünglich auf sehr verschiedenen Mythen, teils hellenischen teils orientalischen Ursprungs, die noch am treuesten in ihnen zum Ausdruck kamen.

Unter den hellenischen genossen die Mysterien von Eleusis zu allen Zeiten das allerhöchste Ansehen, bis ihnen 381 ein Dekret des Kaisers Theodosius ein Ende machte und schließlich die gotischen Horden Alarichs an dem weltberühmten, von Perikles erbauten Telesterion keinen Stein auf dem andern ließen. Hervorgegangen aus einer verhältnismäßig kleinen Stadt, Eleusis, wurden die Eleusinien, deren Kernpunkt der Mythus von Demeter und Kore bildete, infolge der Hegemonie Athens sehr bald zu einem Nationalfest, an dem sich mehr oder weniger fast alle Hellenen beteiligten. Es gab Zeiten, in denen ungefähr alle Athener zu den Eingeweihten zählten und überdies noch viele andere Griechen. Männer und Frauen, Freie und Sklaven, sogar Kinder konnten sich einweihen lassen; nur Barbaren, mit Blutschuld Befleckte oder mit einer andern Infamie Behaftete waren ausgeschlossen. Die Erzählung, an einem Aufzuge von

[1] Man vgl. z. B. Arnobius, Adv. nat. 5, 5—7 mit Pausan., Perieges. 7, 17, § 10—12.

Eingeweihten hätten einmal 30000 Menschen teilgenommen, ist daher nicht unglaublich; nur könnte man fragen, wie bei einer so großen Zahl von Mitwissern die Geheimhaltung sich habe bewerkstelligen lassen. Wir wissen aber, daß man sich unter Eid dazu verpflichtete und daß über die Heilighaltung des Eides bestimmte Behörden, die jede Profanation mit dem Tode und Güterkonfiskation bestraften, streng wachten. Aber auch schon der religiöse Sinn sagte jedem, daß man über so heilige Dinge nicht leichthin reden dürfe.

Die Einweihung geschah nicht durch einen einzigen, einmaligen Akt. Man unterschied vielmehr kleine und große Mysterien, die um gut anderthalb Jahr auseinander lagen. In die kleinen Mysterien wurde der Kandidat im Monat Anthesterion (Februar) in Athen eingeweiht. Die Feier galt neben der Kore (Persephone) auch dem Dionysos-Jacchos, den man sich bald als Sohn bald als Bruder der Kore dachte, und dessen Geburt dabei dramatisch dargestellt wurde. Sieben Monate später, im Monat Boedromion (September), fanden die großen Mysterien statt, die jedesmal zehn Tage dauerten. Die Feier nahm in Athen ihren Anfang, indem der Archon Basileus ein Dekret verkünden ließ, welches die Mysten zur Versammlung berief und die Unwürdigen ausschloß. Am folgenden Tage ging es unter dem Rufe *ἅλαδε μύσται* zum Meere, wo unter der Leitung des Hydranos die vorgeschriebenen Reinigungen vorgenommen wurden. Die folgenden Tage waren durch verschiedene Riten, Opfer und Prozessionen in Anspruch genommen. Wie, ist aus den Quellen nicht mehr ersichtlich; jedenfalls bildete einen Höhepunkt der Feier jene große Prozession, in der Jacchos von Athen nach Eleusis überführt wurde. Man machte bei allerlei Heiligtümern auf dem Wege Halt, oder an Stellen, an die sich ein Zug der heiligen Geschichte knüpfte: an dem Orte, wo Demeter dem Phylalos den Feigenbaum geschenkt hatte; auf der Brücke über den Kephisos, wo man einander mit allerlei Scherz neckte; an der Stelle, wo Hades die Kore geraubt hatte; auf den rarischen Feldern, wo das erste Getreide gesät worden war. Erst gegen Nacht kam man in Eleusis an und führte den Jacchos mit einem Fackelzug ein [1].

Jetzt erst begannen die eigentlichen großen Mysterien oder die Einweihung zum Grade der Epopten (*ἐπόπτης* = der Schauende) derer, die

---

[1] Vgl. den Chor der Mysten Aristoph., Ranae 325; Chantepie de la Saussaye, Lehrbuch der Religionsgeschichte II (1889) 149.

nun schon zum zweiten Male als Mysten nach Eleusis gekommen waren. Neuntägiges Fasten war vorausgegangen[1], der lange Weg von Athen nach Eleusis war zurückgelegt; man stand noch ganz unter dem mächtigen Eindruck der religiösen Zeremonien, deren Zeuge man während der letzten Tage und Nächte gewesen war; ganze Nächte war man beim unsichern Scheine der Fackeln in den Ebenen von Eleusis und an den Gestaden des Meeres herumgeirrt, um Kore zu suchen und ihren Raub zu beweinen. Und nun war die hehre Stunde der Weihe gekommen; die Tore des Tempels öffneten sich dem Mysten; ganze Ströme von Licht ergossen sich in die schwarze, mondlose Nacht hinaus[2]. Beim Eintritt in das Heiligtum sah man auf einmal das ganze Heer des Kultpersonals in farbenprächtigen Gewändern: den Hierophanten, die Daduchen, die Herolde, die Altaristen (*ὁ ἐπὶ βωμῷ*); man lauschte auf die geheimnisvollen Reden der Priester und auf die wundervollen Melodien der Sänger; man berauschte sich am Anblick der dramatischen Darstellungen des Mythus[3], Darstellungen so schön, wie eben nur der griechische Genius zur Zeit seiner höchsten Blüte sie schaffen konnte; man sah endlich die übergroßen Gestalten der Gottheiten, über und über in Gold und Edelsteinen prangend und funkelnd. Es folgte ein Augenblick geheimnisvollen Schweigens. Man hatte vielleicht den heiligen Trank genossen, an dem sich einst Demeter selbst nach ihrem langen Fasten erfrischt hatte. Nun war der feierlichste Moment gekommen. Die heiligen Gegenstände wurden enthüllt; jeder Myste wurde einzeln zugelassen, sie zu berühren, sie zu küssen, sie aus der Zista zu nehmen, sie in ein Körbchen zu legen, sie zu verkosten, sie wieder in die Zista zu tun und dabei eine Weiheformel zu sprechen[4].

Der Akt der Einweihung des Epopten war vollendet. Wer zu den höheren Graden der Hierophanten oder der Daduchen aufsteigen wollte,

---

[1] Lobeck, Aglaophamus 189—191.

[2] Aristoph., Ranae 340—352. Soph., Oed. Col. 1045. Eurip., Ion 1075 ff.

[3] Porphyr., Ap. Eus. Praep. evang. 3, 12.

[4] Clem. Alex., Protrept. 2, 21: *ἐνήστευσα, ἔπιον τὸν κυκεῶνα, ἔλαβον ἐκ κίστης, ἐγγευσάμενος ἀπεθέμην εἰς κάλαθον καὶ ἐκ καλάθου εἰς κίστην.* Arnob., Adv. nat. 5, 26: Symbola, quae rogati sacrorum in acceptationibus respondetis: ieiunavi atque ebibi cyceonem; ex cista sumpsi et in calathum misi: accepi rursus et in cistulam transtuli. Die Gegenstände, welche sich in der mystischen Truhe fanden, zählt Klem. Alex. (Protrept. 2, 22) auf: Ein Myrthenkranz, ein Rad, ein Hesperidenapfel und ein Phallus; vgl. A. Dieterich, Eine Mithrasliturgie 125.

hatte noch zu warten. Über das Zeremoniell dieser höheren Weihen wissen wir nichts.

Bekanntlich sagen manche der edelsten Männer Griechenlands und Roms, wie Pindar [1], Sophokles [2], Isokrates [3] u. a., viel Schönes und Erhebendes über die eleusinischen Mysterien aus. Plato, der in den allerstärksten Ausdrücken, welche die griechische Sprache ihm an die Hand gab, die demoralisierenden Wirkungen der orphischen Winkelmysterien brandmarkte, spricht mit großer Ehrfurcht von den Eleusinien, und Cicero [4] rühmt: „Viel Treffliches und Göttliches scheint mir Athen hervorgebracht und zum Leben beigetragen zu haben, nichts Besseres aber als jene Mysterien, durch welche wir von einem rohen und wilden Leben zur Menschlichkeit gebildet und gesittigt sind; und in den Weihen (initia) erkennen wir in der Tat die Grundlagen des Lebens (principia), und wir lernen nicht bloß froh zu leben, sondern auch mit besserer Hoffnung zu sterben." Es wird sich demnach kaum in Abrede stellen lassen, daß die Mysterien von Eleusis Momente enthielten, wodurch gerade die edelsten Menschen des Altertums sich mächtig zu einem besseren Leben im Diesseits angeregt fühlen und deswegen auch einigermaßen getrost dem Jenseits entgegenschauen mochten. Freilich an frechen Spöttern und Verächtern dieser Mysterien fehlte es auch nicht. Das beweist aber an und für sich nichts; anders läge die Sache, wenn sie Beweise für ihre Ansichten beibrächten!

Eine anscheinend grundverschiedene Beurteilung fanden wie die Mysterien überhaupt, so auch die Eleusinien bei den christlichen Apologeten. Sie sehen in denselben nicht nur keine innere Verwandtschaft mit etwaigen Lehren und Gebräuchen des Christentums, sondern nur die letzten Stützen des Heidentums und die Schulen des verderblichsten und entsittlichendsten Aberglaubens. Es geht nicht an, ihnen eine genaue Kenntnis des Sachverhaltes abzusprechen. Denn abgesehen davon, daß manche wie Tatian [5] sich vor ihrer Bekehrung hatten einweihen lassen und andere alle Systeme der Philosophie und der heidnischen Religionen durchforscht und durchkostet hatten, ohne irgendwo außerhalb der Kirche den Seelenfrieden gefunden zu haben, lebten und schrieben zu Athen, also an Ort und Stelle selbst, Quadratus und Aristides; aus Athen stammte Athenagoras, der Lehrer des Klemens von Alexandrien; andere endlich, wie Gregor von Nazianz,

---

[1] Frag. 102. [2] Frag. 719. [3] Paneg. 6.
[4] De legg. 2, 14 36. [5] Or. ad Graecos c. 9 29.

machten ihre Studien in Athen. Ihr gemeinsames Urteil faßt Gregor von Nazianz in die Worte[1] zusammen: „Ich schäme mich, das Geheimnis der Nacht ans Tageslicht zu ziehen; Eleusis weiß es, und die Epopten wissen es, die freilich diese des Schweigens würdigen Dinge verschweigen.“ Nicht anders sprechen die Lateiner: Minutius Felix, Tertullian, Arnobius, Lactanz, Augustinus, Prudentius, Firmicus Maternus, nur daß sie, zum Teil wenigstens, viel weniger rücksichtsvoll als Gregor von Nazianz „die des Verschweigens würdigen Dinge“ nicht mit Stillschweigen übergehen, sondern unbarmherzig ans Tageslicht ziehen. Man lese darüber, was z. B. Arnobius (Adv. nat. 5, 26 ff) schreibt. Wie sehr man übrigens schon im 2. Jahrhundert den tiefen Gegensatz zwischen Christentum und Mysterienwesen selbst in heidnischen Kreisen fühlte, beweist der Umstand, daß bei Eröffnung der Eleusinien immer vom Herold ausgerufen wurde: „Wenn ein Atheist oder ein Christ oder ein Epikureer als Beschauer der Orgien gekommen ist, fliehe er von dannen (*φευγέτω*); diejenigen aber, welche an die Gottheit glauben, sollen geweiht werden zum guten Glück!“[2] Müssen wir aber eine absichtliche Entstellung der Wahrheit auf der einen oder der andern Seite konstatieren? Nein; denn in Wirklichkeit ist der Widerspruch in der Beurteilung der Mysterien mehr Schein als Wahrheit. Während nämlich die Apologeten vor allem die abstoßende moralische Häßlichkeit des Mythus, welcher der ganzen Feier zu Grunde lag, unumwunden hervorkehrten, mögen die Griechen über dem berückenden Glanze der äußeren Festfeier, die auch auf sie einen mächtigen Eindruck machen mußte, dieselbe übersehen haben und sich geistig und moralisch gehoben fühlen; war es ja den Mysterien überhaupt eigen, nicht durch Belehrung, etwa durch Darlegung der dem Ritus zu Grunde liegenden Mythen, die ohnehin immer mehr umgedeutet und vergeistigt wurden, den Verstand zu erleuchten, sondern durch allerlei Schaugepränge die Phantasie anzuregen, auf das religiöse Gefühl einzuwirken und überhaupt Stimmung zu machen[3]. Immerhin wird es gut sein, diesen direkten, von hüben und drüben klar erkannten Gegensatz zwischen den christlichen Institutionen und dem, was man als die Quintessenz des damaligen Heidentums ansehen

[1] Or. 39, 678 679: *Αἰσχύνομαι γὰρ ἡμέρᾳ δοῦναι τὴν νυκτὸς τελετὴν καὶ ποιεῖν τὴν ἀσχημοσύνην μυστήριον. Οἶδεν Ἐλευσὶς ταῦτα καὶ οἱ τῶν σιωπωμένων καὶ σιωπῆς ὄντως ἀξίων ἐπόπται.*

[2] Lucianus, Alex. 38.

[3] Vgl. Döllinger, Heidentum und Judentum 112 ff.

mußte, ständig vor Augen zu behalten. Denn je klarer die christlichen Lehrer diesen Gegensatz erkannten, um so unwahrscheinlicher muß es sein, daß sie von dem, was sie als den tiefinnersten Kern des Heidentums ansahen, Anleihen machten.

Mystische Dionysoskulte sind noch zur Zeit der Kaiser in verschiedenen Formen und Schattierungen über die ganze hellenische Welt verbreitet gewesen [1]. Von den Sabazien, die wohl trakisch-phrygischer Herkunft und anfänglich mit der Dionysos- und der Attisfeier identisch gewesen sein dürften, entwirft Demosthenes kein sonderlich anziehendes Bild, wenn er seinem Gegner Äschines vorhält: „Mann geworden, lasest du deiner Mutter, während sie einweihte, die Formeln vor und tatest andere Dienste, indem du in der Nacht (den Mysten) Rehfelle umlegtest und den Weihetrank mischtest, die Geweihten reinigtest, sie mit Ton und Kleie abriebest und, von der Reinigung aufstehend, sie ausrufen ließest: ‚Böses mied ich, Besseres fand ich‘ — ἔφυγον κακὸν, εὗρον ἄμεινον —, nicht wenig stolz auf deine unvergleichliche Virtuosität im Heulen ... Und endlich am Tage führtest du durch die Straßen jene saubern Aufzüge der Geweihten, die mit Fenchel und Weißpappel bekränzt waren, drücktest die dickbackigen Schlangen und schwangst sie über dem Kopfe, Enoi Saboi rufend und Hyes Attes, Attes Hyes tänzelnd, während dich die alten Weiber ihren Vorfänger und Vortänzer und Efeuträger und Korbhalter usw. nannten und für deine Mühe mit Kuchen und Brezeln und anderem Backwerk belohnten, in Wahrheit Erfolge, auf die man mit Grund stolz sein darf.“ [2] Aus dem Zusammenhang ist klar, daß die Mutter des Äschines Mysterien feierte, die aller Scham spotteten und deswegen in der Nacht begangen wurden.

Über den inneren Hergang dieser Mysterien weiß man überhaupt nicht viel mehr, als was uns hier Demosthenes enthüllt, höchstens daß einzelne Züge des Dionysos-Bacchos-Zagreusdienstes in fast alle andern Mysterien hineinspielten. Nicht zu deren Vorteil. Über die Orgien in Delphi schreibt Ch. Petersen [3]: „Voran ging die Totenfeier des Dionysos, begangen mit Trauer und Fasten, in Erinnerung an die Zerreißung des

[1] Anrich, Das antike Mysterienwesen ꝛc. 41. Iustin., Apol. I 54; Dial. c. Tryph. 69. Tert., Apol. 6: Licet Baccho iam Italico furias vestras imoletis. Ambros., De virg. 1, 4, 16: Orgiis Liberi, ubi religionis mysterium est incentivum libidinis. Aug., Ep. 17, 4 ad Maxim. Mad.: Liberum illum, quem paucorum sacratorum oculis committendum putatis.

[2] De coron. § 259.

[3] In Ersch und Gruber, Enzyklopädie LXXXII 286 f.

Gottes durch die Titanen, an die Bereitung der zerstückelten Glieder zum gräßlichen Mahle, an die Bestrafung der Titanen durch den sie treffenden Blitz des Zeus, an das Sammeln seiner Reliquien und deren Bestattung in Delphi durch Apollon. Das Grab war eine steinerne Stufe mit einer Grabschrift.... Und an diese Totenfeier schloß sich die Vorbereitung auf das Fest der Wiederbelebung in der Weihe der Fackeln, mit denen der neugeborne Gott gesucht werden sollte... Die Feier wurde von Frauen und Jungfrauen fast aller griechischen Staaten mit wildem Enthusiasmus begangen. Mit Thyrsusstäben und Efeuzweigen, mit Flöten, Becken und Handpauken zogen sie als Thyaden oder Mänaden, in Felle von Rehen und Hirschkälbern gekleidet, in die Einöden der nächsten Wälder und Berge, um des Nachts beim Scheine der Fackeln in wilden Tänzen durch den weithin hallenden Gesang der Dithyramben zur tosenden Musik den Gott aus dem Todesschlummer zu neuem Leben zu erwecken.... In ihrer Raserei kam ihnen das Wasser der Quellen im Gebirge wie Wein vor, und sie nährten sich von dem rohen Fleisch lebendig zerrissener Tiere, der Hasen und Rehe, wilder sowohl als zahmer Ziegen.... Jubelnd führten sie den Gott heim wie ein Kind in der Wiege oder Wanne — wahrscheinlich waren es die ersten Keime, Blätter oder Blumen an den Quellen südlich abfallender Berge oder Hügel, in denen sie den wiedererweckten Gott gefunden zu haben glaubten; und jubelnd wurden sie empfangen in Delphi, indem von allen Altären von Weihrauch duftende Flammen emporloderten. Und vor dem Tempel begannen aufs neue die Tänze." — Obwohl sich an diesem Herumschweifen in den Bergen nur Frauen beteiligten, wurden in die eigentlichen Dionysos-Bacchos-Zagreusmysterien auch Männer eingeweiht.

Der Gedanke, auf den die vergleichende Religionskunde hierbei am meisten Gewicht legt, ist die Vorstellung vom Tode und der Wiederbelebung eines Gottes. Da aber dasselbe Leitmotiv auch bei den meisten andern Mysterien wiederkehrt, werden wir es an anderer Stelle einläßlich zu berücksichtigen haben.

Die Verehrung des Adonis und der Astarte (Aphrodite), von Syrien über Cypern nach Griechenland kommend, wurde in Hellas schon früh heimisch, zumal in der Verschmelzung mit den Dionysien. Adonis, ein im Incest gezeugter, ausnehmend schöner Königssohn, wurde von Aphrodite wegen seiner Schönheit zu Persephone gebracht, die ihn aber nicht wieder herausgeben wollte. Den Streit zwischen den zwei Göttinnen

entschied Zeus dahin, daß Adonis ein Drittel des Jahres bei Persephone, ein Drittel bei Aphrodite verweilen und das letzte Drittel sich selbst angehören solle. Adonis schenkte aber auch dieses letzte Drittel der Aphrodite. Darüber ward Ares eifersüchtig und entsandte einen Eber, der den schönen Jüngling auf der Jagd tötete. Der Hauptsitz seines Kultes war Byblos in Syrien und den Hauptinhalt des Festes bildete die Klage um den getöteten Adonis. Zur Zeit des Solstitiums, als der göttliche Jäger getötet und der Sommer schon den Frühling verwundet hatte, wurde eine Statue von Holz, einen Leichnam darstellend, angefertigt und in den sog. Gärten des Adonis verborgen. Sieben Tage lang wurde nun das Idol von Scharen von Frauen und Mädchen mit aufgelösten Haaren, mit zerrissenen Kleidern, das Angesicht mit den Nägeln häßlich zerkratzt, die Arme und Brust blutend aus selbst verursachten Wunden, auf Feld und Flur, in Berg und Tal gesucht, indem sie unter den wildesten Ausbrüchen der Verzweiflung immer und immer wehklagten und riefen: „Ach Herr, ach Herr! Was ist aus deiner Schönheit geworden?“ Sobald man das Idol gefunden hatte, brachte man es zur Göttin, wusch es, salbte es mit kostbaren und wohlriechenden Salben ein, hüllte es in Wolle und Leinen, legte es auf einen Katafalk, und dann erst wurde es unter den üblichen Riten betrauert und begraben. Das Fest war wesentlich ein *Trauerfest*, wenn auch wenigstens in späterer Zeit die Freude gleichfalls ihren Anteil bekam. In Byblos folgte das Trauerfest immer auf die Freudenfeier, in Ägypten scheint das Umgekehrte der Fall gewesen zu sein. Es braucht, wie man sieht, schon mehr als guten Willen, in den Adonien eine Analogie mit der christlichen Auferstehungsfeier finden zu wollen.

Nach *Rom* waren die orientalischen Kulte schon früh — zwei Jahrhunderte vor Christus — gelangt. Die Eroberung Griechenlands und Asiens, die fortwährenden engen Beziehungen zu Ägypten und dem ganzen Morgenlande hatten die Römer auch mit den Religionen jener Länder in Berührung gebracht. Wie nun einerseits viele Römer sich in die Mysterien des Auslandes einweihen ließen, so strömten anderseits die Vertreter der unterworfenen Nationen in hellen Scharen nach dem Mittelpunkte des Reiches. Und sie brachten vielfach ihre heimischen Kulte und ihre heimischen Priester mit, wobei es nicht ausbleiben konnte, daß diese Religionen schon durch ihre Neuheit und manchmal auch durch ihre Exzentrizitäten unter der römischen Bevölkerung zahlreiche Anhänger gewannen. Die ersten Kaiser

suchten dieser Bewegung Einhalt zu tun. Augustus befolgte die Politik, jede Religion zwar in ihrem eigenen Lande anzuerkennen[1], aber den Eintritt in die Hauptstadt verwehrte er ihnen. Die in Rom zu Ehren des Serapis errichteten Tempel ließ er zerstören[2]. Tiberius befolgte dieselbe Politik. Die nächtlichen Festlichkeiten der Isisanhänger hatten zu skandalösen Ausschreitungen geführt[3] und der Senat ließ 4000 Menschen, „die vom ägyptischen oder jüdischen Aberglauben angesteckt waren", nach Sardinien transportieren. Andere wurden aufgefordert, innerhalb eines bestimmten Zeitraumes entweder dem profanen Kultus zu entsagen oder Italien zu verlassen[4]. Allein die folgenden Kaiser vermochten dem Ansturm der Zeit nicht zu widerstehen. Alles, selbst der Charakter des ungeheuern Weltreiches mit seiner straffen Zentralisation, drängte auf eine Fusion der Religionen — die Theokrasie. Sehr bald gewann das römische Religionswesen ein wesentlich neues Aussehen. Während nämlich, um nur einen Punkt zu erwähnen, der römische Priester früher nur ein staatlicher Beamter war, der die hergebrachten, statutaren Kulthandlungen wahrzunehmen hatte, besaßen die orientalischen Religionen ihre besondern Priesterkasten, die sich durch eigene Kleidung und das ganze Äußere von den Profanen unterschieden und, wie sie selbst sich als der Gottheit geweiht ansahen, auf die in ihre Geheimnisse Eingeweihten einen ganz andern Einfluß ausübten, als es die römischen Priester früher jemals vermocht oder auch nur versucht hatten. Ihre Eroberungen machten die Orientalen namentlich unter der Frauenwelt. Reinigungen, Fasten, häufige aufregende Versammlungen, eine tolle Musik mit entsprechenden Tänzen waren ganz dazu angetan, sie anzuziehen und zu fesseln. Infolge der Überreizung der Nerven und der Einbildungskraft hielten sie dafür, sie ständen in unmittelbarem Verkehr mit der Gottheit, deren Fest eben begangen wurde, und sie sähen in Wirklichkeit jene fabelhaften Vorgänge, von denen die Mythologie erzählte und die in den Mysterien dramatisch ihnen vor Augen gestellt wurden.

Allen bekannten orientalischen Mysterien gemeinsam ist also, wenn man etwa den Mithrasmythus ausnimmt, der Tod und die Wiederbelebung eines Gottes und die Liebe einer Göttin zu einem Gott, den sie verliert, wiederfindet, auferweckt: Osiris und Isis bei den Ägyptern, Adonis und

[1] Iosephus, De bello iud. 5, 38. [2] Dion. 53, 2.
[3] Iosephus a. a. O. 18, 3, 4. [4] Tacit., Ann. 2, 85.

Astarte bei den Phönizern und Syrern, Attis und Cybele bei den Phrygiern. Die hellenischen fügen sich nur schwer in dieses allgemeine Schema, indes spielt auch in ihnen der Tod eines Heros und sein göttliches Weiterleben eine Hauptrolle. Die Mythen und dementsprechend auch die Riten gestalteten sich nach dem Charakter des betreffenden Volkes verschieden und waren bald weich und wollüstig, bald tief tragisch und blutig grausam. Der Einweihung in die Isismysterien gingen immer Fasten und andere Bußübungen voraus. Man schloß sich ein, man wachte in ihrem Tempel, man unterzog sich allerlei Bußübungen und Reinigungen und, wenn die Überreizung der Phantasie den höchsten Grad erreicht hatte, glaubte der Neophyte die Gottheit selbst zu sehen und der höchsten Glückseligkeit teilhaftig geworden zu sein[1]. Etwas Analoges fand sich sicher auch bei den andern Einweihungen.

Die allerweiteste Verbreitung fanden im römischen Reiche die Kulte und die damit verbundenen Mysterien des phrygischen Götterpaares Cybele (Magna Mater) und Attis und die des persischen Gottes Mithras. Die Religionsvergleichung will nun gerade in diesen Kulten die frappantesten Analogien mit dem Christentum entdeckt haben.

(Schluß folgt.)

Joseph Blötzer S. J.

Bildung des Willens.

Wahrheit und Wissen — welch kostbare Güter sind sie für den Menschen! Mit ihnen bereichert er sich selbst, beglückt die Mitwelt und verherrlicht Gott! Es ist dies der Edelpreis der ernsten und fortgesetzten Ausbildung des Verstandes.

Das ist aber nicht alles. Der Mensch muß auch tun, was er erkennt und einsieht, er muß mit andern Worten sittlich handeln und tugendhaft leben. Gut aber wird der Mensch bloß durch das Gute, das er sich aneignet und erfaßt durch den Willen, der die Fähigkeit ist, das Gute zu

[1] Plutarch., De Isid. et Osir.

erstreben. Mit der Bildung des Willens also vervollständigt er erst seine Erziehung für sein letztes Ziel und wird ein Mensch, vollkommen und glücklich für sich und machtvoll für die Mitmenschen.

Bezüglich dieser Willensbildung mögen hier drei Gedanken erörtert werden; erstens warum oder aus welchen Gründen uns die Erziehung des Willens angelegen sein soll, zweitens wozu der Wille herangezogen oder was aus ihm gemacht werden muß und drittens welches die Mittel dazu sind.

I.

Die Beweggründe, die Erziehung und Vervollkommnung des Willens mit Ernst und Ausdauer in die Hand zu nehmen, erfließen samt und sonders aus den Eigenschaften des Willens selbst. Es sind ihrer namentlich vier.

1. Erstens ist der Wille ein Hauptvermögen des Menschen. Ebensowenig, als sich ein Wille denken läßt ohne Verstand, ist auch ein Verstand denkbar ohne Willen. Wozu auch ein Verstand ohne Willen? Solch ein Wesen wäre ein unerklärlicher Luxus des Schöpfers. Sicher ist, daß wir vieles erkennen, nicht bloß als wahr, sondern auch als uns entsprechend und gut. Ja zum Guten als unserem Ziel nehmen wir in uns eine natürliche und unverwindbare Hinordnung und Neigung wahr. Diese Hinneigung als natürliche und angeborne muß sich durch innere Akte betätigen, die dem Verstand folgen. Die inneren Akte aber setzen eine inwohnende und bleibende Fähigkeit voraus, und diese Fähigkeit ist eben der Wille. Verstand und Wille sind die Vermögen, die sich unmittelbar aus der Geistigkeit der Seele ergeben. Beide gehören zusammen und das eine ist für das andere da. Das ist so wahr, daß Wahrheit und Gutheit in sich genommen nur eines sind und bloß begrifflich geschieden werden durch die Beziehung auf die entsprechenden Fähigkeiten des Menschen, auf Verstand und Willen. Mit dem Verstand erfaßt der Mensch die Wahrheit und mit dem Willen das zu erstrebende Gut. Wahrheit und Gutheit, Erkennen und Wollen sind die zwei Pole und Angelpunkte, um die sich das ganze vernünftige Leben des Menschen bewegt.

2. Der Wille ist nicht bloß ein Hauptvermögen, sondern in einem gewissen Sinne das Hauptvermögen des Menschen und deshalb aller Bildungssorge und Mühe wert. Der Wille kann zwar nur anstreben, was ihm die Vernunft als gut und erstrebenswert vorstellt, aus sich ist er blind. Der praktische Verstand zeigt dem Willen den Gegenstand, die Beweggründe und die Mittel des Strebens und Begehrens. In

dieser Beziehung steht der Verstand obenan und ist maßgebend. Er ist Führer, Ratgeber, ja notwendige Bedingung der Willenstat. Insofern ist der Verstand wichtiger. Allein die Erkenntnis des Guten und der Verpflichtung auf dasselbe ist bloß der erste Schritt zum erstrebbaren Guten. Das eigentliche Wollen, die Entschließung und Ausführung ist Sache des Willens und geht einzig von ihm aus. Im Willen also, welcher ja naturgemäß den Verstand zur Voraussetzung hat, liegt wirklich der ganze Mensch, ja der ganze Wert seines Lebens. Dieser vernünftige Wille und dessen Betätigung macht den Menschen zum wahrhaft weisen und guten Menschen und drückt ihm das Siegel der sittlichen Wertschätzung und Größe auf. Der tiefste Grund ist, weil der menschliche Wille frei ist.

Der Wille des Menschen ist frei. Das ist sein großer Vorzug. Die Freiheit des Willens bezweifeln oder leugnen, wie dies unter andern der moderne sog. Determinismus tut, streitet gegen unsere eigene innere Erfahrung, die uns klar genug bezeugt, daß wir auf unsere Verantwortung hin, also frei handeln, während wir auch anders handeln könnten. Die menschliche Freiheit leugnen heißt die ganze sittliche Ordnung, den Unterschied zwischen Tugend und Laster, das geistige Wesen des Menschen, Himmel und Hölle leugnen. Wozu auch Himmel und Hölle, wenn Gott ohne Verdienst und Schuld dem einen den Himmel, dem andern die Hölle zuspricht? Es heißt endlich alles dem verhängnisvollsten Fatalismus in die Arme werfen. Die Freiheit des Willens leugnen ist ungefähr soviel als leugnen, daß man Mensch sei, natürlich um nicht mehr menschlich handeln zu müssen.

Der menschliche Wille ist also frei, und diese Freiheit besteht darin, daß er wollen oder nicht wollen, dieses oder jenes oder ein anderes wollen kann. Es ist eine volle Wahlfreiheit, die den Grund ihrer Entscheidung in sich trägt und aus sich schöpft. Der Wille ist eine geistige Kraft und hängt weder von einem leiblichen Organe, noch von einem äußeren Einfluß in seiner endgültigen Entscheidung ab. Selbst der Verstand und die erkannte Wahrheit kann ihn nicht zwingen. Während das Erkenntnisvermögen durch die Evidenz der Wahrheit zur Zustimmung gezwungen wird und nichts anderes kann, als sich gefangen geben, bleibt der Wille frei und keine Überzeugung kann ihn beugen. Gewöhnlich folgt zwar, wie es auch sein soll, der Wille der Einsicht und dem Urteil des Verstandes, aber der letzte Grund der Entscheidung liegt denn doch in seiner Wahlfreiheit; leider ist es ja nur zu oft der Fall, daß der Wille

entgegen dem Urteil der Vernunft und Wahrheit sich entscheidet, sei es am Ende nur, um das Wohlgefallen an seiner Wahlfreiheit zu betätigen. Die Wahrheit als solche hebt die Willensfreiheit nicht auf. Sie ist nur die Bedingung und das Maß der Freiheit. Ja mit der Wahrheit wächst die Freiheit. Ebensowenig kann das Gute, das doch der entsprechende Gegenstand der Willenstätigkeit ist, den Willen selbst in Fesseln schlagen. Bloß dem Guten im allgemeinen, oder dem Drang und dem Bedürfnis nach Glückseligkeit überhaupt gegenüber kann der Wille nicht seine Freiheit behaupten und ihm entsagen, jedem Teilgut hingegen steht der Wille frei gegenüber und kann von demselben nicht nötigend bestimmt werden. Ebensowenig kann die Macht der niederen Triebe und der Anprall der Leidenschaften, solange sie nicht das Bewußtsein rauben, dem Willen wesentlich etwas anhaben. Ja selbst Gott kann wohl durch seine mächtige und einschmeichelnde Gnade bewirken, daß der Mensch selbst frei seinen Willen ändert, aber er zwingt den menschlichen Willen nicht. Es ist freilich eine furchtbare und verhängnisvolle Macht, Gott selbst trotzen zu können, aber es gehört dies zur Natur der menschlichen Wahlfreiheit. Gott selbst kann es nicht ändern, wenn er will, daß der Mensch frei und verantwortlich für sein Tun sei. Gott ist und bleibt der Urheber und Bürge der menschlichen Freiheit, mag dem Menschen was immer für ein Gebrauch der Freiheit belieben.

Daß aber der Wille aus sich die Entscheidung vollbringt, macht die Entscheidung selbst noch nicht zu einer ursachlosen Tat. Zu der Zugkraft der Beweggründe von seiten des Verstandes nämlich tritt die selbsteigene geistige Kraft des Willens und vollzieht den Entschluß. Er will sein eigenes Wollen[1]. Es ist diese Selbstbestimmung des Menschen durch seinen freien Willen ein lebendiges und erhabenes Abbild der Unabhängigkeit und Selbstbestimmung, ja des Aus- und Anfürsichseins des göttlichen Wesens.

Aus dem Gesagten folgt nun von selbst, von welcher Wichtigkeit der Wille ist. Er ist wirklich in besagtem Sinne das Hauptvermögen des Menschen; der ganze Mensch, sein Leben und seine ganze sittliche Größe liegen in ihm. Tugend und Heiligkeit sind nichts anderes als das Ergebnis und die Tat des freien menschlichen Willens nach der Richtschnur des Gewissens und des göttlichen Willens. Das ist so wahr, daß selbst die Verstandestugenden bloß sittlichen Wert haben und wirklich Tugenden

---

[1] Huber, Die Hemmnisse der Willensfreiheit, Münster 1904, Schöningh, 75.

sind durch den Anteil, den der Wille des Menschen an ihnen hat. Wo Freiheit und Wille aufhören, hört Tugend und Laster auf. Die Willensbestimmung zum Guten ist die letzte und höchste Betätigung des menschlichen Handelns.

3. Ein dritter Beweggrund für die Erziehung des Willens ist die Bildungsbedürftigkeit des Willens. Schon von Natur und dem Ursprung nach ist unser Wille, selbst wenn er weder von äußeren noch von inneren Einflüssen bestimmt wird, beschränkt, endlich und hinfällig, der Entgleisung von der Leitung der Vernunft und des Gewissens fähig, eben weil er ein geschaffener, endlicher Wille ist. Den handgreiflichen Beweis liefert die Geschichte des ersten und zweiten Sündenfalls, der Engel und unserer Stammeltern. Sie hatten keine innere Unlust am Guten, keine Hinneigung zum Bösen, es waren vollkommen harmonisch gestimmte Wesen. Und doch fielen sie. Um wieviel näher liegt der Fall im gefallenen Zustand der Erbsünde. Wie vieler innerer und äußerer Hemmnisse und Schwierigkeiten hat sich der menschliche Wille zu erwehren, um am Rechten festzuhalten. Unsere Freiheit ist wirklich von allen Seiten bedroht und angefeindet. Nach der Lehre des Glaubens (Conc. Trid. Sess. VI. c. 1) hat uns die Erbsünde nicht bloß der rein übernatürlichen Gaben, sondern auch der außernatürlichen Beigaben, die in der Irrtumslosigkeit der Erkenntnis und in dem Freisein von Begierlichkeit und Leiden und Tod bestanden, beraubt. Damit ist unsere Natur gleichsam auf sich selbst gestellt und, wenn auch nicht wesentlich, wenigstens nebensächlich der Verschlechterung anheimgefallen. Wie die Heilige Schrift selbst bezeugt (Gn 8 21. Röm 7 18—23. Gal 5 17), entbehrt nun der Verstand der ehemaligen Klarheit und höheren Erleuchtung und unser Wille des ungehinderten Fluges zum Guten und Besseren. Unser Erkenntnisvermögen ist getrübt, der Wille durch die Entfesselung der niedrigen Triebe, durch den Widerwillen gegen die Anstrengung für das Gute behindert. Ja welch schreckliche Feinde erstehen nun dem Willen in den ungeordneten Leidenschaften, im Zorn, in der Sinnlichkeit und Unlauterkeit und Trägheit, in der Geld- und Ehrgierde, in der eisernen Gewalt der bösen Gewohnheit, in dem Bann der Verblendung und Verstocktheit und in dem Unglücksanteil eines bösen Charakters und erblicher Belastung! Wo bleibt da, kann man oft fragen, die Freiheit? Wir sind frei, aber werden überwunden, hingerissen und mißbrauchen die Freiheit zum Bösen und zum Sündigen. Was bleibt von der ehemaligen Paradiesesfreiheit, als ein geschwächter, verkümmerter

und gebeugter Wille unter der Last natürlicher Gebrechlichkeit und selbstgewollter Versündigungen? — Dazu gesellen sich noch äußere Hemmnisse und Befeindungen. Im Bunde mit den bösen Geistern (Eph 6 12) die Welt mit Anreizungen und Versuchungen in tausendfacher Gestalt, die Folgen schlechter Erziehung, das Beispiel öffentlicher Sittenlosigkeit, Irreligiosität, die Macht der Mode und der öffentlichen Meinung und der Götze der sog. Kultur und gesunden Sinnlichkeit. Überall geht die Verführung um. Sie ist zum förmlichen, ausgebildeten System geworden. Dieser Legion von übermächtigen Feinden und ihren Angriffen soll nun der arme geschwächte Wille siegreich widerstehen, von dem wir nach katholischer Lehre anzunehmen haben, daß es für ihn eine moralische Unmöglichkeit ist, ohne Gnade längere Zeit auch nur das Naturgesetz zu beobachten! Das ist auch der Grund, weshalb Gott in dem sittlichen Haushalt der Natur und Übernatur bedeutend mehr Hilfskräfte für den Willen als für den Verstand vorgesehen hat. Der schlimmste Schlag der Erbsünde traf den Willen! Auf diesen unzuverlässigen, gefährdeten Posten, unsern Willen, stützt sich also unsere Freiheit und unser gesamtes sittliches Gehaben. Wie wahr sind die Worte eines neueren Physiologen und Psychologen: „Es ist keine so einfache Sache zu wollen, wie es aussehen mag.... Man muß das Wollen erst lernen.... Lerne also zu wollen.“ [1] Wir haben also gewiß alle Gründe, unsern Willen in ernste und ausdauernde Schule zu nehmen.

4. Derselbe Gelehrte sagt aber auch, daß wir es mit Erfolg tun können, und das führt uns zum vierten Beweggrund, mit Eifer an unserer Willenserziehung zu arbeiten, nämlich zur Bildungsfähigkeit des Willens. Mit Sorge und Mühe wird etwas aus dem Willen, was alle Arbeit und Anstrengung lohnt.

Vor allem müssen wir uns überzeugen, daß unser Wille erziehbar ist und daß wir ihn bilden können. Das Tier allein ist in seinen angebornen Fertigkeiten und Künsten keiner Vervollkommnung fähig. Der Mensch schreitet fort in der Bildung, je mehr er sich von seinem ursprünglichen Zustand entfernt, und überall, selbst in der Natur, legt er die verbessernde und veredelnde Hand an. Warum sollte er es nicht an sich und an seinem Willen können, der so unendlich wichtig ist? Daß er es

---

[1] Paul Levy, Die natürliche Willensbildung, übersetzt von Max Brahe, Leipzig 1903, Voigtländers Verlag, 101 104.

kann, beweist unser eigenes Bewußtsein. Dasselbe bezeugen tatsächlich Hunderte und Tausende, die vom Bösen zum Guten und vom Guten zum Besseren und Vollkommensten sich dauernd erheben. An der Bildungsfähigkeit des Willens können nur diejenigen zweifeln, welche gar nicht auf sich achten oder sich widerstandslos an ihre niedern Triebe ergeben und an sich selbst verzweifeln. Dieses Verzweifeln ist aber ebenso schlecht wie der verfemte Determinismus oder die Freiheitsleugnung, die keinen andern Namen verdient als den der geistigen Trägheit und systematischen Verkuppelung an das Schlechte und Gemeine[1] — die verhängnisvollste Suggestion, die den Menschen berücken kann.

Wir können also unsern Willen bilden, ja zu Großem und Herrlichem heranziehen. Zu unserem Troste ist es wahr, daß wir in viel glücklicheren Umständen dem Willen, als selbst dem Verstande gegenüber sind. Die Bildung des Willens liegt mehr in unserer Gewalt als die Mehrung des Erkenntnisvermögens. Unser Verstand stößt eher auf unübersteigbare Grenzen im Gebiet der Wahrheit als der Wille im Streben nach dem Guten. Der Wille ist dehnbar wie Gold. Es gibt nichts so hohes, was er mit der Gnade Gottes nicht erstreben könnte, nicht bloß den Preis der Gebote, sondern auch der Räte und der höchsten Heiligkeit. Die einzige Bedingung, die Gott setzt, ist „Wollen", Si vis (Mt 19 21) „wenn du willst." „In jedem von uns", sagt Lacordaire, „steckt ein Heiliger und ein Verbrecher." Es ist mit dem Willen wie mit dem unternehmenden Kaufherrn. Ist die erste Million geschaffen, so ist fast kein Absehen mehr der Bereicherung. Mit den Zielen und mit dem Erfolg wächst der Wille und geht in die Höhe. Der Erfolg macht ihn seiner Kraft bewußt, das Gelingen gibt Antrieb zu neuem Unternehmen, und Freude und Hoffnung machen ihn unüberwindlich[2]. Wie herrlich sehen wir das bewahrheitet an unsern Heiligen! Sie zeigen, was ein menschlicher Wille, von der Gnade Gottes gehoben, mit Ernst, Ausdauer und Großmut vermag. „Was wird uns scheiden von der Liebe Christi? Trübsal oder Bedrängnis? Oder Hunger, Blöße, Gefahr, Verfolgung und Schwert? . . . Aber in alledem obsiegen wir um dessentwillen, welcher uns geliebt hat. Denn ich bin gewiß, daß weder Tod noch Leben, weder Engel noch Herrschaften noch Gewalten, weder Gegenwärtiges noch Zukünftiges, weder Macht noch Höhe,

---

[1] J. Payot, Die Erziehung des Willens, übersetzt von R. Grimm, Leipzig 1905, Voigtländers Verlag, 41.

[2] C. Krieg, Lehrbuch der Pädagogik, Paderborn 1905, Schöningh, 569.

noch Tiefe, noch irgend anderes Erschaffene uns wird trennen können von der Liebe Gottes, welche ist in Christus Jesus, unserem Herrn" (Röm 8 35 f). Diese Worte des Apostels sind das erhabene Siegeslied der Heiligen, ja des über alles triumphierenden menschlichen Willens. Die Heiligen sind nichts als der kanonisierte gute Wille des Menschen.

II.

Nach der Erörterung dieser Beweggründe frägt es sich nun, worin diese Schulung des Willens besteht, oder wozu er herangebildet und was ihm beigebracht werden muß. Ziel dieser Bildung kann kein anderes sein, als den Willen von seinen Schwächen und Fehlern befreien und ihm ein Gegenteil von notwendigen guten Eigenschaften anzugewöhnen und einzupflanzen. Dieser Schwächen des Willens nun sind namentlich drei und ebensoviel der Tugenden, welche diese Schwächen heilen sollen.

1. Die erste und verhängnisvollste Schwäche des Willens ist die Ungeradheit und Unreinheit und Unwahrheit. Der Fehler besteht darin, daß der Wille seine Freiheit nicht benutzt, um das pflichtmäßige, sittlich Gute, den Willen Gottes zu tun nach der Vorschrift der Vernunft und des Gewissens, sondern gegen dieselben den niedrigen Gelüsten zu frönen. Es ist Unbändigkeit, Unbotmäßigkeit und Widerspruch gegen die Leitung der Vernunft, ein Mißbrauch der Freiheit und tierisches Gelüste. Das Gegenteil aber besteht in der Reinheit, Geradheit und Übereinstimmung des Willens mit der Vorschrift der Vernunft, des Gewissens und des Willens Gottes. Diese Gebundenheit beeinträchtigt den Willen nicht, im Gegenteil, sie erhebt und veredelt ihn und befreit ihn von der Gefahr schmählicher Untertänigkeit. Die Freiheit ist uns doch bloß gegeben, um das Gute und Sittliche frei zu wollen und zu tun. Nicht das Wollen an sich ist die Ehre des Menschen, sondern das rechte Wollen. Durch diese Untertänigkeit nimmt der Wille, der an sich blind ist, teil an dem Vorzug und an der Ehre der Vernunft, ja an der höchsten Regel alles Wahren und Guten, an dem Willen Gottes! Der Mensch unterwirft sich durch diese Botmäßigkeit niemand anders als der Autorität Gottes selbst. Diese Gewissenhaftigkeit und Untertänigkeit des Willens gegen die Leitung der Vernunft und des Willens Gottes ist also die wahre Ehre des Menschen. Sie macht ihn wirklich innerlich gut, sie macht ihn zum Ehren- und Vertrauensmann vor Gott und den Menschen, sie ist das Unterpfand der gewissenhaften Pflichterfüllung, der Aufrichtigkeit und Ehrlichkeit und des

inneren Friedens und das Siegel der Wahrheit. Im Gegenteil gibt es nichts Traurigeres und Verdemütigenderes für den Menschen als diesen Zwiespalt zwischen dem Willen und der Vernunft, zwischen unserem Tun und Gewissen. Es ist ein Mißbrauch der von Gott geschenkten Freiheit, eine Entstellung und Verzerrung des Gottesbildes in uns.

2. Die zweite Unvollkommenheit des Willens besteht in einer gewissen Steifheit, Schwerfälligkeit, Langsamkeit und Unentschlossenheit. Es fehlt nicht an guten Gedanken und an Plänen; im Gegenteil, eine Idee jagt die andere und doch kommt nichts zu stande. Es gibt so verschlafene Naturen, die immer zu spät kommen, die immer erst anfangen, wenn sie schon geendet haben sollten; immer steigt ein unüberwindliches Hindernis vor dem Entschluß und der Ausführung auf, und der geringfügigste Umstand genügt und scheint wie von Gott geschickt, um alles aufzuschieben und am Ende aufzugeben. — Gegen diesen Fehler nützt nichts als frische Beweglichkeit, Unmittelbarkeit und Entschlossenheit, sich aufraffen und zugreifen zur Tat. Damit soll nicht der Waghalsigkeit, Unüberlegtheit und Überstürzung das Wort gesprochen sein. Man muß erst gut „wägen", aber dann auch „wagen", zum Entschluß und zur Ausführung schreiten.

Der Wille ist ja nicht bloß Idee, er ist Kraft, Entschluß und Tat. Diese Zauderhaftigkeit und Unentschlossenheit ist ja kein eigentlicher Wille, sondern bloß ein halber, ein Scheinwille. Eben weil er bloß Scheinwille ist, wirkt er auch nichts. All die schönen Pläne sind Magerpflanzen auf dürrem Grund, sie sterben hin ohne Frucht. Solche Pflanzen sind an sich nicht teuer, sie kosten keine Mühe und Anstrengung, können aber unter Umständen doch kostspielig werden, wenn über dem Zaudern der rechte Augenblick ungenützt entflieht. Wer mag dann auch mit einem Willen zu tun haben, der sich nicht rührt, wenn nicht Himmel und Hölle aufgeboten werden, um ihn in Bewegung zu bringen. Aufgeschoben ist unter Umständen dann doch aufgehoben. Im Grunde genommen ist dann diese Unentschlossenheit nichts als Trägheit und geistige Rückständigkeit und rührt her entweder aus Naturfehlern oder aus Furcht vor einem Übel, aus Traurigkeit oder Anhänglichkeit an ein geschaffenes Gut. Anhänglichkeit ist immer eine Fessel und ein Bleigewicht, das unsern Willen beschwert. Ein trauriger Mann ist ein geschlagener Mann. Es geht ihm wie dem reichen Jüngling im Evangelium. Von nicht geringer Bedeutung im praktischen Leben ist hier der Grundsatz, was geschehen muß, nie aufzuschieben.

3. Viel wichtiger noch ist ein dritter Mangel, der unserem Willen anhangen kann: der Mangel an Starkmut und Ausdauer, oder Wankelmut und Unstetigkeit. Wir müssen also dem Willen ausdauernde Kraft anbilden, die man Starkmut nennt. Der Starkmut betätigt sich im allgemeinen durch Überwindung der Schwierigkeiten, und zwar nach zwei Seiten: im Angreifen großer, schwieriger Unternehmungen und in der nachhaltigen Ausdauer bei täglicher Berufspflicht und geduldiger Ertragung der Widerwärtigkeiten und Leiden des Lebens. Letzteres ist durchgehends wichtiger als das erste. Große und schwierige Unternehmungen sind nicht jedermanns Anteil und auch nicht die Aufgabe jeglichen Tages, während Pflicht und Kreuz der Anteil des ganzen Lebens ist. Gut leiden und dulden ist schwerer als wirken und arbeiten. Beim Arbeiten und Handeln sind wir die Stärkeren, weil wir angreifen, beim Dulden aber sind wir die Schwächeren, weil die Angegriffenen, und müssen den Kampf bestehen. Der Angreifende sieht die Gefahr bloß in der Zukunft, der Leidende aber unmittelbar vor sich. Es gibt nichts Schwereres und Glorreicheres als den täglichen Kleinkrieg in der treuen, unentwegten Pflichterfüllung und in der Überwindung unserer ungeordneten Leidenschaften, der Kampf gegen die Widerwärtigkeiten des Lebens, gegen Menschenfurcht, gegen Verführung und den Mißverstand der Mitmenschen und gegen eigene Erhebung in Glück und Wohlstand. Es ist ein stilles, unauffälliges Heldentum, dem selbst der erhebende Glorienschein einer großen und öffentlichen Sache fehlt. Alles muß da mit dem Herzblut der Eigenliebe bezahlt und aufrecht gehalten werden. So ist es richtig, wenn man sagt: „Leiden ist Leben."

Aber es ist auch wahr, leben ist leiden. Was wollen wir anfangen ohne diese ausdauernde Kraft des Willens in dem Leben, das so voll Kreuz, Krieg und Widerwärtigkeit ist? Es ist ein altes und immer bewahrheitetes Wort des Apostels: „Geduld ist euch notwendig" (Hebr 10, 36). „Das Leben ist Kriegsdienst" (Jb 7, 1) und „Wer ausharrt, wird selig werden" (Mt 10, 22). Wir fassen unsere Vorsätze ja nicht bloß für die Parade, sondern zum Streit. Nie dürfen wir uns von ihnen abwendig machen lassen durch das Gefühl der untröstlichen Stimmung. Dann gilt vor allem die Losung: „Abwarten, nicht ändern, es sei denn zum Besseren." Unter dem Einfluß der verdrossenen, verzweifelnden Stimmung ist es unmöglich, einen guten Entschluß zu fassen. Alles um uns darf sich ändern, wir nicht. Es wird sich auch mit der Zeit alles ändern, und wir sind Meister geblieben. So wird man Herr

aller Schwierigkeiten, und sie sind eigentlich nicht mehr Schwierigkeiten, sondern Mittel.

Reinheit, Unmittelbarkeit und ausdauernde Kraft sind somit die Heilmittel der Schwächen unseres Willens und die Ziele und Gesichtspunkte der hohen Schule unseres Strebevermögens. Das ist der „königliche Geist“, mit dem man rechnen kann in allem Widerstreit des Lebens. Sich selbst befreien, sich besitzen (Lk 21, 19), sich beherrschen ist der glorreichste Sieg und die kostbarste Errungenschaft. So wird man ein Charakter!

III.

Das Ziel ist hoch und nicht leicht. Zu unserem Trost sind wir aber nicht ohne Mittel. Die beste Anweisung, welche Mittel und wie sie zu gebrauchen sind, gibt uns Gott selbst in der Art und Weise, wie er unsern Willen führt und zieht. Es sind äußere und innere Mittel. Außer uns gibt er uns die Kirche, welche als Gottes Stellvertreterin und gottbestellte Erzieherin uns mit dem Glauben unser Ziel kundmacht und uns als Weg dahin das Gesetz vorzeichnet, durch Anhaltung zu dessen Befolgung unsern Willen übt und denselben durch die Sakramente mit Kraft ausrüstet. Den äußeren Mitteln entsprechen die inneren, das Gewissen als innerer Gesetzverkündiger, Warner und Richter, dann die inneren Gnaden als Mittel der Kraft und endlich die eingegossenen Tugenden und Gnadengaben als Vermittler des Könnens und der Leichtigkeit. Nach diesem Muster können wir die Reihe der Mittel aufführen.

1. Das erste Mittel ist Ausbildung des Verstandes durch gründliche Kenntnisse und ausgiebiges Wissen. Klarer Einblick in die Dinge und Weite der Anschauung sind eine vortreffliche Vorbereitung zur Leitung und Kräftigung des Willens. Der Wille soll ja das von der Erkenntnis geleitete Streben sein. „Wo Verstand ist“, sagt der hl. Thomas[1], „da ist freier Wille.“ Bekannterweise gewinnt mit Einsicht und Erfahrung der Wille an Bewußtsein und Kraft. Und gewöhnlich folgt der Wille auch der erkannten Wahrheit, wenn sie klar und überzeugend das Willensvermögen trifft. Es ist oben schon gesagt worden, daß eine der Wunden, welche die Erbsünde unserer Natur beigebracht, Verfinsterung des Verstandes, Mangel an höherem Licht und Verständnis ist, das uns einst zum Guten behilflich war. Es ist auch gar nicht zu leugnen, daß ein großer Teil

[1] Summ. I, q. 59, a. 3.

der Willensirrungen auf den Mangel an Erkenntnis der Tiefe und Schönheit des göttlichen Sittengesetzes und der himmlischen Dinge zurückzuführen ist. Diesem Mangel muß und kann gesteuert werden durch Aneignung von Kenntnissen im Fache der Philosophie, der Ethik und namentlich der Glaubenswahrheiten. Die Religion eröffnet uns eine höhere Welt, wo Lichter, unvergleichlich klarer, schöner und herrlicher als unsere Sonne, strahlen, unsere Lebensfragen beleuchten und unser Herz erfreuen und ermutigen, die Wege des ewigen Heiles zu wandeln. „Das Gesetz des Herrn ist licht, die Augen erleuchtend, das Herz erquickend, Weisheit verleihend dem Kleinen" (Ps 18, 8 9).

2. Aus diesen Wahrheiten und Kenntnissen ergeben sich dann für den Willen praktische Regeln für das tägliche Handeln, die wir mit anderem Ausdruck „Grundsätze" nennen. Diese Grundsätze müssen unserem Willen zum Wegweiser und Berater dienen, um ihn immer und unter allen Umständen auf den Wegen des Guten zu halten. Wir müssen also klare und feste Grundsätze haben. Was wir einmal in den Stunden ruhiger Überlegung als wahr und maßgebend erkannt haben, das muß ewig wahr bleiben und muß sich uns zum bleibenden Lebensgrundsatz abklären, verfestigen und unter allen Umständen festgehalten werden. Es gibt nämlich Augenblicke, da wir durch die Macht der Umstände zur sofortigen Entscheidung gedrängt werden und nicht Zeit zur längeren Überlegung haben; es gibt auch Lagen, wo die Gewalten der eigenen Leidenschaften und der äußeren Versuchung so mächtig auf uns eindringen, den Gesichtskreis des Erkenntnisvermögens so umdüstern und verwirren, daß kein rettender Stern mehr zu leuchten scheint und alles in uns ins Wanken geraten will. Wer wird raten und helfen? Einzig die Grundsätze, die nicht wanken, wenn auch Erde und Himmel vergehen wollen. Sie sind dann die leuchtenden Sterne in der Nacht, die dem sturmgepeitschten Schiffer Richtung geben und seinem Schifflein Grundgewicht und Anker sind. Wenn es schon so schwer ist, sich mit festgefaßten Grundsätzen zu behaupten, was wird es sein, wenn wir nie daran gedacht haben, uns mit Grundsätzen zu rüsten? Die Welt hat ihre Grundsätze und macht Ernst mit ihnen und predigt sie von allen Dächern. Was kann da retten, als Grundsatz dem Grundsatz, Gesetz dem Gesetz, Macht der Macht entgegenzustellen? Der Mann, der keine Grundsätze hat, wird von der Flut des Bösen hinweggeschwemmt; der allein, der Grundsätze besitzt und bewahrt, hängt mit dem Guten organisch zusammen und besteht.

Er ist auf lebendigen Felsen gegründet. Wir müssen also feste Überzeugungen und hohe, das ganze Leben überragende und beherrschende Grundsätze haben. Das ist das zweite Mittel, unserem Willen Halt zu geben.

3. Das dritte Mittel ist gleichsam die Anwendung des vorhergehenden Mittels auf unser äußeres Leben. Wie wir für unser Inneres feste und bestimmte Grundsätze haben, so muß auch unser äußeres Tun nach bestimmter Ordnung erfolgen. Es ist damit nichts anderes gemeint als eine bestimmte Lebens-, Geschäfts- und Tagesordnung. Wir müssen also bestimmte Zeiten zur Arbeit, zur Ruhe und zum Gebet haben, und diese Zeiten, soviel es von uns abhängt, gewissenhaft einhalten und so oft wir daran gehindert waren, zur Ordnung zurückkehren. Aus dieser Ordnung erfließen für uns äußere und innere Vorteile. Zeitverlust, Untätigkeit und Nutzlosigkeit des Lebens, Unordnung und Verwirrung in unsern Geschäften und Obliegenheiten finden bei einer solchen Handlungsweise nicht statt und unser ganzes Vorgehen gewinnt den wohltuenden und vertrauenerweckenden Charakter eines geordneten, seiner selbst wohlbewußten Geistes. Vor allem aber findet der Wille seine Vorteile. Er hat bei der Ordnung einen festen Damm gegen Launenhaftigkeit, Flatterhaftigkeit und Unbeständigkeit, gegen die Zudringlichkeit des Zufalls und Ungefährs und die süße Tyrannei der Unbestimmtheit. Es geht auch gar nicht ab ohne vielfältige Selbstüberwindung und Gewaltanstrengung. Das aber gerade stärkt den Willen. Gelegenheit zu großen Taten steht uns selten zu Gebot, dagegen sind diese täglichen kleinen Opfer die laufenden Kunden, an denen sich die Willensmacht bereichert und erstarkt. Nichts erfüllt auch den Willen mehr mit Zufriedenheit, Ruhe und fröhlicher Arbeitslust als ein zielbewußtes Streben. Einer der größten Vorteile des Ordenslebens ist die feste und geordnete Lebensweise. Einen Ersatz dieser Vorteile bietet im Weltleben die feste, unverbrüchliche Tagesordnung. Sie ist die starke Stütze, welche das heranwachsende Bäumchen vor Verwachsung schützt.

4. Ein viel kräftigeres, nachdrücklicheres und in die Tiefe gehendes Mittel ist die Übung der Selbstbeherrschung, oder was zu derselben führt, die Selbstüberwindung, Entsagung und Abtötung.

„Abtötung", dieses gefürchtete Wort bedeutet gar nichts anderes als die moralische Kraft und die Gewalt, die wir anwenden müssen, um zu sein, was wir sein und tun sollen als sittliche, edle Menschen, gute Christen und Inhaber und Träger eines bestimmten Standes und Ranges. In

dem gefallenen Zustand, in dem wir uns befinden, spüren wir nur zu oft Unlust an dem pflichtmäßigen Guten und Lust zum Bösen und Sündhaften infolge der ungeordneten Leidenschaften und Triebe, die uns wie eine Belastung drücken und die all unser sittliches Elend veranlassen vermöge der angebornen Schwäche unseres Willens. Daher kommt das Gefühl der Gewalt, des Kampfes und Abtötens, das sich dem Begriff der Selbstbeherrschung beifügt. Man muß seinen Neigungen entsagen und sie verleugnen, und zwar die unzulässigen und ungeordneten Neigungen. Die, nur die sind der Gegenstand der Selbstverleugnung, nicht die Leidenschaften selbst, die an und für sich gleichgültig, ja gut sein können und notwendig sind. Der Zweck der vernünftigen Selbstverleugnung ist nicht die Natur zerstören und schädigen, sondern sie vor Ausschreitung bewahren und zu allem Guten geneigt und fertig machen. Das ist das glorreiche Ziel der Selbstverleugnung. Die Notwendigkeit, die Angemessenheit, die Erhabenheit und das Lohnvolle dieses Zieles muß uns versöhnen mit der Mühe und den Opfern, die es fordert. Es ist eine bittere Arznei und ein ermüdender Kampf. Aber wir sind krank und schwach und drohen zu versinken. Wer sich für sein Leben nicht wehren mag, ist seiner nicht wert.

Damit aber diese Selbstverleugnung ihr Ziel erreiche, muß sie eine selbstbewußte sein, denn nur der selbstbewußte, auf das Ziel gerichtete Wille ist ein wahrer Wille; sie muß eine grundsätzliche sein, wie das Ungeordnete in uns auch ein Gesetz ist (Röm 7, 23); sie muß eine allgemeine sein, die sich auf alle ungeordneten Triebe erstreckt, denn eine böse Leidenschaft genügt, um uns unglücklich zu machen und zu verderben; sie muß eine stete und fortgesetzte sein, da jeder Augenblick uns tödlich werden kann; sie muß sich endlich nicht bloß auf das Notwendige, sondern auch auf das Nichtgebotene beziehen. Wer in Dingen der Übergebühr Abtötung übt, wird sie sicher nicht unterlassen im Notwendigen. Es können im Leben auch Fälle eintreten, da wir, um zu bestehen, eines Überschusses von gutem, kräftigem Willen bedürfen. Dieser Überschuß wird gewonnen durch die Übung der Selbstüberwindung in tausend Gelegenheiten, nicht alles zu sehen, zu hören und zu genießen, wo keine Notwendigkeit uns verpflichtet.

5. Aber immerhin ist die Lehre der Abtötung eine „harte Sprache“ für unsere Natur. Deshalb ist es angezeigt, einen Umweg zu weisen, auf dem es leichter und angenehmer zum selben Ziele gehen mag. Wir meinen den Entschluß, uns gute Angewöhnungen zu schaffen. Es ist nicht

ohne Wichtigkeit und großen Nutzen für uns und für andere, zu wissen, was es mit der Gewohnheit auf sich hat. In dem Haushalt unserer Natur wie draußen in der großen Weltordnung ist nichts ohne Nutzen, nichts geht wirkungslos verloren. Jeder bewußte und freiwillige Gedanke, jedes gewollte Gefühl, jeder Entschluß und jede noch so kleine Tat übt eine Wirkung auf den Grund unserer Seele und bleibt auf demselben gleich einem fruchtbaren Niederschlag liegen, drückt ihr eine gewisse Stimmung ein, formt an unserem Willen, überwindet Schwierigkeit und Unlust und bringt ihm Leichtigkeit und Fertigkeit zur selben Art von Betätigung bei. Aus der Fertigkeit entwickelt sich infolge häufiger Wiederholung Neigung und Freude, die nach und nach selbst Bedürfnis, sozusagen Instinkt und halbe Notwendigkeit wird. Dieses Gesetz gilt sowohl von äußeren als auch von inneren Tätigkeiten. Wir sehen daraus, welch eine mächtige Hilfe die Gewohnheit am Guten für die Erziehung des Willens ist. Die Unlust und Schwierigkeit sind es ja, an denen unser Wille so oft Schiffbruch leidet in der Übung des Guten und der Tugend. Wenn es nun gelingt, ihm Lust und Freude an der Tugend beizubringen, ist das nicht der schönste Sieg und der höchste Preis der Selbsterziehung? Die christliche Vollkommenheit besteht in nichts anderem als in der Lust und Freude an der Übung der Tugend. Wie man dem Kinde nichts Wichtigeres und Entscheidenderes für das Leben beibringen kann als gute Gewohnheiten, so können wir unserem Willen nichts Besseres und Lohnenderes mitgeben als die Gewohnheit zum Guten. Diese Hilfe der Leichtigkeit ist so wichtig, daß dieselbe selbst im übernatürlichen Leben von Gott vorgesehen ist. Während uns die eingegossenen Vermögen der Tugenden (habitus) bloß die Möglichkeit verleihen, sind die Geistesgaben uns gegeben, daß wir die Tugend mit Leichtigkeit und Lust üben[1]. Diese Lust und Liebe zum Guten gestaltet den Menschen von Grund aus gut und macht ihn zum gesunden Kernholz der Tugend.

6. So zugkräftig und mächtig nun alle diese Mittel sind, so reichen sie doch nicht aus ohne die übernatürliche Hilfe der Religion. Zu dieser übernatürlichen Hilfe gehört vor allem die innere Gnade. Es ist schon bemerkt worden, daß es katholische Lehre ist, der Mensch vermöge aus sich selbst auf die Dauer nicht einmal das natürliche Gesetz zu halten ohne

[1] Vgl. Krieg, Lehrbuch der Pädagogik 568; Payot, Die Erziehung des Willens 162; Levy, Die natürliche Willensbildung 79; Guibert 153.

Gnade, um wieviel weniger den Willen von Grund aus umzubilden und für das Gute sicher zu gewinnen. Der hl. Paulus ist in dieser Frage klassisch (1 Kor 15, 57. Röm 7, 18—25). Er schließt seine unwiderlegbare Ausführung mit dem Ausruf: „Wer befreit mich vom Leibe dieses Todes? Die Gnade Gottes in Christus.“ Es fehlt nicht an vielen und tüchtigen Heilkünstlern an den Übeln und Krankheiten der heutigen Zeit und Menschheit. Sie rufen Mittel und Gesetze aus im Lande, aber die Gnade, sie zu halten und anzuwenden, geben sie nicht. Natürliche Mittel vermögen wohl den Menschen für den Augenblick zu bändigen und vom Bösen abzuhalten, ihn umwandeln können sie nicht. Das kann nur Gott allein, der den Willen geschaffen, und vollführt es mit seiner Gnade. — An die Gnade schließt sich naturgemäß der Gebrauch der heiligen Sakramente. Welch mächtige Mittel bietet uns die Religion in der Beicht und Kommunion. In der Beicht wird der Fluch der Sünde von uns genommen, und wir finden stets einen treuen und zuverlässigen Leiter, Freund und Ratgeber der Seele in dem Beichtvater. Ja in der heiligen Kommunion steigt Gott selbst persönlich zu uns herab, hebt und unterstützt durch seine mächtige Hand. — Zu den übernatürlichen Mitteln der Religion endlich gehört das Gebet, das seiner Natur nach wieder ein Gnadenträger ist, und in einiger Beziehung selbst wichtiger als die Sakramente, weil es nicht bloß einzelne, bestimmte Gnaden vermittelt, sondern alle Gnaden, und weil wir es immer und zu jeder Zeit betätigen können. Hierin liegt der Gebrauch der täglichen Andachten begründet. Je mehr wir beten, um so mehr schöpfen wir Gnadenkraft und übernatürliche Hilfe. Eine Steigerung und Kräftigung gewinnt das Gebet durch die sogenannten geistlichen Übungen oder die geistliche Einsamkeit, in welcher man, befreit von allen äußeren Sorgen und Beschäftigungen, in Gebet und Betrachtung nur Gott und seinem Seelenheil obliegt. Diese geistlichen Übungen sind eine Zusammentat und ein Zusammenwirken aller geistlichen Mittel, die eben berührt wurden. Es wirkt da die Kraft des Nachdenkens, des Gebetes, des mündlichen wie des betrachtenden, die Kraft der heiligen Sakramente, die Kraft der Geheimnisse des Glaubens und des Lebens unseres Herrn, alles in philosophisch-psychologischer Anordnung; es wirkt da Gott selbst, in dessen ungestörten Umgang wir uns begeben. Da wird nicht bloß eine praktische Kenntnis der Religion, die wahrste und erhabenste Weltanschauung und eine gesunde und kräftige Aszese gewonnen, wir gehen vielmehr in Gott ein, wir erfüllen uns mit den Gedanken und

Anschauungen Gottes und werden von Grund gottesfürchtig und gottselig. Es gibt in der Tat keine gründlichere, nachhaltigere und durchgreifendere Willens- und Männerschulung als die Übungen des hl. Ignatius, deren ausgesprochener Zweck ist, zu lernen, uns zu überwinden, daß wir in unserem Tun uns nicht von ungeordneten Leidenschaften bestimmen lassen. Selbst weltliche Philosophen und Psychologen[1] sind voll von Worten der Empfehlung über den hohen bildenden Wert des Nachdenkens und der Religion. Wenn Paulsen[2] schreibt, die protestantische Kirche habe keine Autorität ... nichts, was die Seele bezwingt, keine Einheit, kein Organ der Lehre ... kein Mittel der Kirchenzucht, keine exercitia spiritualia, so nehmen wir das an als ein Zeugnis von dem Wert und der Wichtigkeit, den selbst Außenstehende den geistlichen Übungen beimessen; wenn er aber fortfährt, die protestantische Kirche habe nur das Wort Gottes und die Kraft, mit der es das Herz und das Gewissen des Menschen ergreift, und die Erinnerung an die Männer, die es wagten, gegen menschliche Autorität vorzugehen, so haben wir das erstere auch und viel sicherer und zuverlässiger, auf das zweite verzichten wir gern. Wir wissen, was wir davon zu halten haben.

7. Das letzte Mittel endlich, den Willen zu bilden, ist „Wollen". Das mag wohl mehr als naiv klingen. Aber es liegt dem eine wichtige, beherzigenswerte Wahrheit zu Grunde. Wir lernen nicht wollen ohne zu wollen, sowie wir auch nicht gehen, schreiben und lesen lernten, ohne uns ernstlich ans Gehen, Lesen und Schreiben zu geben. Es gibt nämlich ein Wollen, das nur ein halbes Wollen oder gar kein Wollen ist. Bloß das bewußte, feste, mit dem ausdrücklichen Vorsatz, unsern Willen durch die Tat zu stärken und zu bilden, betätigte Wollen führt uns sicher zum Ziel und bewirkt nachdrücklich und erfolgreich die Festigkeit unseres Willens. Wir alle arbeiten und studieren mit der ausgesprochenen und bewußten Absicht, unsern Verstand auszubilden. Warum tun wir nicht dasselbe bezüglich des Willens? Und wie wenige wohl tun es? Gäben wir uns so viele Mühe und verwendeten wir so viel Zeit auf die Erziehung des Willens, als wir anwenden auf die Ausbildung des Verstandes, welch riesenhafte Willens- und Kraftnaturen wären wir! Um so mehr, da die Herrschaft über den Willen mehr in unserer Hand liegt als das Vermögen

---

[1] Vgl. Levy, Die natürliche Willensbildung 113 ff; Payot, Die Erziehung des Willens 143 ff.

[2] Die deutschen Universitäten, Berlin 1902, 174 ff.

über unsere Erkenntniskraft. Wer hält uns denn ab, diesen Entschluß zu fassen und ihn täglich zu erneuern und ihn zu betätigen bei unsern Handlungen und Entschlüssen. Jede Handlung im Tag, jede Anstrengung, unserer Tagesordnung treu zu bleiben, unserer Pflicht gerecht zu werden, der Versuchung zu widerstehen, unterstützt durch den ausdrücklichen Vorsatz, an unserem Willen zu arbeiten, wäre eine mächtige Handreichung und eine nachdrückliche Förderung in diesem edeln und notwendigen Streben, namentlich wenn der Entschluß uns schwer fällt. Wir können uns nicht oft genug sagen: „Du mußt wollen; ja, du willst." Unsern Willen so gleichsam herausfordern, reizen und stacheln, nennt ein Philosoph „Autosuggestion". Und er hat Recht. Die Erfolge auf diesem Gebiete sind jedenfalls sicherer, wichtiger und glorreicher als auf jedem andern Gebiete der sogenannten Suggestion[1]. Wollen ist hier wirklich Können. All unsere Rückständigkeit auf dem sittlichen Gebiet, all unser Unglück kommt von dem Nichtwollen. „Wolle, und du tust deine Pflicht", sagt man. „Ich schreibe Ihnen", sagte ein Arzt zu einem eingebildeten Kranken, „ich schreibe Ihnen nichts vor als sich selbst", d. h. etwas Willenskraft[2]. Im Willen liegt der ganze Mensch, all seine Kraft und sein ganzes Leben.

Und doch ruft es von allen Seiten nach Männern, nach Charakteren, ein Zeichen, daß es keine oder wenige gibt. Ja die Heilkünstler der Zeit und der Gebrechen der Menschheit finden, daß Willensschwäche, Abminderung und Niedergang der Willenskraft die eigentümliche Krankheit der heutigen Menschheit sei. Daher komme, sagen sie, diese Langweiligkeit und Geschlagenheit der Geister, die Entmutigung, das Gespenst des Pessimismus, der Skeptizismus, die Leugnung der freien Bildungsfähigkeit des Willens, ja des Willens selbst und das schreckende Überhandnehmen der Selbstmorde — alles schlagende Zeichen der schwindenden Willenskraft, die sich nicht mehr im Kampf des Lebens zu behaupten vermag und der Verzweiflung verfällt. Woher aber dieses beklagenswerte Übel kommen mag? Eigentlich ist das Übel uralt und es wurzelt endgültig in der Veränderlichkeit, Unbeständigkeit und Geschöpflichkeit unserer Natur. Aber es lassen sich doch auch Ursachen neueren Datums mit Sicherheit aufzeigen und nachweisen. Es ist vor allem die alles beherrschende Richtung unseres Geistes nach außen auf rein weltliche, seien es materielle oder einseitig

[1] Levy, Die natürliche Willensbildung Kap. 3 4 5 6.
[2] Guibert 82 111.

geistige Errungenschaften; dann der traurige Wahn, unser Glück und unsere Größe liege nicht in uns, sondern in den Außendingen; ferner das Abnehmen der Achtung vor der Autorität, vor dem Glauben und der Religion, die ehedem auch dem schwachen Willen noch festere Richtung und stärkeren Halt zu geben im stande war; dann wohl auch das Überhandnehmen des menschlichen Stolzes, der, von seiner vorgeblichen Allmacht durchdrungen, alles aus sich zu vermögen und zu bewältigen sich vermißt und nun die Strafe entehrender Ohnmacht trägt. Die nächste Schuld und Verantwortung aber trifft wohl die Verkehrtheit unserer Erziehungsweise, und zwar nach zwei Seiten hin.

Erstens besorgt die moderne Erziehung einseitig und überwiegend die Verstandesbildung. Kenntnisse sind wertvoll und notwendig zunächst für die Berufsarbeit, Kenntnisse sind die Ehre des Menschen und, wie wir selbst gesehen, für den Willen von höchster Bedeutung. Sie sind aber doch nicht der ganze Mensch und das ganze Lebensziel. Das Handeln ist denn doch wichtiger als das Wissen. Eine gebildete, gestählte Willenskraft wirkt oft und gewöhnlich mehr als spezifisches Talent. Ziel, Vollendung und höchster Preis der richtigen Erziehung ist und bleibt die Vervollkommnung des Willens. Hat die Erziehung, mag sie auch in anderer Beziehung Lücken gelassen haben, in Bezug auf den Willen ihre Schuldigkeit völlig geleistet, so hat sie nicht umsonst gearbeitet[1]. Wenn wir alles täten, was wir wissen und einsehen, wir wären schon Heilige. Seinen Verstand bloß bereichern und den Willen leer ausgehen lassen heißt die Seele möblieren, nicht bilden. So ein Mensch ist eigentlich eine geistige Mißgestalt, ähnlich dem Sohne (einer deutschen Berühmtheit), von dem der Vater sagte: „Mein Bub hat zwei Köpfe, aber kein Herz.“ Das Wissen zum Wertmesser des Menschen machen ist ein verhängnisvoller Fehlgriff. Und wie oft wird er begangen von Eltern und Erziehern, leider gerade zu einer Zeit, in der eine kräftige Hilfe für den heranwachsenden Willen am meisten not täte. Wir meinen die Zeit der Universitätsstudien, wo leider selbst von oben herab „der unbeschränkten Freiheit“ das Wort geredet wird in dem Augenblick, wo das Wachstum der Leidenschaften sich entwickelt. Wie not täte da ein väterlicher Freund und Berater, eine kräftige geistliche Leitung und Hilfeleistung. Es ist ein schlechter Trost, irren und sühnen sei gut, denn da lerne man (Goethe); wer zu Grunde gehe, zahle den Preis der Freiheit,

[1] Krieg, Lehrbuch der Pädagogik 554.

sie sei nicht anders zu haben[1]. Freilich schließt die Freiheit immer die Möglichkeit des Mißbrauchs ein. Man kann aber doch, scheint es uns, die Freiheit auch haben ohne den Mißbrauch um den Preis diskreter Vorsorgen von oben, namentlich geistlicher und religiöser Hilfeleistung.

Und das führt uns auf den zweiten Mißgriff der modernen Erziehungskunst. Man vernachlässigt zu sehr die Mittel, welche die Religion bietet. Die Herbeiziehung der Religion zu Bildungszwecken ist in der Erziehung unentbehrlich. Gott, Furcht und Liebe Gottes, unser jenseitiges Ziel, die Sittengebote, das Gewissen, die Glaubenslehren und die Beispiele des Heilandes und der Heiligen, praktische Übung der Religion durch Gebet und Sakramentenbesuch sind immerfort zu betonen und zu Grunde zu legen, Vermittlung, lebhaftes Verständnis und praktische Auffassung der christlichen Weltanschauung ist das Ziel jeder wahren, gedeihlichen Erziehung. Gewiß sind die natürlichen Beweggründe, die natürlichen Anlagen und Tugenden des Menschen auch heranzuziehen und nicht zu vernachlässigen. Der Heiland hat sie auch berücksichtigt (Lk 14, 8 ff). Der Mensch wird so aus sich und von Grund aus auf das Gute gestellt und wird des innigen Zusammenhangs seiner Natur mit der Übernatur inne. Aber sie reichen nicht aus, so wie sie auch bei Griechen und Römern und bei allen denen, die ihnen nachgetreten, nicht ausreichten. Ohne Zweifel tut eine gute Naturanlage viel, ja es gibt Seelen, die, scheinbar von aller Gnadenhilfe entfernt, unter Umständen heldenmütige Tugend bewährten. Aber das sind Ausnahmen und nicht die gewöhnliche Regel. Die natürliche Sittlichkeit ist aus sich nicht vermögend, den Menschen wirklich durchzubilden und ihn unter allen Umständen gegen alle Macht des Bösen in und außer ihm dauernd und siegreich im Guten zu befestigen. Die Religion, das Christentum, die Kirche allein ist die wahre Erziehungsmacht und besitzt das Geheimnis der Willensbildung, weil sie allein Wahrheit, Ideale und Gnadenkraft hat. Was vermögen auch alle andern Religionen und Erziehungslehrer? Sie haben keine göttliche Autorität, um gebietend und verbietend in die innere Welt heißgeliebter Wünsche und liebgewonnener Neigungen des menschlichen Herzens einzudringen. Die ewigen Wahrheiten des Christentums tun unserem modernen Menschen not, sie sind die wahren Grundsätze und Gesetze der seelenkundigen Erziehungskunst. Es ist leicht gesagt: „Laß den günstigen Augenblick, dich unrechtmäßigerweise

[1] Vgl. Paulsen, Die deutschen Universitäten 356—373.

zu bereichern, vorübergehen; verzichte auf den Umgang eines reizvollen Wesens, trage geduldig und mit Mut die Einbuße deines Glückes und Vermögens um der Gewissenspflicht wegen." Das wird nur der leisten, welcher fest in seinem Herzen die Überzeugung trägt, nicht hienieden sei sein Lebensziel, sondern in der Ewigkeit, die ihm alles ersetzen wird, der, dessen Geist und Herz voll ist von dem Ideal einer ganz andern, unendlich begehrenswerteren Schönheit, von Gott, dem Inbegriff aller Wahrheit, Schönheit und Gutheit, der, welcher weiß, daß er einen Gott zum Helfer hat, wenn alle zeitlichen Mittel weichen. Diese Ideale, Wahrheiten und Grundsätze versagen nie. Aber bloß die Religion lehrt sie und zeigt sie. Die ersten Christen waren wie Block gehauen aus diesen Wahrheiten des Glaubens. Deshalb waren sie unüberwindlich durch ihren in der Wahrheit, in der Liebe und in Gott gefestigten Willen. Durch den Willen ist der Mensch alles, was er ist und tut. Seine wahre Größe, sein Glück liegt im Willen. Mit dem Willen allein besteht er den Kampf des Lebens. Mit dem Willen allein kauft er den Himmel! M. Meschler S. J.

Die Negeremanzipation in Brasilien.

In der Reihe der zivilisierten Staaten, die im Verlaufe des letzten Jahrhunderts die Negersklaverei in ihren Gebieten abgeschafft haben, steht Brasilien an letzter Stelle. Während nämlich Frankreich dazu schon 1794 das Vorspiel eröffnete und England 1833 in seinen Kolonien die Emanzipation der Neger gesetzlich festlegte, folgte das südamerikanische Kaiserreich diesem hochherzigen Beispiele erst im Jahre 1888. Wollte man aus diesem Umstande die Folgerung ableiten, das brasilianische Volk stehe an echt humaner Gesinnung hinter andern Nationen zurück, so wäre dies durchaus unrichtig. Im Gegenteil, nirgends hat die Emanzipationsidee einen so mächtigen Widerhall in der Volksseele gefunden als gerade dort, und nirgends war das Schicksal der Sklaven ein weniger unglückliches als in jenem Lande, wo man dem geknechteten Volke wenigstens nicht den höchsten Trost versagte, der in den schlimmsten Lagen noch seine Wirksamkeit ausübt: nämlich den Trost der Religion.

Daß die allgemeine Befreiung sich trotzdem so lang verzögert hat, kann somit nur seine Erklärung in besondern Schwierigkeiten finden, die sich in Brasilien vorfanden, und vornehmlich in dem Widerstande seiner leitenden Staatsmänner, die eine plötzliche Emanzipation für ein nationales Unglück ansahen. In dieser Beurteilung, die sich schließlich als irrig herausstellte, standen letztere jedoch nicht allein. Auch sonst scharfsinnige Beobachter waren der Meinung: eine ohne Mittelstufen herbeigeführte allgemeine Freilassung werde die schwersten Gefahren für Land und Volk heraufbeschwören.

So sagte Professor Wappäus in seinem Werke „Handbuch der Geographie und Statistik“ noch im Jahre 1871, also zu einer Zeit, wo die Abschaffung der Sklaverei schon als unaufhaltsam und unmittelbar bevorstehend erachtet wurde, zweifelsohne mit tiefster Überzeugung:

„Denn wie die Verhältnisse des Landes einmal liegen, ist gegenwärtig die Sklaverei für Brasilien noch eine Notwendigkeit, und deshalb werden auch die Brasilianer noch so lange wie möglich an der Aufrechterhaltung derselben festhalten, möge auch die Überzeugung unter ihnen, daß die Sklaverei sowohl volkswirtschaftlich wie sittlich zu verdammen sei, sich immer mehr Bahn brechen. Es steht dabei für Brasilien zu viel auf dem Spiele, nämlich nichts Geringeres als die Existenz des Staates selbst, und weil damit auch zugleich die Existenz der gegenwärtigen Sklavenbevölkerung selbst bedroht ist, so können nur blinder Unverstand, heuchlerische Philanthropie oder heimliche Feindschaft an Brasilien die Aufforderung richten, die Emanzipation der Sklavenbevölkerung unverzüglich auszuführen“ (S. 1539). Das gleiche Urteil fällt der als Naturforscher bekannte Dr v. Ihering in seinem Buche „Rio Grande do Sul“ (S. 69):

„Wenn daher auch der Eifer, welchen die Brasilianer im ganzen für die Emanzipation entwickeln, ihrem guten Herzen und ihrer humanen Gesinnungsweise alle Ehre macht, so ist doch nicht zu verkennen, daß eine Beschleunigung der Emanzipation, wie sie von den ‚Abolitionisten‘ erstrebt wird, eigentlich in keiner Weise im Interesse Brasiliens zu wünschen ist. Für die Weltgeschichte bleibt es gleich, ob die begonnene Emanzipation 1890 oder 1900 beendet ist, ob die letzte Sklavenarbeit in Amerika im Jahre 1900 oder einige Jahre früher oder später getan wird.“

Wie sich aus dem Gesagten ergibt, hielt man lange Zeit fast allgemein dafür, daß nur eine stufenweise und allmähliche Befreiung der Sklaven sowohl für Weiße als Schwarze gleich wünschenswert, ja selbst zur Verhütung großen Unheils unumgänglich notwendig sei.

Inwieweit man sich bei dieser Auffassung von Vorurteilen leiten ließ, wird sich aus dem Gange vorliegender Untersuchung ergeben. Der Hauptbefürchtungen, denen man sich hauptsächlich in den brasilianischen Regierungskreisen hingab und die man mit einer unvermittelt eintretenden Freigebung untrennbar verknüpft glaubte, waren vorwiegend drei. Zuerst die Erschütterung der staatlichen Ordnung; sodann die wirtschaftlichen Nachteile und endlich die Aussicht, damit ein zahlreiches gemeinschädliches Proletariat ins Leben zu rufen.

Prüfen wir diese Bedenken auf ihre Berechtigung und vergleichen wir sie mit den aus der plötzlichen Aufhebung der Sklaverei hervorgegangenen Zuständen.

I.

Wir haben oben gesehen, daß noch zwei Jahrzehnte vor Erlaß des Emanzipationsgesetzes, das am 13. Mai 1888 in Kraft trat, gewiegte Kenner Brasiliens und selbst dessen Staatsmänner die Fortdauer der Sklaverei für notwendig hielten. Sie besorgten, mit einer derartigen Maßregel die Existenz des brasilianischen Reiches aufs Spiel zu setzen. Wahrscheinlich schwebten ihnen überdies die von der Geschichtschreibung fast durchgängig gepflegten Vorurteile vor, wonach die Völker Europas gut daran getan hätten, das Befreiungswerk dem Einflusse des christlichen Geistes zu überlassen, ohne durch übereilte Maßnahmen der naturgemäßen Entwicklung vorzugreifen. Sie waren vermutlich unbewußterweise auch von sonstigen Erinnerungen aus der Geschichte Griechenlands und Roms beeinflußt und stellten sich die Folgen einer unvermittelt ins Dasein tretenden allgemeinen Befreiung als mit Bürgerkrieg und Aufruhr verbunden vor. Kannten sie doch außerdem aus der eigenen Geschichte den Aufstand der während der holländischen Invasion 1630—1654 geflüchteten Negersklaven, durch den zu Ausgang des 17. Jahrhunderts das portugiesische Kolonialreich schon einmal unheilvoll erschüttert worden war.

Was sollte es erst geben, wenn im ganzen Lande an einem Tage alle Sklaven für frei erklärt wurden? Die Flamme der Revolution würde dann in allen 20 Provinzen zugleich aufschlagen, ohne daß es der Regierung möglich sein würde, sie zu ersticken. Wir gestehen offen: Eine gewisse Berechtigung hätten allerdings derlei Bedenken gleich zur Zeit der Begründung des neuen Staates im Jahre 1822 gehabt. Im Jahre 1818 betrug nämlich die Zahl der Neger beiläufig die Hälfte der gesamten damaligen Bevölkerung. Nun denke man sich, daß zu jener Zeit die

allgemeine Befreiung erfolgt wäre. Im ganzen Lande hätten sich plötzlich zwei numerisch gleich starke Parteien gegenübergestanden: Unterdrückte und Unterdrücker, erstere erfüllt von Haß und Rachgier, letztere ohne hinreichende Machtmittel, um sich jener zu erwehren.

Doch dieses mißliche Verhältnis war nur vorübergehend. Es verschob sich von Jahr zu Jahr mehr zu Ungunsten der schwarzen Bevölkerung. Eine Reihe von Vorgängen und Regierungsmaßregeln führte eine gänzlich verschiedene Lage herbei. Zunächst setzte die Einwanderung schon im Jahre 1826 ein, die das weiße Element besonders im Süden verstärkte. Im ganzen Lande aber setzte das Verbot der Einfuhr neuer Sklaven, das 1831 erfolgte, sowie die 1856 dekretierte Unterdrückung des Sklavenhandels der Vermehrung des schwarzen Elementes endgültig Schranken. Die Gefahr eines Negeraufstandes verminderte sich damit daher zusehends von Jahrzehnt zu Jahrzehnt. Im gleichen Sinne wie die erwähnten Ereignisse und Maßnahmen wirkten zwei andere Gesetze, von denen das eine 1871, das andere 1886 erlassen wurde.

Das vom 29. September 1871, das sog. Gesetz des freien Leibes (do ventre livre), verfügte, daß alle von diesem Tage an gebornen Sklavenkinder als frei zu betrachten seien; das zweite, vom Jahre 1886, setzte das 60. Jahr als oberste Altersgrenze fest, über die hinaus kein Schwarzer mehr als Sklave betrachtet werden durfte. Es ist einleuchtend, daß durch diese beiden Gesetze die Zahl der noch übrigen Sklaven mit der Zeit wiederum eine große Verminderung erfahren mußte, und demgemäß die Gefahr einer gewaltsamen Erhebung des schwarzen Elementes immer mehr verschwand. Trotzdem waren durch diese Maßnahmen die ängstlichen Gemüter doch noch nicht vollständig beruhigt; vielmehr nahm man von dem bisher erreichten Erfolge nur Veranlassung, sich in dem Entschlusse einer allmählichen Befreiung zu befestigen und diesen Plan als einzig der Staatsweisheit entsprechend anzusehen.

Daß man schließlich doch den entscheidenden Schritt tat und mit einem Schlage die Sklaverei aufhob, findet seine Erklärung in der für den Freiheitsgedanken gemachten Propaganda der sog. Abolitionisten. Seit 1886 setzte diese Bewegung, die schon vorher bestanden und im Emanzipationsfonds für Loskaufung von Sklaven sich betätigt hatte, überraschend mächtig ein. Hauptsächlich war es die Presse, die alle Mühe aufwandte, um das erwünschte Ziel so schnell wie möglich zu erreichen. Dichter und Romanschreiber behandelten das Thema unter Hinweis auf Nordamerika

in zahlreichen Werken, und die Zeitungen veröffentlichten keine Steckbriefe flüchtiger Sklaven mehr, in denen Prämien für deren Ergreifung ausgesetzt waren. Auch in den Kammern der einzelnen Provinzen sowohl wie der Hauptstadt machte sich der Ruf nach sofortiger Emanzipation immer nachdrücklicher geltend. Unter dem Einfluß dieser sog. öffentlichen Meinung gaben viele Privatpersonen bald hier bald dort ihre sämtlichen Sklaven frei. Ja sogar ganze Provinzen, wie Ceará, Amazonas und Goyaz, folgten diesem großmütigen Antriebe, und selbst im Schoße der kaiserlichen Familie regte sich das gleiche Bestreben. Es ist ungemein rührend, daß die Kinder der Kronprinzessin, darunter der zukünftige Thronfolger, eine kleine Zeitung für diesen Zweck im Palaste gründeten und unter ihren Bekannten die Artikel, die sie selbst schrieben und druckten, verbreiteten. So kam es, daß am 13. Mai 1888 das berühmte Emanzipationsgesetz ohne jegliche Diskussion beschlossen und sogleich an demselben Tage bestätigt wurde. Es war ein feierlicher Moment, als am Abend desselben Tages eine Deputation von Schwarzen vor der Regentin Isabel erschien, um der erlauchten Frau, die beide Gesetze, das des freien Leibes und das der allgemeinen Befreiung, in Abwesenheit des Kaisers sanktioniert hatte, den Dank der befreiten Rasse auszusprechen. Ein ehemaliger Sklave, José do Patrocinio, der sich durch seine Energie losgekauft und sich durch sein Talent einen geehrten Namen unter den Journalisten der Hauptstadt errungen hatte, hielt kniend vor der Kronprinzessin eine Rede, die alle Anwesenden und selbst die Angeredete zu Tränen rührte.

Welches waren nun die Folgen der scheinbar überstürzten Maßregel? Ein Sturm durchbrauste allerdings das Land, aber es war ein Sturm des Jubels und nicht der Gesetzlosigkeit und Empörung. Rauschende Festlichkeiten wurden überall veranstaltet mit Beleuchtungen, Umzügen und Redetournieren, an denen merkwürdigerweise die freien Weißen fast die einzigen Teilnehmer waren, während die befreiten Schwarzen sich still ihres Glückes freuten und ruhig wie bisher ihren gewohnten Beschäftigungen nachgingen. Nicht an einem einzigen Orte des weiten Landes kam es zu Aufständen oder Unordnungen. Die frühere Befürchtung gewaltsamer Umwälzungen auf politischem Gebiete hatte sich als eine Täuschung erwiesen.

Freilich wurde der Thron des Kaisers durch das Gesetz erschüttert, ja fiel sogar infolge der stattgehabten Befreiung. Aber es waren nicht die Befreiten, die ihn umstürzten, sondern die durch das Emanzipationsgesetz in ihren Interessen geschädigten und darob verstimmten Kaffeepflanzer,

hauptsächlich der Provinz São Paulo. Sie, die langjährigen Stützen der Monarchie, schlugen sich jetzt auf die Seite der bislang bedeutungslosen Republikaner, und damit war der Fall des Kaisertums entschieden.

Und die ehemaligen Sklaven, die aus Dankbarkeit die Dynastie Braganza hätten schirmen sollen, wurden, ohne es zu beabsichtigen, das Werkzeug ihrer Absetzung, insofern sie als das Gros des brasilianischen Heeres der Neuerungssucht und Rachgier einer kleinen Minorität zum Siege verhalfen.

II.

Die zweite Befürchtung, die man an eine unvermittelt eintretende Beseitigung der Sklaverei knüpfte, betraf das wirtschaftliche Leben. Brasilien war ein Exportstaat, und besonders waren seine Naturerzeugnisse die Quelle seines Wohlstandes und seiner wirtschaftlichen Bedeutung.

Aber diese alle beruhten auf der Arbeit der Sklaven. Die unermeßlichen Kaffeepflanzungen, die Zuckerrohr-, Tabak- und Kakaofelder wurden nahezu ausschließlich von Sklaven bebaut. Wie sollte es möglich sein, für die wohlfeile Sklavenarbeit rasch einen Ersatz zu finden, und besonders, wie sollte Brasilien mit andern Ländern auch dann noch konkurrenzfähig bleiben können, wenn die Herstellungskosten seine Ausfuhrprodukte verteuerten?

Diese Befürchtungen waren nicht aus der Luft gegriffen, und kein Vorurteilsfreier kann ihnen bis zu einem gewissen Grade eine tatsächliche Berechtigung abstreiten. Dennoch ging auch diese scheinbare wirtschaftliche Gefahr harmlos vorüber.

Wenn wir die Statistik zu Rate ziehen, so kommen wir zu dem gewiß unerwarteten Resultat, daß die Kaffeeausfuhr, auf die wir als den Hauptartikel uns hier beschränken wollen, nach 1888 nicht nur nicht abgenommen hat, sondern sogar gestiegen ist. Eigentlich hätte man gar nicht übermäßig besorgt zu sein brauchen, weil bereits anderweitige Erfahrungen vorlagen. So sagte schon der obenerwähnte Dr Hermann v. Ihering 1884:

„In der Provinz Rio Grande hat die Verminderung des Sklavenstandes auf nahezu die Hälfte keinerlei wirtschaftliche Mißstände geschaffen und wird es daher mit der andern Hälfte auch nicht anders gehen.“ Diese Ansicht war nun allerdings bei den Verhältnissen Rio Grandes richtig, allein bei der Kaffeekultur fand sie doch nicht ohne weiteres passende Anwendung; denn einmal war dort die Sklavenarbeit viel weniger leicht zu ersetzen und überdies die Zahl der Negersklaven viel größer als in

Rio Grande. Darum läßt sich nicht leugnen, daß besonders die Besitzer der Kaffeeplantagen durch das Gesetz vom 13. Mai 1888 viel empfindlichere Verluste erlitten haben als die Viehzüchter Rio Grandes. Ein Sklave hatte durchschnittlich den Wert von 1 Conto = 1000 Milreis. Welche enorme Summe den Besitzern der Kaffeeplantagen daher durch die Aufhebung verloren ging, läßt sich leicht berechnen, wenn man bedenkt, daß manche Sklavenbesitzer ihre Neger nach vielen Hunderten zählten. Und da die Kammern nach dem Befreiungsgesetz jede Entschädigung aus Staatsmitteln an die früheren Sklaveneigentümer verweigerten, begreift sich ungezwungen die tiefe Verstimmung, die sich der letzteren bemächtigte.

Doch, wie es auch sonst bei andern Fragen geschieht, geschah es auch mit der gefürchteten wirtschaftlichen Krisis. Die falsche Voraussetzung traf gar nicht ein. Die Voraussetzung war, die ehemaligen Sklaven würden truppweise aus den Plantagen weglaufen und letztere demgemäß veröden. In Wirklichkeit gestalteten sich die Verhältnisse weit günstiger. Weitaus in den meisten Fällen blieben die befreiten Sklaven bei ihren ehemaligen Herren.

Es war nur eine Veränderung in den Lohnverhältnissen, die eintrat. Hatte vorher der Plantagenbesitzer für Nahrung und Kleidung gesorgt, so übernahm nun der Arbeiter zum Teil diese Sorge, wofür er von seinem Herrn eine Entschädigung erhielt, die, obwohl an sich nicht groß, dennoch bei der Wohlfeilheit der Lebensmittel und sonstiger Bedürfnisse als ein anständiger Lohn gelten durfte.

Und mochten auch einzelne Pflanzungen ihre Arbeiter verlieren, das allgemeine Bild der Plantagenarbeit erlitt dadurch kaum eine Veränderung.

Nach The Statesman's Year-Book von 1905 treffen wir in São Paulo noch rund 15 000 Kaffeeplantagen, von denen 590 von 200 000 bis 500 000 Kaffeebäume, 1000 von 100 000 bis 200 000 Bäume zählen. Dagegen wies der Staat Minas Geraes in demselben Jahre die Zahl von 2800 Pflanzungen auf, unter denen 64 mehr als eine halbe Million, und 840 über 100 000 Kaffeebäume besitzen, gewiß eine weite Basis für eine so wichtige Kultur wie der Kaffee. Trotz der Sklavenbefreiung stehen diese unermeßlichen Landflächen noch unter ergiebiger Bewirtschaftung. Es mag sein und ist sogar wahrscheinlich, daß die Zahl der früher beschäftigten Arbeiter größer war, als die jetzige ist, aber darum ist die Produktion selbst keineswegs gesunken. Im Jahre 1886—1887 wurden 364 Millionen Kilogramm, somit mehr als die Hälfte der damaligen

Kaffeeproduktion der ganzen Welt exportiert, während nach dem Year-Book im Jahre 1902 über 780 Millionen ausgeführt worden sind, was trotz des gesteigerten Konsums ein noch größeres Übergewicht Brasiliens auf dem Kaffeemarkte der Welt bedeutet. Daß die Kaffeeproduktion eine so günstige Entwicklung genommen hat, dürfte seinen Grund darin haben, daß nicht nur größere Bodenflächen dafür benutzt, sondern noch mehr, daß in europäischen Einwanderern bessere Arbeitskräfte herangezogen und deren Anstrengungen durch vervollkommnete Maschinen unterstützt worden sind.

Ganz besonders aber hat sich, für Brasilien im ganzen genommen, ein wirtschaftlicher Niedergang nicht eingestellt, weil an die Seite der Kaffeekultur noch eine andere Ausfuhr getreten ist, die von Jahr zu Jahr an Bedeutung gewinnt und alle Aussicht hat, jene des Kaffees zu erreichen, ja sogar zu überflügeln. Es ist dies der Kautschuk. Für diesen Arbeitszweig kam schon früher Sklavenarbeit nicht in Betracht, denn die Seringueiros rekrutierten sich stets aus Freien, nämlich aus den Indianern des Amazonengebietes, den Mischlingen derselben mit Europäern und vorzüglich aus den in größeren Schwärmen zur Zeit der Ernte herbeiziehenden Bewohnern von Ceará, die allein den Strapazen des Fieberklimas gewachsen sind, während, wie jüngst noch die Acre-Expedition gezeigt hat, das schwarze Element keineswegs dieselbe Widerstandskraft aufweist. Nachgerade wird aber, wie gesagt, der Kautschukexport noch mehr als der des Kaffees den Hauptreichtum Brasiliens bilden. Er erreichte 1902 die Summe von 7 293 523 Pfund Sterl. und stieg 1903 gar auf 9 733 041 Pfund Sterl., die Hälfte des aus dem Kaffee gezogenen Erlöses. Daß er aber in Zukunft noch weit erträglicher sein wird, dafür bürgt die beständig zunehmende Nachfrage nach diesem Artikel für die Elektrizitäts- und Maschinen-Industrie und der durch den Vertrag mit Bolivien erlangte Zuwachs unermeßlicher Waldstrecken, auf denen der Kautschukbaum heimisch ist.

Es dürfte nicht ohne Interesse sein, als willkommenen Beleg für unsere Ansichten ein Zeugnis anzuführen, das freilich schon aus etwas entlegener Zeit stammt, dafür aber den Vorteil hat, auf eigener Beobachtung zu beruhen und durch die jüngste Vergangenheit eine glänzende Bestätigung erhalten zu haben.

Therese von Bayern, die im Jahre 1889 das Land bereiste, äußert sich in ihrem Werke „In den Brasilianischen Tropen" S. 290 über die wirtschaftlichen Folgen der Befreiung in sehr bemerkenswerter Weise:

„Daß einzelne brasilianische Staatsbürger durch das neue Gesetz geschädigt wurden, daß für die Gutsbesitzer das Ersetzen der Sklaven durch freie Arbeiter nicht leicht gewesen ist, soll nicht geleugnet werden. Andererseits läßt sich aber auch nicht in Abrede stellen, daß der partiellen Krisis ein voraussichtlich großartiger finanzieller Aufschwung gegenüberstehen wird. In den letzten 17 Jahren hat die Anzahl der Sklaven, wie wir vorhin sahen, um zwei Drittel abgenommen, und nichtsdestoweniger ist z. B. die Kaffeeernte auf das Dreifache gestiegen. So ist jetzt bei zu erwartender größerer Einwanderung und der, nach schon gemachter Erfahrung in den Nordprovinzen, weit günstigeren freien Arbeit, eine weitere Steigerung der landwirtschaftlichen Produktion sicher anzunehmen. Überdies sucht die Regierung den allenfalls in Verlegenheit geratenen Fazendeiros durch Gründung einer Agrar-Kreditkasse helfend unter die Arme zu greifen. Auch hat das Verlassen der Fazendas durch die freigewordenen Schwarzen nicht die gefürchteten Dimensionen angenommen. Die meisten Emanzipierten sind geblieben, namentlich da, wo sie als Sklaven gut behandelt wurden. Und so hat auch der Bareo de Cantagallo, der es nicht über sich vermocht hatte, gleich andern Gutsbesitzern die Sklaven vor der Emanzipation frei zu lassen, trotzdem seine 400—500 Neger sämtlich als freie Arbeiter behalten, was letzteres immerhin einen günstigen Rückschluß auf den Charakter des alten Herrn gestattet. Diese Neger erhalten keinen Taglohn, aber eine Besoldung, welche je nach Gattung der Arbeit sich bis auf 20 Milreis (damals gleich 45 Mark) monatlich beläuft."

Diese Erwartung einer wirtschaftlichen Hebung des Landes infolge der Abschaffung der Sklaverei ist bis zur Stunde glänzend in Erfüllung gegangen.

III.

Die Besorgnis jedoch, deren sich die Staatslenker am wenigsten entschlagen konnten, war, es möchte die plötzlich freigegebene schwarze Bevölkerung sich sogleich in eine Masse arbeitsscheuer und verbrecherischer Elemente verwandeln. In Nordamerika war nach dem Kriege von 1860 auf 1865 das allerdings der Fall gewesen, und darum war die Zurückhaltung, mit der man von seiten der Staatsgewalt an das Problem herantrat, nur allzu begreiflich.

Wappäus noch hat dieser Befürchtung kräftigen Ausdruck gegeben, als er schrieb S. 1541 a. a. O.: „Die größte Schwierigkeit besteht nicht eigentlich darin, die Sklaven als Arbeiterbevölkerung entbehrlich zu machen,

obgleich auch dies nur sehr schwer gelingen wird, sondern darin, was mit dem freigewordenen Sklaven zu beginnen, damit er, sich selbst überlassen, nicht ein absolut faules Glied der Gesellschaft und als solches zu einem Hemmnis für die Kultur würde und schließlich selbst doch nicht zu Grunde ginge." Allein trotz aller gegenteiligen Wahrscheinlichkeit sind die vorgebrachten Befürchtungen durch die Erfahrungen, die man seit 1888 bis zur gegenwärtigen Stunde gemacht hat, keineswegs als begründet nachgewiesen worden. Vielmehr kann man kühn behaupten: In größerem Umfange sind die Freigelassenen weder zu faulen Gliedern der Gesellschaft noch zu Hemmnissen der Kultur geworden. Ihre Befreiung hat zunächst selbst den ehemaligen Herren Nutzen gebracht, indem sie diese einesteils zur Arbeit zwang, anderenteils eine Quelle der allgemeinen Unsittlichkeit verstopfte. Sodann hat sich die ihnen zu teil gewordene Freiheit als wohltätig wirkendes Element auch bei den Negern erwiesen.

Wir wollen diese Tatsache nur nach einigen offen zu Tage liegenden Seiten hin verfolgen.

Wer an erster Stelle die heilsame Wirkung der Aufhebung der Sklaverei an sich empfand, war, so sonderbar dies klingt, das brasilianische Heer. Es wurde dadurch gestärkt, veredelt und schlagfertig gemacht. Gegenwärtig beträgt die Zahl der Farbigen im Heere sicher noch neun Zehntel. Davon sind gut sieben Zehntel Schwarze, während der Rest auf Mischlinge entfällt. In früheren Zeiten war der Prozentsatz kein so bedeutender, wenigstens solange Portugal einige Divisionen in seiner Kolonie stehen hatte. Höchstens in gewissen Zeitläufen der Kolonialperiode wurden bei außerordentlichen Anlässen größere Mengen Schwarzer als Sklaven ins Heer eingestellt. Eine glorreiche Episode der Geschichte Brasiliens bildeten die Befreiungskämpfe von der holländischen Herrschaft in Pernambuco und den nördlich davon gelegenen Provinzen. Um die Fremden, die Ketzer auszutreiben, vereinigten sich in patriotischem Hochgefühl damals Lusobrasilianer, Indianer und Neger. Groß, wenn auch vielfach unbekannt, sind die Heldentaten, die alle drei Völkergruppen gemeinsam verrichtet haben. Hell glänzt unter den Namen der Freiheitshelden neben dem Indianer Philippe Camarão auch der Neger Henrique Dias, der nach Erringung der Unabhängigkeit vom portugiesischen Könige zum Obersten und Ritter des Ordens von Alcantara erhoben wurde und dessen Name noch jetzt ein Kriegsschiff führt. Doch auch später noch, nämlich unter dem Kaiserreiche, waren im brasilianischen Heere manchmal höhere Offiziere anzutreffen, die nach Farbe und

Gesichtsbildung gradeswegs aus Afrika hätten gekommen sein können. In Rio Grande lernte ich gar einen Artillerieoberst kennen, der mir wie ein moderner Othello erschien. Doch das waren Ausnahmen; gewöhnlich brachten es nur wenige Neger zum Unteroffizier oder Sergeant. Sie lieferten dagegen den größten Teil der Gemeinen. Es wäre verkehrt, wollte man den Schwarzen als einen minderwertigen Soldaten ansehen. Er liefert, wie die in Afrika von verschiedenen Großmächten gemachten Erfahrungen beweisen, vortreffliches Material, allerdings für jene heißen Länder insbesondere. Es fehlt dem Neger nicht an Muskelkraft noch Mut, und sein Gehorsam ist sprichwörtlich, wenn schon die ihm angepaßte Disziplin nicht ganz nach europäischen Begriffen zugeschnitten sein darf. Seit Gründung des Kaiserstaates bildeten Schwarze den Hauptbestandteil des Heeres, und dessenungeachtet hat sich während der Regierung der zwei brasilianischen Kaiser, 1822—1889, eben dieses Heer einen guten Ruf erworben. Die großartigste Rolle spielte das schwarze Element während des Krieges mit Paraguay 1865—1870. Um das Heer entsprechend stark zu machen, wurden damals die der Regierung zugehörigen Negersklaven frei gegeben und in die Bataillone eingereiht. Zu ihnen traten die von Privatbesitzern freigegebenen Sklaven, und nur auf diese Weise gelang es, eine den Streitkräften Paraguays gewachsene Armee ins Feld zu stellen. Diese Schwarzen haben zum wesentlichen Teile in jenen Kriegsjahren durch ihre Tapferkeit die Siege erfochten, auf die Brasilien stolz ist.

Es liegt auf der Hand, daß jetzt nach Abschaffung der Sklaverei das Heer aus dieser allgemeinen Freigebung große Vorteile zieht. Da es keine Wehrpflicht und regelrechte Konskription in jenem Lande gibt, sondern durch Anwerbung der Effektivbestand des Heeres hergestellt werden muß, der zur Friedenszeit 24000 Mann beträgt, so hat man in den freien Schwarzen ein immer ausreichendes, höchst taugliches und jederzeit zur Verfügung stehendes Material zur Hand.

Daß sie aber, wie es früher der Fall war, nicht erst beim Anziehen der Uniform frei werden, sondern als Freie geboren wurden und sich der Freiheit lange vorher schon erfreuten, muß sicherlich das Ansehen des ganzen Heeres und das Selbstgefühl des einzelnen Soldaten heben.

Man sieht hieraus, daß nach dieser Seite hin die Emanzipation für Brasilien in hohem Maße nutzbringend geworden ist. Doch weitaus die größte Menge der freigelassenen Neger widmet sich nicht dem Waffenhandwerk, sondern dem Dienstbotenberufe im weitesten Sinne des Wortes.

Die Männer und Jünglinge sind Gärtner, Kutscher, Pferdeknechte, Roß- und Kuhhirten, während die Frauen und Mädchen die Hausdienste besorgen als Mägde, Kindermädchen und zuweilen auch als Ammen, Gesellschafterinnen und Stützen der Hausfrau.

Eine Eigentümlichkeit Brasiliens ist, daß sich die Köche größtenteils aus den männlichen Negern rekrutieren. Und die eigene Erfahrung wie die öffentliche Meinung sind darin einig, die Tüchtigkeit des schwarzen Kochkünstlers zu rühmen. Ich bin nicht sicher, bei europäischen Lesern Anklang zu finden, wenn ich behaupte, es sei für Lösung der Dienstbotenfrage in jenem Lande eher als ein Vorteil denn als ein Nachteil zu betrachten, daß den Negern durchgängig Unterricht und Schulbildung fehlt.

Jedenfalls sind sie infolge dieses Mangels fügsamer als weiße Dienstboten und weniger anspruchsvoll. Aber selbst ihr Naturell macht sie zum Dienen weit geeigneter, als dies bei europäischem Dienstpersonal der Fall sein könnte. Sie sind gutmütig, willig und für Freundlichkeit, Güte und Freundschaft höchst empfänglich. Damit soll nun keineswegs gesagt sein, daß es unter den Negern keine gebe, die lesen und schreiben können. In dieser Hinsicht sind besonders die Waisenkinder schwarzer Abkunft im Vorteil, die in weißen Familien oder öffentlichen Anstalten Unterkunft finden. Sie erhalten Unterricht und werden als Mädchen in die Haushaltungskunst eingeführt, während die Knaben Gelegenheit bekommen, ein Handwerk zu erlernen.

Dem Gesagten zufolge zog die Gesellschaft aus der allgemeinen Befreiung den bedeutenden Vorteil, zuverlässige und gefügige Dienstboten in ausreichender Zahl und für lange Zeit hinaus zu erhalten, was jeder Unbefangene als eine große soziale Wohltat erachten wird.

Ein weiterer Vorteil war die Bildung eines bürgerlichen Mittelstandes. Da ein solcher wesentlich auf der Familie und darum auf einer für unauflöslich geltenden Ehe beruht, so ist unmittelbar klar, daß er erst mit der allgemeinen Freigebung seinen sichern Anfang nehmen konnte, weil erst durch sie die Ehe wieder zu einer würdigen und bleibenden wurde und in ihrem Bestande der Willkür der Sklavenhalter sich entzogen hat. Mit der Freiheit der Eheschließung und der Möglichkeit lebenslänglichen Zusammenlebens nahm darum bald die Familie in der schwarzen Bevölkerung eine ganz andere Gestalt an. Es wäre durchaus falsch, anzunehmen, der Neger sei nicht geeignet, eine wohlgeordnete Familie zu gründen und zu erhalten, und es fehle ihm die dazu nötige Treue und Betrieb-

samkeit. Ihre Natur ist nicht von der unsrigen verschieden und besitzt all die hochherzigen Triebe, durch die wir uns ihm vielfach für überlegen halten. Ähnliche Gesinnung und Fürsorge ist bei dem Neger in eben dem Grade anzutreffen wie bei uns, und die Zärtlichkeit der Negerin als Mutter steht durchaus nicht hinter der von uns Weißen zurück. Auch ist es nicht richtig, daß dem Neger durchgängig Energie und Initiative abgehe. Er besitzt gerade wie wir, wenn auch vielleicht nicht in demselben Maße, Selbstbewußtsein und Ehrgefühl. Und mag er auch mehr zu Müßiggang und Unsittlichkeit geneigt sein als der Durchschnittseuropäer, so darf man dabei nicht übersehen, daß die Sklaverei ihn vielfach zu dem indolenten und lasterhaften Geschöpfe gemacht hat, als welches er oft vor uns erscheint.

Wie sollte er fleißig sein zur Zeit, als all seine Arbeit nur dem Herrn zu gute kam? Wie sollte er ein sittliches Leben führen in Umständen, die ihm eine richtige Ehe vielfach zur Unmöglichkeit machten? Und haben nicht in den ungünstigsten Umständen Hunderte von Negern große sittliche Kraft an den Tag gelegt, wenn sie durch Extraarbeit und langjährige Sparsamkeit sich die hohe Summe zusammenverdient haben, die zum Loskauf erforderlich war?

Auch jetzt, nachdem ihnen ohne ihr Zutun allgemein die Freiheit zu teil geworden ist, legen durchaus nicht alle die Hände müßig in den Schoß. In allen Städten trifft man Hunderte von ihnen als achtbare Familienväter und zugleich als ehrliche und tüchtige Handwerker, als Barbiere, Maurer, Zimmerleute, Tagelöhner u. dgl. Nicht wenige von ihnen haben, solange sie gesund sind, ihr sicheres Auskommen; viele ihr schmuckes Häuschen in einer Vorstadt oder einer der weniger bedeutenden Straßen, kurz, sind achtungswerte und nützliche Mitglieder der bürgerlichen Gesellschaft geworden.

Endlich kann man noch mit Recht behaupten, daß auch die Kirche aus der Befreiung einen großen Vorteil gezogen habe. Die Neger gehörten zwar als Sklaven schon fast ausnahmslos der katholischen Religion an, aber sie galten doch eben ihrer Unfreiheit wegen als Gläubige zweiter Klasse. Man hat auch behauptet, sie seien nur katholisch, weil ihre Herrschaften Anhänger dieser Religion wären. Diese Anklage ist durch die Ereignisse entschieden zurückgewiesen worden. Freigeworden, haben sie an der katholischen Kirche treu festgehalten, ja zum Teil sogar sich hervorzutun gesucht. Den Bekehrungsversuchen nordamerikanischer Methodisten und Episkopalen haben sie allerwärts Widerstand und Verachtung ent-

gegengesetzt und durch die Tat bewiesen, daß ihre Anhänglichkeit an die katholische Kirche eine aufrichtige und überzeugte ist. Auch die Vorstellung, sie seien kaum mehr als getaufte Heiden, ist, allgemein genommen, ganz irrig. Nach unsern eigenen Erfahrungen haben sie, wenn auch nicht in dem gleichen Umfang und der gleichen Intensität, dieselbe Gewissenhaftigkeit und denselben religiösen Sinn wie die Weißen. Freilich sind wir weit entfernt davon, sie in ihrer Mehrzahl für eifrige Katholiken zu halten; die große Masse der Katholiken in andern Ländern ist ja auch nicht übermäßig fromm und tugendhaft, aber sicher gibt es unter ihnen eine große Menge echter Christen, und weitaus die meisten dürften unbedenklich als Gläubige anzusehen sein, wenn auch ihre Kenntnis des Glaubens sich auf einige Grundwahrheiten, wie Dreifaltigkeit und Menschwerdung, beschränkt und vielfach mit abergläubischen Ansichten vermischt ist.

Am Gottesdienste, namentlich der Muttergottes- und Heiligenverehrung, nehmen sie mit großer Andacht teil und bilden oft ausschließlich aus Schwarzen bestehende kirchliche Bruderschaften, die mit ihren weißen Glaubensgenossen an denselben Festen teilnehmen und die gleichen Gotteshäuser besuchen in wohltuendem Gegensatz zu Nordamerika, wo nicht einmal die christlichen Schwarzen von ihren weißen Glaubensgenossen als ebenbürtig angesehen werden und in getrennten Kirchen sich versammeln müssen.

Wie unsere Untersuchung dargetan hat, sind die Bedenken, die man in Brasilien gegenüber einer plötzlichen Befreiung hegte, durchaus nicht durch den Verlauf der Ereignisse und die Entwicklung der Zustände auf politischem wie wirtschaftlichem und sozialem Gebiete gerechtfertigt worden. Vielmehr ist das Gegenteil der Befürchtungen eingetreten. Es dürfte nach diesem Rückblick auf die Vergangenheit auch vielleicht nicht unangezeigt sein, eine Vorschau in das dunkle Land der Zukunft zu halten und die mutmaßlichen Schicksale der Negerrasse und überhaupt der Farbigen Brasiliens ins Auge zu fassen. Die Ergebnisse einer derartigen Besprechung bleiben naturgemäß zweifelhaft, aber sie können sich doch zu einem mehr oder minder hohen Grad von Wahrscheinlichkeit erheben.

Zu diesem Zwecke wollen wir auf Nordamerika hinschauen, wo die Befreiung der schwarzen Rasse gleichfalls unvermittelt, und zwar schon 1864 eingetreten ist.

Welches ist dort das Schicksal der Neger und überhaupt der Farbigen gewesen, und welches wird es in späterer Zeit voraussichtlich sein? Drei

Tatsachen stehen in dieser Beziehung fest. Erstens, ein Grundstock von Negern ist bisher geblieben, und neben ihm hat auch die Zahl der Farbigen zugenommen. Aber zugleich ist es dort zu keiner eigentlichen Verschmelzung mit der herrschenden Rasse gekommen. Die sog. colour line trennt die beiden Bestandteile seiner Bevölkerung, wenn nicht durchweg geographisch, so doch in sozialer Hinsicht um so schärfer. Die erste der genannten Erscheinungen ist auch in Brasilien beobachtet worden und wird aller Voraussicht nach eine bleibende werden. Die schwarze Rasse wird dort wie in der nordamerikanischen Republik noch auf lange Zeit hinaus erhalten bleiben und mehr, als dies in jenem Lande der Fall sein dürfte, sich in einer gegenwärtigen Stärke behaupten. Dagegen wird in Brasilien der Vermischungsprozeß einen größeren Umfang und rascheren Verlauf annehmen, als dies in den Vereinigten Staaten geschieht. Endlich aber treffen wir in Brasilien kaum eine schwache Spur der colour line. Zwar besteht auch dort ein gewisses Vorurteil zu Gunsten der Weißen von reinem Blute, der sich als eine Art Adel betrachtet, aber die Unterscheidungslinie existiert doch nicht im Volke als solchem in derselben Schroffheit. Die Farbe ist nirgends ein Ehehindernis, wie sie in Nordamerika als solches gilt. Denn der eigentliche Brasilianer ist keineswegs ein Besitzer reinen unvermischten Blutes. Keinem Brasilianer fällt es ein, den Bahianer oder den Paulisten für einen weniger echten Brasilianer zu halten, weil bei ersterem das schwarze, beim zweiten das indianische Element in die Zusammensetzung eingegangen ist. Der erste Präsident der Republik, Marschall Deodoro, konnte sich nicht einmal reinen Blutes rühmen, und der größte Dichter Brasiliens, Gonsalves Dias, war ein Mischling. Und dieser Umstand, daß der spezifisch brasilianische Typus das Ergebnis einer Vermengung dreier Rassen ist, gereicht dem Volke nicht zur Schande oder zum Nachteil. Durch die Verschmelzung der drei gegebenen Elemente hat sich, wie aus verschiedenen Metallen eine neue Legierung entsteht, ein Volkscharakter herausgebildet, der neben den weniger löblichen doch auch die guten Eigenschaften, körperliche und geistige, der drei Rassen in sich vereinigt. Nehmen doch gewisse Ethnologen sogar von dem hochbegabten Hinduvolke an, es sei durch Verschmelzung der weißen Sonnensöhne mit den schwarzen Erdensöhnen entstanden, eine Verschmelzung, die nicht zur Verschlechterung, sondern zur Veredlung des Volksstammes beigetragen hat.

Noch nach einer andern Seite hin läßt sich Brasilien ein glückverheißendes Horoskop stellen. Es ist offenkundig für die Vereinigten

Staaten, daß eine bedenkliche Wirkung des Abschlußsystems, das durch die colour line herbeigeführt wurde, darin liegt, daß mit der Zeit eine förmliche Trennung der Südstaaten von denen des Nordens sich zu vollziehen droht. Da in ersteren das farbige Element fortwährend zunimmt, so strebt es naturgemäß danach, das anglo-sächsische förmlich zu überwuchern und zu erdrücken und zu einer Trennung des Südens vom Norden zu drängen. Eine derartige Gefahr ist in Brasilien aus den angegebenen Gründen nicht zu befürchten. Im Gegenteil, in dem Maße als die Vermischung voranschreitet, wird die Einheit des Volkes eine immer größere werden. Und dann wird auch die in Brasilien allen Bewohnern gemeinsame Religion ein weiteres festes Band sein, das das ganze Volk in all seinen Schichten verbindet, eine Wirkung, die in Nordamerika sich niemals einstellen wird und die zweifelsohne, was Anpassungsvermögen angeht, einen Vorrang der lateinischen oder überhaupt südlichen Rassen vor den nordischen und einen Vorzug der einheitlichen katholischen Religion vor dem buntscheckigen protestantischen Sektenwesen hinsichtlich ihrer alle Stände umfassenden Bindekraft bedeutet.

Carl Schlitz S. J.

Neue Frauenromane.

Hat der moderne Roman eine künstlerische Berechtigung? Es gibt Leute, welche diese Frage verneinen, und sie weisen hin auf die große Masse wertloser Erzeugnisse des heutigen Büchermarktes, die alle unter der toleranten Romanflagge segeln. — Aber Namen wie Scott, Dickens, Thackeray, Kardinal Wiseman genügen, um diese extreme Ansicht zu widerlegen.

Ähnliches gilt von dem Einfluß der Frauen in der Literatur. Mögen sich noch so düstere Schatten in seinem Gefolge finden, die Gestalten einer Annette von Droste-Hülshoff, Ida Hahn-Hahn, Lady Fullerton, Fernan Caballero zwingen den heftigsten Gegner aller „Weiberpoesie“ in seinen Generalisationen zur Einschränkung, in seinem abfälligen Urteil zur Vorsicht.

Es bleibt daher in der Frage nach der Berechtigung der Frauenromane nichts anderes übrig, als im einzelnen wenigstens die bekannteren

Werke auf ihren Wert oder Unwert zu prüfen. Das soll mit den folgenden vier Neuerscheinungen geschehen, die bei manchen Vergleichungspunkten doch wieder extreme Verschiedenheiten aufweisen, aber darin übereinkommen, daß ihre Verfasserinnen zu den Einflußreichsten in der heutigen Schriftstellerwelt zählen. Interessant ist dabei die Beobachtung, daß je zwei und zwei von ihnen ein gleiches oder doch verwandtes Thema, aber von völlig entgegengesetzter Weltanschauung ausgehend künstlerisch zu gestalten versuchen. Die genaue Analyse dieser Schriften wird dann vielleicht zeigen, wo die Gründe für den verderblichen Einfluß mancher Frauenromane liegen.

I.

Ein Erziehungsproblem bildet den Vorwurf zu „Einer Mutter Sohn, Roman von Klara Viebig“ [1].

„Sie waren ein schöngeistig veranlagtes Ehepaar“, jener reiche Berliner Geschäftsmann Schlieben und seine überempfindsame, ihm treuergebene Gattin Käthe. Trotz ihrer gegenseitigen Liebe und der materiell gesicherten Stellung fehlte ihnen eines — sie hatten keine Kinder. Schwer fühlte insbesondere Käthe diesen Mangel inmitten ihres häuslichen Glückes; „je höher die Zahl ihrer Ehejahre stieg, desto nervöser wurde sie“. Lieblingsbeschäftigungen und Reisen vermögen diese wachsende Sehnsucht nicht zu stillen. Zwar versucht es Käthe, in der Schweiz mit großer Hingabe muntere Bauernkinder abzumalen, begeistert sich für diese Aufgabe bis zur Schwärmerei, „und doch wurden es schlechte Bilder; die Züge ähnlich, aber keine Spur der Kindesseele darin. Schlieben sah es klar: die Kinderlose kann nicht Kinder malen“.

Endlich findet das Paar bei Gelegenheit eines Ferienaufenthaltes in Spaa ein kaum einjähriges Kind aus dem wilden Venn, das eine durch Unglück, Not und Elend verbitterte Mutter nach langen Unterhandlungen um eine hohe Geldsumme ihnen überläßt.

Prächtig gedeiht der durch und durch gesunde Junge bei seinen Pflegeeltern in Berlin. Er gilt als ihr wirklicher Sohn und erhält die ausgesuchteste Erziehung. Das Ehepaar Schlieben genießt jetzt einige Jahre reinsten Glückes. Wiederum ist es Käthe, die mit geradezu närrischer Begeisterung an ihrem Wölfchen (Wolfgang) hängt. Der Junge ist über sein Alter hinaus groß und stark. Seine ersten Hosen, die er am Morgen angezogen, hat er schon um Mittag zerrissen. Das mehrt nur die Seligkeit Käthes: „Zerreiße Hosen, mein Junge, zerreiße“, flüsterte die Mutter lächelnd in sich hinein, als ihr der Schaden gezeigt wurde, „sei du nur froh und stark.“

[1] Mit Buchschmuck von Franz Christophe. 8° (388) Berlin (o. J.), Fleischl. M 5.—

Aber es kommt schon bald die Zeit, wo die enttäuschte Mutter nicht mehr so spricht. Immer besorgter verfolgt Käthe mit dem scharfen Auge der Eifersucht die wachsende unbändige Freiheitsliebe des Knaben, seine Hinneigung zu den Dienstboten und den Leuten aus den unteren Klassen, endlich seine Vorliebe für alles Katholische. Die ganze, sorgfältig ausgeklügelte Erziehungsmethode der guten Dame wird an diesem Wildling zu Schanden, und alle weisen Ermahnungen und sanften Fesselungsversuche dienen nur dazu, den Knaben seinen Pflegeeltern zu entfremden. Wolfgang fühlt, daß er nicht in diese Verhältnisse paßt: Gleichgültig war es, ob die hier ihn lobten oder tadelten — was ging ihn alles hier an?! Er mochte hier überhaupt nicht mehr bleiben — nein, nein! Wie im Abscheu schüttelte er sich.

Lange, lange stand er dann auf einem Fleck ins Leere stierend. Und vor seinen starrenden Blicken erstand allmählich eine große, eine unermeßliche Weite, Kornfelder und Heide, rote blühende Heide, in der die Sonne versinkt, stille Wasser, an denen ein einsamer Vogel lockt, und über all dem feierlich schönes Glockengeläut. Da mußte er hin. Verlangend streckte er die Arme aus, seine verweinten Augen glänzten auf.

Er flieht von Hause, aber der kleine Ausreißer wird eingefangen. Seine Widerstandskraft fängt langsam an zu erlahmen. Am Tage der Konfirmation, die er nur mechanisch mitmacht, bekommt er von den Pflegeeltern eine teilweise Aufklärung über seine Herkunft, was in der Folgezeit eher eine erschlaffende Wirkung auf ihn ausübt. Der heranwachsende junge Mann wird nun ein Sklave der vornehmen Lebensverhältnisse: Trunkenheit, Lüge, selbst Unsittlichkeit nehmen von ihm Besitz und untergraben seine Gesundheit. Unsäglich leidet Käthe unter dem Anblick dieses mißratenen Sohnes. Ekel und Zuneigung ringen in ihr um die Herrschaft. Ein Aufenthalt im Süden vermag Wolfgang nicht mehr zu heilen; aber der Besuch des Mailänder Domes stimmt den Todkranken milde. Käthe offenbart ihm das ganze Geheimnis seiner Abkunft; es ist zu spät, das verfehlte Leben läßt sich nicht mehr ändern. Er stirbt an einem Herzfehler. Die Pflegeeltern haben ihn „zum Menschen gemacht“, aber er ist „dadurch nicht glücklicher“ geworden.

Der Roman hat in den Kreisen der zünftigen Kritiker wenig Anerkennung gefunden. Während man bisher allen Neuerscheinungen von Klara Viebig begeistert zujubelte und selbst die offenbarsten Entgleisungen ihrer naturalistischen Muse mit hochgeschwungenem Weihrauchfaß begrüßte, hält man sich dieser jüngsten Schöpfung gegenüber mindestens in kühler Reserve, spricht von verfehlter Fragestellung und ungenügender Lösung, von weinerlichen Sentimentalitäten, von matter Gestaltung und schwachem Ideengehalt. Andere — die geschworenen Verehrer der Dichterin — möchten den Ruf der Dame retten, zeigen aber durch die Art und Weise, wie sie es versuchen, den Mangel an Zutrauen in die Sache, deren Verteidigung

sie übernommen haben: man dürfe das Buch nicht als Thesenroman beurteilen, als solcher wäre es allerdings mißlungen; die Schrift sei gar nicht ein Erziehungsroman, sondern lediglich die Schilderung eines Menschenschicksals usw. Schade nur, daß sich diese ritterlichen Verteidiger Klara Viebigs dabei in Widersprüche verwickeln und meist doch wieder bei der These glücklich landen.

Demgegenüber tragen wir kein Bedenken, manche Vorzüge, ja einen gewissen Fortschritt im Vergleich zu den bisherigen Werken der Verfasserin an dem vorliegenden Buche rückhaltlos anzuerkennen.

Während Viebig sonst in krassen Schilderungen von Äußerlichkeiten ihr Hauptbetätigungsfeld suchte (vgl. diese Zeitschrift LXVIII 552 ff), bietet sie hier viel, was durchaus den Charakter des Selbstempfundenen, innerlich Verarbeiteten, des Erlebten trägt. Dabei ist ein strammer psychologisch motivierter Aufbau der Romanbehandlung unverkennbar. Mit unerbittlicher Konsequenz verfolgt die Verfasserin die Geschicke des unglücklichen Helden bis zu deren tragischem Abschluß. Freilich wirkt das auf den Leser selbst bis zu einem gewissen Grade marternd, und man würde der furchtbar überreizten Frau Käthe manche nervöse Produktion gerne schenken. Der Charakter Wolfgangs gibt der Verfasserin wieder Gelegenheit, ihr bekanntes Talent für die wuchtige, derbe Gestaltung zur Geltung zu bringen, wenn auch anderseits hier der bedeutende kulturhistorische Hintergrund fehlt, den „Das schlafende Heer" aufweist. Endlich steht der vorliegende Roman in sittlicher Hinsicht höher als die bisherigen Werke der Verfasserin. Es ist eine Art Erziehungsroman, Viebig widmet ihn „ihrem Sohne zu der Zeit, da er groß sein wird"; daher wohl das verhältnismäßig anständige, höhere Niveau. Kurz, man erhält den Eindruck, Viebig habe hier ihr Bestes bieten wollen.

Auch jene Vorwürfe wegen falscher Fragestellung, wegen ungeschickter Beantwortung der These sind doch nicht gar so schwerwiegend gegenüber einer Frauenerzählung, um für sich schon ein abfälliges Urteil zu rechtfertigen. Zudem ist das Romanproblem, soweit ersichtlich, einfach: Kampf zwischen Natur und Kultur, nicht spezifisch die Adoption als solche. Diese letztere wird nur als Objekt genommen, weil sich hier der Widerstreit der beiden Kräfte am ungezwungensten und anschaulichsten vorführen läßt.

Woher also die ungünstige Beurteilung des Romans von seiten so mancher schwärmerischer Lobredner der bisherigen Bannerträgerin des neueren Naturalismus? Nun, selbstverständlich gerade deshalb, weil Viebig hier

wenigstens die unsaubersten Pfade des Naturalimsus vermied, weil sie Besseres bieten wollte, weil sie Ideengehalt und seelische Vertiefung an Stelle der bisherigen rohen Oberflächenkunst zu setzen wenigstens ernstlich versuchte. Hinc illae lacrimae!

Wahr bleibt freilich, daß der Versuch der Schriftstellerin nur zum Teil mit Erfolg gekrönt wurde. Auch jetzt ist der geistige Gehalt ziemlich dürftig, die Auffassung des Lebens und der Menschen bleibt eine nach christlichen Begriffen erbärmlich armselige, die sittlichen Anforderungen sind nicht eben hohe, das ganze Werk klebt noch durchaus an der Scholle, und die Verfasserin hat auch nicht die Spur eines tieferen Verständnisses für den Einfluß des Übernatürlichen auf die Erziehung des Menschen.

Man braucht da gar nicht einzelne geschmacklose Szenen herauszugreifen, wie die Schilderungen der Geburtswehen einer Wöchnerin, die zweifelhaften Liebeslieder jener katholischen Wärterin Wolfgangs und ähnliche Züge, in denen sich noch die Spuren von früher bei der Verfasserin offenbaren — nein, das Ganze bleibt lediglich in den Niederungen einer richtigen Biedermannsreligion und -Weltanschauung. Die katholische Religion ist für Viebig gleichbedeutend mit Weihrauchduft, Glockengeläute, Heiligenbildchen. Nirgends dringt die Schriftstellerin durch das Grobsinnliche einer solchen Auffassung zur Erkenntnis und Würdigung einer Idee durch. Wo sie bei Erwähnung des Protestantismus ihrer Darstellung etwas mehr Wärme zu geben versucht, da merkt man doch zu sehr die einstudierte Pose, als daß die Szene einen erhebenden Eindruck beim Leser hinterlassen könnte. Ein gewisser Naturkult, eine Art literarisch-ästhetischer Pantheismus ist eigentlich die Religionsform, welcher im Buche am wärmsten und künstlerisch betrachtet mit dem meisten Glück das Wort geredet wird.

So wenig also das Buch als Ganzes befriedigen kann, so sprechen doch seine Fehler mehr gegen die naturalistische Methode als gegen die Schriftstellerin selbst. Jetzt zeigt es sich klar, daß die naturalistische Kunst nicht viel anders ist als derbe Oberflächenklexerei und geschickte Mache, und daß ein recht mittelmäßiges Quantum von geistigem Gehalt für die höchstgepriesenen Erzeugnisse dieser „Kunstrichtung" vollauf genügt; denn jetzt, da Viebig auf jene Äußerlichkeiten einigermaßen verzichtet, versagt diese „erstklassige Romanschriftstellerin" sofort, selbst nach dem Urteil ihrer wärmsten Verehrer. Eine sehr interessante Tatsache, die man sich festnageln muß für den Fall, daß die hohe Kritik unsern katholischen Schriftstellern wieder eine Vorlesung über „Innerlichkeit" und „Vertiefung" hält!

Auch in anderer Beziehung ist das Werk bemerkenswert. Es weist hin — ob das nun von der Schriftstellerin beabsichtigt war oder nicht — auf die traurige Unzulänglichkeit unserer heutigen glaubenslosen oder

protestantischen Kultur bei der Aufgabe der Erziehung und Gesittung der Menschheit. Diese sog. Kultur kann Naturvölker in langem, zermürbendem Kampfe aufreiben, wie sie es in Nordamerika, in Australien und anderwärts getan, erziehen kann sie nicht. Was sich in der Weltgeschichte so oft abspielt, das finden wir innerhalb eines kleinen Rahmens gezeichnet hier anschaulich wieder: das Buch ist im Grunde genommen eine Bankerotterklärung der hochgepriesenen modernen Kultur, wobei aber die Verfasserin selbst die Ratlosigkeit ihrer eigenen Weltanschauung indirekt eingesteht. Vage Naturschwärmerei genügt zur Lösung dieses Problems eben nicht, die übernatürliche Religion allein vermag die wilde Menschennatur zu leiten, zu heben, zu veredeln; diesen wichtigsten Bildungsfaktor aber kennt Viebig nur in der Karikatur.

II.

Auch „Doktor Sörrensen“ von M. Herbert[1] hat etwas von einem Erziehungsroman und schildert wie „Einer Mutter Sohn“ das allmähliche Erlahmen und Erstarren einer Menschenseele unter den feindlichen Einflüssen ihrer nächsten Umgebung. „Weißt du, wie das ist“, sagt der Held des Romans, „wenn man so langsam sein altes Selbst von sich abbröckeln fühlt? — Wenn man die unleidliche Empfindung hat, kälter und stumpfer zu werden gegenüber den Leiden anderer? — Es ist schrecklich für uns Ärzte, wenn der Idealismus schwindet und wir anfangen, die Begrenzung unserer Kraft um so deutlicher zu spüren.“

Diese Worte zeigen die Verwandtschaft in der Wahl des Themas, deuten aber auch schon die große Gegensätzlichkeit in der Auffassung der beiden Schriftstellerinnen an.

Die Inhaltsangabe der Herbertschen Erzählung läßt sich aber sehr kurz abmachen; denn in der äußeren Handlung liegt beim neuen Roman ebensowenig der Schwerpunkt, als dies bei den bisherigen Schriften der Verfasserin der Fall war.

Ein armer, geplagter, aber pflichttreuer Ehemann und ein wahrer Hausdrache von einer selbstherrlichen Frau! Der Ehemann zieht überall den kürzeren, die Frau maßt sich ein Recht nach dem andern an und bricht schließlich die eheliche Treue. Freilich führt sie dadurch ihren Untergang herbei, indem ihr Liebhaber sie in der Aufregung statt ihres Mannes ersticht; aber der letztere verfällt nun nach der jahrelangen Unterdrückung in eine Art von seelischer Apathie

---

[1] 8° (200) Köln (o. J.), Bachem. M 2.50

schlimmster Art, aus der ihn seine Jugendfreundin Margareta Isling durch ihre aufopfernde Fürsorge rettet.

Obgleich diese kurze Inhaltsangabe alle äußeren Hauptpunkte der Erzählung wiedergibt, so wäre es doch eine offenbare Ungerechtigkeit, wollte man sich nun auf Grund derselben ein Urteil über den Roman bilden. Der angedeutete Rahmen umschließt vielmehr ein Seelengemälde von einem geistigen Reichtum, wie sie uns selten in Romanen geboten werden.

Zunächst haben wir hier nicht einfach das ausgetretene Thema vom geplagten Ehemann oder vom verkannten Genie, wenn auch die Grundlinien des Romans eine solche Auffassung nahelegen. Sörrensen stellt durchaus seinen Mann in allem, was den ärztlichen Beruf betrifft; seine Geschicklichkeit, Hingebung und Uneigennützigkeit sind berühmt, werden bewundert und gelobt; der Arzt, der Gelehrte, der Wohltäter des Volkes kommen in dieser Figur vollständig zu ihrem Rechte. Der Doktor läßt sich auch in all diesen Punkten von niemand etwas einreden; ohne Kompromisse und Rückzugstaktiken geht er hier den Weg der Pflicht. Aber in dieser aufopfernden Tätigkeit „erfuhr er, daß die Welt voll von Fremden, Unerkannten und Einsamen ist, daß das, was wir so stolz Leben nennen, nur ein Scheinleben ist, während tief unter der groben Erdschicht die Feuer und die Wasser sind, welche die Wahrheit ausmachen" (S. 11 f). Und er selbst gehört zu jenen Fremden und Einsamen: „Die Tatsache, daß er in Kunst und Leben so wenig fand, das seinen Durst stillen konnte, hatte ein kühles und skeptisches Licht in seinen grauen Augen entzündet, die früher begeistert lodern und flammen konnten. Das Leben hatte das Lodern und Flammen darin gelöscht" (S. 6). Sörrensen hat eine ausgeprägte Vorliebe für ein stilles, trautes Heim, dabei Sinn für Kunst, für alles Hohe und Edle, vor allem aber eine wahre Sehnsucht nach liebevoller Teilnahme und Güte. „Ein wenig Güte zum Ausrasten —, wer die auf Erden entbehrt, ist ein armer Mensch, um so ärmer, je schweigsamer und verschlossener er sein Los trägt" (S. 169).

Das alles findet der Arzt nicht bei seiner Gattin, der stattlichen, willensstarken, in der Haushaltung peinlich korrekten, aber rücksichtslos egoistischen Frau Uta. Sie ist „wie jemand, der immer geradeaus marschiert, nicht rechts und nicht links schaut und auf keinen Einspruch hört" (S. 13). Er findet eine seelische Annäherung auch nicht bei seinem einzigen Kinde, der durch den Despotismus der Mutter gänzlich verschüchterten, unnatürlich ernsten, zehnjährigen Melanie. „Melanie war ein wohlerzogenes

Kind. Sie saß mit niedergeschlagenen Augen, ohne ein Wort zu sagen da, sie schien keine Lieblingsspeisen zu haben und keine, die ihr widerstrebten, sie aß die süße Speise mit derselben altklugen Gleichgültigkeit wie das Ragout und das Spargelgemüse" (S. 16).

Nur zwei Personen sind in seiner Verwandtschaft, die dem tieffühlenden Doktor Verständnis entgegenbringen: die eigene Mutter und seine kunstliebende Cousine Margareta Isling. Aber gerade deshalb hegt Frau Uta eine unüberwindliche Abneigung gegen die beiden, und ihrethalben nimmt der Gegensatz in der Charakteranlage von Mann und Frau immer mehr eine schroffe, zur Katastrophe drängende Gestalt an.

Es ist ein eigenartiger Kampf, der sich hier abspielt, nicht wie zwischen Kultur und Natur, die sich beide kampfgerüstet begegnen: hier sehen wir nur die rücksichtslose Aggression der „Herrenmoral" auf der einen, ein ängstliches Zurückweichen des an sich überlegenen, tieferen Geistes auf der andern Seite. „Frieden zu haben, das war nach und nach die einzige Notwendigkeit seines (Sörrensens) Lebens geworden. Nach der schweren Arbeit des Tages konnte er keinen Kampf und Widerspruch brauchen" (S. 15). So muß sich denn Sörrensen nicht nur peinlich genau dem Hausregiment seiner Gattin fügen, gleich bei seiner Rückkehr vom Patientenbesuch in die großen, hellen Filzpantoffeln schlüpfen, um jedes Geräusch zu vermeiden, muß nicht nur alle Rügen und herzlosen Bemerkungen der Frau Uta geduldig über sich ergehen lassen und der steigenden Verschüchterung seines einzigen Kindes ohnmächtig zusehen, nein, auch Margareta geht ihm jetzt verloren. Uta fängt nämlich an, in dieser letzteren eine gefährliche Nebenbuhlerin zu fürchten und verlangt, obwohl sich dieser Argwohn als grundlos erweist, das Abbrechen jeglicher Beziehung zwischen ihrem Gatten und seiner Cousine. Es geschieht, und da auch die Mutter Sörrensens stirbt, so scheint Utas Triumph vollständig. Aber damit nicht zufrieden, verletzt die unwürdige Frau die eheliche Treue, indem sie einem Offizier offen ihre Gunst schenkt und mit empörender Frechheit ihre Verachtung gegenüber dem nachgiebigen Gatten zur Schau trägt.

Erst jetzt, in seinen heiligsten Gefühlen verletzt, macht Sörrensen dem Zurückweichen ein Ende. Er überrascht seine Gemahlin und ihren Galan bei einer Zusammenkunft in seinem Hause, es entspinnt sich ein heftiger Wortwechsel, der Offizier dringt mit gezogenem Säbel auf den Doktor ein, aber die Säbelspitze fährt in das Auge Utas, die ihn zurückhalten will, und macht ihrem Leben ein Ende. Ein furchtbares Gericht hat sich damit an diesem Weibe vollzogen, aber Sörrensen geht deswegen nicht als der Sieger aus dem Kampfe hervor, die Folgen all der bisherigen Leiden kommen bei ihm zum Ausbruch.

Eine merkwürdige Interesselosigkeit stellt sich nun bei Sörrensen ein: falsche Behandlung von seiten der Ärzte steigert diesen Zustand bis zur

völligen Gefühllosigkeit, und man beginnt an der Genesung des schwerkranken Mannes zu verzweifeln. Da erscheint in Margareta der rettende Engel. Durch die hingebendste Sorge und aufopferndste Pflege gelingt es ihr, die fast erstarrten Seelenkräfte wieder in Sörrensen zu wecken und auch die arme Melanie für die Sprache der Liebe empfänglich zu machen. In Margareta findet der Genesene aber auch die Gefährtin des Lebens, das nach den langen Jahren eines freudlosen Daseins erst jetzt für ihn eigentlich beginnt.

Man sieht, das Thema ist tief und ernst erfaßt. Wenn wir es im allgemeinen als eine Unsitte bezeichnen müssen, daß man heute gar so häufig die Verfehlungen gegen die eheliche Treue zum Romanvorwurfe nimmt, so wird man doch im vorliegenden Falle die Korrektheit in der Behandlung des delikaten Stoffes gerne anerkennen. Das Buch ist allerdings ausschließlich für Erwachsene geschrieben. M. Herbert stellt aber nicht etwa die Untreue der Frau in den Vordergrund, sondern die allmähliche Erstarrung einer Menschenseele (Sörrensens) unter dem Eishauch des liebelosen Egoismus (Utas). Darauf konzentriert sich denn auch für den reifen Leser alles Interesse. Hier liegt das eigentliche Problem des Romans, zu dessen künstlerischen Darstellung die feinsinnige Dichterin ihre ganze Eigenart aufbietet. Als der Zauberstaub, der jene gebundene Seele von ihren Fesseln befreit, erscheint auch hier wie in allen Werken M. Herberts die Güte.

Freilich hat der Roman einige unverkennbare Schwächen. So anziehend und psychologisch fein die Hauptfiguren Sörrensen und Margareta geschildert sind, sie erinnern gar stark an Gestalten aus früheren Werken der Dichterin, besonders aus „Frau und Dame", in dem „Buch von der Güte", und etwas mehr Rückgrat wünschte man dem guten Doktor auf jeden Fall. Die Figur Utas aber ist zu brutal, als daß sie ästhetisch befriedigen könnte. Die Rücksichtslosigkeit dieses „Rassenweibes" macht den Eindruck psychologischer Unwahrscheinlichkeit. Manche von den andern Fehlern, die man der Schriftstellerin schon oft vorwarf: Übermaß von Reflexionen, von geistreichen Anspielungen auf Literaturgrößen und Künstler, von nebensächlichen Bemerkungen, die gegen die Regeln der Epik verstoßen, anderseits Mangel an fortschreitender Handlung, schaden auch dieser Erzählung, obwohl nur der letztgenannte Fehler hier schwerer ins Gewicht fällt und „Doktor Sörrensen" im ganzen höher steht als „Ohne Steuer".

Die Fehler M. Herberts kommen unseres Erachtens daher, weil sie zu viel nach Innen schaut, deshalb gelingt ihr auch die Darstellung roher

Charaktere schlecht (Frau Uta). Umgekehrt begnügt sich K. Viebig allzu leicht mit der groben Außenseite, deshalb wird sie in der Darstellung seelischer Vorgänge und besonders in der Schilderung der Herzensgüte so oft unwahr, affektiert, sentimental (Frau Käthe). — Das erzieherische Mittel par excellence ist bei Herbert die Güte, sie heilt die Wunden, welche die Rücksichtslosigkeit geschlagen; bei Viebig geht ein in rauher Umgebung kraftstrotzendes Leben durch den unheilvollen Einfluß von Güte und Liebe elend zu Grunde.

III.

Während die beiden bisher besprochenen Erzählungen zumeist in vornehmen Kreisen sich abspielen, führt uns der Roman „Zwischen den Zeiten" von Auguste Hauschner[1] in völlig andere soziale Verhältnisse.

Therese Rommel hat früher manche herbe Enttäuschung verkostet. In engen, pedantischen Verhältnissen geboren und erzogen, verließ sie ihre Eltern und Geschwister, verliebte sich in den Schriftsetzer einer Wiener Duodezdruckerei, den von sozialistischen Ideen erfüllten Joseph Kratky, und schwärmt nun ihrerseits für unpersönliche Volksbeglückung und ihr persönliches Liebesverhältnis zu Kratky. Die beiden jungen Leute haben sich gegenseitig Treue gelobt „solang ihre Liebe dauert". Diese hatte nun freilich auf Kratkys Seite bald ein Ende, und nun bleibt der armen Therese nichts weiteres übrig, als sich ganz ihren humanitären Bestrebungen hinzugeben. Sie weiß mit ihrem Enthusiasmus den charakterschwachen Aloys Leopold, den Sohn eines böhmischen Fabrikbesitzers, zu beeinflussen und erhält eine Anstellung in der Fabrik seines Vaters.

Hier nun setzt die Erzählung ein. Der alte Leopold ist von Anfang an wenig entzückt über die philanthropischen Pläne und Bestrebungen der sonderbaren jungen Dame, aber er läßt sie, soweit es ihm ungefährlich scheint, gewähren. Alle ihre Versuche, das Los der Arbeiter zu bessern, scheitern indes an dem trägen Stumpfsinn und den eingerosteten Lastern der letzteren selbst, zum kleineren Teil auch an der Gewalttätigkeit des Direktors Fiala, eines herzlosen, aber willensstarken Emporkömmlings. Selbst der von Therese schließlich zu Hilfe gerufene, als Agitator weithin bekannte Kratky vermag hier nichts auszurichten, und da er offen den Sozialdemokraten herauskehrt, wendet sich Therese endgültig von ihm ab. So zwischen die schroffsten Gegensätze gestellt und von allen Seiten enttäuscht, erkennt sie die Nutzlosigkeit und das Verfrühte ihrer idealen Bestrebungen, die Unmöglichkeit einer Aussöhnung der Geister und sucht wiederum in Wien als Krankenpflegerin im Dienste der Menschheit zu wirken.

Ein Vorzug des Romans ist die in Plan und Ausführung ziemlich geschickt gewahrte Einheit. Überall erkennt man den zwar einfachen, aber

[1] 8° (276) München 1906, Langen. *M* 3.—

regelrechten Aufbau, den alles tragenden Grundgedanken von dem Schwanken und Fluktuieren der heutigen Verhältnisse, Lebensanschauungen und Rechtsbegriffe, endlich den Fortschritt der Handlung, der mit dem leicht vorauszusehenden Fiasko der Heldin endet. Selbstverständlich soll damit nicht die Grundidee, noch viel weniger die Tendenz des Buches als richtig bezeichnet werden. Läßt sich unsere Zeit auch immerhin mit einer unfertigen Übergangsperiode vergleichen, in der unausgegorene Ideen und verschwommene Rechtsbegriffe oben aufschimmern und über manche Erscheinungen ein abschließendes Urteil noch nicht erlauben, so gibt es doch heute wie ehemals und wird es in alle Zukunft geben: ein unabänderliches, ewiges Sittengesetz, eine feste Norm des Denkens und geoffenbarte göttliche Wahrheiten. Daran dürfte vermutlich auch die Romanschriftstellerin nichts ändern, mag ihr persönlich das Wörtchen „Vielleicht?!", wamit sie den Roman schließt, noch so geistreich vorkommen.

Rein formell betrachtet ist aber wie gesagt die Einheit des Ganzen anzuerkennen. Von Abschweifungen, Episoden oder den Gang der Handlung hemmenden Reflexionen findet sich hier wenig. Eine gewisse gedrungene Kürze in der Darstellung und im Ausdruck eignet dem kleinen Werke.

Zu diesen Vorzügen kommt das Geschick der Verfasserin für die Charakteristik ihrer Hauptpersonen. Das sind durchweg Typen aus dem Leben: so spricht und so handelt ein selbstbewußter, durch Tatkraft und Umsicht reich gewordener Fabrikherr, so der rücksichtslosere, durch glückliche Umstände mehr als durch Verdienst mit Erfolg gekrönte Emporkömmling, so vor allem der in seinem Urteil unsichere, von der Umgebung in allem bestimmte, schwächliche Sohn eines starken Vaters. Selbst die Heldin, diese sonderbare, nichts weniger als sympathisch wirkende Zusammensetzung aus altruistischem Humanitätsdusel und egoistischem Liebesbedürfnis, wird man nicht als eine psychologische Unmöglichkeit bezeichnen können.

Die Charakteristik des Volkes dagegen ist schon bedeutend schwächer. Hier hat es sich die Verfasserin etwas gar leicht gemacht. Sie nimmt einfach überall die schwärzesten Farben, setzt alles in die widerlichste, abstoßendste Beleuchtung, ohne sich viel um Ausschattierung und Differenzierung zu kümmern. Diese Arbeiter sind nach ihrer Darstellung ein für alles Höhere unempfängliches Pack, eine stupide, tappige, träge und kurzsichtige Masse. Nun sind ja allerdings die religiösen, sittlichen und ökonomischen Verhältnisse in Böhmen schlecht genug, aber alles in einen Topf zu werfen und womöglich dem bißchen Religion, das unter den Arbeitern

vorhanden ist, die Schuld an dem geistigen Tiefstand zu geben, geht nicht an und zeigt nur von arger Beschränktheit des Horizonts bei chriftstellernden Dame. Natürlich wird da auch die Vogelscheuche des typen Romanpfarrers zu Hilfe gerufen, jene Drahtfigur eines dumm- ien, jedenfalls verknöchert rückständigen Menschen, der für die Kon- :rung seiner Schäflein in der nötigen Denkfaulheit und Geistes- lung sorgt.

Das alles würde man indes der Romanschriftstellerin nicht schwer ver- i. Es verrät zwar weder Originalität noch Objektivität, schadet aber vernünftigen Leser der katholischen Kirche ebensowenig wie das Ge- ber der Klatschbase dem wissenschaftlichen Ruf eines Gelehrten. Da- i wünschte man doch ernstlich, daß eine Frau wenigstens in der nung von Frauencharakteren die Grenzen des Anstandes und des hen Taktes etwas feinfühliger beobachten möchte, als es hier leider oft geschieht. Selbst Klara Viebig zeigt hierin mehr Selbstachtung Auguste Hauschner, deren Roman vom ethischen Standpunkt aus ische Ablehnung verdient.

Auch in technischer Hinsicht weist übrigens der Roman Schwächen auf. ist beispielsweise ein nicht geringer Fehler, uns gleich anfangs mit so n Personen bekannt zu machen, von denen die meisten nachher eine untergeordnete Rolle spielen und mit ihren schauerlichen tschechischen :en lediglich deutsche Ohren martern. Ebensowenig können die vielen, eradezu haarsträubenden Dialektwendungen als Vorzug des Romans n; wenn dieser Unfug auch heutzutage noch so sehr sich in unserer eliteratur breitmacht, ein Unfug bleibt es immer, und je eher sich re Schriftsteller davon befreien, um so besser für den guten Geschmack. Auguste Hauschner wenigstens drückt dieser deutsch-tschechische Fabrik- on schon für sich allein die Erzählung auf ein so gemeines Niveau nter, daß man sich zum vornherein abgestoßen fühlt.

Allerdings stimmt dieses, wie auch die kurzen, unausgeführten Szenen, den Eindruck des Gehackten, Abgebrochenen, Unvollendeten geben, ganz dem Inhalt zusammen. Der Roman führt uns ja nicht nur in eine des Übergangs, schließt nicht nur mit dem Geständnis des Zweifels ller göttlichen und menschlichen Wahrheit und Gewißheit — er bietet) nicht eine große edle Gestalt (Kratky, der am idealsten gezeichnete in, ist im Grunde ein gewissenloser Volksbetrüger, Therese eine Person sehr zweifelhafter sittlicher Lebensauffassung) und zeigt den völligen

Mangel an Verständnis bei der Verfasserin für die erzieherische Kraft und charitative Tätigkeit der katholischen Kirche.

Das abschließende Urteil über diesen sozialen Roman kann sich darum, trotz mancher formellen Vorzüge der Schrift, im ganzen keineswegs günstig gestalten. Die Verfasserin beantwortet in einem ihrer früheren Romane die Frage: Was ist die Kunst? mit den Worten: Persönlich sein — ob gut, ob schlecht. — Soll man nun auf Grund dieser Definition von dem licht- und trostlosen Gemälde einen Rückschluß machen auf die Person der Schriftstellerin? Vielleicht wäre sie doch die erste, die hier Einspruch erheben würde.

IV.

Auch die jüngst verstorbene Ferdinande von Brackel behandelt in einem nachgelassenen Roman ein Stück sozialer Frage; das sagt schon der Titel: Die Enterbten[1]. Freilich ist dieser letztere insofern etwas irreführend, als die Verfasserin lange nicht mit der Ausschließlichkeit ihrer Kollegin Hauschner bei dem Thema des Sozialismus verweilt.

Als Hauptfigur begegnet uns der junge, talentvolle, aber doch hochtrabende Edmund Müller, der älteste Sohn eines tüchtigen, einfachen Schulmeisters. Voll von Geringschätzung für den bescheidenen Beruf seines Vaters, kommt Edmund in nähere Beziehung zu der gräflichen Familie von Harten, zum reichen Fabrikherrn Lütke und dessen jugendlicher, in vornehmem Müßiggang lebender Frau und wirbt selbst um die Hand der Komtesse Elise Harten. Er wird indessen abgewiesen und auch seine wissenschaftlichen Studien haben nicht den gewünschten Erfolg.

Nun erst stellt er sich, mit Gott und der Welt zerfallen, in den Dienst des Sozialismus, wird sogar ein Führer der russischen Umsturzbewegung und predigt in flammenden Hetzschriften die Propaganda der Tat, während seine fünf Brüder, zufrieden in ihren einfachen Verhältnissen, durch ernste, ruhige Arbeit sich ehrlich und tapfer zu geeigneten Stellungen emporschwingen. — Elise Harten aber folgt endlich nach Beseitigung jahrelanger, durch Müllers Dazwischenkunft entstandenen Mißverständnisse dem Zuge ihres Herzens und vermählt sich mit ihrem Vetter Baron Richard von Harten.

Während man bei Auguste Hauschner wünschte, daß sie uns das Vorleben ihrer Hauptheldin, deren Werden und Heranreifen zur Vorkämpferin

[1] Erstes bis drittes Tausend. 8° (416) Köln (o. J.), Bachem. *M* 4.50

für die Arbeiterinteressen nicht nur in flüchtigen Andeutungen, sondern überzeugend und psychologisch sorgfältiger schilderte, hat Ferdinande von Brackel eher den gegenteiligen Fehler begangen, da sie auf über 160 Seiten sich mit der Jugendzeit Edmunds beschäftigt, ehe die Enterbten des Geschickes oder das, was man etwa darunter verstehen könnte, auch nur Erwähnung finden. Auch nachher beansprucht das Liebespaar Elise — Richard mehr Raum, als unseres Erachtens mit dem sozialen Thema verträglich ist. Die Absicht der Dichterin ist dabei allerdings nur, ein anziehendes Pendant zu dem tollen Umstürzlertum Edmunds zu schaffen. Ein guter Gedanke, aber eigentlich hätte dazu das ganze Familiengemälde Müller vollkommen genügt und die Einheit des Werkes wäre besser gewahrt geblieben. Das sind technische Schwächen, wenn man auch zugeben muß, daß die Geschicke Edmunds und jenes Pärchens außerordentlich gewandt miteinander verbunden sind und der ganze Roman von Anfang bis zu Ende eine fesselnde Lektüre bleibt.

Vortrefflich gelungen sind die verschiedenen Personenporträts. Da steht der hochfahrende Edmund Müller, kein schlechter, aber ein verwöhnter Mensch, der einen Mißerfolg nicht zu verwinden vermag, daher in seiner Leidenschaftlichkeit alle Traditionen der Jugend aufgibt, sich in den Dienst der extremsten Bestrebungen stellt, ohne darum den Grundfond von Edelsinn ganz zu verleugnen, der trotz alledem noch sein eigen ist. Dann dieser Gegensatz, sein jüngerer Bruder Fritz, der tüchtige, nüchtern berechnende Konditor und Kochchef, Baron Richard, der mit seinem gesunden Phlegma den höher begabten Studienkameraden Edmund auf die Dauer überall in jeder Beziehung überholt, der alte biedere Lütke, die halb tolle Nihilistin Olga Melikoff u. a. Die Schilderung der Arbeiterverhältnisse kommt im Roman freilich etwas zu kurz, jene Szene z. B. von der Arbeiterversammlung und den sozialistischen Agitatoren ist matter als etwa jene gleichartige von dem Auftreten Kratkys in „Zwischen den Zeiten". Aber dafür wird der Leser bei Brackel auch von allen Gemeinheiten verschont, mit denen Auguste Hauschner, mehr als sich künstlerisch rechtfertigen läßt, ihn so freigebig unterhält. Es lag übrigens auch nicht im Plane der vorliegenden Erzählung, die Arbeiterverhältnisse eingehender zu schildern. „Die Enterbten" spielen mehr in den vornehmeren Kreisen russischer Nihilisten und der roten Internationale.

Stil und Sprache sind einfach, ruhig, ansprechend. Eigentliche Glanzstellen weist das Buch nicht auf. M. Herbert ist geistvoller, aber

F. von Brackels Schreibweise und Lebensauffassung hat etwas eigenartig Gesundes, Kräftiges, fast männlich Starkes. Kleine Entgleisungen sind dabei nicht ausgeschlossen. So werfen z. B. die Ehebruchsgeschichte der Frau Lütke und die eigene Duellaffäre ein sonderbares Licht auf Richard von Harten, den erklärten Liebling der Verfasserin, wenn auch in beiden Fällen die Unvernunft auf seiner Seite größer ist als die Schuld. Edmund Müller hatte vielleicht doch nicht so ganz Unrecht, wenn er sich darüber beklagte, daß sein adeliger Rivale in den Augen der Gesellschaft eben in allem Gnade und Rechtfertigung finde, während er als der Enterbte des Geschickes auf keine Nachsicht hoffen dürfe.

Möglich, daß F. von Brackel bei längerem Leben einige mißverständliche Stellen ausgemerzt oder doch klarer gefaßt hätte. Besonders in den Schlußpartien vermißt man die vollendende Hand der feinsinnigen Künstlerin. Aber trotz kleiner Fehler und Unvollkommenheiten in der Anlage und Ausführung gebührt doch diesem Roman von den hier besprochenen, im ganzen betrachtet, die Palme.

V.

Das Gesagte zeigt zunächst, daß keine der vier Erzählungen nach der künstlerischen Seite hin vollkommen befriedigt. Bei Viebig fehlt die geistige Durchdringung des Stoffes, bei Herbert umgekehrt die Sorgfalt für die äußere Anordnung; Hauschner schildert ihre Arbeitergestalten zu gleichmäßig, zu einseitig, gemein und abstoßend, während Brackel all zu leicht mit den Gesetzen der künstlerischen Einheit, der geschlossenen Handlung sich abfindet.

Heben sich aber in mehr formeller Hinsicht die Vorzüge und Mängel der vier Romane einigermaßen auf, so wird man in Bezug auf den eigentlichen Inhalt, den Ideenreichtum und die Grundgedanken ohne die geringste „konfessionelle Voreingenommenheit" den beiden katholischen Schriftstellerinnen M. Herbert und F. v. Brackel durchaus den Vorzug vor ihren ungläubigen Kolleginnen einräumen müssen. Es braucht der Kritiker weder Katholik zu sein noch besondere romantische Neigung zu fühlen, um ein solches Urteil zu fällen; es genügt im vorliegenden Falle, daß er noch Sinn für das Seelische in der Erzählung und der Kunst überhaupt besitzt.

Freilich, wenn der Naturalismus als der Stein der Weisen in künstlerischer Hinsicht gilt, wer die möglichst massive, grob sinnliche Oberfläche als das einzig würdige Kunstobjekt ansieht und all die Lobeshymnen auf Innerlichkeit, Vertiefung und geistige Durchdringung nur als hohle Phrasen

wendet, der wird diesem Urteil kaum beistimmen, obwohl er dann in cht geringe Verlegenheit kommt, wenn er den Vorzug einer Viebig über erbert, den einer Hauschner über Brackel, im vorliegenden Falle auch nur m den Schein zu retten, beweisen sollte. Bei Viebig muß er ja selbst edeutende Mängel eingestehen, und daß er bei Hauschner die vielen Platt- eiten und inhaltlichen Schwächen ignoriert, verdankt die Schriftstellerin ohl zum größten Teil ihrem gesinnungstüchtigen Festhalten an jener oslosen naturalistischen Methode.

Aber vielleicht wurden von uns zwei schwächere Werke von natura- listischer Seite den tüchtigsten jener katholischen Verfasserinnen gegenüber estellt. Kein Kenner der modernen Romanliteratur wird das behaupten. her das Gegenteil trifft zu; denn M. Herbert und F. v. Brackel haben rößere Kunstwerke geschaffen als „Doktor Sörrensen“ und „Die Ent- rbten“, während „Zwischen den Zeiten“ das reifste Buch Auguste Hauschners, „Einer Mutter Sohn“ wohl die anständigste Erzählung einer Klara Viebig ist, die beiden Schriftstellerinnen aber zu den gefeiertsten hrer Richtung zählen.

Soweit sich daher von diesen vier besprochenen Romanen der Banner- rägerin zweier Weltanschauungen ein Schluß ziehen läßt, haben unsere atholischen Schriftsteller den Wettkampf mit andersgläubigen Konkurrenten icht zu scheuen. Möchten sie aber nur stetsfort auf ihre eigenste Kraft ch besinnen, die nicht auf dem Gebiete der Decadence, des Perversen nd Krankhaften liegt, sondern da, wo Geist, wo der Glaube an die Idee, o Lebensfreudigkeit und Gesundheit blühen.

Dabei halte man indes immer fest: Der Roman ist zwar eine Kunst- orm, aber durchaus nicht eine, wonach man den geistigen Höhepunkt eines Kulturvolkes in erster Linie mißt. Er hat in unserer Zeit seine Berech- gung, aber man darf dieselbe nicht einseitig überschätzen. Wer sich seine Bildung lediglich oder doch vorzüglich aus Romanen holt, mag sich auf iese Weise eine Menge von Ideen und Phantasiebildern verschaffen, durch- ebildet ist er nicht. Ein junger, vernünftiger Mann wird daher in seinen Mußestunden dreimal zu einem tüchtigen Geschichtswerke greifen, ehe er ch, dann allerdings mit Nutzen, in die Lektüre eines künstlerisch über- mittelmäßigen, sittlich einwandfreien Romans vertieft.

Alois Stockmann S. J.

Rezensionen.

Der Weltapostel Paulus. Nach seinem Leben und Wirken geschildert von Hofrat Dr **Franz Pölzl**, Hausprälat Sr päpstlichen Heiligkeit und Professor der Theologie an der kaiserl. königl. Universität in Wien. Beilagen: Drei Kunstblätter, eine geographische Karte und mehrere Register. gr. 8° (XXVIII u. 664) Regensburg 1905, Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz. *M* 9.—; geb. *M* 11.40

Diese beachtenswerte Darstellung des Lebens und Wirkens des Weltapostels will eine auf streng wissenschaftlicher Grundlage aufgebaute Biographie des Apostels bieten, aber in einer mehr populären Form, so daß sie von Priestern und gebildeten Laien mit Interesse und Nutzen gelesen werden könne. Diese Aufgabe vollständig zu lösen, ist dem hochw. Verfasser in glücklichster Weise gelungen. Der streng wissenschaftlichen Grundlage tut es hier keinen Eintrag, daß für katholische Leser der Quellenwert der Apostelgeschichte und der Briefe Pauli nicht noch eigens bewiesen wird. Doch wird gelegentlich die eine oder andere Beanstandung von gegnerischer Seite treffend zurückgewiesen, wie auch der apostolische Ursprung der sog. Pastoralbriefe und des Hebräerbriefes einläßlicher dargelegt ist. Mit Recht hat Verfasser sich es besonders angelegen sein lassen, den Inhalt der Reden des Apostels, die in der Apostelgeschichte kurz skizziert sind, sowie die Gedankengänge seiner Briefe ziemlich ausführlich anzugeben. Die geschichtliche Veranlassung der einzelnen Reden oder Schreiben wird tunlichst genau beschrieben, was von selbst zur Aufhellung mancher Lebensumstände des Apostels beiträgt; die Briefe selbst geben uns dann einen erwünschten Einblick in das Geistesleben, Fühlen, Sinnen und Trachten des Apostels. Diesen Einblick fruchtreich zu machen und die Charakterzeichnung in klaren und scharfen Umrissen dem Leser vorzuführen, erreicht der Verfasser durch sinngetreue Umschreibung der apostolischen, oft recht gedrängten Ausdrucksweise und durch eingestreute Bemerkungen, die das Markante, das Tiefe und Inhaltreiche der Sprache Pauli aufzeigen.

Der Weltapostel durchwanderte einen großen Teil, ja man kann sagen den größten Teil der damals bekannten Welt. Man wird dem Verfasser Dank wissen, daß er durch Darstellung der politischen Verhältnisse jener durchwanderten Länder, durch Angabe der sozialen, religiösen und wissenschaftlichen Verhältnisse ihrer Bewohner einen geeigneten Hintergrund herstellte, auf dem sich das Bild des Lebens und Wirkens Pauli in charakteristischer Eigentümlichkeit abhebt. Eine

rze Schilderung der geographischen, ethnographischen und politischen Lage ge-
ırt zweifelsohne zum Rahmen einer Biographie; für diese Darlegungen sind
tere und neuere Werke benutzt (Strabo, Plinius-Kiepert, Spillmann S. J.).
ber außerdem glaubte der Verfasser das Interesse für das Lebensbild des Apostels
erhöhen durch eingeflochtene Erinnerungen an geschichtliche Ereignisse alter und
uerer Zeit, durch Vorführung von durch Wissenschaft und Künste hervorragenden
ersönlichkeiten, deren Andenken mit den von Paulus berührten Reisestationen
rknüpft ist. Hier kann man wohl der Meinung sein oder den Eindruck be-
nmen, es wirkten die bis zur Gegenwart ausgedehnten geographischen und
schichtlichen Angaben eher störend; nicht minder dürfte das der Fall sein bei
n Erinnerungen an manche Persönlichkeiten.

Nach dieser allgemeinen Charakteristik des verdienstvollen Werkes möge noch
e Ansicht des Verfassers über schwebende Fragen betreffs vorliegenden Gegen-
ındes vernommen werden. Den Namen Paulus führte der Apostel „nicht erst
t seiner Bekehrung, sondern schon von Geburt her"; denn mit Rücksicht auf
s römische Bürgerrecht und auf den Wohnplatz inmitten einer römischen Be-
lkerung gab ihm der Vater, obgleich streng pharisäisch gesinnt, neben dem
bräischen Namen Saulus auch den römischen Namen Paulus, den dann der
postel gebrauchte, sobald er sein Apostelamt unter den Heiden angetreten hatte;
erklärt der Verfasser mit Origenes Apg 13, 9 (vgl. S. 13). Die Zeit seiner
eburt wird zwei bis drei Jahre nach Christi Geburt angesetzt; als Jahr seiner
ekehrung erscheint „höchst angezeigt" 34 oder 35 der christlichen Ära; das
postelkonzil höchst wahrscheinlich 51; die Gefangennahme in Jerusalem 58;
er Amtsantritt des Festus Sommer 60, Ende der ersten römischen Gefangen-
haft Frühjahr 63, möglicherweise 64 (vgl. S. 15 51 386 419 508). Daß
Gal 2, 1 ff einen zu Apg Kap. 15 (zum sog. Apostelkonzil) ergänzenden Bericht biete,
ird mit Geschick und Entschiedenheit dargelegt (S. 145 ff), und S. 162 finden
ch die Umstände trefflich zusammengestellt, durch welche der Vorfall in Antiochia
Gal 2, 12 ff) erst nach dem Apostelkonzil möglich und verständlich wird. Und
ollte es für die Reihenfolge der Briefe Pauli nicht von Bedeutung sein, daß
r in den zwei Thessalonicher Briefen sich noch nicht Apostel nennt? Wie
nergisch betont er diese seine Würde im Galaterbriefe. Mit Recht wurde kürzlich
uch bemerkt, wäre der Galaterbrief an die Apg 13 14 bekehrten Gemeinden
erichtet, so wäre es unbegreiflich, daß Paulus im ganzen Briefe so spreche,
ls ob er der einzige Stifter der Gemeinden wäre — und doch welche Stellung
ahm Barnabas ein (Apg 14, 11); und da Barnabas doch erwähnt wurde
wegen des Vorfalles in Antiochia, hätte es doppelt nahe gelegen, zu betonen,
daß bei der ersten Mission sie beide übereinstimmend das Evangelium verkündet
hätten (u. dgl. m. vgl. E. Haupt, Theol. Studien u. Kritiken [1906] 145).

Aus den vielen bemerkenswerten Ausführungen seien noch hervorgehoben die
Bemerkungen über Pauli Lehrweise (S. 185 202 u. ö.), über das Wort Jesu:
„Warum verfolgst du mich?" (S. 40), sodann das Kapitel „Thekla" und jenes
„Paulus und Seneka"; ebenso Pauli Grundsätze betreffs der sozialen Frage,
der Sklavenfrage (S. 359 469), die Darlegung anlangend die Zeit der Pro-

kuratur des Felix (S. 409) und die in den Pastoralbriefen erwähnten Irrlehrer. Die im Kodex D gebotenen Zusätze schreibt der Verfasser dem 2. Jahrhundert zu; er nimmt aber doch oft auf sie Rücksicht und flicht sie seiner Darstellung ein (z. B. S. 172 173[1], wo nicht B, sondern D zu lesen, 223 241 248 254 289 u. a.).

Schließlich müssen noch lobend erwähnt werden: die chronologische Übersicht des Lebens Pauli, das reichhaltige Literaturverzeichnis (XIV—XXVII), das Verzeichnis der erklärten und berücksichtigten Stellen (S. 618—627), der griechischen Wörter (S. 628—630), das Autorenverzeichnis (S. 631—633) und das sorgfältig ins einzelne bearbeitete Namen- und Sachregister (S. 634—664).

Jos. Knabenbauer S. J.

Elementi di Astronomia ad uso delle Scuole e per Istruzione privata Compilati dal P. ***Adolfo Müller*** d. C. d. G., Professore di Astronomia nell' Università Gregoriana, Direttore dell' Osserv. Astron. sul Gianicolo. 8⁰ Roma, Desclée, Lefebvre e C.

I. **Astrometria-Astromeccanica** con circa 300 incisioni intercalate nel testo e due carte stellari. (XVI u. 602) 1904. *Lire* 10.—

II. **Astrofisica-Astrocronaca** con 150 incisioni intercalate nel testo. (XIV u. 600) 1906. *Lire* 10.—

Der unsern Lesern nicht unbekannte Verfasser tritt hier mit einer neuen Leistung an die Öffentlichkeit, die allerdings zunächst für italienische Kreise berechnet ist, aber auch bei uns die Freunde der Himmelskunde interessieren dürfte.

Die günstige Aufnahme, die der vor zwei Jahren erschienene erste Band des Werkes von berufenster Seite in Italien gefunden hat, verbürgt schon seine Gediegenheit. Mit dem nunmehr vorliegenden zweiten Band ist das Werk zum Abschluß gebracht. Der Eindruck, den sein Vorläufer gemacht hat, ist dadurch nur bestärkt worden. Zwei Vorzüge zeichnen die Arbeit P. Müllers vor allem aus: Reichhaltigkeit und Klarheit. Von der Reichhaltigkeit dieser Himmelskunde auch nur eine annähernde Vorstellung zu geben, ist keine leichte Aufgabe.

Der erste Band, der in die beiden Hauptteile Astrometrie und Astromechanik zerfällt, beginnt mit einer genauen Orientierung an der Himmelskugel, wobei die verschiedenen Arten der Himmels- und Erdkoordinaten sowie die mannigfaltigen Methoden, Teile der Himmelskugel in Projektion darzustellen, beschrieben werden. Die verschiedenen Arten der Zeit und die Mittel, sie mit Hilfe von Sonnenuhren, Pendeluhren und Chronometern zu bestimmen, werden im folgenden Abschnitt besprochen. Wohl mit Rücksicht auf ihren hohen didaktischen Wert sind erstere mit großer Ausführlichkeit behandelt. Im nun folgenden Teile wird der Leser mit den übrigen astronomischen Instrumenten bekannt gemacht. Die Darstellung verrät, daß der Verfasser im Gebrauch derselben über eine langjährige Erfahrung verfügt. Nach einer kurzen Einführung

in die Grundbegriffe der sphärischen Trigonometrie wird deren Anwendung in der Astrometrie gezeigt. Logisch an das Vorhergehende sich anschließend, folgt der Abschnitt über die bei den astronomischen Beobachtungen anzubringenden Korrektionen, wo die Refraktion, die Parallaxe, die geographische Ortsbestimmung, die Gestalt und die Größe der Erde zur Sprache kommen.

Den zweiten Hauptteil des ersten Bandes, die Astromechanik, eröffnet ein sehr interessantes Kapitel über die Entwicklung der astronomischen Weltanschauung, wie wir kurz sagen können, angefangen von den ältesten Zeiten bis auf unsere Tage. Dabei werden auch die neuesten Forschungen über die astronomischen Kenntnisse der Babylonier berücksichtigt. Man könnte diesen ganzen Teil füglich eine gedrängte Übersicht über die Geschichte der Astronomie nennen. Vor allem verdient hier die objektive Behandlung des Galileiprozesses volle Anerkennung. Da der Verfasser naturgemäß in seiner Darstellung die astronomische Seite, die gewöhnlich leider nicht genügend berücksichtigt zu werden pflegt, zu ihrem vollen Rechte gelangen läßt, so erscheint der ganze Hergang in einem für die kirchlichen Richter, die den entweder nicht überzeugenden oder gar direkt falschen Beweisen Galileis gegenüber an der herkömmlichen Anschauung festhielten, weit günstigeren Lichte.

Die modernen Beweise für die Richtigkeit des kopernikanischen Systems werden dann ausführlich vorgeführt und unter Zugrundelegung desselben die Elemente der Planetenbahnen, der Erdbahn und die Methode ihrer Bestimmung besprochen. Eingehend sind die Bewegungen und Störungen des Mondes und die Sonnen- und Mondfinsternisse behandelt. Als Zeitregulator hat unser Satellit bei fast allen Völkern eine hervorragende Rolle gespielt. So erklärt es sich, wie der Verfasser, daran anschließend auf die Chronologie, das Kalenderwesen, die Kalenderreformen, die kirchliche Zeitrechnung zu sprechen kommt. Den Schluß des Bandes bilden Untersuchungen über die Bahnen der verschiedenen Himmelskörper, Planeten, Kometen, Sternschnuppen, Doppelsterne, wobei manche interessante Frage, z. B. die nach der Stabilität des Planetensystems, soweit sie eine streng astronomische Behandlung zuläßt, berücksichtigt wird.

Der zweite Band behandelt den neuesten und in vielfacher Hinsicht interessantesten Teil der Sternkunde, die Astrophysik.

Gleich anfangs werden wir mit den hier in Betracht kommenden Instrumenten und den anzuwendenden Methoden bekannt gemacht, vor allem der Himmelsphotographie, der Spektroskopie und Photometrie. Die Resultate all der mühsamen und vielfältigen Beobachtungen auf diesem Gebiete führen uns die folgenden Abschnitte in übersichtlicher Gruppierung vor. Physik der Erde, des Mondes und der Sonne betitelt sich deren erster. Die Physik der Erde gibt Gelegenheit, zu zeigen, daß der Verfasser auch auf den Grenzgebieten seines Fachstudiums, speziell in Geologie und Meteorologie gut zu Hause ist. Daß die Sonnenphysik von einem Schüler Secchis in mustergültiger Weise dargestellt wird, ist selbstredend. Den Planeten — großen und kleinen — nebst ihren Trabanten, ist der folgende Abschnitt gewidmet. Der kundige Leser wird nichts von Bedeutung vermissen. Die in den letzten Dezennien so viel besprochenen Kanäle auf dem

Mars und ihre Verdoppelung werden eingehend gewürdigt und die eigenen Beobachtungen des mit einem vorzüglichen Auge und guten Instrumenten ausgerüsteten Verfassers lassen uns erkennen, daß wir das Urteil eines kompetenten Astronomen vor uns haben. Die Fixsterne werden in drei Kapiteln behandelt. Wegen der Fülle des Materials und der noch nicht ausgereiften Theorien mußte dieser Teil wohl einer der schwierigsten sein. Nach ausführlicher Besprechung der Szintillation, des Funkelns der Sterne, gibt uns P. Müller die Resultate der Spektroskopie. Es folgt dann das mit viel Geschick behandelte Gebiet der veränderlichen Sterne. Über Sternhaufen, Nebelflecken, Milchstraße ist so ziemlich alles, was sich darüber sagen läßt, mitgeteilt. Unter der Überschrift „Astrometeorica" kommen im fünften Abschnitt Kometen, Sternschnuppen und Zodiakallicht zur Sprache.

Auf Grund des mit so großer Vollständigkeit gebotenen Materials ist der Leser nunmehr auch im stande, dem letzten Abschnitt, zugleich dem für viele interessantesten, das rechte Verständnis entgegenzubringen. Hier wird nämlich über Kosmogonie und Kosmologie vom astronomischen Standpunkt aus Aufschluß erteilt. Schon die einleitenden Kapitel über Entfernung und Zahl der Sterne, über die Struktur des Universums erregen unser Interesse. Dann werden die hauptsächlichsten Weltbildungshypothesen, angefangen von Kant und Laplace bis zum jüngsten Versuch, der Kosmogonie des P. Braun S. J., ihren Hauptgedanken nach wiedergegeben. Der Verfasser verschweigt nicht die entgegenstehenden Schwierigkeiten, versucht aber auch in einem eigenen Kapitel ihre Lösung. Schließlich wird dann noch der Frage, ob es Lebewesen auf andern Himmelskörpern gebe, eine kurze Besprechung zu teil. Wir wollen nicht mit dem Verfasser darüber rechten, ob und inwieweit eine solche Frage in ein streng wissenschaftliches Werk überhaupt hineingehört, jedenfalls findet sie hier eine streng objektive Behandlung.

Als Anhang zum ganzen Werk folgt ein kurzer Abriß der Geschichte der Himmelskunde und ein sehr vollständiges Inhaltsverzeichnis über beide Bände. So gestaltet sich das Werk gleichzeitig zu einer Art Lexikon der Astronomie und wird als solches gewiß auch gute Dienste tun.

Schon diese kurze, wenn auch sehr unvollständige Inhaltsübersicht zeigt, daß wir es hier nicht mit einer sog. populären Darstellung der Himmelskunde zu tun haben, wo von jeder mathematischen Behandlung des Gegenstandes möglichst abgesehen, dafür aber der Phantasie um so freierer Spielraum gewährt wird. Es ist dem Verfasser vielmehr darum zu tun, den mit den mathematischen Kenntnissen, wie sie die Mittelschulen bieten, ausgerüsteten Leser in den heutigen Stand der Astronomie gründlich einzuführen. Selbst schwierigere Probleme, die sonst fast nur in der eigentlichen Fachliteratur Berücksichtigung finden, sind in den Rahmen der Darstellung hereingezogen. Die Anlage des Buches, die Begründung der einzelnen Aufstellungen ist durchaus selbständig. Namentlich letztere weicht vielfach von dem in ähnlichen Werken üblichen Beweisgang ab. Das zeigen schon die vielen ganz neuen Figuren, denen man sonst in keinem Lehrbuch der Himmelskunde begegnet. So wird selbst derjenige, der mit dem Gegenstand schon vertraut ist, ihn hier aber unter ganz neuer Beleuchtung kennen lernt, das

Werk mit Interesse zur Hand nehmen. Auch für die vielen eingestreuten historischen Angaben muß man dem Verfasser Dank wissen; sie tragen nicht wenig dazu bei, das Interesse an der Sache zu erhöhen und längere rein mathematische Abschnitte zu beleben.

Abgesehen von einzelnen, jedoch nur selten sinnstörenden Druckfehlern, läßt sich an dem Werke, das sich auch durch deutlichen, übersichtlichen Druck empfiehlt, nichts aussetzen. Die sehr zahlreichen und gut gewählten Illustrationen sind mehr für den Verstand als für das Auge berechnet. In Deutschland ist man in dieser Hinsicht an Besseres gewöhnt. Besonders hervorgehoben zu werden verdient die ausgiebige Literaturangabe. Man sieht, daß der Verfasser aus den besten Quellen, vor allem der einschlägigen Fachliteratur, geschöpft hat.

Es kann daher das Werk zum Selbstunterricht bestens empfohlen werden; aber auch der Lehrer, selbst der Universitätsprofessor, wird seinen Unterricht mit Nutzen an den Text Müllers anschließen.

Bei uns in Deutschland ist gewiß der Mangel an guten Lehrbüchern der Astronomie nicht so fühlbar wie in Italien. Die letzten Jahre noch haben uns mit einer ganzen Reihe sehr brauchbarer Werke beschenkt. Wir erinnern nur an die Himmelskunde von Professor Plaßmann. Trotzdem dürfte man der Astronomie des P. Müller eine sehr gute Aufnahme prognostizieren, wenn sie in deutschem Gewande erschiene. Im Interesse der Förderung der Sternkunde wäre dies nur zu wünschen.

Alfr. Baur S. J.

Die Malereien in den Handschriften des Königreichs Sachsen, herausgegeben von Dr **Robert Bruck,** a. o. Professor für Kunstwissenschaft an der Kgl. Technischen Hochschule zu Dresden. gr. 8° (870) Dresden 1906, Meinhold und Söhne. *M* 25.—

Verzeichnisse der Miniaturen der einzelnen Länder oder ihren Provinzen oder auch nur einer ihrer Bibliotheken werden seit Jahrzehnten immer dringender gewünscht. Eine Liste der Miniaturen aller Handschriften des Britischen Museums stellte Birch schon 1879 zusammen, die griechischen Buchmalereien der Pariser Nationalbibliothek beschrieb Bordier bereits 1883, die illustrierten Handschriften Österreichs werden seit 1905 unter Wickhoffs Leitung herausgegeben. Ähnliche Verzeichnisse der Schätze einzelner Bibliotheken sind zahlreich. In denselben werden zwei Systeme befolgt. Die dem ersten entsprechenden Verzeichnisse nennen kurz die Handschriften, beschreiben deren Malereien und geben mehr oder weniger Abbildungen. Sie sind also nach Art von Bibliothekskatalogen eingerichtet. Jene, welche das zweite System als maßgebend ansehen, gehen weiter, vergleichen ihre Handschriften und deren Malereien mit denjenigen anderer Büchersammlungen, fügen reiche Literaturnachweise bei und bieten eine kurze, aber möglichst vollkommene und allseitige Beurteilung der einzelnen Nummern. Daß letztere Behandlungsweise die vollkommenere ist, liegt auf der Hand. Sie ist aber so schwierig, setzt so viele Kenntnisse und Studienreisen voraus, daß man kaum hoffen darf, durch sie rasch voranzukommen, das Material gesammelt und

übersichtlich geordnet zu umfassenderen Arbeiten bald bereit zu stellen. Bruck hat sich damit begnügt, „alle bemerkenswerten Malereien ohne Ausnahme, wenn auch kurz und im Katalogstil, zu beschreiben wie auch die Stellen zu nennen, woselbst sich größere Initialen befinden“. „Aus allen kunstgeschichtlich bemerkenswerten Handschriften sind Abbildungen gegeben, und zwar habe ich mich nicht darauf beschränkt, aus jeder Handschrift nur eine Malerei auszuwählen, sondern war vielmehr bestrebt, wichtiges Material möglichst reichhaltig zu veröffentlichen.“ 283 Abbildungen, welche der Verfasser nach eigenen Aufnahmen bringt, sind gut wiedergegeben. Daß der eine Benutzer seines Werkes lieber aus jener Handschrift und aus älterer Zeit, der andere aus andern Handschriften und aus späteren Jahrhunderten mehr Abbildungen sehen möchte, liegt auf der Hand, da das Interesse so verschiedenartig ist. Hört doch der eine beim Studium der Miniaturen vielleicht bei einem Zeitpunkt auf, wo der andere erst beginnt. Datierung und Lokalisierung sind meist zutreffend. Sind zuweilen die Grenzen etwas weit gesteckt, so ist zuzugeben, daß dies einer haarscharfen, aber vielleicht unrichtigen Angabe vorzuziehen ist. Daß eine größere Bestimmtheit der Beschreibung mit Beziehung auf Stil und Technik, eine ausgiebigere Angabe der Literatur über einzelne Codices und ihre Bilder erwünscht gewesen sei, ist mit Recht schon anderweitig bemerkt worden. Sehr dankenswert sind die Register. Sie geben die Handschriften I. alphabetisch geordnet, II. nach den Orten der Aufbewahrung, III. nach den Ländern der Herkunft; dann folgt IV. ein Sachregister über Darstellungen und Künstlernamen. Das Buch enthält sehr viel bis dahin unbekanntes Material, dessen einzelne Teile leicht auffindbar sind, und ist deshalb für das Studium der Handschriftenkunde, Miniaturmalerei und Ikonographie ein sehr wertvolles Hilfsmittel. **Steph. Beissel** S. J.

Gregorius Sturmfried. Ein Zeitbild aus dem Katholizismus der Gegenwart von **Arthur Achleitner.** 8° Mainz (o. J.), **Kirchheim.**
I. Bd: **Der Dorfpfarrer.** (VIII u. 444) *M* 4.—; in Salonbd *M* 5.—
II. Bd: **Der Stadtpfarrer.** (VIII u. 446) *M* 4.—; in Salonbd *M* 5.—
III. Bd: **Kanonikus Sturmfried.** (382) *M.* 4.—; in Salonbd *M* 5.—
Jeder Band bildet ein für sich abgeschlossenes Ganze und ist einzeln käuflich.

Achleitner hat bisher in seinen stimmungsvollen Schilderungen aus dem bayrisch-österreichischen Hochgebirge Tüchtiges geleistet. Kein vernünftiger Kritiker konnte ihm für diese Art von Heimatkunst die hervorragende Begabung, ja eine gewisse Meisterschaft absprechen; hier stand Achleitner auf seinem eigensten Gebiete. Freilich versuchte es der rührige Romanzier schon in „Portiunkula“ und im „Eiskaplan“ gleichzeitig mit den beliebt gewordenen Problemen des Seelsorgerromans, und nicht zum Vorteil seiner Werke, aber die geschickt aufgetragenen Farben und Konturen der Hochalpen verdeckten und überschatteten einigermaßen die Unzulänglichkeiten und Schwächen in der künstlerischen Gestaltung seiner priesterlichen Romanhelden.

Anders in dem dreibändigen Roman „Gregorius Sturmfried“, worin der Verfasser nun ein Priesterleben in allen seinen Phasen, möglichen Beziehungen, äußeren und inneren Erfahrungen, nach seiner religiösen, wissenschaftlichen, sozialen Seite hin, ja ein Zeitbild aus dem Katholizismus der Gegenwart, wie der Verlag in seiner Ankündigung bemerkt: „dichterisch hervorragend widerzuspiegeln weiß“. Hier verlegt also der Schriftsteller den Schwerpunkt seiner künstlerischen Gestaltungskraft in den „Seelsorger“ selbst, und was an Schilderungen landschaftlicher Schönheiten im ersten Bande noch vorhanden ist, verschwindet denn auch im zweiten und dritten ganz. Wer Achleitner in seinen Vorzügen und den Grenzen seines Talentes kennt, wird freilich zum vornherein einen gewissen Zweifel kaum unterdrücken können, ob der Verfasser auch der richtige Mann sei, einen so spröden Stoff zu bewältigen. Der Kritiker darf sich indessen von einer derartigen Voreingenommenheit nicht allzusehr leiten lassen, weshalb wir denn auch den Abschluß des ganzen Werkes abwarten wollten und erst jetzt den Roman besprechen, da ein abschließendes Urteil möglich ist.

Gregorius Sturmfried, ein seeleneifriger, musterhafter Priester, erfährt als „Dorfpfarrer“ mit den Los von Rom-Hetzern, mit den eigenen Bauern und nicht zuletzt mit seiner leichtsinnigen Schwester Ottilie allerhand Unannehmlichkeiten, wird verleumdet und infolgedessen nach dem entlegensten Bergdorfe versetzt, aber hier in seinem wahren Werte erkannt und vom Bischof zum Stadtpfarrer befördert.

„Der Stadtpfarrer“ findet in seinem neuen Wirkungskreise zum Teil sehr traurige Zustände vor. Die oberen Klassen der Bevölkerung stehen der Kirche in kühler Gleichgültigkeit gegenüber, in den unteren Schichten herrscht Armut und arbeiten die Apostel der Sozialdemokratie mit allen Mitteln für ihre religionsfeindlichen Ziele. Die noch treu gebliebenen Kinder der Kirche sind unter sich selbst uneins. Dazu kommen Verdrießlichkeiten mit dem Staat, mit andern Konfessionen, und endlich macht die entsetzliche Ottilie wieder ein höchst unvorhergesehenes und höchst unangenehmes Intermezzo. Aber in einer fast lückenlosen Kette von Siegen und Triumphen überwindet Gregor die Hindernisse, studiert dabei fleißig bis in die Nacht hinein Theologie, besteht das Doktorexamen und wird ins Kathedralkapitel der Reichshauptstadt versetzt.

Unglücklicherweise läßt sich Sturmfried als „Kanonikus“ für eine geschäftliche Unternehmung großen Stils, die Gründung der St Annabank, gewinnen. Er wird deren Präsident; doch die fieberhafte Tätigkeit und Aufregung, die eine solche Stellung für den Laien in Geschäftsangelegenheiten mit sich bringt, hat ein heftiges Nervenleiden zur Folge. Natürlich verkracht die ohne Fachkenntnis und von liederlichen Unterbeamten geleitete St Annabank, der arme Kanonikus sieht das Verkehrte des Geschäftskatholizismus ein und stirbt als einfacher Dorfpfarrer mit den Worten: Ars artium est cura animarum.

Eine zusammenhängende, einheitliche Romanhandlung liegt, wie man sieht, nicht vor. Es ist ein Aneinanderreihen von kleinen und großen Tatsachen, Episoden, Erscheinungen mannigfachster Art, die sich freilich meist um den einen Gregorius Sturmfried gruppieren. Ansätze zur eigentlichen Romankomposition sind zwar auch vorhanden, so im ersten Band in der Geschichte Ottiliens, im dritten in der Bankgründung, aber sie bleiben unvollständig und helfen nur zeitweilig das Interesse spannen. Dieses Fehlen des straffen, einheitlichen Planes

möchten wir beim „Seelsorgerroman“ nicht sehr tadeln. Auch Sheehan nimmt es in diesem Punkte bekanntlich leicht. Der große Unterschied zwischen den beiden Erzählern ist nur der, daß Sheehan mittels einer feinen seelischen Analyse dennoch eine gewisse organische Verkettung der Ereignisse festhält, daß er aus einer eigenen und reifen Erfahrung schöpft, daß er endlich ein echter, gestaltender Dichter ist, während Achleitner äußere Ereignisse häuft, als Laie zwar eine Menge von Fragen und Problemen aufrollt, aber sie nicht als Wissender und Fachmann beantwortet, dabei wohl den Eindruck des routinierten Romanziers, weniger dagegen den des Poeten und Künstlers auf den kritischen Leser ausübt.

Damit soll nicht behauptet werden, daß „Gregorius Sturmfried“ „nur äußeres Geschehen“ berichtet, wie einzelne Kritiker kurzweg sich ausdrückten, noch weniger, daß er ein unrichtiges Bild von dem heutigen Priester entwirft. Sturmfrieds innere Leiden und Kämpfe stehen im ersten und dritten Band des öfteren im Vordergrund, die aufgeworfenen Fragen werden aus theologischen Handbüchern durchweg korrekt beantwortet, die heutigen sozialen Verhältnisse annähernd richtig gezeichnet. Das ist schon viel. Schade nur, daß sich all das etwas zu sehr wie eine einstudierte, noch nicht verdaute Lektion ausnimmt, während ein Künstler, der seinen Stoff beherrscht, aus dem Vollen schöpft und statt der Zitate uns in einer Art von Intuition auch auf fachmännische Fragen die Antwort mit dichterischer Eigenart zu geben versteht.

Was soll man nun aber dazu sagen, wenn Achleitner u. a. etwa 20 Seiten den Ausführungen Bischof Eggers, obgleich unter Quellenangabe und in kürzerer Fassung, entnimmt (II 174 ff), wenn er den Doktoratskandidaten Sturmfried vor dem Leser theologische Thesen verteidigen läßt, die jedes allgemeineren Interesses entbehren (II 423 ff), wenn er mit für die Handlung völlig belanglosen Anmerkungen wie die mehrseitige über den Titel „Monsignore“ (III 292 ff) sein „fachmännisches“ Wissen dem Leser etwas auffällig vorstellt? Wer theologische Bildung besitzt, wird dieses Verfahren unter Umständen erheiternd finden, anderer Leser dürfte es mehr langweilen als aufklären. Freilich, da Achleitner nun einmal diesen Stoff aufgegriffen hat, ist seine Methode für den Laienschriftsteller im großen und ganzen die sicherste; er hält sich damit wenigstens alle größeren Irrtümer und möglichen Ketzereien vom Leibe — aber warum sich auf Gebiete hinüberwagen, die man nicht beherrscht und nicht beherrschen kann?

Übrigens zeigt sich die Unzulänglichkeit auch in manchen Punkten, wo eine künstlerische Behandlung für den Verfasser nicht schon durch die Sprödigkeit des Stoffes ausgeschlossen war. Wie viel maßvoller und psychologisch tiefer weiß z. B. die österreichische Schriftstellerin M. Buol in der anspruchslosen Erzählung „Der Bader von St Margarethen“ [1] die Los von Rom-Bewegung zu charakterisieren als Achleitner in seinem ersten Band! Ein wahres Kabinettstück von feinster Beobachtungsgabe enthält das 15 Pfennig-Bändchen der ersteren, ein Karikaturbild mit handgreiflichen Unwahrscheinlichkeiten bietet der 4 Mark-Band des letzteren. Auch mit dem Hereinziehen des erotischen Elementes hat der Ver-

[1] Münchener Volksschriften.

fasser entschieden Pech. Besser wäre es gewesen, bei der Zeichnung eines Priesterlebens auf alle und jede, sei es direkte oder indirekte Pikanterie zu verzichten. Nun ist ja allerdings Gregorius selbst ein durchaus sittenreiner, edler Charakter; dafür wird aber diese furchtbar dumme Gans von einer Pfarrersschwester jeden Leser, der etwas Zartgefühl besitzt, auf die Dauer um so gründlicher abstoßen. Man fragt sich angesichts der vielen Entgleisungen Ottiliens öfter: Wozu das alles? Sturmfried hätte auch ohne dies Scherereien genug bekommen; es bedurfte da gar nicht der Begleitschaft einer eiteln, fast unmöglich dummen und taktlosen Schwester, die zuerst mit den Hilfsgeistlichen eine Flirtation versucht, dann mit dem Los von Rom-Apostel eine solche ins Werk setzt, später mit einem verlotterten, ungläubigen Maler durchbrennt, von diesem verstoßen, sonderbarerweise einen tüchtigen, braven Ingenieur zum Manne bekommt, nach geraumer Zeit auch diesem wieder davonläuft, darauf reuig zurückkehrt, beim Tode ihres Mannes namenlos leidet, aber kurz darauf jenem verbummelten Maler bei der ersten Begegnung quasi die Ehe verspricht. Auch abgesehen von Ottiliens wenig erbaulicher Geschichte finden sich übrigens im Roman Schilderungen leichtfertigen Treibens, denen man im Interesse des sittlichen Anstandes, oder sagen wir doch des ästhetischen Taktes, lieber nicht begegnen möchte, zumal, wenn sie für den Fortgang der Handlung belanglos sind wie bei dem Gastmahl des Bankiers Markus (III 58 ff). Bei derartigen Gelegenheiten merkt man, daß Achleitner nur allzu gern auf dieses Gebiet hinüberschweift und hier denn auch viel bewanderter ist als in der Seelsorge. Nach solchen Beobachtungen sagen dem Leser die salbungsvollen Predigten und Betrachtungen über Priestertum und Religion nicht mehr recht zu, sie machen zu sehr den Eindruck künstlicher Pose.

Besonders gilt dies vom dritten Band, worin der Verfasser das Fiasko des „Geschäftskatholizismus" darstellt und die cura animarum mit viel Pathos und Rührung den Geistlichen ans Herz legt. Damit verrät sich der Roman als Sensationsbuch, das eben alles, was gerade in den Zeitungen und Zeitschriften besprochen wird, was gerade „aktuell" ist, sofort aufgreift. Achleitner geht in diesem Punkte so weit, daß er nicht nur auf allerhand Broschüren, Tageszeitungen und Zeitschriften, sondern selbst auf lebende Persönlichkeiten mit dem Finger hinweist.

Zu den gerügten Mängeln kommt die Nachlässigkeit in Stil und Sprache. Der Verfasser nimmt sich eben nicht die nötige Zeit zur Abfassung seiner Schriften, daher sein ganz eigenes Geschick für verkehrte oder doch nur halb richtige Satzkonstruktionen, für das Verschieben und Verwechseln der Zeiten — besonders von Präsens und Imperfekt —, für die sonderbarsten Neubildungen von Worten, endlich für den übermäßigen Gebrauch von Provinzialismen und Dialektwendungen.

Nach all dem Gesagten verschwinden die oben genannten Vorzüge des Werkes, zu denen man auch die ziemlich gelungene Charakteristik des „G'schaftelhubers" Dr Pirngruber, mancher Universitätsprofessoren und Gregors selbst rechnen muß, doch zu sehr gegenüber den Unzulänglichkeiten, Entgleisungen und Flüchtigkeiten, als daß man den Roman mit der Marke „empfehlenswert" bezeichnen könnte.

Nicht als ob es sich hier um ein schlechtes Buch handelte; aber wir glauben nicht, daß der Priesterstand durch solche Verteidiger sonderlich gewinnt. Zum mindesten mußte dieser Stoff viel ernster, viel langsamer und gründlicher durchgearbeitet werden, als es hier geschah. Sodann hätte der Verfasser besser getan, statt sich in den Bann der Sensation zu stellen, sich vielmehr in den ewigen Ideeninhalt des katholischen Priestertums zu vertiefen. Der größte Mißgriff bleibt freilich die Wahl des Themas. Achleitner ist nun einmal diesem Stoffe nicht gewachsen, und er sollte daher zunächst selbst die Worte beherzigen, die er als Motto des dritten Bandes mit dem hl. Bernard den Geistlichen zuruft: „Was begebt ihr euch auf fremde Gebiete! Was legt ihr eure Sichel an fremde Ernte an!"

Aloys Stockmann S. J.

Empfehlenswerte Schriften.

Florilegium Patristicum. Digessit vertit adnotavit Dr Gerardus Rauschen, SS. Theol. in Univ. Bonnensi Prof. III. Monumenta minora Saeculi secundi; IV. Tertulliani liber de Praescriptione Haereticorum; V. Vincentii Lerinensis Commonitoria; VI. Tertulliani Apologetici recensio nova. 8° (IV, 106; IV, 70; IV, 72; IV, 142) Bonnae 1905—1906, Hanstein. *M* 1.50; *M* 1.—; *M* 1.20; *M* 2.—

Was immer zu einer ernsteren Beschäftigung mit der patristischen Literatur anregen und bei derselben zur sichern Anleitung dienen kann, ist ein der christlichen Wahrheit geleisteter Dienst. Rauschens Florilegium mit seiner glücklichen Auswahl, den sorgfältigen Textrezensionen und reichhaltigen Erläuterungen ist zu einer solch wirksamen Anregung um so mehr geeignet, da es mit Rücksicht auf die Verhältnisse der Studierenden in Bändchen bescheidenen Umfanges erscheint, die leicht beschafft und leicht bewältigt werden können, und von denen jedes ein abgeschlossenes Ganze bildet. Gleich die ersten, auch in der Ausstattung recht gefälligen Lieferungen I und II wurden daher in dieser Zeitschrift LXVII 227 gern begrüßt. Lieferung III macht bekannt mit den merkwürdigsten Altertümern der christlichen Literatur: dem Muratorischen Fragment, der Aberkiosinschrift, den ältesten neutestamentlichen Apokryphen und den ältesten Märtyrerakten. Die beiden folgenden Faszikel IV und V kennzeichnen die Anschauung der Kirche der Väterzeit gegenüber der Häresie. Recht gut werden hier Tertullians de Praescriptione mit dem berühmten Abschnitt aus Irenäus und dem Commonitorium des Vinzenz von Lerin nebeneinander gestellt. An die genannte, theologisch wichtigste der Schriften Tertullians reiht sich im VI. Faszikel das kirchengeschichtlich bedeutsamste Werk dieses geistvollen Schriftstellers, der Apologeticus, der gegenüber den obersten römischen Staatsbehörden die Verteidigung des Christentums zu führen bestimmt ist. Auf Grund erneuter kritischer Textforschungen und dank sorgfältiger Ausbeutung bislang vernachlässigter

wertvoller Handschriften war Dr Rauschen in den Stand gesetzt, von diesem wichtigen Werke aus dem Jahre 197 eine ganz neue Rezension zu liefern. Durch die kurze, gehaltreiche Einleitung und einen ausgiebigen Apparat von Varianten, Erklärungen und Literaturangaben ist ein übriges geschehen, um das Interesse zu wecken und eine nutzreiche Lesung zu fördern.

Christus-Zeugnisse aus dem klassischen Altertum von ungläubiger Seite. Von Dr Anton Seitz, Professor an der Universität München. gr. 8° (82) Köln 1906, Bachem. *M* 1.80

Wie in den Äußerungen fernstehender oder feindlicher Beobachter während der frühesten christlichen Jahrhunderte der Eindruck von Christus und seinem Werke sich bemerkbar macht, soll kurz zusammengestellt werden. Einerseits sind es die Stellen aus Josephus Flavius und den Talmudisten, anderseits solche bei den römischen Historikern und heidnischen Polemikern, wie die verschiedenen aus den Kreisen des Neuplatonismus hervorgezogenen kritischen Äußerungen und Parteientstellungen, die zusammengeordnet werden. Das Wünschenswerte zur Orientierung und richtigen Würdigung ist beigegeben. Die Absicht des Verfassers, der volkstümlichen Apologetik durch diese Zusammenstellung ein auf wissenschaftlicher Grundlage beruhendes praktisches Hilfsmittel zu bieten, scheint gut erreicht. Das Eintreten Christi in die Welt und sein umgestaltendes Wirken auf die Menschheit als unleugbare historische Tatsache recht lebhaft zu Bewußtsein zu bringen, ist schon ein Gewinn. In Bezug auf die innere Einrichtung könnte das Schriftchen noch gewinnen, doch erweist es sich auch in vorliegender Gestalt ganz brauchbar.

Die Liturgie der Kirche. Von P. Fern. Cabrol O. S. B. Autorisierte Übersetzung von Georg Pletl. 16° (688) Kempten 1906, Kösel. *M* 4.—; geb. *M* 5.—

Das Buch soll weiteren Kreisen Einblick in die Schätze der Liturgie und der liturgischen Gebete der altchristlichen Zeit vermitteln, und zwar in der doppelten Absicht, zu erbauen und zu belehren. Behandelt werden zu dem Ende die Bestandteile der Liturgie (Heilige Schrift, Präfation, Antiphone, Kollekten, Akklamationen usw.), die gottesdienstlichen Versammlungen, die Gebete der Christen (Vaterunser, die Symbole usw.), die heiligen Zeiten, die Stellung Christi, Mariä und der Heiligen in der Liturgie, die Segnungen und endlich die Sakramente, und zwar unter Beigabe reichlicher Auszüge aus altchristlichen liturgischen Formularen. Das schöne Buch ist mit großer Sachkenntnis, mit warmer Begeisterung und ansprechender Darstellung geschrieben. Was S. 100 über den Ursprung der Basiliken gesagt wird, ist wohl nicht ganz einwandfrei. Unzutreffend ist ferner, was der Verfasser bezüglich der Entstehung verschiedener liturgischer Gewänder sagt (S. 501, 504). Den Charakter der Totentänze verkennt die Bemerkung (S. 520), es hatten in ihnen die Sucht nach Gleichheit, der niedrige Neid und das Bedürfnis, andere verächtlich zu machen, freien Lauf gehabt. Die Übersetzung ist gut; doch wäre vielleicht eine etwas freiere Bearbeitung einer bloßen Übersetzung vorzuziehen gewesen.

Die Katakomben und der Protestantismus. Von Professor Orazio Marucchi. Aus dem Italienischen übersetzt von P. Jos. Rudisch C. SS. R. kl. 8° (106) Regensburg 1905, Pustet. 60 *Pf.*; geb. *M* 1.—

Die hier ins Deutsche übersetzte Schrift des bekannten römischen Archäologen Marucchi ist, wie aus ihrem ersten Abschnitt erhellt, gegen die Roma sotterranea des

französischen Calvinisten Roller gerichtet. Sie behandelt die Eucharistie, die Verehrung der seligsten Jungfrau, wie diese in den Katakomben bezeugt werden. Übrigens werden nicht nur die Monumente der Katakomben, sondern auch auf diese Gegenstände bezügliche Stellen der altchristlichen Literatur herangezogen. Die Übersetzung ist gut, doch läßt die ganze Darstellung immer wieder den italienischen Ursprung des Werkchens zu Tage treten. Auffällig ist, daß Marucchi noch die bekannten Fische mit dem Brotkorb „durch die Wellen fortschnellen“ läßt (S. 9), und daß er die sog. Konsekrationsszene in S. Callisto noch als Darstellung des Konsekrationsaktes ausgibt (S. 49). Sehr kühn ist es, wenn S. 100 die Worte des Lobgedichtes auf Papst Liberius oder Felix: Electus fidei plenus summusque sacerdos mit „machtvoll höchster Priester“ und „höchstbevollmächtigter Priester des Glaubens“ übersetzt und dann als Zeugnis für die Autorität des Apostolischen Stuhles ausgenützt werden. In einer Streitschrift sollte man sich doch keine solche Blöße geben; da ist nur das Allersolideste gut genug.

Über Kosmogonie vom Standpunkt christlicher Wissenschaft, nebst einer Theorie der Sonne und einigen darauf bezüglichen philosophischen Betrachtungen von Karl Braun S. J., Dr theol. et phil., emerit. Direktor der Haynaldschen Sternwarte in Kalocsa. Dritte, vermehrte und verbesserte Auflage. gr. 8° (XXIV u. 490) Münster 1905, Aschendorff. *M* 7.50

Eine ausführliche Besprechung der ersten Auflage dieses vortrefflichen Buches durch P. J. Epping erschien in dieser Zeitschrift XXXVIII (1890) 111 ff, ein kürzeres Referat über die zweite, 1895 erschienene Auflage in L (1896) 113. Die vorliegende dritte Auflage ist um fast 100 Seiten vermehrt und trägt den neuesten Fortschritten der physikalischen Himmelskunde Rechnung. Das gründliche und gediegene Werk, das Sr Eminenz dem Kardinal Andreas Steinhuber gewidmet ist, sei nochmals allen unsern Lesern warm empfohlen. Heute mehr denn je ist es von hohem apologetischem Werte, da es uns in so sachkundiger Weise über die Beziehungen der wissenschaftlichen Kosmogonie zur christlichen Weltauffassung orientiert und die Angriffe, welche im Namen einer falschen Wissenschaft gegen die Lehre von der Schöpfung usw. erhoben werden, allseitig prüft und widerlegt (besonders im 11. Kapitel). Ähnlich wie P. Wasmann in seinem Buche „Die moderne Biologie und die Entwicklungstheorie“ (Freiburg 1904), so kommt auch P. Braun zu dem Ergebnisse, daß die Annahme einer natürlichen Entwicklung durch die vom Schöpfer in die Natur gelegten Gesetze mit der christlichen Offenbarungslehre vollkommen vereinbar ist und nichts enthält, „was der gläubigen Auffassung der schöpferischen Tätigkeit im geringsten zuwider wäre“ (S. 13).

Wissenschaft und Religion. Sammlung bedeutender Zeitfragen. Aus dem Französischen. 1.—12. Bändchen. 12° (64) Straßburg (o. J.), Le Roux. Das Bändchen à 50 *Pf.*

Das bei Bloud in Paris erscheinende große Broschürenwerk hat einen so außerordentlichen Erfolg zu verzeichnen gehabt, daß ein Versuch, dasselbe auch in deutscher Sprache zugänglich zu machen, bei einer rührigen Verlagshandlung wie Le Roux in Straßburg nicht überrascht. Vernünftigerweise soll jedoch nicht unterschiedslos Nummer für Nummer übertragen, sondern nur das Passendste und Brauchbarste für das deutsche Publikum ausgewählt werden. Eine der ersten Nummern, Ser-

tillanges, Kunst und Moral, ist bereits in dieser Zeitschrift LXIX 106 lobend zur Anzeige gekommen. Von andern Bändchen seien genannt: Guibert, Die Seele des Menschen; Babet, Das Problem des Leidens; Courbet, Das Dasein Gottes; Tournebize, Vom Zweifel zum Glauben; Fonsegrive, Die Stellung der Katholiken gegenüber der Wissenschaft. Neben solchen ernsten, aber heilsamen Belehrungen bieten andere wieder eine leichtere Lesung dar, ohne deshalb aufzuhören gewinnreich zu sein, so z. B. G. d'Azambuja, Warum ist der Moderoman unmoralisch, und Warum ist der moralische Roman nicht Mode? Über die Sammlung als Ganzes vgl. diese Zeitschrift LXVI 477 f und LXXI 223 f.

Die Geheimschrift im Dienste der päpstlichen Kurie, von ihren Anfängen bis zum Ende des XVI. Jahrhunderts. Von Dr Aloys Meister, Professor der Geschichte an der Universität Münster. [Quellen und Forschungen aus dem Gebiete der Geschichte. XI. Bd.] Lex.-8° (IV u. 450) Paderborn 1906, Schöningh. *M* 24.—

Die wertvolle Studie „Anfänge der modernen diplomatischen Geheimschrift“, durch welche der Verfasser 1902 seine „Beiträge zur Geschichte der italienischen Kryptographie“ eröffnete (vgl. diese Zeitschrift LXIV 341), sollte zu dem Werk über die Verwendung der Geheimschrift bei der Kurie eine Art Vorbereitung bilden. Die ältesten sichern Spuren der Geheimschrift im kurialen Gebrauch findet Verfasser etwa um 1326 und verfolgt dieselben durch alle Schwankungen, Inkonsequenzen und Neuerungen der Folgezeit bis zu der reichen Vollendung, welche bei Anfang des 17. Jahrhunderts die Chiffrierkunst im römischen Dienste erlangt hat. Man wird eingeführt in eine hochinteressante Chiffrenliteratur, zu welcher nicht nur mehrere italienische Staaten, sondern auch Deutschland und Frankreich ihr Kontingent an Theoretikern oder Praktikern gestellt haben, teils seltene, heute vergessene Druckwerke, teils merkwürdige Manuskripte. Auch in die Organisation der kurialen Beamtenschaft wird neuer Einblick gewährt, indem der anfängliche Chiffreur allmählich zum „Chiffrensekretär“ emporsteigt, und dann zu einer ganzen Chiffrenkanzlei mit mehreren ständigen Beamtenkategorien sich ausgestaltet. Wichtiger noch ist die Publikation für die Geschichte der Diplomatie, Ausbildung und Gebrauch der Geheimschrift an den verschiedenen Höfen, Verfahren mit den aufgefangenen Depeschen, Verkehr der Nuntien untereinander u. dgl. Die Hauptsache bleibt aber doch der Fortschritt für das Verständnis der Chiffrenschriften und die große Anzahl wichtiger Chiffrenschlüssel, die nun vorliegen, meistens mit dem Namen des betreffenden Abgesandten und näherer Zeitbestimmung. Welch praktischen Dienst dies dem Historiker leisten kann, wird beleuchtet durch die Korrekturen, welche der Verfasser zu der Jos. Susta glücklich gelungenen Entzifferung der Moronedepeschen nachträglich beizubringen im stande war. Wenn der verdiente Chiffrensekretär Matteo Argenti um 1605 nicht weniger als 20 Systeme und 70 verschiedene Methoden diplomatischer Geheimschriften kannte, so ist klar, daß mit dem vorliegenden Bande bei all seinen vielen Schlüsseln noch nicht ohne weiteres die Entzifferung sämtlicher päpstlichen Chiffrendepeschen gegeben ist. Aber ein für immer grundlegendes Werk ist geschaffen, durch das vieles zum erstenmal ans Licht kommt, und auf dem weitergebaut werden kann.

Martin de Alpartils **Chronica Actitatorum temporibus Dom. Benedicti XIII.** Zum erstenmal veröffentlicht von Franz Ehrle S. J. Band I: Einleitung, Text der Chronik, Anhang ungedruckter Aktenstücke. [Quellen und Forschungen aus dem Gebiete der Geschichte. XII.] gr. 8° (XLII u. 616) Paderborn 1906, Schöningh. *M* 25.—

Den Kern des Bandes bildet die Chronik, in welcher ein Landsmann und langjähriger Diener des Gegenpapstes dessen Leben und Kämpfe 1394—1430, d. h. bis zur Überführung seiner Leiche sieben Jahre nach dem Tod, als Mithandelnder und Augenzeuge mit mehr Ehrlichkeit als Geschick, aber mit aller Pietät gegen seinen Herrn beschrieben hat. Dem Spürsinn des Verfassers, der über Peter von Luna schon so viel Wertvolles zu Tag gefördert hat, gelang es vor 13 Jahren, diese Originalhandschrift Alpartils im Eskorial wieder aufzufinden, neben der noch immer vermißten Chronik des Hieronymus de Ochon den authentischsten und wichtigsten Bericht über Peters ganzes Pseudopapat. Der Text der Chronik mit den nie versagenden knappen aber gehaltreichen Personal-, Lokal- und Literaturnachweisen füllt 212 Seiten; eine erschöpfende Einleitung ist vorausgeschickt. Aus dem von Alpartil selbst beigegebenen Anhang von Dokumenten wird, neben dem ausreichenden Überblick über die ganze Sammlung, an Texten nur eine Auswahl geboten; um so reichlicher sind die Mitteilungen aus dem Archiv der Aragonischen Könige in Barcelona, das an Vollständigkeit für jene Jahre die Archive von Rom und Paris weit übertrifft. Aus den im Vatikanischen Archiv vorhandenen Akten des Konzils von Pisa sind eine Anzahl auf Peter von Luna bezügliche Stücke aufgenommen, endlich aus verschiedenen teils spanischen oder französischen, teils römischen Archiven auf 200 Druckseiten noch 17 weitere bedeutungsvolle Nummern. Da P. Ehrle für Noël Valois' Werk über das Schisma sein kostbares Material bereits zur Verfügung gestellt hatte, so wird durch die neue Publikation an den dort gezeichneten Hauptzügen nichts geändert, und der Verfasser möchte bescheiden sein Werk nur angesehen wissen als eine zu jener Darstellung hinzugefügte „weitschichtigere Dokumentierung", eine Art Urkundenbuch. Tatsächlich wird jedoch weit mehr geboten, eine Fülle neuer und eingehender Nachrichten über viele der am meisten eingreifenden Persönlichkeiten und der kritischsten Situationen, ja über die ganze Zeit überhaupt. Fages' neues Werk über Vinzenz Ferrer erfährt einschneidende Korrekturen und treffliche Ergänzungen, daran schließen sich literarische Mitteilungen über Peter d'Ailly, biographische über Kardinal Frias und die meisten näheren Vertrauten Peter de Lunas. Die Mitteilungen Guiarts über das Konzil von Perpignan und die Berichte über die große Judendisputation zu Tortosa sind erstklassig; der Ablaßbrief Benedikts 1398 zu Gunsten des Kriegszugs für Wiedereroberung der geraubten Hostien von Torreblanca fällt von selbst in die Augen. Schätzenswerte Winke über Archivverhältnisse und vorhandene Literaturen sind über den ganzen Band hin zerstreut.

La Faculté de Théologie de Paris et ses Docteurs les plus célèbres. Par l'abbé P. Feret. Époque moderne. Tome quatrième: XVII siècle. Revue littéraire. 8° (IV u. 446) Paris 1906, Picard.

Nachdem der vorausgehende Band des vielumfassenden Werkes (vgl. diese Zeitschrift LXVII 338) die Vorgänge innerhalb der Pariser Fakultät und ihre Verstrickung in die großen Streitfragen während des 17. Jahrhunderts gezeichnet hat, war von dem neu vorliegenden zu erwarten, daß er den Überblick über die litera-

rischen Leistungen der Doktoren dieses Zeitraumes als abgeschlossenes Ganzes bieten werde. Indes erwies sich die Zahl der hervorragenden Mitglieder und die Bedeutsamkeit ihrer Leistungen für das grand siècle der französischen Literatur so groß, daß für diesmal eine Verdoppelung des Bandes sich empfahl, so daß in vorliegendem nur die Sorbonnisten und Ubiquisten zur Behandlung kommen, die Navarristen und Mitglieder der religiösen Orden für einen weiteren Band verspart bleiben. Wo Universitätsmitglieder wie die Kardinäle Richelieu und Gondi, oder wie die Parteihäupter Edmund Richer und Anton Arnaud, oder wie die Pariser Erzbischöfe de Harlay und de Péréfix zu würdigen sind, kann es mit einer rein literargeschichtlichen Abschätzung kaum sein Bewenden haben und mußte fast unvermeidlich manches berührt werden, was weder literarisch noch theologisch noch auch erbaulich genannt werden könnte. Trotzdem bleibt die literarische Würdigung die Hauptsache, und in der fleißigen Bibliographie, welche auch auf anonyme und auf bloß handschriftlich zurückgelassene Geistesprodukte Rücksicht nimmt, besteht der Hauptwert des Bandes. Auch auf die kleinen biographischen Skizzen ist viel Fleiß verwendet, sie regen sehr die Aufmerksamkeit an, und in vielen werden Fragen berührt, die noch heute die Geister beschäftigen. Wie gerne folgt man den Arbeiten des edeln Jugenderziehers Charles Gobinet, oder dem energischen Auftreten Richelieus und anderer Autoritäten gegen den Duellunfug. Höchst lehrreich sind die verunglückten Versuche eines sonst wohlverdienten Kontroversisten wie Franz Véron, der auf dem Weg der Konzessionen und Vertuschungen Protestantenbekehrungen in größerem Maßstab herbeizuführen hoffte. Es ist auch gut zu beobachten, daß die größere Zahl der besseren Pariser Doktoren, trotz der traditionellen lebhaften Gegnerschaft gegen die Jesuiten, doch gegen die jansenistischen Lehranschauungen ganz entschieden Front machte, anderseits, daß die damals neu aufgekommene Descartsche Philosophie, die Spekulationen Malebranches und die exegetischen Arbeiten Richard Simons keine heftigere Bekämpfung fanden, als von dem geistigen Haupte der Jansenisten, Anton Arnaud. Gleichzeitig aber ging dieser Mann in seiner Abneigung gegen die Jesuiten so weit, daß selbst eine unschuldige Prozession, in der man zu Luxemburg 20. Mai 1685 das Bild der Trösterin der Betrübten an seine neue Stelle überführte, ihm zu einer — zweimal aufgelegten — Streitschrift gegen den gesamten Orden Anlaß wurde.

Le Conventionnel Prieur de la Marne en mission dans l'Ouest (1793—1794), d'après des documents inédits. Par Pierre Bliard. 8° (VIII u. 450) Paris 1906, Paul. *Fr.* 5.—

Die Schreckensherrschaft unter der ersten Republik und das Wüten des Wohlfahrtsausschusses sind oft geschildert worden und in so schreienden Farben, daß man im Sinne der Menschlichkeit gerne an Übertreibung und Verallgemeinerung glauben möchte. Hier wird einmal ein einzelnes Mitglied des Wohlfahrtsausschusses im besondern herausgegriffen, ein bisher nur wenig beachtetes, und nur über eine seiner verschiedenen amtlichen Sendungen wird auf Grund der Akten eingehend berichtet. Es ist der 1756 geborne Advokat Paul Louis Prieur, zubenannt de la Marne, wohl zur Unterscheidung von seinem Kollegen Prieur de la Côte-d'Or. Die übrigen Stadien seiner Laufbahn, die Flecken seines Privatlebens, Charaktereigenschaften und späteren Schicksale werden nur eben kurz berührt; die vollständige amtliche Korrespondenz über die elfmonatige Mission in der Bretagne und Vendée gibt ein Bild für sich, leider ein unsagbar abstoßendes. Prieur war ein Fanatiker der Revolution,

schlau berechnend, kühn, rücksichtslos durchgreifend, herzlos grausam. Massenmorde und Niedermetzelungen nach Tausenden und ein entwürdigendes System von Spionage und Denunziation fallen ihm zur Last. Alles, was man über die Greuel der französischen Revolution zu lesen gewohnt ist, wird durch die kurzen, kalten Angaben in den Akten übertroffen. Für die Gegenwart ist es lehrreich zu sehen, bis zu welchen Exzessen der Parteifanatismus einen Franzosen hinzureißen und welche Abgründe von Gemeinheit eine Zeit des Umsturzes auch im Schoße einer sonst nobel gesinnten Nation zu öffnen vermag. Klassisch ist das Buch als Beschreibung der unbeschreiblichen Geduld, mit welcher dieses stolze Volk die niederträchtigste Vergewaltigung sich jahrelang gefallen lassen kann unter dem schönen Titel der soumission à la loi. Gegenüber dem rücksichtslosen Durchgreifen eines gemeinen Subjektes wie Prieur läßt die Zerfahrenheit, Feigheit und Unentschlossenheit der Bessergesinnten einen trüben Eindruck zurück. Es ist die immer neue Vertrauensseligkeit und Nachgiebigkeit, was auch über die besseren Elemente Entehrung und Ruin gebracht hat.

Napoleone e Pio VII (1804—1813). Relazioni storiche su Documenti inediti dell' Archivio Vaticano. Per il P. Ilario Rinieri. gr. 8° (X u. 390) Torino 1906, Unione Tipografico-Editrice. *Lire* 6.—

So reich die Quellenerschließung ist, welche in den früheren Bänden Rinieris über das Verhältnis zwischen Pius VII. und dem gewalttätigen korsischen Eroberer vorliegt (vgl. diese Zeitschrift LXX 574), wird doch durch diesen neuen Band trotz des geringeren Umfanges alles frühere in den Hintergrund gerückt. Zwar ist über das, was hier zur Behandlung kommt, schon unendlich viel geschrieben; die Fortschleppung des Papstes ins Exil, seine Leidenszeit in Grenoble und Savona, Napoleons Ehescheidungsprozeß, das Nationalkonzil von 1811, die Seelenbedrängnisse des Gefangenen von Fontainebleau sind nicht unbekannt, aber hier erfährt man einmal die volle und ungeschminkte und unzweifelhafte Wahrheit auf Grund der authentischen Dokumente. Personen und Situationen erregen die Teilnahme auf das höchste, und schon im Hinblick auf den bevorstehenden Sturz des Gewaltherrschers und die späteren Schicksale seiner Dynastie erscheinen alle diese Vorgänge im Lichte einer erschütternden Tragik.

Geschichte des Kreises Lingen. Von Ludw. Schriever, Domkapitular zu Osnabrück. 1. Teil: Die allgemeine Geschichte. 8° (VIII u. 410) Lingen a. d. E. 1905, van Acken. *M* 5.—

Nur die Niedergrafschaft Lingen nebst dem früher Münsterschen Kreise Emsbüren, die heute zu dem einen „Kreise Lingen" verschmolzen kirchlich die Dekanate von Lingen und Freren ausmachen, bilden den Gegenstand vorliegenden Geschichtswerkes. Der Umstand, daß dieses von Natur arme Land, nachdem es die Schrecken einer gewaltsamen Kirchenreformierung kaum überstanden, 100 Jahre hindurch alle Greuel des Krieges über sich ergehen sah und der Reihe nach gelderische, spanische, holländische, Münstersche und wieder holländische, preußische, französische, hannoversche und wieder preußische Herrschaft anerkennen mußte, gibt ihm eine besondere Merkwürdigkeit. Vor allem aber ist es die treue Anhänglichkeit an die Kirche, welche die Bewohner auch unter jahrhundertelanger Vergewaltigung sich nicht entreißen ließen, was diesem „Klein-Irland" auf deutschem Boden Anspruch auf Teilnahme verleiht. Der Verfasser, der eben bei Druckvollendung dieses Bandes aus dem Leben abgerufen wurde,

durch lokalgeschichtliche Spezialarbeiten längst bekannt und bewährt, ist ein ganz selbständiger Forscher, der auch den dunkelsten Fragen der Vergangenheit nachzugehen liebt und seinem eigenen Urteil Achtung zu verschaffen versteht. Außer dem, was er selbst mit Erfolg gesammelt, standen ihm die Archive des Landes offen und das ganze Land selbst, mit dessen geschichtlichen Überresten und Überlieferungen er aufs genaueste vertraut war. Der volle Wert des Werkes wird indes erst recht zu Tage treten, wenn auch der im Manuskript vollendet hinterlassene zweite, spezielle Teil im Druck vorliegt. Anziehende Darstellung oder angenehme Lesung darf man von diesem ersten Bande nicht erwarten, der ganz in Quellenerörterung und „Studie" aufgeht. Gleichwohl hinterläßt er freundliche Eindrücke. Er vergegenwärtigt gut die gesellschaftlichen und rechtlichen Zustände der mittelalterlichen Zeit, zeigt die kirchlichen Verhältnisse beim Ausbruch der sog. „Reformation" im ganzen wohlgeordnet, in der Folge aber, trotz namenloser Heimsuchungen, das Volk mannhaft katholisch, die Priester opferwillig und eifrig. Endlich beginnen auch mit der französischen und hannoverschen Herrschaft die Vorboten einer besseren Zeit, und haben namentlich die letzten Jahrzehnte seit 1880 das Land materiell gehoben und hat bis dahin auch die katholische Kirche zu einer friedlicheren und der Billigkeit mehr entsprechenden Stellung sich hindurchzuringen vermocht.

Der Kreis Lingen. [Beiträge zur Heimatkunde des Regierungsbezirkes Osnabrück. Heft 1.] Herausgegeben vom Lehrerverein der Diözese Osnabrück. 8° (220) Lingen a. d. E. 1905, van Acken. *M* 2.—

Die Pflege der Heimatkunde ist ein gesundes und fruchtbares Element nicht nur im Jugendunterricht, sondern für die Volkserziehung überhaupt, und es ist erfreulich, daß dieselbe durch so trefflich abgefaßte Handbücher Förderung findet, wie der Lehrerverein der Diözese Osnabrück mit vorliegendem für die Erschließung der engeren Heimat sie zu bieten begonnen hat. Natur und Kultur des Lingener Kreises, Geschichte und Volkstum sind nach allen Seiten hin kurz und gut zur Anschauung gebracht, da wo die Besonderheit eines Gebietes es ratsam erscheinen ließ, durch Beiträge von erprobten Männern des Faches. Solche Handbücher, wenn nach Verdienst verbreitet, können nur auf das vorteilhafteste klärend und anregend weiter wirken. Statt der langen Liste der im Krieg Gefallenen hätte es sich mehr verlohnt, Notizen über jene Landeskinder zusammenzustellen, die durch Tüchtigkeit im Leben über das Alltägliche hinaus sich einen Namen gemacht haben, wie dies jetzt nur vereinzelt und nebenbei geschehen ist. Sonst ist die Schrift nur zu loben, die schon durch freundliche Ausstattung gewinnt, mehr aber noch durch warmen herzlichen Ton wohltuend anspricht.

Gestalten aus der Morgendämmerung einer neuen Zeit. Vorstudien zur ersten Zentenarfeier der katholischen Pfarrei Zürich. Von Eduard Wymann. kl. 8° (54) Zürich 1906, Baeßler & Drexler. 50 *Cts.*

Vom 11. bis 25. September 1799 sind zum erstenmal seit dem Abfall des 16. Jahrhunderts im protestantischen Zürich katholische Kulthandlungen nachgewiesen; am 28. Mai 1807 brachte dann wieder der Abt von Rheinau im Fraumünster das heilige Meßopfer dar und ließ während der ganzen Dauer der Tagsatzung an Sonn- und Feiertagen Gottesdienst halten; seit 8. September 1807 ging daraus eine ordentliche und regelmäßige Pastoration für die ortsanwesenden Katholiken in der St Annakapelle hervor. Die Broschüre erzählt nicht die Geschichte der Pfarrei,

sondern will nur die Verhältnisse und Persönlichkeiten beschreiben, durch deren Zusammenwirken ein solcher Wandel der Dinge möglich wurde. Die schweren Heimsuchungen der Revolutionskriege hatten die getrennten Geister einander näher gebracht, mit Vaterlandsliebe und Heldensinn war auch die Hochherzigkeit erstarkt. Der größere Teil der Broschüre gilt übrigens den wackern Nidwaldener Geistlichen, an ihrer Spitze Pfarrer Kaspar Joseph Käslin von Beckenried.

Friedrich Kardinal Schwarzenberg. Erster Band: Jugend- und Salzburgerzeit. Von Dr Cölestin Wolfsgruber O. S. B. gr. 8° (XVI u. 372) Wien-Leipzig 1906, Fromme. *M* 9.—

Nicht die Zugehörigkeit zu einer erlauchten Familie in den Tagen ihres hellsten Glanzes, noch die kirchliche Würde und Stellung an sich betrachtet sind es, was das hier geschilderte Leben denkwürdig macht, vielmehr die überaus sympathische Persönlichkeit in ihrer allmählichen Entfaltung einerseits, ihr gesegnetes Einwirken auf bedeutende Zeitgenossen und öffentliche Verhältnisse anderseits. Das biographische Werk stellt sich dar als ein ununterbrochenes Geflecht aus Originalbriefen der Nächstbeteiligten und gewährt daher ebensoviel Neues wie völlig Gesichertes; es verspricht, inhaltlich höchst wertvoll zu werden. Bis jetzt liegt nur die erste Hälfte vor, die von der Geburt des jüngsten Prinzen Schwarzenberg 1809 bis zur Transferierung des Kardinals aus Salzburg nach der Hauptstadt Böhmens 1850 hingeleitet. Bleibt hierbei das vorzüglichste Interesse stets an den liebenswürdigen Titelhelden geknüpft, dessen vielseitige Begabung, echte Frömmigkeit, geistige Regsamkeit und hohen Ernst bei der Wahl und Pflege seines Berufes, so wird man doch mit seinem ganzen ausgezeichneten Familienkreise näher bekannt und mit den trefflichsten seiner Freunde, wie Rauscher und Tarnoczy. Die schönsten Blätter des Bandes aber gelten unstreitig dem väterlichen Gönner und Vorgänger Schwarzenbergs auf dem fürstbischöflichen Thron von Salzburg, dem edeln Augustin Gruber. Auch bemerkenswerte Beziehungen Schwarzenbergs zu andern namhaften Persönlichkeiten werden berührt, wie zu Alexander von Hohenlohe, Melchior Diepenbrock, Ida Hahn-Hahn, Domprediger Veith usw. Die Wege, auf welchen der junge Friedrich Schwarzenberg in den Bannkreis des Güntherianismus geriet und, wie mit Anton Günther persönlich, so mit dessen eifrigsten Anhängern (Pabst, Trebisch, Zuckrigl) in ein näheres Verhältnis trat, erklären sich sehr einfach und harmlos, aber doch so, daß die späteren schweren Verwicklungen hier schon vorbereitet sind. In die vormärzlichen Verhältnisse Österreichs tut mancher tiefe Blick sich auf, in den wogenden Kampf der Revolutionsjahre sieht man in Wien wie in Salzburg den Kardinal mitten hineingestellt, bei den denkwürdigen Bischofsversammlungen von Würzburg und von Wien steht er am Ehrenplatz. Die Beziehungen des Kardinals von Salzburg zum Papst und zu dessen Nuntius sind von Anfang an der Beachtung wert, zumal unter der noch währenden Alleinherrschaft des verknöcherten Josephinismus. Die hohen Verdienste Schwarzenbergs um die alten Nationalstiftungen der Anima und des Campo Santo in Rom führen bis in diese frühe Zeit zurück. Doch erst nach Vollendung des ganzen Werkes wird es nach seinem Wert sich richtig würdigen lassen.

Zeiten und Bräuche. Jugenderinnerungen aus dem Tiroler Volksleben von P. Lorenz Leitgeb C. Ss. R. 8° (154) Münster (o. J.), Alphonsus-Buchhandlung. 85 *Pf.*

Der Verfasser schildert Leben, Lust und Leid, Empfinden, Denken und Treiben der Tiroler im Antholzertal, ihre Bräuche bei kirchlichen und weltlichen Festen,

alles so, wie es vor vierzig Jahren war. Es ist ein herzerquickendes Büchlein schon wegen des gut ausgewählten Inhaltes; aber auch die Darstellung ist bei aller Schlichtheit so lebendig, daß sich die Beschreibung leicht wie eine Erzählung liest. Prächtige Schnurren sorgen immer wieder für die Heiterkeit des Lesers. So die mißlungene Schützensalve während des Segens am Fronleichnamstag — es klappte so schlecht zusammen, daß man fast alle Schüsse einzeln hätte zählen können; da wettert im Unmut der kommandierende Prennjörg in die feierliche Stille hinein: „O ös Teufel ös!“ (S. 101.) Oft ist man überrascht durch den Reichtum an Freude, Glück und Genuß, ja man wird völlig warm über der Fülle von sinniger Zartheit und frommer Tiefe, die in den alten Bräuchen über das Leben dieser Hochtalkinder ausgegossen waren.

Kirchliche Statistik. Wie steht es um die kirchliche Statistik in Deutschland? Ein Wort über kirchliche Statistik. Statistische Beschreibung der kirchlichen Verhältnisse Italiens. Drei Aufsätze von Paul Maria Baumgarten. gr. 8° (VI u. 324) Wörishofen 1905, Buchdrukerei und Verlagsanstalt. *M* 2.50

Die beiden ersten Aufsätze über die kirchliche Statistik in Deutschland und die Aufgabe und den Nutzen der kirchlichen Statistik im allgemeinen sind ihrem Umfang nach zwar gering (26 bzw. 8 Seiten), ihrer Bedeutung nach aber nicht zu unterschätzen. Der Verfasser vertritt recht pessimistische Ansichten über den gegenwärtigen Stand der kirchlichen Statistik in Deutschland und die Möglichkeit einer Besserung. Doch kann man nicht sagen, daß amtlich für die kirchliche Statistik gar nichts geschehe — auch der Verfasser will das nicht behaupten —, aber es sind Schwierigkeiten vorhanden für das Zustandekommen einer einheitlichen, zweckmäßigen Organisation und Publizität der statistischen Ergebnisse. Weitaus den größten Teil der Schrift (160 Seiten) nimmt der dritte Aufsatz ein, der eine eingehende statistische Beschreibung der kirchlichen Verhältnisse Italiens enthält. Der Verfasser gibt darin eine sorgfältig durchgearbeitete Übersicht über die kirchliche Einteilung Italiens in Kirchenprovinzen, Diözesen und Pfarreien, über die Anzahl der Gläubigen, der Welt- und Regularpriester, der Kirchen-, Kapitel- und Diözesaneinrichtungen. Ein besonderer Abschnitt ist den kirchlichen Verhältnissen Roms gewidmet, auch die Orden und religiösen Genossenschaften, die kirchlichen Vereine und die katholischen Zeitungen und Zeitschriften sind darin berücksichtigt. Das Ganze ist aber keineswegs bloß eine trockene Aufzählung von Namen und Instituten, sondern der Verfasser hat sich auch bemüht, seine Leser mit der Eigenart der italienisch-kirchlichen Verhältnisse, ihren Vorzügen und Mängeln bekannt zu machen. Für das geplante deutsche kirchliche Jahrbuch gibt diese statistische Beschreibung der kirchlichen Verhältnisse Italiens manche gute Winke.

Ein verkannter Beruf. Ein Ratgeber für die Berufswahl. Von Fr. Schumachers, Handwerkerkammer-Sekretär. 8° (48) Gotha 1906, Perthes. 80 *Pf.*

Die Schrift will dem Besten des Handwerks dienen, indem sie Eltern und Ratgeber bei der Berufswahl von jungen Leuten aus dem mittleren Stand auf die Bedeutung und den Wert des Handwerkerberufes aufmerksam macht. Sie handelt vom Handwerk im allgemeinen, von seinen Vorzügen, von den körperlichen Anforderungen, die an den Handwerker gestellt werden, und den Aussichten des modernen

Handwerks. Ob auch klein, ist die Schrift sehr inhaltreich und voll trefflicher Beobachtungen und Bemerkungen. Möge sie wirklich ein Beitrag zur Förderung des deutschen Handwerks werden, um das es trotz des Handwerkergesetzes vom 26. Juli 1897 noch immer recht trübe bestellt ist, zum Teil freilich durch Umstände, die außerhalb der Handwerkerkreise liegen, zum Teil aber auch durch Mangel an Energie, Interesselosigkeit und Engherzigkeit bei den Handwerkern selbst.

1. **Die ersten Jahre im Lehrerberufe.** Ein Geleitbüchlein für junge Lehrer. Von Professor G. Lenhart. Zweite Auflage. 12° (292) Paderborn 1905, Schöningh. *M* 1.80; geb. *M* 2.40

2 **Der Beruf der Lehrerin.** In Briefen dargestellt an eine frühere Schülerin. Von P. Herber, Seminarlehrerin a. D. Vierte, bedeutend vermehrte Auflage. 12° (206) Paderborn 1905, Schöningh. Geb. *M* 1.50

1. Ein wirklich schönes Büchlein, das in fesselnder Darstellung an der Person eines in die schulamtliche Tätigkeit eintretenden jungen Lehrers schildert, wie ein solcher seinen Beruf auffassen und beginnen, wie er in der Schule, im Verkehr mit Fremden, mit den Eltern der Kinder, mit dem Volke, mit dem Geistlichen und seiner vorgesetzten Behörde sich verhalten soll usw. Es zeugt ebensosehr von großer Erfahrung wie von warmer Liebe zum Lehrerstand. Wir wünschen dem Schriftchen weite Verbreitung in der angehenden Lehrerwelt; Worte aus wohlmeinendem, aufrichtigem Freundesherzen, wie es sie reichlich bietet, werden gewiß zum Segen derjenigen, für die es zum zweitenmal (vgl. Bd LVI S. 114) in der Öffentlichkeit erscheint, nicht ohne Wirkung bleiben.

2. Auch das zweite Werkchen hat schon früher in diesen Blättern (XLI 350) die lobendste Empfehlung gefunden. Es mag daher genügen, die neue Auflage an dieser Stelle bloß anzuzeigen. Da in dem „Ratgeber bei Auswahl von Berufsschriften" unter den die weiblichen Handarbeiten betreffenden Werken auch „Knoblauch, Das Notwendigste über die kirchliche Paramentenstickerei" verzeichnet ist, wäre in dieser neuen „bedeutend vermehrten" Auflage wohl auch ein Hinweis auf „Braun, Winke für die Anfertigung und Verzierung der Paramente, Freiburg, Herder" am Platz gewesen.

Ratschläge zur Berufsfrage der Frauen. Für Eltern, Vormünder und Erzieher. Von Klara Molsberger. 8° (132) Köln 1906, Bachem. *M* 1.80

Die Verfasserin behandelt einen wichtigen Punkt des heutigen sozialen Lebens: die Berufsfrage der Frauen. Die völlige Umgestaltung der Erwerbsverhältnisse, die Notwendigkeit, sich eine sichere Existenz zu begründen, aber auch die Lockerung des Familienlebens und der übermäßig betonte und gepflegte Individualismus haben dazu geführt, daß sich den Frauen eine Reihe von Erwerbsberufen, in denen ehedem nur Männer tätig waren, erschlossen, aber auch daß in gleichem Maße die Vorbereitung auf den eigentlichen Beruf der Frau, den Hausberuf, vernachlässigt wurde. Die Verfasserin vertritt den Standpunkt, daß der Mutterberuf der eigentliche Frauenberuf sei, daß aber angesichts der heutigen Verhältnisse für viele die wirkliche Notwendigkeit vorliege, einen andern Beruf zu ergreifen. Als Berufe, die vor allem für Frauen sich empfehlen, nennt sie jene Beschäftigungen, welche mit dem mütterlichen Berufe mehr oder weniger Verwandtschaft haben, wie der Lehrberuf, Pflegeberuf, Erzieherinnenberuf und ähnliche; andere hält sie nur mit Auswahl für passend.

Auch betont sie, daß auf alle Fälle das Mädchen durch eine solide häusliche Erziehung auf seinen eigentlichsten Beruf gründlich vorbereitet werden müsse, von sonstigem abgesehen schon allein darum, weil nach Ausweis der Erfahrung ein großer Prozentsatz der in andern Berufen beschäftigten doch bei gegebener Gelegenheit in die Ehe tritt. Das Schriftchen ist sehr lesens- und beherzigenswert, namentlich möchten wir alles, was darin über die häusliche Erziehung der Töchter gesagt ist, allen Eltern zur aufmerksamen Lektüre empfehlen. Ein besonderer Vorzug des lehrreichen Büchleins ist die gemäßigte Art, mit der es den Gegenstand behandelt. Die Verfasserin hat sich in anerkennenswerter Weise von jenen Superlativen nach der guten und der schlechten Seite und den kritiklosen, subjektiv gefärbten Verallgemeinerungen fern gehalten, an denen Reformschriften von Frauenhand — gleichviel, welchem Gebiet sie angehören — so leicht und so oft kranken.

Mutterseelenallein. Wegweiser für christliche Mütter. Ein Lehr- und Andachtsbuch für Frauen, besonders für Mitglieder der christlichen Müttervereine. Von Wilh. Aug. Berberich. Mit einem Vorwort von Prälat Dr C. Krieg, Universitätsprofessor. Mit einem Titelbild. 12° (XVIII u. 362) Freiburg 1906, Herder. *M* 1.60; geb. *M* 2.—

Der Verfasser, ein erfahrener Schulmann, kleidet seine Belehrungen in die Form eines Gespräches zwischen Jesus und der christlichen Mutter. Vom Herrn wird sie über alle Verhältnisse unterrichtet, in die eine Mutter ihrem Kinde gegenüber kommt, und über ihre Pflichten. Sie spricht in der Antwort ihre Bereitwilligkeit aus und bittet um Gnadenhilfe. Das Buch ist als Hilfsmittel beim Gottesdienst gedacht, darum ist der Stoff auf die Sonntage des Kirchenjahres verteilt, darum auch folgen im zweiten Teile Gebete für eine christliche Mutter. Der dritte Teil gibt kurz die wichtigsten Gebete und Lehrstücke, welche eine christliche Mutter ihrem Kinde einprägen soll. Das Ganze ist, wie das Vorwort mit Recht anerkennt, von einem wahrhaft christlichen Geiste getragen und mit frommer, edeldenkender Gesinnung dargeboten.

Heirat auf Probe. Von A. J. Peters. Zweite, vermehrte und verbesserte Auflage. 8° (280) Wien 1906, Eichinger. *M* 1.50

Die „Heirat auf Probe" ist kein Roman, sondern eine ernste wissenschaftliche Arbeit, die eine der aktuellsten und für das Wohl und Wehe der menschlichen Gesellschaft allerwichtigsten Fragen der Gegenwart behandelt, nämlich die Unauflöslichkeit der Ehe. Veranlaßt wurde sie durch die gegenwärtige „Ehereform"-Bewegung in Österreich, die man gern als eine spontane, mit elementarer Gewalt aus dem Volke hervorbrechende Bewegung darstellen möchte, die aber in Wirklichkeit, wie in der Einleitung haarscharf nachgewiesen wird, die künstliche Mache eines verhältnismäßig kleinen, aber um so lauter schreienden Teiles der Bevölkerung ist. Die Seele derselben war von Anfang an die seit 1902 bestehende „Kulturpolitische Gesellschaft", die mit der Freimaurerei rege Fühlung unterhält. Hat hierdurch die in Form und Inhalt gleich vortreffliche Schrift auch ein spezifisch österreichisches Gepräge erhalten, so würde man doch ihre Bedeutung weit unterschätzen, wenn man glauben wollte, sie sei ausschließlich den dortigen Verhältnissen angepaßt. Im Gegenteil! Sie ist eine ausgezeichnete Waffe gegen die gesamte liberale Weltauffassung, die von jeher und überall der Ehe den sakramentalen Charakter abgesprochen und namentlich ihre absolute Unauflösbarkeit bekämpft hat. Der Ver-

fasser verfügt nicht nur über ein genaues theologisches Wissen, sondern auch über eine geradezu erstaunliche Belesenheit in der einschlägigen neueren und neuesten Literatur. Die Sprache ist vornehm und klar, gerade so, wie es der streng logische Gedankengang erheischt. Man folgt ihm daher immer mit Freude und Genuß, mag er nun die katholische Lehre über die Heiligkeit und Unverletzlichkeit des Ehebundes auseinandersetzen, oder die Einwände der „modernen Wissenschaft" an den Grundsätzen des Glaubens und der Vernunft prüfen, oder endlich mit hohem sittlichen Ernst die christlichen Ehegatten zu echt katholischem Eheleben aufmuntern. Es wäre somit sehr zu bedauern, wenn die höchst lehrreiche Schrift nicht in den weitesten Kreisen die verdiente Beachtung fände.

Neue Schule des gregorianischen Choralgesanges. Von P. Dominikus Johner, Benediktiner von Beuron. 8° (XVI u. 298) Regensburg 1906, Pustet. Geb. *M* 2.40

Die neue Schule des gregorianischen Choralgesanges, die wohl an Stelle von Haberls hochverdientem Magister choralis treten soll, besteht aus drei Abschnitten, die etwas gesucht als Vorschule, Normalschule und Hochschule überschrieben sind, und einem dreifachen Anhang. Die drei Anhänge bilden, um einmal mit diesen zu beginnen, einen kurzen Abriß der Choralgeschichte, eine Erklärung des Kirchenkalenders und eine instruktive Folge von Singübungen. Die Vorschule erklärt den Begriff des Chorals, gibt die notwendigsten Anweisungen zur richtigen Aussprache des Lateinischen und zum richtigen Vortrag, bespricht kurz Amt und Vesper und die dabei zur Verwendung kommenden liturgischen Bücher und behandelt endlich die für einen schönen Gesang so wichtige Stimm- und Tonbildung. Die Normalschule unterrichtet zunächst über die Choralnoten, die Tonarten des Chorals, die Neumen und den Choralrhythmus, sodann beschäftigt sie sich ausführlich mit den verschiedenen Choralmelodien, Psalmen, Antiphonen, Hymnen, den bleibenden und den wechselnden Meßgesängen des Chors, sowie endlich den Gesängen des Priesters, darunter den 15 Intonationen des Gloria und den 15 Ite missa est. Die Hochschule führt in das liturgische Verständnis des Chorals ein, weist seinen Kunstwert nach Form und Inhalt nach, erörtert die Notwendigkeit, Bedingungen und Mittel eines guten Vortrags und schließt mit praktischen Angaben hinsichtlich der Orgelbegleitung. Wie man sieht, ist in der Schrift nichts vergessen, was in eine Choralschule hineingehört; aber auch die Art und Weise, wie die einzelnen Punkte behandelt werden, ist vortrefflich, ja mustergültig und bekundet nicht bloß völlige Beherrschung des Stoffes, sondern auch, was der Darstellung ein eigenes warmes Kolorit gibt, begeisterte Hingabe an den altehrwürdigen Choral und seine kunstgemäße Pflege. Daß der Verfasser die Theorie von den gleich langen Noten vertritt, ist bei der Stellung der Beuroner Schule zu derselben natürlich, doch scheint der Beweis, den er versucht, unseres Erachtens nicht durchschlagend.

Lehrbuch des Choralgesanges. Von den Benediktinerinnen von Stanbrook. Deutsche Ausgabe von G. Bewerunge. 8° (106) Düsseldorf 1906, Schwann. Geb. *M* 1.80

Wegweiser zur Erlernung des traditionellen Choralgesanges. Von Otto E. Drinkweder S. J. 8° (48) Graz 1906, „Styria". 50 *Pf.*

Die durch das Motu proprio Pius' X. anbefohlene Neueinführung des traditionellen Chorals hat die betreffende Literatur wieder um zwei weitere An-

leitungen zur kunstgemäßen Ausführung des Choralgesanges vermehrt. Die erste stammt von den Benediktinerinnen zu Stanbrook (England). Sie zerfällt in einen praktischen und theoretischen Teil. Jener gibt Weisungen über die Aussprache, die Notenschrift, die Kirchentonarten, kurz alles für den Choralsänger Wissenswerte, dieser führt in den Rhythmus und den Bau des Choralgesanges ein. Die Arbeit zeichnet sich bei aller Knappheit durch Vollständigkeit und große Klarheit aus und kann ohne Bedenken den besten ihrer Art beigezählt werden. Die zweite Schrift ist ganz praktischer Art. Sie zeigt, wie die anfänglich nicht geringen Schwierigkeiten bei Erlernung des traditionellen Chorals Stufe um Stufe überwunden werden können. Ersichtlich aus der täglichen Praxis erwachsen, dürfte die Schrift in der Tat mit ihren Winken und ihren Übungstafeln ein gutes Hilfsmittel für Lehrer und Schüler sein.

Der gottesdienstliche Volksgesang im jüdischen und christlichen Altertum. Ein Beitrag zur jüdischen und christlichen Kultgeschichte. Von Dr Franz Leitner. 8° (XII u. 284) Freiburg 1906, Herder. *M* 5.60

Nicht die musikalische Seite des gottesdienstlichen Volksgesanges in der Synagoge und der altchristlichen Kirche ist es, die in der Schrift zur Behandlung kommt — sie wird nur gelegentlich berührt —, sondern lediglich die tatsächliche Existenz eines solchen im jüdischen und altchristlichen Kultus und die Art seiner Verbindung mit den liturgischen Funktionen. Die Arbeit gliedert sich in zwei Teile, denen als Einleitung eine kurze Abhandlung über den Volksgesang bei den heidnischen Kultakten der antiken Kulturvölker vorausgeschickt ist. Der erste Teil untersucht die Teilnahme des Volkes an den religiösen Feiern bei den Juden, und zwar zunächst bis zur Organisation der Tempelmusik durch David, und dann seit dieser Zeit. Im zweiten Teil zeigt der Verfasser, daß und in welcher Weise das Volk am christlichen Kultus gesanglich mitwirkte, bis von der Mitte des 6. Jahrhunderts an im Abendland der Volksgesang bei demselben allmählich außer Brauch kam. Es sind sehr interessante Erörterungen, die uns hier an der Hand von Zeugnissen der Väter und der alten Liturgien über den Volksgesang in apostolischer Zeit, in den Zeiten der jugendlichen Kirche und dann seit den Tagen, da diese die Freiheit erhielt, geboten werden. Die Arbeit muß als eine sehr anerkennenswerte Leistung bezeichnet werden. Daß sie noch manches Fragezeichen stehen läßt, liegt wie in andern Fällen bloß an dem Mangel genügenden Quellenmaterials. Was davon vorhanden ist, wurde mit großem Fleiß und nicht geringerer Belesenheit und zugleich mit gutem kritischen Urteil verwertet. Aber auch die Resultate der bisherigen Forschung sind sorgfältig benutzt und gebucht. Vielleicht wäre es zweckmäßig gewesen, in der Arbeit den religiösen Volksgesang im gewöhnlichen Leben, den religiösen Volksgesang bei liturgischen Feiern im weiteren Sinne und den eigentlichen liturgischen Volksgesang noch bestimmter und durchgreifender zu scheiden, als geschehen ist.

Naturwissenschaftliche Jugend- und Volksbibliothek. 8° Regensburg 1905, Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz.

XXIII. Bdchn: **Die Tierwelt unserer Süßwasser-Aquarien.** Von Dr Friedrich K. Knauer. Mit 30 Illustrationen. (160) *M* 1.20; geb. *M* 1.70

Von den beiden Abschnitten der Schrift „Die Tierwelt unserer Süßwasser-Aquarien mit Ausschluß der Fische" und „Die Fischwelt ꝛc." ist der zweite der

wertvollere. Es werden hier rund dreißig einheimische und etwa doppelt soviel exotische Fische als Aquarienbewohner besprochen und in hübschen Abbildungen vorgeführt. Letztere kommen namentlich zur Geltung in der erweiterten Sonderausgabe auf Kunstdruckpapier ([190] *M* 2.—; geb. *M* 2.80), welche auch eine Liste guter Bezugsquellen für die Aquarienliebhaberei enthält.

XXIV. Bdchn: **Königin Sonne und ihr Hofstaat.** Von P. Hermann Hofbauer C. Ss. R. Mit 36 Illustrationen. (144) *M* 1.20; geb. *M* 1.70

Hinter dem etwas übertriebenen Titel verbirgt sich eine gute populäre Astronomie, welche einem Belehrung und Unterhaltung zugleich suchenden Leser das Wissenswerteste über die Sonne und die einzelnen Planeten in angenehmer, durch geschichtliche Züge belebter Darstellung vermittelt.

XXV. Bdchn: **Gärten der Unterwelt.** Eine Geschichte der Erde. Von Dr Jg. Familler. Mit 47 Illustrationen. (170) *M* 1.20; geb. *M* 1.70

Den Stoff zu diesem zwar inhaltreichen, aber stark mit wissenschaftlichem Ballast beladenen Bändchen lieferte das ausgedehnte Wissensgebiet der historischen Geologie. Daß dem Verfasser die Aufgabe, die Hauptformationen der Erde und ihre vorweltlichen Faunen und Floren in gemeinverständlicher Weise zu skizzieren, völlig gelungen sei, möchten wir nicht behaupten.

XXVI. Bdchn: **Aus der Welt des Wassertropfens.** Von Heinrich Hower. Mit 30 Illustrationen. (172) *M* 1.20; geb. *M* 1.70

Die Arbeit ist eine erweiterte Zusammenstellung der vom Verfasser in den Zeitschriften „Stimmen vom Berge" und „Natur und Glaube" 1904 veröffentlichten naturwissenschaftlichen Aufsätze. Die starke Seite derselben bilden die zahlreichen, höchst verständigen philosophischen Reflexionen, während die Volkstümlichkeit des eigentlichen biologischen Inhaltes durch allzu reichliche Anwendung griechisch-lateinischer Fachausdrücke bisweilen etwas beeinträchtigt wird.

XXVII. Bdchn: **Mikroskopische Bilder aus dem Zelleben und der niederen Tier- und Pflanzenwelt.** Von R. Handmann S. J. Mit 100 Illustrationen und 5 Figurentafeln. (244) *M* 2.40; geb. *M* 3.—

XXVIII. Bdchn: **Mikroskopische Bilder aus der höher organisierten Pflanzenwelt.** Von demselben. Mit 117 Illustrationen. (240) *M* 2.40; geb. *M* 3.—

Die beiden Bändchen bilden mit dem achtzehnten dieser Sammlung ein Ganzes und zeigen das Mikroskop in seiner Anwendung auf die niederen Lebewesen und die Pflanzenanatomie. Nach des Verfassers Meinung sollte, „wer über hinreichende Mittel verfügt und einiges Verständnis besitzt, als eine der schönsten Zierden seines Salons auch das Mikroskop betrachten und deshalb zur Anschaffung eines geeigneten Instruments nicht einige Kosten scheuen". Gewiß wird man, unterstützt durch die Ratschläge und Erfahrungen, welche hier niedergelegt sind, sehr interessante Studien machen können. Eine große Anzahl zum Teil hier zum erstenmal veröffentlichter Abbildungen nach neuen photographischen Aufnahmen erhöhen den Wert der beiden sehr empfehlenswerten Arbeiten.

XXIX. Bdchn: **In der Gebirgswelt Tirols.** Von P. Vital Jäger O. S. B. Mit 23 Illustrationen und 2 Karten. (132) *M* 1.20; geb. *M* 1.70

Gegenstand der Schilderung ist die Umgegend von Innsbruck, welche vom Verfasser ausersehen wurde, um an ihr die Grundlehren der Geologie in volkstümlicher Weise zu erläutern. Dies ist ihm in einer kaum zu überbietenden Weise gelungen. Der Text ist sehr gediegen und sehr lehrreich, die Illustrationen sind gut ausgewählt, das Bändchen ist eine Zierde der ganzen Sammlung und verdient die wärmste Empfehlung.

XXX. Bdchn: **Lebensbäume.** Die wichtigsten Vertreter der Palmenwelt und deren Nutzen für den Menschen. Von Dr Karl Wald. Mit 20 Illustrationen und 1 Karte. (160) *M* 1.20; geb. *M* 1.70

Es werden die wichtigsten Vertreter der Palmenwelt, wie sie einerseits durch ihre typische Form oder ihre besondere Schönheit auffallen, anderseits dem Menschen, namentlich den Bewohnern der heißen Länder unschätzbaren Nutzen bringen, in ziemlich erschöpfender Behandlung vorgeführt. Die Illustrationen sind lobenswert.

Bücher für Priester.

Officia propria mysteriorum et instrumentorum **Passionis** D. N. J. C. iuxta Breviarium Romanum cum psalmis et precibus in extenso. Editio sexta. 8° (160) Ratisbonae 1905, Pustet. Geb. *M* 1.90. **Preces ante et post Missam** pro opportunitate sacerdotis dicendae. Accedunt litaniae aliaeque preces in frequentioribus publicis supplicationibus usitatae. Editio decima. 8° (96) Ratisbonae 1904, Pustet. Geb. *M* 1.80. Beide Bücher sind bequeme Handausgaben in der schönen Ausstattung, die der für liturgische Bücher an der Spitze stehende Verlag zu bieten gewohnt ist.

Preces et meditationes ante et post Missam, precibus piisque exercitiis in usum sacerdotis quotidianum adiectis, collegit et edidit Ioannes Evang. Hoeser. Editio tertia. kl. 8° (XVI u. 480) Tubingae 1905, Laupp. *M* 3.—; geb. *M* 4.— bzw. *M* 5.—. Dies Gebetbuch für Priester als Hilfsmittel zur Betrachtung, zur frommen Feier der heiligen Messe, zur Besuchung des allerheiligsten Sakramentes und für andere Andachtsübungen faßt die in vielen Büchern verstreuten, hierhin gehörigen Stücke zusammen und ordnet sie übersichtlich.

Die priesterliche Liebe Jesu Christi, den Priestern zur Nachahmung dargestellt von einem Benediktiner-Ordenspriester. 8° (84) Donauwörth 1906, Auer. 60 *Pf.* Voll frommer Begeisterung stellt der Verfasser in meisterhaften Darlegungen dar Jesu Christi Priestertum, priesterliche Gesinnung, priesterliches Opferleben in Entsagung und Leidensopfern, priesterliche Wirksamkeit als Lehrer, Arzt und Hirt. Das Schriftchen ist kurz und anspruchslos, aber gehaltvoll, darum geeignet, Priester zur Liebe und Nachfolge ihres erhabenen Vorbildes zu begeistern.

Hirtenspiegel. Erwägungen über das Leben und Wirken des Priesters. 8° (292) Regensburg 1906, Manz. *M* 4.50. Die zum Teil bereits in der Passauer Theologisch-praktischen Monatsschrift und im pastorellen Münchener Amtsblatt veröffentlichten Abschnitte dieses Buches haben allgemeine Anerkennung gefunden. Sie sind hier ergänzt und zu einer Anleitung zur Selbstheiligung und seelsorglichen Wirksamkeit ausgestaltet. Der Ton des Ganzen ist nicht der wissenschaftlicher Abhandlungen mit vielen Quellennachweisungen, sondern einer ungezwungenen Mitteilung aus dem reichen Schatz der Erfahrung. Es liest sich darum leicht, macht auf vieles aufmerksam, verdient freundliche Aufnahme und belohnt dieselbe.

Lustgärtlein gottinniger Seelen. Nach dem sel. Thomas von Kempen von L. v. H. 12° (IV u. 154) Münster i. W. 1905, Alphonsus-Buchhandlung. Geb. *M* 2.—

In der Art und teilweise unter Benutzung der Schriften des sel. Thomas von Kempen unter stetem Anschlusse an die Heilige Schrift sucht das Büchlein in zwei Teilen mit 27 Abschnitten die christliche Seele aus der Vergänglichkeit emporzuheben zum Ewigen. Es ist eine liebliche Blüte christlicher Mystik, welche fromme Seelen erquicken und erfreuen wird.

Der selige Ägidius von Assisi. Sein Leben und seine Sprüche. Von Pater Gisbert Menge, Franziskaner. kl. 8° (XVI u. 118) Paderborn 1906, Junfermann. *M* 1.35

Ägidius, der dritte Genosse des hl. Franziskus, schloß sich ihm an im Jahre 1209; 1262 starb er. In drei Abschnitten berichtet der Verfasser unter sehr gewissenhafter Benutzung der Quellen über des Seligen Leben für Gott und in Gott, über dessen goldene Sprüche, endlich über dessen Tod, Grab und Glorie. Das Lebensbild ist voll echter Mystik und christlicher Poesie, ebenso erbaulich als schön, schlicht aber weihevoll erzählt, darum des Seligen würdig.

Zur Lehr und Wehr. 8. Bdchn: **Sei zufrieden.** Von G. Birkle. (120) 50 *Pf.* 10. Bdchn: **Eine weltberühmte Arznei gegen alle Krankheiten** für Arm und Reich. Von P. Seraphinus vom Kapuzinerorden. Aus dem Holländischen übersetzt. (52) 30 *Pf.* 16° Ravensburg, Alber.

Zwei sehr praktische, ungemein packende und volkstümliche Schriftchen. Das erste lehrt in allen Lagen des Lebens Zufriedenheit bewahren und zeigt den Weg dazu; das zweite ermuntert, die Arbeit in jedem Beruf und in jedem Stand zu schätzen, indem es ihre hohe Würde und ihren reichen Segen schildert.

1. **Die Litanei vom süßen Namen Jesu,** in Betrachtungen dem christlichen Volke erklärt von Dr Fr. Frank, Pfarrer, bischöfl. geistl. Rat. kl. 8° (IV u. 478) Paderborn 1906, Junfermann. *M* 2.40; geb. *M* 3.—
2. **Die Herz-Jesu-Litanei.** Geistliche Erwägungen. Von Peter Hagg S. J. Zweite, neu bearbeitete Auflage von Martin Hagen S. J. Mit einem Titelbild. 12° (VIII u. 382) Freiburg 1905, Herder. *M* 2.60; geb. *M* 3.30
3. **Die Lauretanische Litanei.** Betrachtungen über sämtliche Anrufungen dieser Litanei nebst Beispielen und Nutzanwendungen. Von Johann Ev. Zollner. Neu herausgegeben von Johannes Aßmann S. J. gr. 8° (VIII u. 406) Regensburg 1906, Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz. *M* 4.—

Die Titel der von der Kirche gutgeheißenen Litaneien sind so gehaltvoll, daß sie Samenkörnern gleichen, welche erst durch die Entwicklung ihre Kräfte und Früchte offenbaren. Unerklärte Litaneien bleiben dem Volke wenigstens zum Teile unverständlich, immer minder nützlich. Die Litanei vom süßen Namen ist besonders reich an gehaltvollen Titeln unseres Herrn Jesu Christi, welche, wie der

Erklärer schön zeigt, fast die ganze Christologie umfassen. Die Herz-Jesu Litanei verdiente diese neue, treffliche Erläuterung schon darum, weil ihr Wortlaut in Rom verändert worden ist. Die 1887 erschienene erste Ausgabe hat der Herausgeber darum neu bearbeitet, vertieft und vervollkommnet. Die von Zollner gegebene Auslegung der lauretanischen Litanei hat durch Kürzung, Änderung mehrerer nicht ansprechender Beispiele und Beifügung der jüngst hinzugekommenen Anrufungen an Wert gewonnen. Das über die Geschichte des heiligen Hauses und die Litanei von Loreto Gesagte hätte eine eingehendere Umarbeitung verdient.

1. **Der Kreuzweg auf dem Krankenbette.** Ein letzter Gruß ihren leidenden Mitbrüdern und Mitschwestern von Emmy Giehrl. kl. 8° (VIII u. 290) Paderborn 1906, Schöningh. Geb. *M* 2.80

2. **Die verborgene Perle im christlichen Krankendienst.** Von Johann Gustav Eschenmoser, Spiritual. kl. 8° (136) Ingenbohl 1905. Erziehungsanstalt „Paradies".

1. Emmy Giehrl, die bekannte Jugendschriftstellerin „Tante Emmy", hat bereits früher zum Troste der Kranken ein Buch veröffentlicht unter dem Titel „Kreuzesblüten", das P. Ph. Löffler S. J. in dieser Zeitschrift (XXXVIII 359) eingehend würdigte. Ihre für Kranke bestimmten Erwägungen über die Stationen des Kreuzweges, denen sie Belehrungen, Gedichte verschiedener Personen und Aufzeichnungen aus ihrem Tagebuche angliedert, haben die Vorzüge jenes andern Trostbuches, ja sie sind noch reifere Früchte einer langen Schule des Leidens und erfolgreicher schriftstellerischer Arbeit. Weit entfernt von aufdringlicher Lehrhaftigkeit, gewinnen sie durch Wechsel und Inhalt das Herz und helfen den Kranken das Kreuz mit ihrem leidenden Meister tragen.

2. Das zweite oben angezeigte Buch ist für Personen geschrieben, welche Kranke verpflegen. Es zeigt ihnen, „was Großes es um den Krankendienst sei, wenn er im christlichen Geiste geübt wird", dann im einzelnen, wie man ihn ausüben soll. Es ist zwar zuvörderst für barmherzige Schwestern bestimmt, verdient aber auch andern empfohlen zu werden, da der Verfasser sichtlich aus reicher Erfahrung schöpft und darum recht brauchbare Anweisungen gibt.

Des ehrwürdigen P. Leonhard Goffine **Christkatholische Handpostille** oder Unterrichts- und Erbauungsbuch, neu bearbeitet und mit Betrachtungen auf alle Sonn- und Festtage des Kirchenjahres vermehrt von W. Cramer. Vierte Auflage. gr. 8° (XX u. 738) Paderborn 1906, Bonifacius-Druckerei. Geb. *M* 3.—

Die erste Auflage dieser Bearbeitung der altbewährten Postille wurde in dieser Zeitschrift 1888 (XXXIV 236) empfohlen. Diese vierte, mit großen, mittleren und kleinen Typen gedruckte und mit vielen erbaulichen Bildern geschmückte Auflage verdient neues Lob und guten Absatz.

Die Sonntags-Evangelien, erklärt für die katholische Volksschule von Heinrich Stieglitz, Stadtpfarrprediger in München. kl. 8° (VIII u. 336) Kempten 1905, Kösel. *M* 2.40

Diese vollständig ausgearbeiteten Schulunterrichte über die sonntäglichen Evangelien verdienen warme Anerkennung. Leider werden manche wegen der Ferien ausfallen. Daß der Verfasser die Hauptpunkte den Kindern auf die Tafel schreibt,

ist nützlich; es müßte aber oft mit kürzeren Worten geschehen und nur dann, wenn der Text der kurzen Einteilung entspricht. Geistliche, Lehrer und Lehrerinnen werden sich des Buches mit Nutzen zur Vorbereitung auf den Unterricht bedienen.

Eduard Mörikes Werke. Ausgewählt und herausgegeben von Walther Eggert-Windegg. Zwei Bände. 8° (218 u. 308) Münster i. W. 1906, Aschendorff. *M* 1.25 u. *M* 1.50

Den Herausgeber hat bei seiner Arbeit die Absicht geleitet, ein Bild Mörikes in Mörikes Werken zu zeigen; darum ist sie nicht eine vollständige Ausgabe des Vielgerühmten geworden, sondern eine lebensvoll gruppierte Auswahl dessen, was für das Bildnis des Menschen und Künstlers kennzeichnende und treffende Linie war. In der Tat hat man schon, nachdem der erste Band mit den Gedichten durchgelesen ist, einen scharf umgrenzten Begriff von dem Dichter, selbst wenn man die Leitgedanken des Vorworts, die einführende Lebensgeschichte und die ebenso kurze wie treffende Einleitung zu den Gedichten überschlagen hätte: feines, weiches Empfinden, klares Schauen, klassisch sicheres Gestalten, kindliches Genießen und poetisches Ruhen im Kleinen, unmittelbares, ungezwungenes Spielen der Dichtergabe, bald in der Natur oder selbstgeschaffenen Mythe, bald in der Religion oder der Liebe. In der Religion zeigt der protestantische Pfarrer, wenn er auch den wohllebenden Mönchen gern eins anhängt, ein wenigstens ästhetisches Katholisieren, das wohl mit seiner Liebe zu dem katholischen Gretchen von Speth zusammenhängt. Wie es kommt, daß er oft von der Liebe spricht, von der still leidenden wie der heißen, nächtedurchküssenden, erzählt er selbst (S. 125 f). Einmal kam Amor als kleiner Tintenkrämer verkleidet auf seine Stube. Indem aber der Kleine das Fäßchen vom Rücken schwingt, sieht der Dichter den verräterischen Flügel durch das Jäckchen schimmern und erhält nun, damit er schweige, die Tinte umsonst. Aber: „Angeführt hat er mich doch! Denn will ich was Nützliches schreiben, gleich wird ein Liebesbrief, gleich ein Erotikon draus.“ In den zweiten Band, der ungebundene Rede enthält, ist Mörikes größtes, wenn auch unvollendetes Prosawerk, der „Maler Nolten“, nicht aufgenommen, weil der Roman dem Herausgeber namentlich „ob seines romantischen Gehaltes, seiner vielen irrationalen Elemente wegen“ für unsere Zeit weniger geeignet scheint. Doch wird dem Leser durch eine eingehende Skizze eine Vorstellung von dem Werke gegeben. Mehr noch als im ersten Band spielt, wie natürlich, hier in den Novellen und Märchen der Humor Mörikes. Jetzt volkstümlich derb, jetzt lieblich, folgt er jetzt in einer sorgfältigen psychologischen Begründung den geheimen Wegen der Seele und des Herzens und erfindet jetzt ein kühnes Wunder, das alle Unmöglichkeiten überbrückt. Und wenn auch ein „eingefleischtes Weltkind“ wie die Hausschneiderin im „Schatz“ diese Wunder halt nun einmal nicht glaubt, Mörikes Personen sind so liebenswürdig, ihre Schicksale mit so großer Kunst verwickelt, daß man doch mit Spannung folgt. Am Ende beider Bände stehen kurze Erläuterungen und Worterklärungen, die jedermann das Verständnis der ausgewählten Werke Mörikes ermöglichen.

1. **Tilly.** Historisches Drama von Raoul Konen. 8° (96) Paderborn, Schöningh. *M* 1.—

2. **Thomas Becket.** Ein Trauerspiel von demselben. 8° (136) Paderborn 1905, Junfermann. *M* 1.50

1. „Tilly“ gehört als Nr 68 dem Schöninghschen „Dilettantentheater“ an. Das Drama behandelt die Geschicke des Titelhelden von der Gründung der Liga bis

Tage von Lützen. Die Darstellung ist stellenweise nicht ohne Kraft; doch hat Stück nicht genug Einheit innerer Handlung: Tillys Tod erscheint mit der chwörungsgeschichte und der Eroberung Magdeburgs nur äußerlich verbunden. 2. Weit straffer sind die Fäden in „Thomas Becket" gespannt; von der ersten ie an streben sie nach der letzten hin, wo Heinrich vernichtet an der Leiche des nas steht. Hervorhebung verdient die im ganzen gute Psychologie und, obwohl n tadelnswerten Versen keineswegs fehlt, die meistens fließende und gedanken- e Sprache. Als Probe diene aus einem Monolog des Königs eine Stelle, die Meister des Dramas erinnert:

„Ich kann nicht mehr zurück, ich muß jetzt vorwärts,
Denn hinter jedem Schritt des Weges, den ich
Bis heute hab' gemacht, sank gleich die Erde
Zu einem bodenlosen Abgrund ein,
Aus dessen Tiefen eine Stimme mir
Zu rufen scheint ‚vorwärts, denn ein Zurück
Gibt's jetzt nicht mehr'. Ja, vorwärts, vorwärts muß ich,
Rückwärts gähnt der Tod, nur vor mir winkt das Glück" (S. 86).

: **Wiedersehen.** Dramatische Szene zur Feier patriotischer Gedenktage von W. Langenberg. 8° (14) Kempen (o. J.), Klöckner & Mausberg. 75 *Pf.*

Die Theaterbibliothek von Klöckner und Mausberg in Kempen ist auf 43 Nummern :wachsen. Die letzte Nummer ist eine einfache Szene, nicht ohne Gewandtheit Sprache und Vers. Ein ehemaliger Leutnant findet als Invaliden den braven affier wieder, der ihm in den Kämpfen von Vionville das Leben gerettet hat.

tiop oder das Testament des Zylinderfeindes. Lustspiel in zwei Akten von C. Märzfeld. 12° (32) Paderborn 1905, Junfermann. 60 *Pf.*

„Schimpf und Ernst" wechselt in den kleinen Junfermannschen Liebhaberdramen. s der neuesten Heftchen behandelt mit schlichtem Witze die Schrulle eines Mil- ärs, zum Erben den Verwandten zu bestimmen, der nie in seinem Leben einen inder getragen habe. Darob große Enttäuschung bei der Testamentseröffnung Anfall der Million an einen Bummler.

Dichter des 19. Jahrhunderts. Von F. Weicken. [Schöninghs Ausgaben deutscher Klassiker. Ergänzungsband VI.] 8° (X u. 228) Paderborn 1904, Schöningh. Geb. *M* 1.80

Shakespeare, Der Kaufmann von Venedig. Nach der Schlegelschen Übersetzung und mit Erläuterungen von Dr J. A. Kilb. [Schöninghs Ausgaben ausländischer Klassiker. X.] 8° (168) Paderborn 1905, Schöningh. Geb. *M* 1.30

1. Der Ferd. Schöninghsche Verlag hat begonnen, zu seinen Ausgaben deutscher ssiker Ergänzungsbände anthologischen Gepräges herauszugeben. Im neuesten ıdchen bietet F. Weicken eine Auswahl lyrischer und epischer Gedichte aus der : von Göthes Tode bis zur Gegenwart, mit Rücksicht auf den geringen Umfang Sammlung eine reiche Perlenschau. Kurze biographische und kritische Mitteilungen ren die einzelnen Dichter ein. Hier möchte man wünschen, daß so, wie bei ne geschehen ist, auch bei Robert Hamerling, Konrad Ferdinand Meyer, Felix

ist nützlich; es müßte aber oft mit kürzeren Worten geschehen und nur dann,
der Text der kurzen Einteilung entspricht. Geistliche, Lehrer und Lehre
werden sich des Buches mit Nutzen zur Vorbereitung auf den Unterricht bel

Eduard Mörikes Werke. Ausgewählt und herausgegeben von Wa
Eggert-Windegg. Zwei Bände. 8° (218 u. 808) Münster
1906, Aschendorff. *M* 1.25 u. *M* 1.50

Den Herausgeber hat bei seiner Arbeit die Absicht geleitet, ein Bild M
in Mörikes Werken zu zeigen; darum ist sie nicht eine vollständige Ausga
Vielgerühmten geworden, sondern eine lebensvoll gruppierte Auswahl dessen,
für das Bildnis des Menschen und Künstlers kennzeichnende und treffende
war. In der Tat hat man schon, nachdem der erste Band mit den Ge
durchgelesen ist, einen scharf umgrenzten Begriff von dem Dichter, selbst wen
die Leitgedanken des Vorworts, die einführende Lebensgeschichte und die
kurze wie treffende Einleitung zu den Gedichten überschlagen hätte: feines, t
Empfinden, klares Schauen, klassisch sicheres Gestalten, kindliches Genieße
poetisches Ruhen im Kleinen, unmittelbares, ungezwungenes Spielen der Dicht
bald in der Natur oder selbstgeschaffenen Mythe, bald in der Religion od
Liebe. In der Religion zeigt der protestantische Pfarrer, wenn er auch den
lebenden Mönchen gern eins anhängt, ein wenigstens ästhetisches Katholisiere
wohl mit seiner Liebe zu dem katholischen Gretchen von Speth zusammenhängt.
es kommt, daß er oft von der Liebe spricht, von der still leidenden wie der
nächtedurchküssenden, erzählt er selbst (S. 125 f). Einmal kam Amor als kleiner
krämer verkleidet auf seine Stube. Indem aber der Kleine das Fäßchen vom
schwingt, sieht der Dichter den verräterischen Flügel durch das Jäckchen sch
und erhält nun, damit er schweige, die Tinte umsonst. Aber: „Angeführt hat
doch! Denn will ich was Nützliches schreiben, gleich wird ein Liebesbrief, ei
Erotikon draus." In den zweiten Band, der ungebundene Rede enthält, ist
größtes, wenn auch unvollendetes Prosawerk, der „Maler Nolten", nicht aufge
weil der Roman dem Herausgeber namentlich „ob seines romantischen Gehalt
vielen irrationalen Elemente wegen" für unsere Zeit weniger geeignet sche
wird dem Leser durch eine eingehende Skizze eine Vorstellung von dem Werk
Mehr noch als im ersten Band spielt, wie natürlich, hier in den Nov
Märchen der Humor Mörikes. Jetzt volkstümlich derb, jetzt lieblich, folgt
einer sorgfältigen psychologischen Begründung den geheimen Wegen der
des Herzens und erfindet jetzt ein kühnes Wunder, das alle Unmöglichkeiten
Und wenn auch ein „eingefleischtes Weltkind" wie die Hausschneiderin i
diese Wunder halt nun einmal nicht glaubt, Mörikes Personen sind
würdig, ihre Schicksale mit so großer Kunst verwickelt, daß man doch mi
folgt. Am Ende beider Bände stehen kurze Erläuterungen und Wor
die jedermann das Verständnis der ausgewählten Werke Mörikes erm

1. **Tilly.** Historisches Drama von Raoul Konen. 8° (96)
Schöningh. *M* 1.—

2. **Thomas Becket.** Ein Trauerspiel von demselben. 8°
1905, Junfermann. *M* 1.50

1. „Tilly" gehört als Nr 68 dem Schöninghschen „D
Drama behandelt die Geschicke des Titelhelden von

ist nützlich; es müßte aber oft mit kürzeren Worten geschehen und nur dann, wenn der Text der kurzen Einteilung entspricht. Geistliche, Lehrer und Lehrerinnen werden sich des Buches mit Nutzen zur Vorbereitung auf den Unterricht bedienen.

Eduard Mörikes Werke. Ausgewählt und herausgegeben von Walther Eggert-Windegg. Zwei Bände. 8° (218 u. 308) Münster i. W. 1906, Aschendorff. *M* 1.25 u. *M* 1.50

Den Herausgeber hat bei seiner Arbeit die Absicht geleitet, ein Bild Mörikes in Mörikes Werken zu zeigen; darum ist sie nicht eine vollständige Ausgabe des Vielgerühmten geworden, sondern eine lebensvoll gruppierte Auswahl dessen, was für das Bildnis des Menschen und Künstlers kennzeichnende und treffende Linie war. In der Tat hat man schon, nachdem der erste Band mit den Gedichten durchgelesen ist, einen scharf umgrenzten Begriff von dem Dichter, selbst wenn man die Leitgedanken des Vorworts, die einführende Lebensgeschichte und die ebenso kurze wie treffende Einleitung zu den Gedichten überschlagen hätte: feines, weiches Empfinden, klares Schauen, klassisch sicheres Gestalten, kindliches Genießen und poetisches Ruhen im Kleinen, unmittelbares, ungezwungenes Spielen der Dichtergabe, bald in der Natur oder selbstgeschaffenen Mythe, bald in der Religion oder der Liebe. In der Religion zeigt der protestantische Pfarrer, wenn er auch den wohllebenden Mönchen gern eins anhängt, ein wenigstens ästhetisches Katholisieren, das wohl mit seiner Liebe zu dem katholischen Gretchen von Speth zusammenhängt. Wie es kommt, daß er oft von der Liebe spricht, von der still leidenden wie der heißen, nächtedurchküssenden, erzählt er selbst (S. 125 f). Einmal kam Amor als kleiner Tintenkrämer verkleidet auf seine Stube. Indem aber der Kleine das Fäßchen vom Rücken schwingt, sieht der Dichter den verräterischen Flügel durch das Jäckchen schimmern und erhält nun, damit er schweige, die Tinte umsonst. Aber: „Angeführt hat er mich doch! Denn will ich was Nützliches schreiben, gleich wird ein Liebesbrief, gleich ein Erotikon draus." In den zweiten Band, der ungebundene Rede enthält, ist Mörikes größtes, wenn auch unvollendetes Prosawerk, der „Maler Nolten", nicht aufgenommen, weil der Roman dem Herausgeber namentlich „ob seines romantischen Gehaltes, seiner vielen irrationalen Elemente wegen" für unsere Zeit weniger geeignet scheint. Doch wird dem Leser durch eine eingehende Skizze eine Vorstellung von dem Werke gegeben. Mehr noch als im ersten Band spielt, wie natürlich, hier in den Novellen und Märchen der Humor Mörikes. Jetzt volkstümlich derb, jetzt lieblich, folgt er jetzt in einer sorgfältigen psychologischen Begründung den geheimen Wegen der Seele und des Herzens und erfindet jetzt ein kühnes Wunder, das alle Unmöglichkeiten überbrückt. Und wenn auch ein „eingefleischtes Weltkind" wie die Hausschneiderin im „Schatz" diese Wunder halt nun einmal nicht glaubt, Mörikes Personen sind so liebenswürdig, ihre Schicksale mit so großer Kunst verwickelt, daß man doch mit Spannung folgt. Am Ende beider Bände stehen kurze Erläuterungen und Worterklärungen, die jedermann das Verständnis der ausgewählten Werke Mörikes ermöglichen.

1. **Tilly.** Historisches Drama von Raoul Konen. 8° (96) Paderborn, Schöningh. *M* 1.—

2. **Thomas Becket.** Ein Trauerspiel von demselben. 8° (136) Paderborn 1905, Junfermann. *M* 1.50

1. „Tilly" gehört als Nr 68 dem Schöninghschen „Dilettantentheater" an. Das Drama behandelt die Geschicke des Titelhelden von der Gründung der Liga bis

zum Tage von Lützen. Die Darstellung ist stellenweise nicht ohne Kraft; doch hat das Stück nicht genug Einheit innerer Handlung: Tillys Tod erscheint mit der Verschwörungsgeschichte und der Eroberung Magdeburgs nur äußerlich verbunden.

2. Weit straffer sind die Fäden in „Thomas Becket" gespannt; von der ersten Szene an streben sie nach der letzten hin, wo Heinrich vernichtet an der Leiche des Primas steht. Hervorhebung verdient die im ganzen gute Psychologie und, obwohl es an tadelnswerten Versen keineswegs fehlt, die meistens fließende und gedankenreiche Sprache. Als Probe diene aus einem Monolog des Königs eine Stelle, die an Meister des Dramas erinnert:

„Ich kann nicht mehr zurück, ich muß jetzt vorwärts,
Denn hinter jedem Schritt des Weges, den ich
Bis heute hab' gemacht, sank gleich die Erde
Zu einem bodenlosen Abgrund ein,
Aus dessen Tiefen eine Stimme mir
Zu rufen scheint ‚vorwärts, denn ein Zurück
Gibt's jetzt nicht mehr'. Ja, vorwärts, vorwärts muß ich,
Rückwärts gähnt der Tod, nur vor mir winkt das Glück" (S. 86).

Ein Wiedersehen. Dramatische Szene zur Feier patriotischer Gedenktage von W. Langenberg. 8° (14) Kempen (o. J.), Klöckner & Mausberg. 75 *Pf.*

Die Theaterbibliothek von Klöckner und Mausberg in Kempen ist auf 43 Nummern angewachsen. Die letzte Nummer ist eine einfache Szene, nicht ohne Gewandtheit in Sprache und Vers. Ein ehemaliger Leutnant findet als Invaliden den braven Kürassier wieder, der ihm in den Kämpfen von Vionville das Leben gerettet hat.

Antitop oder das Testament des Zylinderfeindes. Lustspiel in zwei Akten von E. Märzfeld. 12° (32) Paderborn 1905, Junfermann. 60 *Pf.*

„Schimpf und Ernst" wechselt in den kleinen Junfermannschen Liebhaberdramen. Eines der neuesten Heftchen behandelt mit schlichtem Witze die Schrulle eines Millionärs, zum Erben den Verwandten zu bestimmen, der nie in seinem Leben einen Zylinder getragen habe. Darob große Enttäuschung bei der Testamentseröffnung und Anfall der Million an einen Bummler.

1. **Dichter des 19. Jahrhunderts.** Von F. Weicken. [Schöninghs Ausgaben deutscher Klassiker. Ergänzungsband VI.] 8° (X u. 228) Paderborn 1904, Schöningh. Geb. *M* 1.80

2. **Shakespeare, Der Kaufmann von Venedig.** Nach der Schlegelschen Übersetzung und mit Erläuterungen von Dr J. A. Kilb. [Schöninghs Ausgaben ausländischer Klassiker. X.] 8° (168) Paderborn 1905, Schöningh. Geb. *M* 1.30

1. Der Ferd. Schöninghsche Verlag hat begonnen, zu seinen Ausgaben deutscher Klassiker Ergänzungsbände anthologischen Gepräges herauszugeben. Im neuesten Bändchen bietet F. Weicken eine Auswahl lyrischer und epischer Gedichte aus der Zeit von Göthes Tode bis zur Gegenwart, mit Rücksicht auf den geringen Umfang der Sammlung eine reiche Perlenschau. Kurze biographische und kritische Mitteilungen führen die einzelnen Dichter ein. Hier möchte man wünschen, daß so, wie bei Heine geschehen ist, auch bei Robert Hamerling, Konrad Ferdinand Meyer, Felix

Dahn, Gottfried Keller u. a. kurz gesagt wäre, wie die jungen Leser diese Dichter vom Standpunkt des Glaubens und der Sitte zu beurteilen hätten.

2. Der Herausgeber des Kaufmanns von Venedig hat, da die Schule für eine ausführliche Behandlung dieses Stückes selten Zeit lasse, durch gute Anmerkungen und eine sehr eindringende Analyse einen Ersatz für den Lehrer geschaffen. Wo S. 23 die frühere Haltung der Kirche zum Zinsnehmen behandelt wird, so hätte ein weiteres Wort dem Irrtum zuvorkommen sollen, als habe sich seither die kirchliche Lehre und nicht vielmehr die ökonomische Weltlage geändert. Mit großer Sorgfalt hat Dr Kilb aus dem Texte alles entfernt, was der Jugend schaden könnte. Etliche halten es freilich für ein Recht der Jugend, daß sie die Klassiker unverkürzt, ohne jegliche Purgierung lese. Sie träumen von paradiesischen Zuständen, wo die Jünglinge in edler Unbefangenheit, unangefochten und unversehrt, der Kunst wie in die Höhen so auch in die Tiefen folgen. Solange aber dieser Himmel nicht über uns aufgegangen ist, sind die Erzieher noch immer über Herausgeber froh, die das jugendliche Herz so nehmen, wie es trotz aller Theorien nun einmal ist.

Miszellen.

Eine neue Beobachtungsmethode für Sonnenfinsternisse. Die Verfinsterungen unserer Sonne sind so reich an neuen Enthüllungen und bergen der Geheimnisse noch so viele, daß man für jeden neuen Weg, denselben nahe zu kommen, dankbar sein muß. Es ist aber diesmal nicht die schöne Sonnenkorona noch sind es die gewaltigen Gasausbrüche, die sog. Protuberanzen, auch ist es nicht der vielgesuchte Planet Vulkan innerhalb der Merkurbahn, die wir meinen. Alle diese Probleme haben sich schon seit Jahrzehnten der kräftigsten Hilfsmittel zu erfreuen: des Spektroskops und der Photographie. Diesmal handelt es sich um die älteste und einfachste Beobachtung bei einer Finsternis, nämlich um die Bestimmung der Zeit ihres Anfanges und Endes. Nachdem das menschliche Auge durch verschiedene Hilfsmittel im Auffassen und Aufzeichnen dieser Zeitmomente unterstützt worden war, wie da sind: elektrische Chronographen und Projektionsapparate, so schien es, als ob keine weitere Vervollkommnung dieser Zeitbeobachtungen mehr in Aussicht stände. Die letzte Sonnenfinsternis vom August 1905 hat uns eines besseren belehrt. Nicht nur war das menschliche Auge dabei ganz aus dem Spiele gelassen, sondern wäre es durch einen Wolkenschleier auch gänzlich verhindert gewesen, an der Beobachtung teilzunehmen. Und dennoch wurden Anfang und Ende der Totalität mit der größten Genauigkeit bestimmt.

Diese neue Methode stammt von P. Theodor Wulf aus Valkenburg und wurde von ihm auf dem „Observatorio del Ebro“ zu Tortosa an der Ostküste Spaniens zum erstenmal erprobt.

Sie beruht auf einer merkwürdigen Eigentümlichkeit eines Metalls, welches nter dem Namen „Selen" bekannt ist. Dieses Metall läßt nämlich einen ektrischen Strom leichter durchströmen, wenn es vom Lichte beschienen ist, als enn es sich im Dunkeln befindet. Das deutet sofort auf die Möglichkeit, den nfang oder das Ende einer Finsternis elektrisch anzuzeigen. Um zuerst ein hes Beispiel zu erwähnen, könnte man diese Eigenschaft des Selens dazu nutzen, den Aufgang der Sonne über dem Horizonte oder auch ihren Untergang nter den Bergen durch eine elektrische Schelle bekannt zu machen. Gleicherweise ße sich eine solche Schelle zum Schweigen bringen, so oft und so lange die onne von einer Wolke bedeckt wird. Dasselbe gilt selbstverständlich, wenn an telle einer Wolke der Mond tritt. Ein elektrischer Alarm während einer Sonnen-nsternis entspräche allerdings unserer Zivilisation besser, als das Trommeln der Wilden, welche den feindlichen Mond zu verscheuchen suchten (vgl. diese Zeitschr. XI 109 f), er entspräche aber nicht den Anforderungen einer astronomischen eitbestimmung, bei der es sich um Zehntel einer Sekunde handelt. Da muß nan die elektrische Schelle durch einen empfindlicheren Apparat, ein sog. Galvano-neter, ersetzen.

Das Gelingen der Beobachtung hing nun von der richtigen Wahl und der genügenden Feinheit dieses Galvanometers ab. Der Grundgedanke ist allerdings sehr einfach. Man läßt einen schwachen elektrischen Strom durch eine Selenzelle gehen und schaltet in diesen Strom ein Galvanometer ein. Wird nun jene Zelle elichtet, so wächst der Strom an, und das Galvanometer zeigt sofort einen Aus-chlag. Bei Unterbrechung der Belichtung kehrt das Galvanometer in seine frühere Lage zurück. Besonders das Verschwinden des letzten Sonnenstrahles vor einer otalen Finsternis, und ebenso das Erscheinen des ersten Strahles nach der Finsternis, muß auf einen solchen Apparat stark einwirken. Man könnte nun infach aufpassen, wann das Galvanometer sich in Bewegung setzt, und dann nach der Uhr sehen, um Anfang und Ende der Finsternis von derselben abzulesen. Allein so hätte man bei weitem nicht jenen Grad von Genauigkeit erreicht, den die Beobachter anstrebten und der erst den ganzen Wert ihrer Methode ausmacht.

Zunächst war das gewöhnliche Galvanometer mit der schwingenden Nadel urch ein genaueres, viel schneller sich einstellendes zu ersetzen. An Stelle der Nadel trat ein dünner Faden aus Bergkristall oder Quarz, so dünn, daß ein hundert derselben nebeneinander gelegt etwa einen halben Millimeter breit ist. Da der Quarz aber den elektrischen Strom nicht leitet, so mußte der Faden noch einen feinen Überzug aus Silber bekommen. Dieser Faden wurde zwischen den Polen eines starken hufeisenförmigen Stahlmagneten ausgespannt. Mit beiden Enden führt er oben und unten an zwei Klemmschrauben zum Zuleiten des lektrischen Stromes, während der mittlere Teil sehr leicht ein wenig zur Seite gebogen werden kann. Wird nun der Strom auf die dünne Silberschicht des Fadens geleitet, so wird der mittlere Teil des Fadens durch die Einwirkung des Magneten auf den Strom (vgl. z. B. Dressel, Physik, 3. Aufl., Nr 596, besonders Fig. 388) je nach der Stärke und Richtung des Stromes aus seiner natürlichen Lage abgelenkt.

Um die Wirkung des Lichtes möglichst zu verstärken, wird das Selen nicht etwa in Form von Stangen oder Platten benutzt, sondern so zubereitet, daß möglichst die ganze Masse dem Lichte ausgesetzt werden kann. Zwei dünne Platindrähtchen werden in geringem Abstande voneinander, aber ohne sich irgendwo zu berühren, in zwei Spiralwindungen auf ein Porzellanplättchen oder einen Zylinder aufgewickelt und dann mit einer möglichst dünnen Schicht heißen, flüssigen Selens bestrichen. Der elektrische Strom muß daher auf dem Wege von einem Platindraht zum andern irgendwo die Selenschicht passieren. Ein solches Präparat, das zum Schutze oft noch in eine luftleere Glasröhre eingeschmolzen ist, nennt man eine Selenzelle.

Durch ausführliche Vorarbeiten wurde dann die Methode auf ihre Empfindlichkeit und Pünktlichkeit geprüft. Es zeigte sich durch zahlreiche Versuche, daß zwischen den Änderungen in der Belichtung der Selenzelle und den entsprechenden Schwankungen des Quarzfadens weniger als eine Hundertstelsekunde verstrich, daß also praktisch genommen beide Erscheinungen gleichzeitig auftraten. Die Aufgabe war daher insoweit gelöst, daß man die Bewegungen des Quarzfadens entweder im Mikroskop oder auf einem Projektionsapparat beobachten und gleichzeitig die Angaben der astronomischen Uhr entweder mittels Chronographs oder eines Assistenten bestimmen konnte. Ein solches Verfahren entspräche vollständig der Genauigkeit, die man heute in der Sternkunde verlangt. Allein einmal wollten die Beobachter ihre Methode von allen persönlichen Fehlern unabhängig machen, sodann war es wünschenswert, das Verhalten der Selenzelle und des von ihr abhängenden Quarzfadens nicht nur in den beiden kritischen Zeitmomenten, wo die Finsternis anfing und aufhörte, sondern während des ganzen Verlaufes derselben zu beobachten. Dazu empfahl sich nun die Photographie.

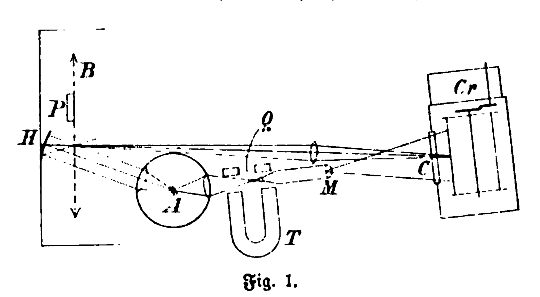


Fig. 1.

Es ist bekannt, daß man eine Bewegung beliebiger Art auf die Weise photographiert, daß man die derselben entsprechenden Lichtstrahlen in einen Brennpunkt sammelt und diesen auf einen photographischen Film wirft, der sich auf einer zylinderförmigen Trommel mittels Uhrwerks drehen läßt. Hier handelte es sich um zwei gleichzeitige Bewegungen, also um zwei Brennpunkte, welche auf dem fortschreitenden Film zwei Kurven verzeichnen sollten. Die eine Bewegung war die des Quarzfadens und die andere diejenige der Uhr. Fig. 1 skizziert kurz die Anordnung der Instrumente. T ist der Magnet und der Punkt Q ein Durchschnitt des Quarzfadens. Mittels eines Projektionsapparates M und einer Azetylenflamme A wurde ein vergrößertes Bild des Fadens entworfen und dann durch eine vor dem Film horizontal angebrachte Zylinderlinse C in einen Punkt zusammengezogen. Um die Zeit zu photographieren, befestigte man auf der

Rückwand des Uhrgehäuses hinter der Pendelstange einen kleinen Hohlspiegel H. Das Licht der schon vorhin erwähnten Azetylenflamme fiel auf diesen Spiegel und erzeugte ein scharfes Lichtpünktchen gerade in der Bahn B des Pendels P. Bei jedem Sekundenschlag wurde daher dieses Lichtpünktchen verdeckt. Durch eine weitere Linse wurde ein Bild dieses Pünktchens auf den photographischen Film geworfen, gerade horizontal neben dem punktförmigen Bilde des Quarzfadens. Würden diese beiden Punkte in Ruhe bleiben, so entständen auf dem mit der Trommel sich drehenden Film zwei nebeneinander laufende ununterbrochene Linien. Dem war aber nicht so. Der Quarzfaden wanderte gelegentlich hin und her und verursachte so eine Reihe von Knickpunkten und Einbiegungen auf seiner Kurve. Das Verschwinden und Aufblitzen des Lichtpunktes an der Pendelstange gab zwar eine gerade, aber regelmäßig unterbrochene Linie auf dem Film in der Weise, daß die Enden der Lichtstrecken immer die Zeit angaben, wo das Pendel durch seine Ruhelage ging. Um nun festzustellen, um die wievielte Sekunde einer Stunde und Minute es sich handelte, hielt man bei einer bestimmten Sekunde, die man auf der Uhr ablas, die Hand in den Lichtweg. Dadurch entstand auf der Photographie eine entsprechende Unterbrechung der Zeitlinie. Von dieser Unterbrechung aus konnte man durch Abzählen alle übrigen Sekundenstriche auf dem Film iden-

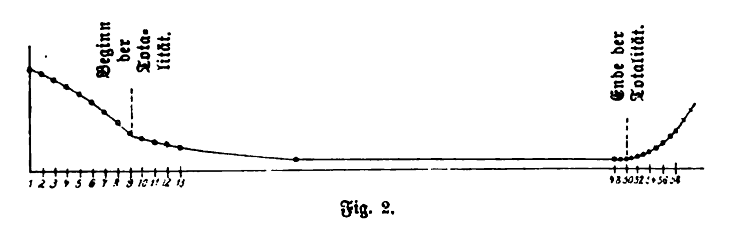


Fig. 2.

tifizieren. Glücklicherweise war sowohl die der Finsternis vorausgehende wie die darauffolgende Nacht sternenklar, so daß die Uhr der Sternwarte mit der großen Weltuhr bis auf eine Zehntelsekunde in Einklang gebracht werden konnte.

Trotzdem schien es, als ob die Beobachtungen mit diesem neuen Apparate gerade zur Stunde der Verfinsterung vereitelt werden sollten. Leichte Wolkenschleier hatten sich infolge der eingetretenen Abkühlung gebildet und zogen über die fast verfinsterte Sonne hinweg, so daß Anfang und Ende der Totalität mit dem Auge nicht mehr gesehen werden konnten. Aber gerade da zeigte sich die Überlegenheit der Selenzelle über die Sehkraft des menschlichen Auges. Als nach Sonnenuntergang der photographische Film abgenommen und entwickelt wurde, zeigte er ganz ausgesprochene Knicke in der Linie des Quarzfadens, gerade an den Stellen, wo das Verschwinden der letzten Sonnenstrahlen und ihr erstes Wiedererscheinen erwartet wurde. Auch die Uhrsignale waren zur Seite dieser kritischen Einbiegungen, zwar schwach, aber doch sicher erkennbar, eingezeichnet. Fig. 2 gibt in starker Verkleinerung die fast 2 mm lange Linie mit Bezeichnung der zwei charakteristischen Punkte wieder. Der Versuch war also vollständig gelungen, und die Sternkunde ist im Besitze einer neuen Methode der Zeitbestimmung für alle zukünftigen Finsternisse.

Die Bedeutung dieser Beobachtungsmethode liegt in ihrer Unabhängigkeit von allem menschlichen Zutun. Wo immer die Zeit einer Erscheinung durch Vermittlung der menschlichen Sinne bestimmt werden muß, tritt eine Verspätung oder auch Verfrühung ein, je nach dem augenblicklichen Befinden des Beobachters. Man nennt solche Fehler „persönliche Gleichungen" und sucht sie wegen ihrer unberechenbaren Veränderlichkeit wo immer möglich durch automatisch wirkende Kräfte zu ersetzen. Wird dieselbe Erscheinung von mehreren Beobachtern aufgezeichnet, so enthalten diese Aufzeichnungen nicht nur die persönlichen Fehler der betreffenden Beobachter, sondern auch die jedem Beobachter eigentümliche Auffassung der Erscheinung. Wenn man bei der nächsten Sonnenfinsternis auf dem Wege des vorausberechneten Kernschattens eine Reihe solcher Apparate verteilte, so würde man in allen Apparaten genau denselben Augenblick der Verfinsterung erhalten, und zwar ungetrübt von allen physiologischen Einflüssen. Welcher Augenblick der anfangenden oder endenden Finsternis von der Selenzelle aufgezeichnet wird, ob dieses der geometrische Kontakt der Sonnen- und Mondscheibe sei, das bedürfte noch einer genaueren Untersuchung. Auf jeden Fall hat man aber in allen Apparaten denselben Moment der Verfinsterung verzeichnet.

Damit aber der Leser nicht glaube, diese Zeitbestimmungen der Finsternisse träten hinter den andern Beobachtungen an Bedeutung zurück, so sei noch die Tatsache erwähnt, daß diese Selenzelle, in Übereinstimmung mit andern Beobachtern, die Zeiten des Anfangs und des Endes der Totalität um 15 Sekunden früher angab, als nach den Vorausberechnungen erwartet wurde. Die Mondtafeln, welche dieser Berechnung zu Grunde liegen, bedürfen also einer Verbesserung, und die Größe dieser Verbesserung erhält man eben auch aus den Zeitbestimmungen bei Sonnenfinsternissen. Die genaue Kenntnis der Mondbewegung ist für die Sternkunde in vieler Hinsicht wichtiger als die Entdeckung neuer Planeten innerhalb der Merkurbahn, obwohl man auch einer solchen Entdeckung mit Spannung entgegensieht. H.

Die Hingabe eines außerordentlich großen Vermögens.

Eine heroische Tat der hl. Melania.

Außergewöhnliche Ereignisse werden von gebildeten Leuten nur dann geglaubt, als wahr hingenommen, wenn sie sehr gut bezeugt sind. Naturgemäß verlangt man um so mehr Beweise, um so bessere, je auffallender eine Erzählung ist. Die Geschichte vieler Heiligen, deren Lebenslauf sich in Gegensatz stellt zu den gewöhnlichen Ereignissen und zu den Urteilen unserer Zeit, wird vielfach als phantasievoll ausgestaltete Legende angesehen. Immer kehrt, wenigstens in Gedanken, die kritische Frage wieder: „Ist das genügend verbürgt?" Wie man für die Profangeschichte die Quellen sichtet, nach Berichten zuverlässiger Zeitgenossen sucht, so muß man es auch für die Geschichte der Heiligen tun. Wie sehr ein solches Bestreben den Absichten der Kirche entspricht, beweist schon die Nennung der Namen der auf Bischofstühle erhobenen Geschichtschreiber Feßler, Hefele und Brück; das erhellt aus der Tatsache, daß sich neben Kardinal Hergenröther jetzt Kardinal Rampolla, der Staatssekretär Leos XIII., als Geschichtsforscher hinstellt. Als Nuntius zu Madrid fand er 1884 im Escorial in einer Handschrift des 10. Jahrhunderts die bis dahin unbekannte, vollständige, von einem Zeitgenossen und Augenzeugen verfaßte Lebensbeschreibung der im Jahre 439 zu Jerusalem verstorbenen jüngeren hl. Melania. Wichtige Geschäfte hinderten den Kirchenfürsten, seinen Fund alsogleich zu veröffentlichen. Die Bollandisten druckten dann im Jahre 1903 in ihren Analecta ein griechisches Leben der Heiligen ab, das mit jenem lateinischen im wesentlichen übereinstimmt. Andere Forscher fanden andere, jedoch jüngere, weniger gute und unvollständige handschriftliche Ausgaben jener lateinischen Lebensbeschreibung. Erst im Jahre 1905 konnte der Text jener Handschrift des Escorials von Sr Eminenz veröffentlicht werden. Ihn begleiten der sorgfältig kollationierte griechische Text mit einer italienischen Übersetzung, der zeitgenössische Bericht des Palladius über die hl. Melania, eine gelehrte Einleitung und

eine Reihe wertvoller kleiner Abhandlungen, worin wichtigere Einzelheiten der Lebensbeschreibung erläutert werden. Das in Folio auf LXXIX und 306 Seiten gedruckte, mit vier Tafeln ausgestattete Werk trägt den Titel: M. Card. Rampolla del Tindaro, Santa Melania giuniore senatrice Romana. Documenti contemporanei e note. Roma 1905, Tipografia Vaticana.

Nach dem von bewährten Kennern und Rezensenten als zutreffend gebilligten Urteil des Verfassers stammen sowohl der veröffentlichte lateinische als der griechische Text aus einem lateinisch geschriebenen Original. Verfasser desselben war der Priester Gerontius aus Jerusalem. Von der hl. Melania und ihrem Gemahl Pinian war er in seiner Kindheit unter ihren Schutz genommen worden. Vor 431 wurde er Priester und Rektor am Kloster der hl. Melania zu Jerusalem. Er blieb in dieser Stellung nach deren Tod (439), bis er selbst nach 485 aus dem Leben schied. Kardinal Rampolla nimmt an, Gerontius sei bereits 404 in Rom bei der Heiligen gewesen, weil sein Text über Ereignisse dieser Zeit, besonders auch über den Besuch Melanias bei der Kaiserin Serena in der lateinischen Lebensbeschreibung sage: „Wir gingen, wir wunderten uns.“ Es ist aber kaum glaublich, Melania habe bei dieser wichtigen Audienz sich von einem Kinde begleiten lassen; denn wenn Gerontius nach 485 starb und neunzig Jahre alt geworden wäre, würde er damals nur etwa zehnjährig gewesen sein. Selbst wenn Melania ihn mitgenommen hätte, würde er die Einzelheiten nicht so genau behalten haben, wie die Biographie sie gibt. Diekamp hat also wohl mit Recht [1] angenommen, für den ersten Teil seines Werkes sei Gerontius nicht Augenzeuge, sondern Berichterstatter über das, was er von Melania und von Pinian, ihrem Gatten, vernommen hatte. Zweifelsohne verdankte er auch viele Nachrichten treuen Dienern und Dienerinnen, welche Melania und Pinian von Kindheit an nahegestanden und sie überallhin begleitet hatten. Die Berichte der in zwei fast gleichlautenden, für das Abendland und das Morgenland angefertigten Ausgaben vorliegenden Lebensbeschreibung sind also sicher zutreffend.

Greifen wir aus ihrem reichen Inhalt nur eines heraus: die Hingabe des außergewöhnlich großen Vermögens. Wie entstand es? Wie und warum entschwand es?

[1] Theologische Revue 1906, 244.

Der Biograph betont, Melania habe „eine unermeßliche Masse von Gold und Silber, außerordentliche Reichtümer, ungeheure Einkünfte besessen". Er fügt im lateinischen Text (Kap. 15) bei, ihr Einkommen habe sich nach ihrer eigenen Angabe, abgesehen von dem ihres Gemahls, auf 120000 Solidi oder Pfund (?) Gold belaufen. Der griechische Text sagt dagegen, Pinian, ihr Ehegatte, der weit weniger besaß, habe gesagt, sein Einkommen habe, abgesehen vom Vermögen seiner Gemahlin, ungefähr 120000 Pfund (?) Gold jährlich betragen. Kardinal Rampolla glaubt, der Urtext, aus dem die erhaltene lateinische Abschrift und die griechische Übersetzung stammen, habe berichtet über Melanias Einkünfte. Weiterhin ist er der Ansicht, es handle sich um 120000 Pfund Gold, also um 116640000 Franken oder 93312000 Mark, nicht nur um ebensoviele Goldsolidi, also nur um 1620000 Franken oder 1296000 Mark Einkünfte. Er schließt dies hauptsächlich aus dem Zeugnis des Olympiodor, der erzähle, das Einkommen vieler römischer Patrizier erhebe sich bis zu 4000 Pfund Gold, abgesehen von den Naturalleistungen, die er auf ein Drittel jener Summe schätzt, also auf 3888000 Franken. Melania sei also nicht „außergewöhnlich" vermögend gewesen, wenn sie in jedem Jahr nur (!) 1620000 Franken eingenommen hätte. Dagegen ist aber darauf aufmerksam zu machen, daß die Umrechnung alter römischer Geldwerte in die heutige sehr schwierig ist und sehr verschiedene Ergebnisse zeigt. Sagt doch Friedländer[1] mit Berufung auf dieselbe Stelle Olympiodors: „Das höchste aus dem Altertum bekannte Jahreseinkommen ist dasjenige, welches die reichsten römischen Familien am Anfang des 5. Jahrhunderts bezogen haben sollen: etwa 4000 Pfund Gold bar und Naturalien im Werte des dritten Teiles dieser Summe; im ganzen nach heutigem Geld (an barem Einkommen und Naturalleistungen) 4872480 Mark."

Wahrscheinlich ist in der Lebensbeschreibung die Zahl 120, welche sich auf Pfund Gold bezieht, durch einen Abschreiber zu hoch angesetzt. Jedenfalls gehörte Melania zu den reichsten Römerinnen. Auch ihr Gemahl war so vermögend, daß man ihr gemeinsames Jahreseinkommen ohne Gefahr eines Irrtums jedenfalls auf weit mehr als 9 Millionen Mark schätzen muß. Das ist freilich nur der zehnte Teil der von Kardinal Rampolla angegebenen Summe.

---

[1] Darstellungen aus der Sittengeschichte Roms in der Zeit von August bis zum Ausgang der Antonine III[6], Leipzig 1890, 12.

Vergleichen wir den Reichtum der hl. Melania mit demjenigen anderer Krösusse, um dessen Größe zu ermessen. Lorenzo Medici hinterließ im Jahre 1440 bei seinem Tode 235 137 Goldgulden, etwa 2 Millionen Mark, das Vermögen der Brüder Raimund und Anton Fugger bezifferte sich im Jahre 1546 auf 63 Millionen Gulden. Anton Fugger hinterließ 1560, abgesehen von allen liegenden Gütern und Kostbarkeiten, an barem Geld 6 Millionen Goldgulden, d. i. etwa 45 Millionen Mark. Mazarins Vermögen wurde auf etwa 200 Millionen Franken geschätzt. Potemkin brachte sein Vermögen auf 90 Millionen Rubel, fast auf das Doppelte der damaligen Jahreseinnahmen des ganzen russischen Reiches. Fürst August Czartoryski hatte 1 800 000 Mark Einkünfte, Karl Radziwill $2^1/_2$—3 Millionen Mark. Des Russen Jakubow Vermögen schätzte man 1847 auf mehr als 300 Millionen Mark. In Amerika hinterließ Kornelius Vanderbilt im Jahre 1877 seinen Erben 90 Millionen Dollar, außerdem Legate im Betrag von 15 Millionen. Jay Gould, der 1884 für den reichsten Mann der Welt galt, besaß angeblich 275 Millionen, J. W. Mackay 250 Millionen Dollar [1]. Der Gesamtwert der bei Krupp festgelegten Kapitalien wird 100 Millionen Mark weit übersteigen; sein Sohn besaß im Jahre 1902 ein Einkommen von 12 bis 15 Millionen [2]. Das Einkommen des Deutschen Reiches betrug im Jahre 1905 insgesamt 2215 Millionen Mark, das Einkommen der Schweiz im Jahr 1904 etwas mehr als 115 Millionen Franken, also fast so viel, als die hl. Melania nach dem Ansatz des Kardinals Rampolla zur Verfügung hatte.

Woher kam dies Vermögen, das die Zeitgenossen als „ungeheuer“ bezeichneten? Kardinal Rampolla hat zwei Stammtafeln für die mütterlichen und väterlichen Verwandten der Heiligen aufgestellt. Beide sind nebenstehend vereint. Doch ist nur ein Auszug gegeben, worin die Namen der wichtigeren Personen, auf die weiter unten zurückzukommen sein wird, fett gedruckt sind. Unter den genannten Männern findet man 1 Cäsar und 1 Kaiser, 7 Konsuln der Stadt Rom, 14 Präfekten dieser Stadt und 4 Präfekten des Prätoriums, wobei zu beachten ist, daß die beiden letzteren Ämter einflußreicher machten als das Konsulat. Weiterhin ist in den Stammtafeln je einer aufgeführt als Consul suffectus, Vizepräfekt und Vizeprätor der Stadt und als Quästor, je einer bekleidete eines der

---

[1] Friedländer, Darstellungen aus der Sittengeschichte Roms III [3] 13 f.

[2] Ehrenberg, Große Vermögen, Jena 1902, 193.

aeionius.	Caeionius, Uxor Alfenia Fusciana.	Alfenius Caeionius Iulianus.	Caeionia, † 331 Maritus. Julius Constantinus, Caesar.	Flavius Claudius Iulianus Augustus.	
	Rufius Caeionius, Consul 316.	Rufius Caeionius.	Albinus, Praef. urbis 389—391.		
		Caeionia Albina, maritus Claudius.	Claudia Marcella, † 410. Claudia Asella.		
		Caeionia, Maritus Furius Byzantes.	Furius Pammachius, † 410. Uxor Iulia Paulina.		
		Rufius Cae., Praef. Praet. 355, Praef. urb. 365, Uxor Caecina Lolliana.	Publ. Cae., Pontif. maior, Consularis Numidiae.	Rufius Volusianus, Praef. urbis 416, 426, Praef. Praet. 428-429, † 437.	Ruf. Caec. Praef. urbis. Caecinas Albinus, Praef. urbis 414—426, Consul 444.
				Cae. Laeta, maritus Iul. Toxotius.	Iulia Paula, Virgo.
				Cae. Albina, † 431.	
Pontius 'aulinus, Senator.	Pontius Paulinus, Praef. Praet. Galliarum.	Pontius Paulinus, Consul suff. † 431, Uxor Therasia. Pont. Paulina.		Avita, maritus Turcius Apronianus, Filia: Eunomia, Virgo.	
ntonius arcellinus.	Antonius Marcell., Consul 341.	Antonius Marcell., Vir consularis.	Antonia. Marcellus, Vic. Praef. urb. Ant. Melania, † 410.	Valerius Publicola, † 404.	Valeria Melania, † 439.
Valerius 'ublicola, onsul 232 vel 253.	Valerius Maximus, Praef. urbis 253.	Val. Max. Basilius, Praef. urb. 319.	Val. Max., Praef. urb. 362.		
		Val. Max. Severus, Praef. urbis 320—323.	Val. Sever., Vic. urbis 363—365.	Val. Sever. (Eutropius), Praef. urb. 382. Val. Pinianus, Praef. urbis 386.	Valerius Pinianus, † 431—432. Valerius Severus, Uxor Antonia Marcianilla. Valeria Severa.

höchsten Ämter im Orient, in Numidien und in Asien, je zwei standen in Gallien und Kampanien an der Spitze der Reichsverwaltung, einer hatte sogar, da er Heide geblieben war, in Rom die Würde des Pontifex maior. Alle diese Ämter setzten große Reichtümer voraus und brachten neue ein. Sie erklären die Tatsache, daß Melania und Pinian große Güter in fast allen Teilen des Römerreiches besaßen, in England, Spanien und Gallien, in drei Provinzen Afrikas, in vier italienischen usw. Eines dieser Latifundien, gegen die unsere Rittergüter klein erscheinen, lag bei Messina an der Küste des Meeres, so daß der Blick nach einer Seite hin durch dessen Wogen und Schiffe erfreut wurde, nach der andern Seite hin durch weite Wälder, in denen alle Arten von Jagdtieren sich fanden. Es umfaßte sechzig Bauernhöfe mit vierhundert hörigen Bauern. Ein Gut in Afrika bei Tagaste, wo Alypius, der Freund des hl. Augustinus, als Bischof waltete, war bedeutender als die ganze Stadt, hatte als Hörige viele Handwerker, welche Gold, Silber und Erz bearbeiteten, und als Insassen zwei Bischöfe, einen katholischen und einen häretischen. Der Palast der hl. Melania zu Rom auf dem Cölius bei der Kirche S. Stefano Rotondo war so groß und wertvoll, daß niemand ihn zu kaufen wagte. Selbst die Kaiserin Serena erklärte: „Ich bin nicht im stande, den gebührenden Preis zu erlegen.“ Sie sah deshalb ab vom Ankauf, obgleich er zu ihrer hohen Stellung gepaßt hätte. Der Größe und der Ausdehnung des römischen Palastes entsprach eine an der Appischen Straße vor den Toren gelegene, mit allem Luxus des 4. und 5. Jahrhunderts ausgestattete Villa.

In jenem Palaste wurde die hl. Melania geboren im Jahre 383. Sie blieb die einzige Tochter, darum die Erbin ihrer Eltern. Ihr Vater Publicola aus dem erlauchten Hause der Valerii Maximi, von denen die noch heute hoch angesehenen Fürsten Massimo zu Rom ihre Abstammung ableiten, verehelichte sie im Alter von kaum 14 Jahren mit dem Sprossen eines andern Zweiges der Valerier, mit Pinian, welcher damals 17 Jahre alt und mit ihr im vierten Grade verwandt war. Er beabsichtigte dadurch das Vermögen der Erbtochter für die Familie zu erhalten. Eine Tochter und ein Sohn, die aber bald starben, entsprossen dieser Ehe. Dann aber bewog Melania im Jahre 404 ihren Gemahl, nicht nur um Christi willen mit ihr wie Bruder und Schwester zu leben, sondern auch das ganze Vermögen an die Armen zu verteilen und in freiwilliger Armut nur für Gott zu leben.

Innerhalb zweier Jahre hatten beide schon 8000 Sklaven die Freiheit geschenkt. Kardinal Rampolla berechnet den Wert eines jeden derselben auf 500 bis 600 Franken. Alle zusammen stellten also eine Summe von 4 bis 5 Millionen Franken dar. Nachdem die Ehegatten in Rom alles hingegeben hatten mit Ausnahme des unverkäuflichen Palastes, reisten sie 406 zum hl. Paulin von Nola, ihrem Verwandten, dann 408 nach Messina, wo sie ihr schönstes Besitztum, das große Landgut, verkauften. Überall spendeten sie reiche Almosen, Geschenke an Kirchen und Klöster. Auf der Reise nach Nola trieb ein Sturm ihr Schiff zu einer Insel, deren vornehmste Bewohner von feindlichen Horden gefangen genommen worden waren. Die Barbaren drohten, alle Gefangenen zu töten und auf der Insel alles zu verbrennen, wenn man ihnen nicht 2500 Solidi als Lösegeld zahle. Der Bischof kam mit den Vertretern der Stadt zu Pinian und Melania und bat sie um Hilfe. Willig spendeten sie diese Summe. Ja sie gaben noch 500 Goldsolidi sowie viele Nahrungsmittel zum Unterhalt der Bedrängten hin und weitere 500 zum Loskauf einer vornehmen Dame. Die so ausgegebenen 3500 Solidi oder Goldstücke stellten den Wert fast einer halben Million Franken dar. Von Sizilien ging die Reise nach Afrika. Dort war die Kirche des hl. Alypius in Tagaste arm. Melania und Pinian schenkten ihr nicht nur sehr kostbare Ausstattungsgegenstände, sondern auch so viel Grundbesitz, daß sie von nun an eine der reichsten in jenen Gegenden war. Als die freigebigen Ehegatten den Klöstern und Kirchen große Geldsummen brachten, rieten Alypius und Augustinus: „Wendet ihnen lieber Grundeigentum zu; denn das bleibt. Geld schwindet rasch hin.“ Der Rat wurde befolgt. Pinian und Melania gründeten und dotierten dann auch zwei neue Klöster, deren meiste Insassen Freigelassene ihrer großen Landgüter waren, eines für 130 Nonnen, das andere für 80 Mönche.

Im Jahre 417 waren die Geschäfte in Afrika abgewickelt, die Güter verkauft, ihre Preise verschenkt. Nun reisten Melania und Pinian nach Alexandrien zum hl. Cyrillus, dann nach Jerusalem, wo sie wiederum zwei Klöster stifteten, eines auf dem Ölberg für Männer, in das Pinian eintrat und bis zu seinem Tod (431 oder 432) lebte, ein anderes für Jungfrauen, in dem Melania Gott diente bis zu ihrem Ende (439). Als sie dem Tode nahe war, besaß sie noch 50 Solidi. Sie sprach: „Auch die will ich nicht behalten bis zu meinem Hinscheiden.“ Dann sandte sie dieselben einem Bischof. Während ihre Ahnen in herrlichen Denkmälern

an der Appischen Straße beigesetzt waren, legte man ihre Leiche in ein einfaches Grab, bekleidet mit Gewändern, die sie ehedem von heiligmäßigen Bekannten als Andenken erhalten hatte. Als Kopfkissen gab man ihr das Kleid eines hochangesehenen Dieners Gottes, der ihr dasselbe geschenkt hatte.

Wie beurteilte die Welt das Benehmen der hl. Melania und ihres Gemahls? Der ältere Bruder des Pinian, Severus, legte ihnen alle möglichen Hindernisse in den Weg. Zuerst wiegelte er die Leibeigenen auf. Diese legten Verwahrung ein gegen ihren Verkauf. Wenn sie und ihre Grundstücke hingegeben werden müßten, dürften sie keinem andern überlassen werden als dem Severus. Dann erhob der Genannte Einsprache, weil Melania und Pinian noch minderjährig seien, also nicht das Recht hätten, liegende Güter der Familie zu veräußern. Ja einige Senatoren gingen so weit, Melania und ihren Gemahl als irrsinnig zu erklären, die also nicht im stande seien, ihre Vermögen zu verwalten. Die so arg in die Enge Getriebenen erbaten sich bei der Kaiserin Serena, der Schwester des Honorius, eine Audienz. Durch Serenas Fürsprache erlangten sie dann kaiserliche Schreiben, wodurch ihnen für die Verwendung ihres Eigentums volle Freiheit zugesichert wurde. Als sie aber im Jahre 406 Rom verlassen hatten, um nach Sizilien und Afrika zu reisen, erhoben sich neue Widerwärtigkeiten. Der Präfekt der Stadt Rom, Pompejanus, ein eifriger Heide, glaubte die Gelegenheit benutzen zu sollen, um ihren Palast und die noch unverkauften Güter zum Vorteil des Staates und des Senats einzuziehen. Veranlassung dazu bot ihm Alarichs Einfall im Jahre 409. Als Melania auf ihrem Gute in Messina weilte und dies verkaufen wollte, erklärte der König der Goten, Rom nur dann unbelästigt zu lassen, wenn man ihm 5000 Pfund Gold, 30 000 Pfund Silber und andere Kostbarkeiten gebe. Sein Vorschlag wurde angenommen. Die reichen Patrizier mußten das geforderte Lösegeld aufbringen. Das Vermögen Melanias und Pinians sollte nun benutzt werden für das Staatswohl, statt der Kirche und den Armen anheimzufallen. Severus hätte sich und die ganze Familie der Valerier durch Billigung einer solchen Beschlagnahme vor außerordentlichen Steuern bewahrt. Ein Dekret des Senats hatte die Einziehung schon genehmigt. Pompejanus wollte es am folgenden Morgen veröffentlichen und so rechtskräftig machen. Als er auf seinem Amtssitz Platz genommen hatte, um sein Vorhaben auszuführen, sammelten sich Volkshaufen. Dringende Klagen über Mangel an Nahrung erschallten. Es entstand ein

Auflauf, der Präfekt wurde von seinem Sitz herabgerissen und durch Steinwürfe getötet.

Nicht nur von seiten Übelwollender fanden sich Schwierigkeiten. Melania klagte im Jahre 404: „Wenn unsere Leibeigenen bei Rom unter unsern Augen und in unserem Bereich uns zu widersprechen wagen, weil wir sie verkaufen wollen, was werden dann jene tun, welche in den Provinzen wohnen, in Spanien, Italien, Apulien, Kampanien und Sizilien, in Afrika, Mauretanien, Numidien oder Britannien und andern entlegenen Ländern!" Ja ihr eigenes Herz legte Verwahrung ein. Gerontius erzählt in der Lebensbeschreibung, einst habe er Melania gebeten, ihm zu erklären, wie es ihr möglich gewesen sei, aus solcher Höhe des Ansehens zur tiefsten Stufe irdischer Erniedrigung herabzusteigen. Sie habe ihm geantwortet: „Als wir anfingen, auf Hab und Gut zu verzichten, wurden wir beängstigt; denn alles widerstrebte uns. Nicht nur gegen Fleisch und Blut, gegen Verwandte, welche uns hindern wollten, eine solche Last der Reichtümer abzulegen, mußten wir kämpfen, sondern auch gegen die Fürsten und Mächte der Finsternis dieser Welt. Traurig schlief ich einst am Abend ein. Da kam es mir vor, als ob ich mich bemühte, mit großer Herzensbeklemmung durch den Spalt einer Mauer hindurchzugehen. Weil ich mich kaum durchdrängen konnte, entfiel mir fast der Mut. Nur mit der größten Anstrengung kam ich aus der Beengung heraus, fand mich dann aber erlöst und erquickt." Der Berichterstatter schließt: „So offenbarte ihr Gott den Verlauf irdischer Schicksale und daß sie sich abmühe, um dem Glauben entsprechend vollkommen zu werden."

Später erzählte Melania dem Gerontius, als sie eines Tages eine außerordentliche Menge Goldes, es waren 45 000 Pfund oder Solidi, für die Armen weggesandt habe und in ihr Gemach zurückgekehrt sei, habe es gefunkelt vor ihren Augen, die den Glanz des edeln Metalls gesehen hätten. Der Teufel regte ihre Phantasie auf, und der Gedanke bestürmte sie: „Was ist das? Ich soll das Himmelreich so teuer erkaufen?" Sie aber erschrak, kämpfte gegen die Versuchung, fiel hin auf ihre Knie und sprach: „O Teufel, was erlangt wird durch diesen vergänglichen Reichtum, ist jenes, wovon die Heilige Schrift sagt: ‚Kein Auge sah und kein Ohr hörte und in keines Menschen Herz ist gekommen, was Gott bereitet hat denen, die ihn lieben.'"

Als sie auf ihr herrliches Landgut bei Messina verzichten sollte, auf dem sie in ihrer Jugend mit ihren Eltern so viele Zeit glücklich gelebt hatte,

wurde sie traurig gestimmt. Aber sie richtete sich auf und erwog: „Alles dies ist nichts im Vergleich zu dem, was den Dienern Gottes versprochen ist. Diese irdischen Güter können zerstört werden von Barbaren, verzehrt werden von Feuer oder zerfallen durch die Dauer der Zeit. Das aber, was dadurch erworben wird, bietet ewigen Genuß."

Überall tadelten die Vornehmen und Reichen ihr Beginnen als Torheit. Man begriff nicht, warum sie in ihrem jugendlichen Alter, zählte sie doch bei der Abreise aus Rom nach Messina erst 23 Jahre, alles hinopfern wolle. Sie schwieg. Wenn aber andere, die vom Geiste des Christentums erfüllt waren, ihre Freigebigkeit lobten oder Arme dankten, sprach sie: „Wir sind unnütze Knechte. Was wir tun mußten, haben wir nicht getan."

Vertraute Freunde fragten: „Kommen dir keine eiteln Gedanken, wenn du an deine vielen guten Werke denkst?" Sie entgegnete: „Ich habe meines Wissens nie etwas Gutes getan. Kommt mir der Gedanke: ‚Du verachtest das Geld, hast ungeheure Mengen von Gold und Silber, ungemessene und unschätzbare Besitztümer hingegeben', dann antworte ich: ‚Viele sind von Feinden gefangen genommen worden, haben so nicht bloß allen Besitz verloren, sondern mußten in harter Sklaverei schwer arbeiten. Manche sind von ihren Eltern in Armut gelassen worden, haben darum in Not und Elend leben müssen. Was habe ich denn mehr getan als sie, wenn ich um des Herrn willen, der mich erlöste, in Armut ausharre?'" Wollte der Gedanke sich in ihr Herz einschleichen: „Wie viele und wie kostbare Gewänder aus Seide und feinster Leinwand hast du weggelegt! Jetzt trägst du ein grobes Kleid. Du bist wahrlich eine Heilige", dann antwortete sie: „Christus möge dich belehren. Siehst du nicht, wie viele seiner Diener mit den elendsten Kleidern sich bedecken und auf bloßer Erde schlafen." Dann aber begann sie zu beten und sprach: „Herr, du kennst die Gedanken der Menschen und weißt, daß sie eitel sind. Selig der Mensch, den du, o Gott, unterweisest und unterrichtest über dein Gesetz."

Mächtig wirkte auf Melania und Pinian ein das Beispiel der Einsiedler der Thebais. Schon in Rom hatten sie vieles davon vernommen; denn der hl. Athanasius und der hl. Hieronymus hatten oft davon erzählt, als sie in den Palästen der Caeionier und Valerier zu Rom als Gäste weilten bei ihren Verwandten. Im Jahre 419 sprach Melania zu Pinian: „Mein Herr, ich wünsche, wir gingen nach Ägypten und sähen unsere Herren, die heiligen Diener Gottes, welche in der Wüste wohnen, damit wir durch ihr Beispiel und ihr Gebet Gottes Barmherzigkeit erlangen." Ihr heiliger

Gemahl stimmte freudig zu. Aus Jerusalem reisten sie nun nach Ägypten, besuchten die Klöster und spendeten überall Geschenke. So kamen sie auch zu Hephästion, einem heiligmäßigen Einsiedler. Als sie sich lange mit ihm unterredet und mit ihm gebetet hatten, bat Melania ihn, einige Goldstücke zu beliebiger Verwendung annehmen zu wollen. Er aber sprang auf, wies das Angebot zurück und sagte: „Ich bedarf des Geldes nicht." Keine Bitten konnten ihn umstimmen. Die Zeit der Abreise kam. Da baten sie ihn der Sitte gemäß, für sie zu beten. Er warf sich hin auf sein Angesicht und tat es. Melania aber schaute umher, wo sie insgeheim das Geld hinlegen könnte, das er nicht annehmen wollte. Aber wo fand sich eine passende Stelle? Der heiligmäßige Mann besaß in seiner Zelle nichts, als eine Matte, auf welche er sich niederlegte, ein kleines, in einer Ecke stehendes Gefäß mit etwas Zwieback und ein Töpfchen mit wenig Salz. Neben dieses legte Melania ihr Gold. Dann verabschiedete sie sich rasch, damit der Einsiedler das Geld nicht zu früh finde und zurückstelle. Als sie sich entfernt hatte und der Einsiedler sich erinnerte, wie dringend die Heilige ihm ihre Goldstücke aufnötigen wollte, schöpfte er Verdacht, suchte nach und fand sie. Er nahm dieselben und folgte den Besuchern in eiligem Laufe. Doch diese hatten sich bereits über einen Fluß setzen lassen. Er gelangte ans Ufer und rief laut: „Ich bitte euch, warum habt ihr mir in der Einöde Dinge zurückgelassen, deren ich nicht bedarf? Wenn ich sie behalte, setze ich mich der Gefahr aus, von Räubern belästigt zu werden!" Melania entgegnete: „Laß das Geld, bitte, unter die Armen verteilen. Der Herr hat meinen Wunsch erfüllt, dir etwas zu geben." Er antwortete: „Wohin soll ich mich wenden, wo soll ich Arme suchen, da ich die Einöde niemals verlasse? Nehmet lieber das Geld zurück und verwendet es gefällig für andere." Melania wollte das einmal Gegebene nicht zurücknehmen, und er vermochte nicht den Fluß zu überschreiten. Da warf er das Geld, welches er in der Hand hielt, ins tiefe Wasser. Andere Mönche und Nonnen hatten auf ihre Bitte hin Geld angenommen oder zurückgelassenes behalten; denn unwiderstehlich war Melanias Verlangen, alle, welche sie besuchte, mit Geschenken zu erfreuen, weil das der eigenen Seele keinen kleinen Gewinn bringe.

Wie kam Melania zu dieser großmütigen Gesinnung, zu dem Entschlusse, alles hinzugeben? In Rom hatte sie die wirksame Anregung schon als Kind gefunden. Sieht man nur hin auf ihren Stammbaum, so findet man unter ihren Verwandten den Stadtpräfekten Albinus

Caeionius, den edeln Freund des hl. Ambrosius, dann Caeionia Claudia Marcella mit ihrer Schwester Asella, welche vom hl. Athanasius, der in ihrem väterlichen Hause als Verbannter lebte, und vom hl. Hieronymus zu einem heiligen Leben angeleitet wurden. Nach der Anweisung des hl. Hieronymus wurde Paula, die Nichte der hl. Melania, erzogen und bewogen, später bei der hl. Eustochium im Kloster zu Jerusalem als gottgeweihte Jungfrau zu leben. Auch Eunomia, eine Verwandte der hl. Melania, weihte sich Gott als Jungfrau. Verwandte waren ferner der hl. Paulinus von Nola und Pammachius, die um Christi willen so viel hingaben, arm lebten und in der Kirchengeschichte einen so ehrenvollen Namen haben. Melanias Großmutter war die berühmte ältere hl. Melania. Ihre Mutter Albina begleitete sie bis nach Jerusalem, sah und billigte die Almosen ihrer Tochter und starb bei ihr zu Jerusalem im Jahre 431. Daß in einer solchen Familie die jüngere Melania sich zu so heroischer Heiligkeit entwickelte, kann nicht auffallend erscheinen.

Der Gegensatz fehlte aber nicht. Vielleicht hat gerade er Melania gekräftigt zu heldenmütiger Tugendübung. Ihr Großvater Publius Caeionius war nicht nur Heide, sondern nach dem Kaiser der oberste Priester des heidnischen Rom (Pontifex maior). Volusian, ihr Onkel, blieb Heide bis an sein Lebensende und wurde von ihr 437 zu Konstantinopel kurz vor seinem Tode zum Christentum bekehrt. Wie groß der Gegensatz zwischen Melania und ihren heidnischen Verwandten war, kann man in etwa aus dem Benehmen ihres Schwagers Severus entnehmen, der, obwohl er sich zum Christentum bekannte, ihr solche Schwierigkeiten in den Weg legte. Viel gab Melania hin. Die Zwecke, zu denen sie es spendete, waren die edelsten. Fast eine halbe Million kostete ihr die Befreiung der Gefangenen auf jener Insel. Olibrius verwendete beim Antritt seiner Prätur fast eine halbe Million Mark, um das römische Volk durch Spiele zu erfreuen, Quintus Fabius Memmius zahlte zu demselben Zwecke mehr als anderthalb Millionen, Melanias Verwandter Valerius Maximus beim Antritt der Prätur seines Sohnes mehr als drei Millionen Mark[1]. Cicero gab für einen Tisch aus dem schön gemaserten Stamm des am Atlas wachsenden Cirtusbaumes eine halbe Million Sesterzen (87 705 Mark). Noch teurere, die bis 1 400 000 Sesterzen (304 530 Mark) kosteten, fanden

[1] Rampolla, Santa Melania XII.

in Rom Käufer. Seneca besaß deren fünfhundert. Martial schildert jemand, der damit groß tue, daß alles, was er besitze, außerordentlich gut und teuer sei. Er trinkt uralten Wein, hat Silberarbeiten, von denen das Pfund auf 5000 Sesterzen zu stehen kommt, eine vergoldete Karosse von dem Werte eines Grundstückes, ein Maultier, das mit dem Preise eines Hauses bezahlt ist. Der Konsular Annius bezahlte ein Gefäß aus Murrha (Feldspat?) mit 700000 Sesterzen (152250 Mark). Pompejus, der Schwiegervater des Seneca, führte als Feldherr Silbergerät mit sich, das 12000 Pfund (65,5 Kilogramm) wog. In dem von Domitian erbauten Jupitertempel auf dem Kapitol zu Rom kostete die Vergoldung mehr als 55 Millionen Mark. Der Sohn des großen, durch seine Kunst reich gewordenen Schauspielers Äsop setzte jedem seiner Gäste in den Speisen eine aufgelöste Perle vor. Ja nach Horaz schlürfte er eine solche aufgelöst hinab, die Metella getragen hatte. Er wollte einmal eine Million auf einmal verschlucken! Sein Vater setzte einst seinen Gästen künstliche abgerichtete Singvögel vor, die er hatte braten lassen, die 100000 Sesterzen wert waren [1].

Im römischen Reiche standen während des 4. und 5. Jahrhunderts grenzenloser Luxus heidnischer Senatoren und ungemessene Freigebigkeit christlicher Männer und Frauen sich gegenüber. Der Glanz des römischen Ruhmes fing an zu verschwinden. Aber vor dem Untergang sollten sich seine guten und schlechten Seiten noch einmal in aller Größe offenbaren. Kaum war Melania aus Rom fortgegangen, da nahte sich Alarich. Ihr Palast, das einzige, was sie nicht verkaufen und Christo zuliebe den Armen und den Kirchen schenken konnte, wurde von den Goten in Brand gesteckt und fiel in Trümmer. Sie ging nach Sizilien, nach Afrika, verkaufte ihre Güter dort und in Gallien und Spanien und Britannien. Aber überall folgten bald die Barbaren, um alles, was den reichen Römern gehörte, in Beschlag zu nehmen oder zu zerstören. Sie rettete gleichsam ihr riesiges Vermögen vor profanen Horden, indem sie es denen gab, welche von ihrem Gotte der Freigebigkeit am meisten empfohlen werden oder ihm am nächsten stehen, d. h. den Notleidenden, den Kirchen und armen Klöstern.

Ihr Stammbaum (S. 481) enthält die Namen der erlauchtesten Männer des römischen Reiches neben Leuchten des Christentums. Die

[1] Friedländer, Darstellungen aus der Sittengeschichte Roms. I. Der Luxus.

Namen jener Großen der Welt, die er nennt, haben für uns keinen Klang mehr, sie gleichen den Trümmern, die heute das einst so glanzvolle Forum Roms füllen. Paulinus und Pammachius, Marcella und Paula, die beiden Melanien aber sind gleich jenen gewaltigen Säulen, die noch heute aus den Ruinen des Forums sich zum Himmel erheben und unser Auge festhalten.

Kardinal Rampolla hat ein großes Verdienst erworben, indem er in so zuverlässiger und übersichtlicher Art und mit so trefflichen Erläuterungen die Lebensbeschreibung einer Heiligen veröffentlicht hat, welche für unser Jahrhundert doppelte Beachtung verdient, weil sie in den gewaltigen sozialen Gegensätzen ihrer Zeit mit heroischer Selbstverleugnung den Rat Christi ausführte, der sagte: „Willst du vollkommen sein, so gehe hin, verkaufe, was du hast, und gib es den Armen, dann wirst du einen Schatz haben im Himmel“ (Mt 19, 21). **Stephan Beissel** S. J.

Bestrebungen und Vorschläge zur Hebung der französischen Geburtenziffer.

Der ständige sehr beträchtliche Rückgang der französischen Geburtenziffer, den wir in unserer Abhandlung über den „Niedergang einer großen Nation“ [1] ausführlicher auseinandergesetzt haben, hat begreiflicherweise bei allen französischen Patrioten lebhafte Besorgnis hervorgerufen. Staatsmänner, Parlamentarier und Männer der Wissenschaft haben sich eingehend mit dieser wichtigen Frage beschäftigt. Vor allem haben mehrere der hervorragendsten französischen Statistiker und Soziologen, wie Jacques und Alphonse Bertillon, Arsène Dumont, R. de la Grasserie, P. Leroy-Beaulieu, E. Levasseur und V. Turquan, wiederholt und eindringlich auf die Größe des Übels hingewiesen und Mittel zu seiner Beseitigung oder Verminderung in Vorschlag gebracht. Auch die Tagespresse hat sich dieses Gegenstandes bemächtigt und das Interesse des Lesepublikums für dies Problem zu wecken gesucht.

[1] Vgl. diese Zeitschrift LXXI 143—156.

s bedurfte allerdings außerordentlicher Anstrengungen, um einen ıwung in der öffentlichen Meinung in Frankreich bezüglich der Be- ungsfrage herbeizuführen. In keinem Lande der Welt haben die ı von Malthus eine so begeisterte Annahme in der Theorie und eine itgehende Ausführung in der Praxis gefunden wie in Frankreich. ehörte, wie Goldstein sagt[1], unter den französischen Gelehrten und kern gewissermaßen zum guten Ton, sich als ungeschminkten Anhänger Malthusschen Theorie zu bekennen und die Verlangsamung des Be- ungszuwachses als Zeichen der hohen Kultur des französischen Volkes stellen. Selbst Regierungsbeamte und öffentliche Behörden scheuten ıicht, offen für diese Grundsätze einzutreten. So erließ z. B. der kt des Departements Allier im Jahre 1833 ein Rundschreiben, in :m er der Bevölkerung die Einschränkung der Kinderzahl als das Mittel zur Hebung des Volkswohlstandes empfahl und der Munizipal- ıon Versailles stiftete im Jahre 1852 einen Temperenzpreis von Franken, bei dessen Zuerkennung den Bewerbern eine mäßige Kinder- als Empfehlung gelten sollte[2]. J. L. Giresse sagt in seinem im : 1867 erschienenen Essai sur la population[3]: „Die Geburtenfrequenz nderte sich seit Ende des 18. Jahrhunderts um ein ganzes Drittel; also unglücklicherweise das Gebot „Wachset und mehret euch" bis ısere Tage mit demselben Eifer und demselben Unverstand wie 1777 ıt würde, dann hätten wir in Frankreich ca 1330000 Geburten, um ca 330000 mehr, als wir tatsächlich zu verzeichnen haben. Um ımermeßlichkeit des Fortschrittes zu kennzeichnen, genügt es wohl zu ıtieren, daß er der Menschheit die Mühen und Qualen von 330000 rten, den Tod einer großen Anzahl von Frauen und ca 15000 Tot- ten erspart. Man erzittert, wenn man des Elendes, der Leiden und ütterungen gedenkt, welche durch diese 330000 Mehrgeburten in er sozialen Organisation hervorgerufen würden."

lus den sechziger Jahren des vorigen Jahrhunderts datieren die ersten ıche, den Malthusianismus, der bis dahin nur von der Geistlichkeit sittlichen Gründen bekämpft war, auch aus nationalen und volks- chaftlichen Gründen als bedenklich hinzustellen. Aber einstweilen blieben Versuche noch vereinzelt und vermochten gegenüber der herrschenden

---

Bevölkerungsprobleme und Berufsgliederung in Frankreich, Berlin 1900, 4.
Ebd. [3] Zitiert nach Goldstein a. a. O. 3.

Meinung sich nicht durchzusetzen. Ja noch im Jahre 1885 schrieb J. Garnier, ein Mitglied des Institut de France, in der zweiten Auflage seines Werkes Du principe de population[1]: „Die Gedankenrichtung der höheren Klassen übt einen großen Einfluß auf die andern aus. . . . Bald wird sich unter den Lohnarbeitern die Überzeugung festsetzen, daß die Moral und ihr eigenes Wohlbefinden eine freiwillige präventive Beschränkung der Bevölkerung dringend notwendig machen. Bald wird man dann immer größere Schichten sehen, die sich diese Überzeugung aneignen. Und bald wird auch der Tag kommen, da Schande die Menschen bedecken wird, die unvorsichtigerweise, ohne sich um die Zukunft ihres Dorfes und ihrer Familie zu kümmern, mehr Kinder auf die Welt setzen, als sie zu ernähren im stande sind."

Ein großes Verdienst um die Aufklärung der öffentlichen Meinung über die Gefahren des bisher befolgten malthusianischen Systems gebührt der vor zehn Jahren gegründeten Alliance Nationale pour l'accroissement de la population française. Es ist derselben allerdings bisher nur zu einem ganz geringen Teile gelungen, die Maßnahmen, von denen sie eine Steigerung der französischen Geburtenziffer erhofft, praktisch durchgeführt zu sehen; aber es hat sich doch ein so vollständiger Umschwung in der öffentlichen Meinung vollzogen, daß man es heute wohl kaum mehr wagen würde, Ansichten, wie sie in den oben wiedergegebenen Worten Garniers zum Ausdruck kommen, öffentlich zu vertreten.

Die Vorschläge der genannten Alliance Nationale zur Hebung der französischen Geburtenziffer laufen auf folgende Hauptpunkte hinaus[2]:

1. Befreiung aller Familien, die mehr als drei Kinder haben, von jeder direkten Steuer, insbesondere auch von der Erbschaftssteuer. Bertillon meint, daß sich das erreichen lasse, ohne daß dabei die Staatskasse zu kurz komme und ohne daß die übrigen Steuerpflichtigen in ungerechtfertigter Weise überlastet würden. Die Zahl der Familien mit mehr als drei Kindern betrug nämlich in Frankreich nach der Zählung von 1891 nur 2122210 oder 17 Prozent sämtlicher französischer Familien, wenn man die ledigen männlichen Personen im Alter von mehr als 30 Jahren als besondere Kategorie mit in Rechnung zieht. Der auf die kinderreichen Familien entfallende Anteil der direkten Steuern soll nun nach dem Vor-

[1] Goldstein, Bevölkerungsprobleme und Berufsgliederung in Frankreich 3.

[2] Vgl. J. Bertillon, Le problème de la dépopulation: Revue politique et parlementaire XII, Paris 1897, 530—574.

schlage Bertillons in der Weise auf die andern Klassen der Bevölkerung verteilt werden, daß die Familien mit nur zwei Kindern ein Zuschlag von 10 Prozent des jetzigen Steuersatzes, die Familien mit einem Kind ein solcher von 30 Prozent, die Familien ohne Kinder ein Zuschlag von 40 Prozent und die ledigen männlichen Personen im Alter von mehr als 30 Jahren ein Zuschlag von 50 Prozent trifft, während für die Familien mit drei Kindern der gegenwärtige Steuersatz ohne Zuschlag in Geltung bleiben müßte. Um aber zu verhüten, daß durch diese Zuschläge weniger steuerkräftige Klassen der Bevölkerung allzu stark belastet werden, schlägt Bertillon weiter vor, den Zuschlag in Wegfall kommen zu lassen bei Familien, die nur einen Dienstboten halten, vorausgesetzt, daß sie Kinder haben, dagegen diejenigen Haushaltungen, in welchen die Zahl der Dienstboten jene der Kinder übersteigt, desto stärker zu belasten.

2. Teilweise oder völlige Befreiung der verheirateten Soldaten vom Militärdienst, besonders wenn aus der Ehe ein oder mehrere Kinder hervorgegangen sind.

3. Anfall eines Teiles der Erbschaft an den Staat, wenn der Erblasser weniger als drei Kinder hat. Und zwar soll dabei der Grundsatz maßgebend sein, daß der Erbe, der keine Geschwister oder nur einen Miterben hat, nicht mehr als diejenige Quote der Erbschaft erhält, die ihm zufallen würde, wenn er zwei Geschwister hätte. Der ursprüngliche Vorschlag Bertillons ging nicht ganz so weit. Er hatte verlangt, daß die Hälfte des Nachlasses an den Staat fallen solle, wenn der Erblasser nur ein Kind habe, bei zwei Kindern ein Drittel.

4. Aus den auf diese Weise an den Staat gefallenen Erbschaftsanteilen soll ein besonderer Fonds gebildet werden, dessen Bestand teils für die Erziehung armer Kinder, hauptsächlich aber zur Gewährung von Alterspensionen an unbemittelte Personen zu verwenden wäre, die sich durch eine zahlreiche Nachkommenschaft um den Fortbestand der Nation verdient gemacht haben.

5. Erweiterung der Testierbefugnis wenn nicht zu einer völligen Testierfreiheit, wie sie mit nur wenigen Einschränkungen in England und in den Vereinigten Staaten besteht, so doch wenigstens zu einem freien Verfügungsrecht über die Hälfte des Nachlasses. In der Beschränkung des Verfügungsrechtes über den Nachlaß, welche die jetzt geltenden Bestimmungen des Code civil dem Erblasser auferlegen, glauben manche Franzosen den Hauptgrund der unnatürlichen Beschränkung der Kinderzahl zu sehen.

Bertillon führt das in der obengenannten Abhandlung in folgender Weise aus[1]: „Nehmen wir an, jemand habe durch angestrengte Arbeit ein Handelsgeschäft, eine Fabrik in die Höhe gebracht, er habe alle Ersparnisse auf die Weiterentwicklung dieses Unternehmens verwendet. Nun wohl, wenn dieser Mann nur ein Kind hat, so wird nichts so sehr seine Unternehmungslust anspornen als die für einen Vater so verlockende Aussicht, daß einst sein Sohn oder auch sein Schwiegersohn seine Stelle einnehmen, seine Firma fortführen und seinem Geschäft jenes Ansehen erringen werde, wonach jeder Geschäftsmann strebt und streben muß. — Wenn er zwei und a fortiori, wenn er drei Kinder hat, ergibt sich ein ganz anderes Bild. Der Staat, um ihn für diese so nützliche Fruchtbarkeit zu belohnen, wird seinen Betrieb, der ein unteilbares Ganzes bildet, verkaufen (wahrscheinlich zu einem niedrigen Preise wie bei jedem erzwungenen Verkauf). Wenn nun einer seiner Söhne den Beruf des Vaters ergriffen hat, wie sollte er es anstellen, die Fabrik für sich zu erwerben? Er wird nicht genug Vermögen haben, um seine Geschwister abzufinden. Der Betrieb wird also auf einen unbekannten Nachfolger übergehen. Wofür soll man sich dann so viel Mühe machen? Aber es gibt ein sehr einfaches Mittel, sich dieser Schwierigkeit zu entledigen: es besteht darin, nur ein Kind zu haben, und so macht man es in der Regel. — Der Landwirt stellt ganz die gleiche Erwägung an. Wenn er ein kleines Besitztum hat, so kann er sich an den Fingern abzählen, wieviel Kinder er haben darf; er sieht schon im voraus, wie dies Grundstück, das er mit so großer Anstrengung abzurunden sich bemüht hat, unter mehrere Besitzer verteilt wird. Die schlauen Pläne, die er ausgedacht hat, um irgend eine kleine Enklave hinzuzuerwerben, die schmerzlichen Opfer, die er gebracht hat, um das bezahlen zu können, so viel Sorge, so viel Arbeit, so viel Kunstgriffe, alles das soll also unwiederbringlich verloren sein! Im voraus sieht er den unerbittlichen Feldmesser dies schöne Werk zerstören, mitten auf dem Felde Grenzen abstecken, und den Notar sieht er die Fetzen seines Besitztums verlosen, das mit so viel Mühe zu einem Ganzen vereinigt worden war. Glücklicherweise gibt es ein ganz einfaches Mittel, diesen quälenden Zukunftssorgen zu entrinnen; es lautet: nur ein Kind haben."

Es läßt sich nicht leugnen, daß die verhängnisvollen erbrechtlichen Bestimmungen des Code civil viel dazu beigetragen haben, die malthusia-

[1] Bertillon, Le problème de dépopulation 565—566.

nischen Grundsätze in Frankreich populär zu machen, aber der einzige Grund oder auch nur der Hauptgrund der unnatürlichen Beschränkung der Kinderzahl können sie nicht sein[1]. Denn die gleichen erbrechtlichen Bestimmungen haben auch in der Rheinprovinz, der Pfalz, in Belgien und andern Rechtsgebieten bestanden, ohne dort diese Wirkung hervorgerufen zu haben. Allerdings sind in Frankreich durch die Praxis noch andere erschwerende Umstände hinzugekommen, indem von der Vergünstigung des Code, die wenigstens ein Viertel des Nachlasses der freien Verfügung des Erblassers anheimstellt, nur ausnahmsweise Gebrauch gemacht und durch die vom Gericht vorgenommene Abschätzung und Teilung der Erbschaftsgegenstände die Kosten der Erbregulierung ganz unverhältnismäßig gesteigert wurden. Aber alle diese Schwierigkeiten würden nicht so unheilvolle Folgen gehabt haben, wenn nicht der religiöse Einfluß, der allein im stande ist, den Menschen auch in schwierigster Lage zur Pflichterfüllung anzuhalten, in Frankreich nach und nach immer mehr zurückgedrängt worden wäre.

6. Bevorzugung der kinderreichen Familien bei der Vergebung von Stellen, Ämtern und allen Vergünstigungen, über die der Staat zu verfügen hat. Freistellen in Unterrichts- und Erziehungsanstalten, Gehaltszulagen, außerordentliche Gratifikationen, alles soll in erster Linie den kinderreichen Familien zu gute kommen. Der Wohnungsgeldzuschuß soll nach der Zahl der Kinder abgestuft werden. Bei gleicher Befähigung soll der Familienvater vor dem Unverheirateten, der Vater zahlreicher Kinder vor demjenigen, der nur ein oder zwei Kinder hat, bei der Anstellung bevorzugt werden. Endlich soll der Staat eine weitgehende Fürsorge für den Unterhalt und die Erziehung der Kinder übernehmen, zumal in den ersten Lebensjahren des Kindes, wenn die Mittel der Familie nicht ausreichen.

Das sind die Hauptmittel, welche die Alliance Nationale pour l'accroissement de la population française aus den Schriften von J. Bertillon und R. de la Grasserie in ihr Programm aufgenommen hat. Andere Vorschläge sind nicht so radikal und so weitgehend.

Der bekannte Statistiker A. Legoyt glaubte schon durch Heranziehung und Naturalisierung von Ausländern dem Übel abhelfen zu können[2].

---

[1] Vgl. L. v. Hammerstein, Die Zwangsteilung des Code civil und die Freiheit des Testamentes nach ihrer sozialen Bedeutung, vgl. diese Zeitschrift XIII 167 ff 367 ff, besonders 375, wo der Verfasser die gleiche Ansicht weiter ausführt.

[2] Journal de la Société de Statistique de Paris 1867, 239.

Allein abgesehen davon, daß dadurch nicht die Geburtenziffer der Franzosen gehoben wird, ist das ein sehr bedenkliches Mittel der Volksvermehrung, da dadurch die nationale Eigenart des französischen Volkes auf die Dauer ernstlich gefährdet würde. Bertillon[1] erläutert das an einem Beispiel. „Der Zustand, dem wir uns nähern", sagt er, „gleicht dem jener Fabrik in der Nähe von Nancy, von der Debury erzählt. Der Eigentümer ist ein Deutscher, Hauptmann der Landwehr; der Werkführer ein Deutscher, ebenfalls Hauptmann der Landwehr; alle seine Arbeiter sind Angehörige des Deutschen Reiches und der deutschen Armee. Wenn die Landwehr einberufen wird, steht der Betrieb still. Die Franzosen sind nur dazu da, die Gendarmerie zu bezahlen, welche die Fabrik bewacht, und wenn ihr trotzdem ein Schaden zugefügt wird, eine Entschädigung zu bezahlen."

Dann hat man vorgeschlagen, durch Erleichterung der Formalitäten bei der Eheschließung und durch Steuervergünstigungen die Heiratsfrequenz und damit indirekt die Geburtenfrequenz zu vergrößern. Aber darin liegt gar nicht die Schwierigkeit, daß in Frankreich nicht genug Ehen geschlossen würden. Wir haben in unserer ersten Abhandlung über diesen Gegenstand[2] bereits nachgewiesen, daß die Heiratshäufigkeit eine ganz normale ist, die über diejenige von Italien, England, Belgien, Holland und der skandinavischen Staaten noch hinausgeht. Man kann also auch nicht den Zölibat der Geistlichen und Ordensleute für die geringe Geburtenziffer Frankreichs verantwortlich machen, wie es von kirchenfeindlicher Seite wohl geschehen ist, oder von einer gewaltsamen Aufhebung der Klöster eine Steigerung der Geburtenziffer erwarten. Sehr treffend bemerkt Bertillon zu diesem Vorschlag[3]: „Man hat auch die gewaltsame Unterdrückung der Ordenshäuser vorgeschlagen, um die Heiraten zu vermehren. Die so sprechen, haben sich wenig überlegt, was sie sagen. Wissen sie denn, um wieviel allenfalls die Zahl der Geburten dadurch erhöht werden könnte? Die Klöster enthalten jetzt ungefähr 60000 Ordensfrauen. Nehmen wir einmal an, diese seien ebenso zum Heiraten geneigt wie andere Frauen (was tatsächlich nicht der Fall ist; denn daß sie sich ins Kloster zurückgezogen haben, ist ein Zeichen, daß das Familienleben keine Anziehungskraft für sie hatte); eine einfache Berechnung ergibt, daß auf sie jährlich

[1] Journal de la Société de Statistique de Paris 1867, 542.
[2] Vgl. diese Zeitschrift LXXI 153.
[3] A. a. O. 551.

4500 Geburten entfallen würden. Also Frankreich hat jährlich 600000 Kinder zu wenig, und man bietet ihm höchstens 4000 oder 5000 an. Und das vermittelst einer Gewaltmaßregel, die eines Zeitalters der Toleranz unwürdig ist." — Inzwischen ist diese unwürdige Gewaltmaßregel zu einem großen Teile bereits zur Ausführung gebracht worden. Der Erfolg wird bald zeigen, wie recht Bertillon gehabt hat, wenn er sagte, daß der freiwillige Zölibat der Ordensleute bei der Frage der Geburtenhäufigkeit gar nicht in Betracht komme.

Wieder andere glauben dem Übel durch hygienische Maßnahmen abhelfen zu können. Alkohol- und Tabakmißbrauch sollen vermindert, Luxus und Ausschweifungen eingeschränkt, die Sterblichkeit, namentlich die Kindersterblichkeit, soll durch staatliche Fürsorge, Einrichtung von Wöchnerinnenasylen, Schutz der unehelichen Kinder usw., vermindert werden. Das sind gewiß heilsame Maßregeln, die auf die Bevölkerung vorteilhaft einwirken können, aber eine Hebung der Geburtenziffer werden sie nicht zur Folge haben, da zwischen diesen Faktoren und der Geburtenhäufigkeit eine Wechselwirkung sich nicht nachweisen läßt. Ebensowenig läßt sich von der auch vorgeschlagenen Aufhebung der Bestimmung des Code civil, welche die Nachforschung nach der Vaterschaft verbietet oder von einer Verschärfung der Strafbestimmungen gegen die Verführer eine Einwirkung auf die Geburtenhäufigkeit erwarten.

Mehr Bedeutung ist dem Vorschlage beizumessen, durch Beförderung der Auswanderung nach den französischen Kolonien und die sich auf diese Weise eröffnenden Aussichten, für eine anderweitige Versorgung der Kinder die Bevölkerung von der unnatürlichen Beschränkung der Kinderzahl allmählich wieder abzubringen. Hervorragende Politiker und Männer der Wissenschaft, wie Lagneau, Leroy-Beaulieu, Turquan, A. Bertillon, setzen große Hoffnungen auf dies Hilfsmittel[1]. Aber tatsächlich hält sich die französische Auswanderung in sehr bescheidenen Grenzen, obwohl die Franzosen auch in ihrem heutigen Kolonialreich weite Gebiete besitzen, die sich zu einer Besiedelung durch Europäer sehr wohl eignen. Es fehlt dem Volke, wie das von französischen Patrioten mit schmerzlichem Bedauern hervorgehoben wird[2],

[1] Vgl. J. B. Piolet S. J., La France hors de France, Paris 1900, welcher ebenfalls von einer Belebung der Auswanderung eine nachhaltige Wirkung auf Hebung der Geburtenziffer sich verspricht.

[2] L. Vaûthier, Du mouvement de la natalité pendant une période de vingt années: Journal de la Société de Statistique de Paris 1899, 58—62.

an Energie und Initiative; die große Masse hat keinen andern Ehrgeiz als ein behagliches, genußreiches Leben zu führen und seinen Nachkommen ein ähnliches Los zu sichern. Nur die Schule könnte darin einen Wandel herbeiführen, Unternehmungslust, tatkräftige, hochherzige Gesinnung, Pflichtbewußtsein gegenüber der Gesamtheit den jungen empfänglichen Gemütern einpflanzen. Aber das ist gerade die allgemeine Klage, daß die moderne französische Schule wohl Kenntnisse vermittelt, aber nicht Charaktere bildet, wohl unterrichtet, aber nicht erzieht, und so ist nicht abzusehen, wie in der jeder Anstrengung und jedem Opfer abgeneigten, nur auf Genuß und Wohlbehagen gerichteten Stimmung der Masse ein Wandel eintreten sollte. Mit Konferenzen und Broschüren wird man Menschen, deren höchstes Ideal eine mäßige Rente ist, nicht verlocken, in fernen Weltteilen ihr Glück zu versuchen.

Man sieht, es fehlt nicht an Projekten, der französischen Geburtenziffer aufzuhelfen. Der Vorschläge sind so viele, daß die Gesetzgeber in Verlegenheit sein werden, welche davon sie auswählen sollen. Der bekannte französische Staatsmann Jules Simon soll daher geraten haben, sie alle zu versuchen, weil man dann sicher sei, daß auch die wirksamsten zur Anwendung kämen. Das wäre aber ein sehr kostspieliges und gewagtes Experiment, da es doch sehr fraglich ist, ob der Erfolg so große Opfer und Maßregeln, die in die Rechtssphäre des einzelnen so tief eingreifen, rechtfertigen würde. Die Versuche, die man bisher mit gesetzlichen Maßnahmen zur Hebung der Geburtenziffer gemacht hat, sind gewiß nicht ermutigend. Die weitgehenden Bestimmungen der lex Iulia et Papia Poppaea, die mit den oben unter Nr 1 und 3 angeführten Vorschlägen der Alliance Nationale manche Ähnlichkeit haben, scheinen, soweit sich das aus den römischen Geschichtsquellen gegenwärtig noch konstatieren läßt, ohne nennenswerten Erfolg geblieben zu sein. Anders steht es allerdings mit dem Dekret Napoleons I. vom Jahre 1813, wonach diejenigen Dienstpflichtigen, die vor Veröffentlichung des Aushebungsdekretes eine Ehe eingegangen haben würden, von der Aushebung befreit sein sollten. Daraufhin entschlossen sich sofort 170000 junge Männer zur Eheschließung[1]. Allein das ist eine Maßregel, die unter den gegenwärtigen Zeitumständen in Frankreich kaum Nachahmung finden dürfte, wenn auch, wie oben gezeigt wurde, die Alliance Nationale einen ähnlichen Vorschlag in ihr Programm aufgenommen hat.

---

[1] Vgl. Levasseur, La population française III, Paris 1892, 215.

Überhaupt ist die gesetzgebende Gewalt in Frankreich bisher nur in ganz bescheidenem Umfang auf die vielen Vorschläge zur Hebung der Geburtenziffer eingegangen. Im Jahre 1884 wurde ein Antrag angenommen, wonach bei allen Familien mit sieben Kindern eines auf Staatskosten in einer Erziehungsanstalt untergebracht werden sollte, aber die Kosten schienen zu hoch, und so wurde die Maßregel bald wieder außer Kraft gesetzt. Im Jahre 1889 wurde beschlossen, daß die Eltern von sieben lebenden Kindern von der persönlichen Mobiliarsteuer befreit sein sollten. Auch dieses Gesetz wurde schon im folgenden Jahre abgeschwächt, indem es auf Personen beschränkt wurde, die eine Steuer von nur 10 Franken oder darunter bezahlten. Sonst beschränkt sich, abgesehen von der Förderung von Wöchnerinnenasylen, Waisenanstalten usw., die Tätigkeit der öffentlichen Gewalt auf Gewährung von kleinen Gehaltszulagen an kinderreiche Beamte, Verleihung von Medaillen und Zustimmungsadressen rein platonischen Charakters. Auch einige Privatgesellschaften haben sich zur Gewährung kleiner Vergünstigungen an kinderreiche Angestellte entschlossen. So gewährt z. B. die Nordbahngesellschaft ihren Angestellten eine Gehaltszulage von 24 Franken für jedes Kind, wenn dieselben mehr als zwei Kinder haben.

Es versteht sich von selbst, daß mit solchen Mittelchen einem so großen und so weitverbreiteten Übel, wie es die Beschränkung der Kinderzahl in Frankreich ist, nicht abgeholfen werden kann. Oder glaubt man im Ernst, daß Eltern von der unnatürlichen Beschränkung ihrer Nachkommenschaft ablassen werden wegen der Aussicht, daß ihnen beim siebten Kinde einige Franken Steuer erlassen werden oder daß sie eine kleine Gehaltszulage bekommen, welche die Unterhaltskosten eines Kindes auch nicht entfernt aufwiegt? Mehr Aussicht auf Erfolg würde es ohne Zweifel bieten, wenn die weitreichenden Vorschläge der Alliance Nationale pour l'accroissement de la population française zur Annahme gelangten. Aber sie bedeuten — abgesehen von der Erweiterung der Testierbefugnis und gewissen Vergünstigungen kinderreicher Beamter, denen man unbedenklich zustimmen kann — einen Eingriff in das Eigentumsrecht des einzelnen, der bei den davon Betroffenen ganz gewiß auf heftigen Widerstand stoßen würde. Die im dritten Punkte vorgeschlagenen Erbrechtsbeschränkungen kommen sogar einer teilweisen Vermögenskonfiskation gleich, wenn sie auch nicht so weit gehen, wie die noch radikaleren Vorschläge, die Levasseur[1]

[1] A. a. O. 217.

erwähnt, wonach allen Unverheirateten und Eheleuten ohne Kinder die Verfügung über ihren Nachlaß entzogen und dieser dem Staate übertragen werden soll; es sei denn, daß der Nachlaß von Seitenverwandten in Anspruch genommen werde, die mindestens fünf Kinder haben.

Armes Volk, bei dem solche künstliche Mittel nötig sind, um es zur Beobachtung des natürlichen Sittengesetzes, zur Erhaltung und Fortpflanzung seiner Nationalität anzuhalten! Es gäbe ein viel einfacheres Mittel: Rückkehr zum Glauben und zur Sitte seiner Väter, zu der von den jetzigen Machthabern verfolgten katholischen Religion, welche die unnatürliche Beschränkung der ehelichen Fruchtbarkeit als einen Frevel wider Gott und die eigene Natur verwirft und bei allen, die ihr wahrhaft ergeben sind, auch zu verhindern verstanden hat.

H. A. Krose S. J.

Das heidnische Mysterienwesen zur Zeit der Entstehung des Christentums.

(Schluß.)

Die eigentliche Heimat der Verehrung der Großen Mutter der Götter und ihres Geliebten Attis war Kleinasien und näherhin Phrygien[1]. „Wenn im Frühling die wilden Stürme über die waldigen Höhen dahinbrausten, dann sagte sich das Volk: Unsere große Göttin fährt auf ihrem Löwenwagen durch das Land, umgeben von ihren Korybanten, unter dem lauten Schall der *ὄρεια ὄργανα*, der Flöten, Zymbeln, Handpauken und Klappern. Von diesen Tönen und dem rasenden Geheul ihrer Gefährten hallen die Berghalden wider; die Göttin selbst ruft nach ihrem Geliebten Attis und betrauert mit lautem Wehklagen seinen Tod." In dunkeln Höhlen des Gebirges, umgeben von einem weiten Fichtenhain, war ihre Wohnstätte; ihr größtes Heiligtum, ihr Fetisch, ein vom Himmel gefallener, schwarzer Stein, ward in der Stadt Pessinus, an den Ufern des Flusses

[1] Die folgenden Angaben sind meistens entnommen der sehr fleißigen Studie von Hugo Hepding, Attis. Seine Mythen und sein Kult (1903).

Gallos, verehrt. Pessinus besaß aber noch ein anderes, einzigartiges Heiligtum, nämlich das Grab des Attis. Von Phrygien aus drang der Kult schon früh nach Lydien und andern Gebieten Kleinasiens, ohne daß Pessinus aufhörte, der Mittelpunkt der Verehrung der beiden Gottheiten zu sein. — Griechenland verhielt sich in seiner besseren Zeit den fremden Kulten gegenüber ziemlich ablehnend. Nichtsdestoweniger machten sich nicht nur beim Kult der Demeter und des Dionysos schon sehr früh phrygische Einflüsse bemerkbar; wir wissen sogar bestimmt, daß Attis schon im 4. Jahrhundert im Peiraieus seine Feste und seinen Tempel hatte und später auch in den archäischen Städten Dyme und Patrai Heiligtümer besaß. Ähnlich konnte auch der Mithraskult in Griechenland nicht heimisch werden, nur im Peiraieus, welches ein für alle Nationen offener Handelshafen war, wurde eine Mithrasinschrift, allerdings nur eine, aufgefunden. Erst viel später wird es infolge der allgemeinen Theokrasie auch in Griechenland anders geworden sein.

In Rom wurde der Kult der Großen Mutter und zweifelsohne auch der ihres Lieblings Attis auf den Rat der Sibyllinischen Bücher 204 v. Chr. eingeführt: ihr heiliger Stein von Pessinus wurde dem römischen Gesandten von König Attalos übergeben und auf einem Prunkschiffe nach Rom gebracht[1]. Am 10. April 191 wurde ihr Tempel auf dem Palatin eingeweiht, und von da an hielt man alljährlich in der Zeit vom 4. bis zum 10. April die Megalesischen Spiele ab, wobei die Prätoren der Gottheit Geschenke darbrachten und das Volk an reichlichen Gastereien sich erfreute. Im übrigen war es den römischen Bürgern verboten, an den unanständigen Riten und fanatischen Orgien des phrygischen Kultes sich zu beteiligen. Damit aber die Göttin nicht den in Pessinus üblichen Kult vermisse, wurde eine phrygische Priesterschaft eingesetzt, die ihren Dienst nach phrygischer Art versehen sollte. Einmal im Jahre, immer am 4. April, bewegte sich die Prozession der phrygischen Verschnittenen — semimares — durch die Straßen der Stadt. Den Mittelpunkt bildete das Bild der Göttin. Die wilden orgiastischen Melodien der dumpftönenden Handpauken und der phrygischen Flöten und Hörner, untermischt von dem wilden Geheul der Gallen, erfüllten die Luft. Es war eine unheimliche Feier, aber gerade darum um so anziehender für die große Menge.

---

[1] In aedem Victoriae pertulere deam prid. non. Apr. isque dies festus fuit populusque frequens dona deae tulit lectisterniumque et ludi fuere, Megalesia appellata (Liv. 29, 14, 13).

Erst unter Kaiser Claudius wurde das Attisfest unter die staatlich anerkannten Feste aufgenommen und später (354) in den offiziellen Kalender für die zweite Hälfte des Märzmonats eingefügt. Am 15. März war das Schilffest — Canna intrat — wahrscheinlich eine Prozession der Zunft der *καννοφόροι* = Schilfträger, vielleicht zur Erinnerung an den Mythus, daß Attis einst an den Ufern des Flusses Gallos ausgesetzt und dann durch Cybele aufgefunden wurde. Eine Woche später, den 22. März, ging die Prozession der Baumträger — *δενδροφόροι* — zum Palatin: Arbor intrat. Der Baum, eine Pinie, wurde von den Dendrophoren in dem der Großen Mutter heiligen Hain gefällt und dann mit bunten Bändern und Veilchen, aber auch mit Zymbeln, Tympanon, Crotala, pedum, Flöten behangen, ins Heiligtum gebracht. Die Pinie stellte den Gott Attis dar, weil er einst unter derselben die grausame Selbstverstümmelung vorgenommen habe und aus dem Blute der Sage nach Veilchen entsprossen sein sollen. Die Veilchen waren demnach für den Attiskult fast ebenso bezeichnend wie der Hirtenstab und die Instrumente der orgiastischen Musik. Der Tod des Gottes war überdies noch dadurch versinnbildet, daß der Stamm der Pinie wie eine Leiche mit Wolle umhüllt wurde. Die folgenden Tage waren Tage der Trauer; man fastete; man beweinte den Tod des Gottes; der 24. März ward als Bluttag — dies sanguinis — bezeichnet. Es war der Höhepunkt der Trauer. Die Gallen, d. h. die verschnittenen Attispriester, versetzten sich durch den Klang ihrer Musik, durch ihr Klagegeheul, durch ihre wilden Tänze, durch das besinnungsberaubende Schütteln und Herumwerfen des Kopfes mit den langgetragenen, aufgelösten Haarmähnen in eine heilige Raserei, zerfleischten mit scharfen Astragalenpeitschen sich selbst den Leib und ritzten mit ihren Messern sich Schultern und Arme auf, um ihr eigenes Blut zum Opfer zu bringen und damit den Altar zu besprengen. Der Bluttag war der Erinnerungstag ihrer eigenen Einverleibung in den Dienst des Gottes und wohl auch der Tag, an dem durch die üblichen obszönen Riten der Mysterien[1] neue Gallen kreiert wurden. Da die Alten ihre Toten am dritten Tage beizusetzen pflegten, darf man wohl annehmen, daß gerade am 24. März auch eine Zeremonie das Begräbnis des Attis versinnbildete. — Auf die Trauer, das Fasten, das Blutvergießen folgte am 25. März eines der

[1] Vgl. Arnob., Adv. nat. 5, 14; Prudent., Peristephan. 10, 1066 ff; Passio s. Symphoriani c. 6.

größten Freudenfeste des Jahres — die Hilaria. Es war der Tag der Parusie des Gottes. Nachdem die schwärmende Menge noch die Nacht vom 24. auf den 25. beim unsteten Lichte der Fackelbrände die Wiederkehr des Attis erwartet und herbeigesehnt hatte, kam endlich die Stunde, wo der Oberpriester, „des Gottes voll", die frohe Kunde brachte: „Attis ist wiedergekehrt aus dem Totenreich, freut euch seiner Wiederkehr!" Es war ein Tag wildesten Jubels und ausgelassenster Fröhlichkeit. — Am 26. März pflegte man der Ruhe. Der Tag führt im Kalender des Philocalus den Namen requietio. — Den Abschluß der Festlichkeiten bildete das Bad der Göttermutter, die sog. Lavatio, welche am 27. März stattfand. Am Morgen des Tages wurde die silberne Statue, in deren Kopf der aus Pessinus stammende heilige Stein, der Fetisch, eingelassen war, auf einem von Kühen gezogenen Wagen durch die Porta Capena zu dem kleinen Bach Almo gefahren. Die ganze Leitung der Festlichkeit lag in der Hand der Quindecim viri sacris faciundis. An dem Festzuge nahmen außer dem gesamten Kultpersonal die vornehmsten Römer Anteil, welche voll Sammlung, würdevoll in ihre Toga gehüllt, barfüßig vor dem heiligen Wagen einherschritten [1]. Am Almo angelangt, wusch nun der Archigallus in dem warmen Wasser des Flüßchens das Götzenbild, den Wagen, die Löwen, aber auch die verschiedenen Geräte, welche bei den gottesdienstlichen Handlungen gebraucht worden waren, als: Tympanon, Zymbeln, Messer, Scheren usw. Darauf kehrte die Prozession wieder zur Stadt zurück, wobei der Wagen der Großen Mutter mit einem Regen von frischen Frühlingsblumen überschüttet wurde. Die Gallen veranstalteten hierbei die zur Fortsetzung ihres schmachvollen Lebens nötigen Geldsammlungen [2]. — In Karthago wurde, wie uns der hl. Augustinus als Augen- und Ohrenzeuge berichtet, das Bild der Großen Mutter nicht gefahren, sondern in einer Sänfte zum Bade getragen, wobei obszöne Lieder gesungen und unanständige Szenen zur Schau gestellt wurden [3]. Diese Aufführungen

---

[1] Prudent., Peristephan. 10, 154—160.

[2] S. Aug., De civit. Dei 7, 26: Per plateas vicosque . . . unde turpiter viverent, exigebant.

[3] Ebd. 2, 4: Ante cuius lecticam die solemni lavationis eius talia per publicum cantitabantur a nequissimis scaenicis, qualia, non dico Matrem deorum, sed matrem qualiumcunque senatorum vel quorumlibet honestorum virorum, imo vero qualia nec matrem ipsorum scaenicorum deceret audire; habet enim quiddam erga parentes humana verecundia, quod nec ipsa nequitia possit auferre; illam proinde turpitudinem obscenorum dictorum atque factorum scaenicos ipsos domi

entsprachen übrigens völlig dem Charakter der Zeremonie, deren Bedeutung aus der Analogie mit andern derartigen Gebräuchen nicht zweifelhaft sein kann [1]. Waren die Hilarien das Hochzeitsfest der Großen Mutter mit Attis, so war die Lavatio das übliche Bad nach dem ἱερὸς γάμος.

An den offiziellen Festlichkeiten konnte jedermann, auch ohne besondere Weihen empfangen zu haben, teilnehmen: wer sich aber von dem Dienste der phrygischen Gottheiten besonders angezogen fühlte und in ihrem Kulte eine besondere Garantie der Entsühnung, der σωτηρία, erblickte, unterwarf sich den Einweihungszeremonien der neben der öffentlichen Feier einhergehenden Mysterien. Eine klare Scheidung zwischen den beiden Kultarten, der orgiastischen Feier und den Mysterien, wird erst in der Kaiserzeit deutlich erkennbar. Es empfiehlt sich aber, über die Mysterien erst zu sprechen, nachdem wir über den Kult des Mithras das Nötige gesagt haben.

Zweifelsohne vollzog sich in Kleinasien schon früh eine innige Vereinigung zwischen den Mysterien des Mithras und der Großen Mutter, wenn sich auch nach dem höchst lückenhaften Stande unseres Wissens die gegenseitigen Beeinflussungen im einzelnen nicht aufzeigen lassen. Im Abendlande verbreitete sich die persische Religion in den drei ersten christlichen Jahrhunderten mit einer geradezu fabelhaften Schnelligkeit [2]. Man findet Überreste von Tempeln, Inschriften, Grabmälern in großer Anzahl, nicht bloß in den großen Kulturzentren der damaligen Welt, in Kleinasien, Italien, Nordafrika, sondern auch an den Ufern der Donau, des Rheins, der Rhone, in Germanien, Belgien, Gallien, Spanien und sogar in Britannien. Die Hauptverbreiter scheinen anfänglich Soldaten, Sklaven, Leute aus dem gewöhnlichen Volke gewesen zu sein. Es waren aber noch andere, weit mächtigere Faktoren zu Gunsten des Mithrazismus tätig. Vor allem die Huld der Imperatoren. Schon Nero wollte sich durch die Magier, welche Tiridates von Armenien herbeigezogen hatte, einweihen lassen, nachdem letzterer in Nero eine Emanation des Mithras angebetet

suae proludendi causa coram matribus suis agere puderet, quam per publicum agebant coram deum Matre, spectante atque audiente utriusque sexus frequentissima multitudine, quae si inlecta curiositate adesse potuit circumfusa, saltem offensa castitate debuit abire confusa. Quae sunt sacrilegia, si illa sunt sacra? aut quae inquinatio, si illa lavatio? . . .

[1] Vgl. Hepding, Attis 175 216 f.

[2] Orig., C. Cels. 1, 9. Luc., Menipp. c. 6 f. Decr. Conc. c. 9. Iuv., Trag. 8 f. Unsere genauere Kenntnis der Mithrasreligion beruht auf den in vieler Hinsicht vortrefflichen Forschungen Cumonts.

hatte. Die staatliche Anerkennung scheint aber der persischen Religion erst durch ihre Anlehnung an den bereits anerkannten phrygischen Kult geworden zu sein. Gegen Ende des 2. Jahrhunderts erhielt sie einen gewaltigen Aufschwung, als Kaiser Commodus sich öffentlich in die Zahl ihrer Adepten einreihen und sich sogar die geheimen Weihen geben ließ[1]. Kaiser Aurelian, der Sohn einer Priesterin des Sonnengottes in der pannonischen Stadt Sirmium, vergaß sein Leben lang nie die Höhle, in der er von seiner Mutter eingeweiht worden war. Die Sonne unter all ihren Formen, als Apollo, als Mithras, als Baal, erleuchtete seine Lebenspfade. Als Gesandter in Persien erhält er einen kostbaren Pokal, auf dem er das Bild des Mithras einziseliert findet: er betrachtet es als gutes Vorzeichen[2]. Valerian will ihn für das Konsulat vorschlagen, und er antwortet: „Gäben die Götter, gäbe Sol, der zuverlässigste aller Götter, daß der Senat dasselbe Urteil fälle.“[3] Auf seinem Zuge gegen Zenobia, die Fürstin von Palmyra, verehrt er in Emesa den „schwarzen Stein“ und glaubt in demselben „das Antlitz der göttlichen Person“ seines Gottes zu sehen. Palmyra wird in einen Schutthaufen verwandelt, aber es geschieht gegen seinen ausdrücklichen Willen, daß auch der Baalstempel den Flammen zum Opfer fällt. Sogleich gibt er den Befehl zum Wiederaufbau desselben. Seinem Lieblingsgott läßt er bald nachher in Rom selbst einen Tempel errichten, ein Wunder von Größe und Pracht[4], mit einem eigenen Priesterkollegium, und seine Münzen tragen die Inschrift: Sol Dominus Imperii Romani. Ähnlich weihten noch 307 Diokletian, Galerius und Licinius in Carnuntum a. d. Donau gemeinsam einen Tempel dem Mithras, Fautori Imperii Sui, und noch der letzte der heidnischen Imperatoren, Julian der Apostat, war ein glühender Verehrer des Mithras. Während man sich also umsonst abmühte, das Perserreich der römischen Herrschaft zu unterwerfen, hatte der persische Gott das Römerreich sich zu eigen gemacht. Er war aber nicht bloß empfangend, sondern auch gebend. Denn gerade durch den Sonnenkult wurde die kaiserliche Autorität wesentlich gehoben, indem er den Kaiser, der nach altrömischen Begriffen nur der erste Beamte des Volkes und der Nachfolger der Tribunen gewesen war, nach und nach zum Dominus und Deus machte. Die unumschränkte Macht und die Apotheose schon zu Lebzeiten verdankte der Cäsar der Theologie der

[1] Lamprid., Vita Commodi c. 9. Porphyr., De antr. Nymph. c. 5; De abstin. 2, 56. Eus., Praep. evang. 4, 16.
[2] Vopiscus, Aurelian. 5. [3] Ebd. 14. [4] Ebd. 25 35.

Morgenländer. Die Attribute pius, felix, invictus, aeternus, die ihm seit dem Anfang des 3. Jahrhunderts offiziell beigelegt wurden, waren lauter Entlehnungen vom Sonnengott, wobei der nüchterne Römer sich das Verhältnis zwischen dem Kaiser und seinem Gott Sol immerhin anders gedacht haben mag als der überschwengliche Orientale.

Nach den ältesten Erzählungen der Mythologie wurde Mithras aus einem Stein, an den Ufern eines Flusses, unter einem heiligen Baume geboren — θεὸς ἐκ πέτρας. Hirten, welche sich in einer Höhle des nahen Berges verborgen hielten, hatten das Wunder geschaut, wie er sich allmählich aus dem Fels lostrennte, die phrygische Mütze auf dem Kopfe, in der Rechten ein Messer, in der Linken eine Fackel haltend. Die Hirten kamen nun, um das göttliche Kind anzubeten und ihm die Erstlinge ihrer Herden und Früchte zu opfern. Da aber der junge Heros nackt und allen Stürmen der Witterung ausgesetzt war, mußte er in den Zweigen eines Feigenbaumes Schutz suchen, sich von dessen Früchten nähren und mit dessen Blättern kleiden.

Das alles geschah, noch bevor es Menschen und Tiere und Pflanzen auf Erden gab!

Denn die beiden ersten Hauptabenteuer waren die Bezwingung des Gottes Helios, mit dem er, nachdem er ihm die Strahlenkrone aufgesetzt hatte, ewige Freundschaft schloß, und die Tötung des wilden Stieres, aus dessen Blut alle Heilkräuter und alles Getreide und alles nutzbringende Getier entstammte.

Mittlerweile war aber auch das erste Menschenpaar ins Dasein gerufen und dem Schutze des Mithras anvertraut worden. Widrige Mächte suchten zuerst durch anhaltende Trockenheit, dann durch Wasserfluten und schließlich durch eine ungeheure Feuersbrunst ihm das Leben unmöglich zu machen, aber dank der Fürsorge Mithras' erhielt es sich und wuchs im Frieden. Das Heldenzeitalter schloß mit einem Freudenmahle, welches Mithras dem Helios und den übrigen Gefährten seiner Abenteuer gab. Hierauf wurde er auf strahlendem Viergespann zu den Wohnungen der Unsterblichen entführt; aber auch dort verließ er seine Getreuen nicht. Das Freudenmahl wurde in den späteren Mysterien durch mystische Agapen fortgesetzt.

Diese uralten Sagen, so verworren und widerspruchsvoll sie an sich sein mögen, erleichtern doch das Verständnis der späteren Theologumena und erklären zum Teil die gewaltige Expansivkraft des Mithrazismus.

Man dachte sich nämlich Mithras als eine Emanation des höchsten Gottes, des Schöpfers der Welt, als einen Demiurg, dem Jupiter-Oromasdes die Sorge für die Welt anvertraut hatte. Er war Mittler — μεσίτης — zwischen dem höchsten Gott und der Welt. In den Mythen einer viel späteren Zeit galt Mithras als der höchste Gott, und Helios hatte das Mittleramt zwischen ihm und seinen Getreuen übernommen. Da nämlich das Prinzip des Bösen, Ahriman, wenn auch besiegt, so doch nicht völlig machtlos geworden war, setzt sich der alte Kampf zwischen Mithras und Ahriman fort, zunächst in der physischen Welt und im Reiche der Lüfte, dann aber auch in jeder einzelnen Menschenbrust.

„Das Leben ein Kampf" ist der Grundakkord der persischen Aszese; nur der wird siegreich aus dem Kampfe hervorgehen, welcher die von der Gottheit gegebenen Gesetze beobachtet. Wenn man nun auch im einzelnen über die Verpflichtungen, welche die persische Religion ihren Bekennern auferlegte, bitterwenig weiß — es geht nämlich nicht an, die alten Avesta-vorschriften mit den späteren Lehren der Mysterien zu identifizieren —, so scheint es doch ausgemacht zu sein, daß man im allgemeinen ein verhältnismäßig hohes sittliches Ideal anstrebte. Der Ritus schrieb häufige Lustrationen und Waschungen vor, von denen man, freilich ohne höhere Garantie, erwartete, daß sie auch die Flecken der Seele tilgten. Die Annahme eines bösen Prinzips, Ahriman, und eines guten, Mithras, von denen jenes ständig zur Lüge, Weichlichkeit, Sünde zu verleiten suchte, während dieses zur Wahrhaftigkeit, Selbstüberwindung, Tugend ermunterte und antrieb, gab der mithrasschen Aszese etwas ungemein Tatkräftiges, Kriegerisches, Sieghaftes. Mithras, der „Nabarzes", ἀνίκητος, invictus, insuperabilis, führte nicht nur Armeen zum Sieg, sondern auch die Seelen zu moralischen Triumphen.

Die Eschatologie, wenn auch vielfach recht bizarr, entbehrte keineswegs einzelner Wahrheitsmomente. Die Seelen hätten, stellte man sich vor, einst in unermeßlicher Zahl die Wohnungen des Allerhöchsten bewohnt und dann entweder infolge einer unerbittlichen Notwendigkeit oder aus freien Stücken Leiber angenommen. Wenn nach dem Tode der Genius der Verwesung seine Hand auf den Leib lege, und die Seele ihren Kerker verlasse, stritten sich die Geister der Finsternis und die des Lichtes um ihren Besitz; ein Gericht entscheide, ob sie würdig sei, wieder zum Paradies zurückzukehren, oder den Sendlingen Ahrimans zur Bestrafung überlassen werden müsse. Den Himmel dachte man sich in sieben Sphären eingeteilt, die je

einem Planeten angehörten. Die Seele müsse, sich ständig läuternd, durch dieselben wie auf siebentoriger Leiter emporsteigen, bis sie endlich im achten Himmel, dem Orte ewiger Wonne und Glückseligkeit, anlange. Mithras stehe dem Gerichte vor und geleite selbst die Seelen als seine lieben Kinder, die von einer weiten Reise heimkehrten, durch den empirischen Himmel zu seiner glänzenden Wohnung. — Der Streit zwischen dem Guten und Bösen sollte nicht ewig dauern. Am Ende der Zeiten wird Mithras wiederkommen; die Toten werden alle aus ihren Gräbern auferstehen, ihr früheres Aussehen wieder annehmen, sich gegenseitig erkennen, und der Gott der Wahrheit wird die Guten von den Bösen scheiden. Er opfert zum letztenmal den göttlichen Stier, dessen Fett, mit Wein gemischt, den Gerechten als Nahrung verabreicht, ihnen die Unsterblichkeit verleihen wird. Schließlich wird auf Bitten der Gerechten ein Feuer vom Himmel fallen und Ahriman mit seinem ganzen Anhang vernichten. Der Sieg des Guten und die Niederlage des Bösen ist vollendet.

Was der Mithrasreligion jene gewaltige Expansivkraft gab, daß man nicht ohne Grund behaupten durfte: „Wäre die Welt nicht christlich geworden, dann wäre sie mithrastisch", war nicht ihre verworrene, von Widersprüchen strotzende Theologie, sondern eher noch ihre Moral[1], ihre Jenseitshoffnung, ihre Zuversicht auf einen schließlichen Sieg der Gerechtigkeit über das Unrecht und die jene Heilserwartungen stets wach erhaltenden eigenartigen Mysterien[2].

Bei der Beschreibung der Mysterien darf man nie vergessen, daß wir so gut wie keine Liturgien antiker Kulte besitzen. „Kein Text ist uns erhalten, der auch nur in ungestörter Folge mehrerer Sätze die sakralen

[1] Vgl. Renan, Marc Aurèle 579. Zu rein darf man sich auch die persische Sittlichkeit nicht vorstellen. Die Gräber der Priester und Mysten sind nur zu oft verunziert durch positiv obszöne Darstellungen und durch Sprüche kraß materialistischen Inhalts, freilich neben solchen, die auch dem Christen nicht zur Unehre gereicht hätten. Möglicherweise rührt diese Verschlechterung her von der Berührung und teilweisen Verschmelzung des Mithraskultes mit dem Bacchus-Sabazius- oder dem Attiskult, eine Verschmelzung, die für die spätere Zeit historisch zweifellos feststeht. Bezeichnend ist, daß noch der glühende Mithrasverehrer auf dem Kaiserthron, Aurelian, dem Senat ganze Hekatomben von Menschenopfern zur Versöhnung der Götter anbot, wie denn überhaupt die Menschenopfer bis zum Aussterben des Heidentums dessen schimpflichstes Schandmal blieben.

[2] Einen ähnlichen Aufschwung nahm um dieselbe Zeit auch der ägyptische Isis- und Serapiskult. Tert., Apol. 6: Serapidi iam Romano. Min. Fel. 22, 2: haec tamen Aegyptia quondam nunc et Sacra Romana sunt.

Aktionen und die Formeln der Gebete überlieferte. Ein paar ärmliche abgerissene Sätzchen sind uns geblieben von einem ungeheuern Reichtum, und sie geben kaum irgendwo etwas an von dem rituellen Tun der heiligen Aktion." [1] Man braucht die harte Verwerfung Cumonts, der die von Dieterich aus einem alten Pariser Papyruscodex herausgegebene Mithrasliturgie einen „dreifachen Gallimathias" nennt, nicht haarscharf zu nehmen; niemand wird aber behaupten wollen, daß durch die Publikation derselben unsere Kenntnis über die heilige Handlung selbst sehr wesentlich gefördert worden sei. All unser Wissen ist daher recht problematisch.

Vorbedingung zur Zulassung zu den Weihen war immer rituale Reinheit. Dazu gehörte die Enthaltung von geschlechtlichem Verkehr wahrscheinlich während des Zeitraums von neun Tagen, ferner die Enthaltung von gewissen verunreinigenden oder den Gottheiten besonders heiligen Speisen, und endlich bestimmte Waschungen [2]. Diese Vorübungen dürften bei allen Mysterien ungefähr dieselben gewesen sein. Die Aufnahme-Riten waren aber verschieden, wenn auch im Grundschema sich eine gewisse Gleichheit überall bemerkbar macht. Nach der geheimnisvollen Sprachweise des Apuleius zu schließen, fand die Epopsie für die Isismysterien im innersten Heiligtum statt und bestand in der dramatischen Vorführung der Kultsage oder der Vorzeigung der Kultsymbole; auch die Bekleidung mit verschiedenen heiligen Gewändern war ihr wesentlich. Schließlich wurde der Neophyt bekränzt; man gab ihm eine Fackel in die Hand, bekleidete ihn mit der olympischen Stola und stellte ihn auf erhöhtem Platze den Gläubigen vor [3].

Unter den liturgischen Begehungen hat man immer dem heiligen Mahle die höchste Bedeutung zugeschrieben. Wie man bei den Eleusinien den Göttertrank *κυκεών* genoß, so hatte der Myste der phrygischen Gottheiten, bevor er im innersten Heiligtum starb, aus dem Tympanon zu essen und aus der Zymbel zu trinken [4]. Auch in der Religion der großen

[1] A. Dieterich, Eine Mithrasliturgie 25.

[2] Apuleius, Metam. 11, 21—24. [3] Anrich, Das antike Mysterienwesen 44.

[4] Firm. Matern., De err. prof. rel. 18, 1: In quodam templo, ut in interioribus partibus homo moriturus possit admitti, dicit: De tympano manducavi, de cymbalo bibi et religionis secreta perdidici, quod graeco sermone dicitur: *ἐκ τυμπάνου βέβρωκα, ἐκ κυμβάλου πέπωκα, γέγονα μύστης Ἄττεως.* Eine etwas andere Formel gibt Klemens von Alexandrien (Protr. 2, 15): *ἐκ τυμπάνου ἔφαγον, ἐκ κυμβάλου ἔπιον, ἐκερνοφόρησα, ὑπὸ τὸν πάστον ἐπέδυον.* Über die Zeremonie des *κερνοφορεῖν* und die Liebesvereinigung des Gottes mit dem Mysten, s. Hepding, Attis 190 ff.

Götter von Samothrake hatte Speise und Trank zweifelsohne kultische Bedeutung[1]. Genauer wissen wir es von den persischen Mysterien. „Man setzte vor den Mysten“, sagt Cumont[2], „ein Brot und einen Becher Wasser, worüber der Priester heilige Formeln sprach. Diese Darbringung von Brot und Wasser, dem man später ohne Zweifel Wein beimischte, wurde von den Apologeten mit der christlichen Kommunion verglichen.“ [3] Was man von diesem sakralen Mahle erhoffte, ergibt sich ganz unzweideutig aus den Worten des Firmicus Maternus, wenn er schreibt: Aus dieser Speise erfolge der Tod, während das Leben einzig und allein im Brote und Kelche Christi zu finden sei. Der Neophyt glaubte also, in der sakralen Speise ein neues Leben und das Unterpfand der Unsterblichkeit zu empfangen.

Die Einweihung in die Mithrasmysterien schloß sieben Grade in sich. Der Einzuweihende oder Eingeweihte (sacratus) führte der Reihe nach die Namen corax — gryphius — miles — leo — Perses — heliodromos — pater, Bezeichnungen, denen man, nach den plastischen Darstellungen zu schließen, durch entsprechende Masken Ausdruck gab. Man sieht da neben Mithras seine Verehrer mit Löwen-, Raben- und Greifenköpfen. Der anonyme christliche Schriftsteller des 4. Jahrhunderts[4] dürfte demnach recht haben, wenn er sagt: „In den Mithrashöhlen . . . schlagen einige wie Vögel ihre Flügel zusammen und ahmen das Krächzen der

---

[1] Dieterich, Eine Mithrasliturgie 104 f.

[2] Textes et Monuments I 320; vgl. I 175, Fig. 10.

[3] Iustin. M., Apol. I c. 66: *ὅπερ καὶ ἐν τοῖς τοῦ Μίθρα μυστηρίοις παρέδωκαν γίνεσθαι μιμησάμενοι οἱ πονηροὶ δαίμονες, ὅτι γὰρ ἄρτος καὶ ποτήριον ὕδατος τίθεται ἐν ταῖς τοῦ μυουμένου τελεταῖς μετ' ἐπιλόγων τινῶν ἢ ἐπίστασθε ἢ μαθεῖν δύνασθε*; vgl. Firm. Matern., De err. prof. rel. 18. Wie hier das kultische Mahl mit der heiligen Kommunion verglichen wird, so wird anderweitig das Reinigungsbad der christlichen Taufe und jene Zeremonie, wodurch man die Stirne des Kriegers bezeichnete, der christlichen Firmung gegenübergestellt. Dieses Zeichen (*σφραγίς*) wurde aber verliehen nicht durch eine Salbung mit Öl, sondern durch Einbrennen mit einem glühenden Eisen. Durch diese natürlich unaustilgbare Bezeichnung — character indelebilis — wurde der Soldat ständig an die feierlich eingegangenen Verpflichtungen gemahnt. Bei der Übernahme der höchsten Grade spielte auch der Honig eine große Rolle, sei es daß man ihn reichte wegen seiner ihm von den Alten zugeschriebenen präservativen Wirkungen oder wegen seiner Bereitung unter dem Einfluß der Luna oder wegen seiner Eigenschaft als Speise der Götter und Seligen. Der Myste mochte glauben, daß er nun den Göttern gleich sei. Vgl. Usener, Milch und Honig, in „Hermes“ LVII (1902) 177 ff.

[4] Pseudo-Aug., Quaest. Vet. et Nov. Test. 14 (Migne, Patr. lat. XXXV 2343).

Raben nach, andere brüllen wie Löwen.... Siehe da, wie vielfach die zum Besten gehalten werden, die sich weise dünken." Die drei ersten Grade, die Grade der Dienenden, berechtigten allem Anscheine nach noch nicht zur Teilnahme an den eigentlichen Geheimnissen: Teilnehmer (μετέχοντες) wurde man erst mit dem Grade des Löwen. An der Spitze der Hierarchie standen Patres, welche die Zeremonien leiteten — Patres sacrorum. Auch sie hatten ihr Haupt, den Pater Patrum, der mit Anlehnung an den offiziellen römischen Sprachgebrauch wohl auch Pater patratus genannt wurde. Schon der Name besagt, daß man diese bis an ihr Lebensende fungierenden Großmeister als Väter lieben und verehren müsse. Die Untergebenen nannten sich gegenseitig „Brüder". Der Aufnahmeritus scheint Sacramentum geheißen zu haben, offenbar mit Bezugnahme auf den Fahneneid, den der junge Soldat bei seinem Eintritt in die Armee zu leisten hatte. Er hatte vorab unter Eid zu versichern, daß er die empfangenen Lehren und die geschauten Symbole nicht offenbaren wollte. Aber noch andere Eide wurden gefordert, deren Inhalt wir nicht kennen. Hierhin gehört vielleicht die Zeremonie der Überreichung eines Kranzes. Dem Miles wurde nämlich an der Spitze eines Schwertes ein Kranz dargeboten. Er mußte ihn mit den Worten zurückweisen, daß Mithras allein seine Krone sei. Von nun an trug er nie mehr den Kranz, nicht bei Festgelagen und nicht als militärische Auszeichnung. Denn der Kranz gehörte seinem Gotte, dem Sol invictus.

Den Einweihungen waren besonders harte Prüfungen des Neophyten vorausgegangen. Man band z. B. dem Aspiranten die Hände mit dem Gedärm von Hühnern zusammen und ließ ihn über einen mit Wasser gefüllten Graben springen, bis ein Befreier die widerlichen Bande mit einem Schwerte zerhieb. Oder man ließ ihn die Vollziehung eines Mordes mitanschauen oder zeigte ihm wenigstens ein in Blut getauchtes Schwert [1]. Etwas unheimlich Barbarisches hatte dieser Kult auch in späterer, schon mehr kultivierter Zeit beibehalten oder durch seine Berührung mit den Orgien aus Samothrake oder Phrygien in sich aufgenommen [2]. Hatten

[1] Wirkliche Menschenopfer sind nicht schlechterdings ins Reich der Fabel zu verweisen. Lampridius, Vita Commodi c. 9: Sacra Mithriaca homicidio vero polluit. Photius, Biblioth. 258. Socrat., Hist. eccl. 3, 2. Eus., Praep. evang. 4, 16. Porphyr., De abstin. 2, 56.

[2] Die Identifizierung des Mithras mit Attis oder Bacchus-Sabazius ist gar nicht selten.

in der frühesten Zeit die gottesdienstlichen Handlungen in tiefen Waldungen und finstern Höhlen stattgefunden und waren dieselben vollzogen von Korybanten, welche, in die Felle wilder Tiere gehüllt, die Altäre mit Menschenblut bespritzten, so waren auch jetzt noch die eigentlichen Heiligtümer des Mithras unterirdisch. Der Neophyt stieg, um die Einweihungen zu empfangen, in unterirdische Gewölbe hinab. Dort sah er auf beiden Seiten im Halbdunkel auf Steinbänken kniende Gestalten, in stummem Gebete; er sah die Priester und die Mysten der verschiedenen Grade in fremdländischen, eigenartigen Gewandungen; er sah, in roher Mosaik ausgeführt, die Sphären der Himmel mit ihren Tiersymbolen, die er noch nicht verstand; er sah die ungeheure Statue des stierköpfigen Kronos und endlich das glänzend beleuchtete Bild des stiertötenden Mithras. All das mußte auf seine Phantasie um so aufregender einwirken, als man die Lichteffekte meisterlich zu handhaben verstand und die verschiedensten Schreckgestalten vorführte. Halblaut gemurmelte Formeln wiesen auf die Erscheinung der Gottheit hin. Der klar denkende Verstand war durch den berauschenden Trank ohnehin stark umwölkt[1]. Was Wunder, wenn da manch einer außer sich geriet, sich an der Schwelle des Totenreiches wähnte, mitten in der Nacht die Sonne zu sehen vorgab und alle über- und unterirdischen Gottheiten von Angesicht zu Angesicht anzubeten vermeinte? „Ich bin an die Gestade des Todes gekommen", schreibt Apuleius[2] über seine Verzückung bei Gelegenheit der Einweihung in die Isismysterien, „ich habe betreten die Schwelle der Proserpina, bin gefahren durch alle Elemente und zurückgekehrt; in der Unterwelt habe ich die Sonne gesehen, funkelnd in reinem Glanze. Ich habe die unteren und oberen Götter gesehen und sie angebetet von Angesicht zu Angesicht."

Ganz ähnlich muß es bei den Attismysterien hergegangen sein. Der Neophyt hatte seinen Mystenspruch hergesagt: Er habe gegessen aus dem Tympanon, getrunken aus der Zymbel, er sei ein Myste des Attis; er war hinabgestiegen in das Höhlenheiligtum, aber als homo moriturus — als ein zum Tode Bestimmter. Schauder ergriff ihn, den schon durch das strenge Fasten, die orgiastische Musik, die Zeremonien der bisherigen Weihen in die höchste nervöse Spannung Versetzten — *φρίκη καὶ τρόμος καὶ ἱδρὼς καὶ θάμβος*. Er ist in der unterirdischen Grotte; er wähnt,

[1] Cumont, Textes et Monuments I 322 f. Dieterich, Eine Mithrasliturgie 86.

[2] Metam. 10, 123.

seine letzte Stunde sei gekommen und er stehe bereits an den Toren des Hades. Klagelieder ertönen, die zwar zunächst dem toten Attis gelten, die aber der Myste in seiner Erregung auf sich beziehen muß. Das Totenopfer für den Gott wird dargebracht — das Kriobolium oder Taurobolium. Die Grotte ist mit durchlöcherten Brettern bedeckt; darauf wird der Widder oder Stier geschlachtet. Das warme Opferblut, das wie Regen durch die durchlöcherten Bohlen rinnt, überströmt den Mysten, benetzt ihn von oben bis unten, Augen, Ohren, Nase, Mund, alle Glieder des Leibes, um so ganz seine Zugehörigkeit zu dem genus electum, zur χθών zu bekunden [1]. Plötzlich bricht ein wunderbarer Lichtschein hervor, die Totenklage verstummt, und der Priester lento murmure susurrat:

θαρρεῖτε μύσται τοῦ θεοῦ σεσωσμένου,
ἔσται γὰρ ἡμῖν ἐκ πόνων σωτηρία [2].

Getrost, ihr Frommen, da der Gott gerettet ist,
So wird auch uns aus Nöten Rettung werden!

Der Jubel, mit dem die Kunde von der Auferstehung des Attis begrüßt wird, erweckt den Geweihten aus seinem mystischen Tod; er steigt aus der Grube, der alte Mensch ist in ihm erstorben, er ist ein neuer Mensch geworden, durch die mystischen Übergießungen für die Ewigkeit wiedergeboren, arcanis profusionibus in aeternum renatus. Er hat dasselbe erlebt wie Attis, „der Erstling derer, die sterben und wiederauferstehen zu einem neuen Leben" [3]. Hierauf wird dem Wiedergebornen eine Mischung von Milch und Honig als Nahrung verabreicht [4], und nachdem er einen Kranz empfangen, wird er von allen feierlich begrüßt und verehrt [5]. Der Tag seiner Weihe bleibt ihm aber zeitlebens heilig als der Tag seiner Wiedergeburt, sein natalis sacer, sein natalicium.

Als allen Mysterien gemeinsam und daher zum Wesen gehörig scheinen demnach gegolten zu haben: 1. bestimmte Reinigungsriten, die anfänglich und unmittelbar nur eine rituale Reinheit bezweckten, später aber auch mit der Idee einer Entsündigung, nicht zwar durch sich, sondern vermittelst der durch die Mysterien erzielten religiösen Stimmung in Zusammen-

---

[1] Prudent., Peristephan. 10, 1006 ff.

[2] Firm. Matern., De err. prof. rel. 22, 1.

[3] Dieterich, Eine Mithrasliturgie 173.

[4] Sallust., De diis et mundo c. 4: ἐπὶ τούτοις γάλακτος τροφή, ὥσπερ ἀναγεννωμένων· ἐφ' οἷς ἱλαρεῖαι καὶ στέφανοι καὶ πρὸς τοὺς θεοὺς οἷον ἐπάνοδος.

[5] Omnes salutant atque adorant eminus (Prudent., Peristephan. 10, 1048).

hang gebracht wurden; 2. der Genuß des heiligen Mahles — des Kykeon bei den Eleusinien, des Essens und Trinkens aus den phrygischen Musikinstrumenten bei den Attismysterien, des Brotes und Wasserbechers beim persischen Kult usw. —, wodurch man Myste der betreffenden Gottheit wurde und das Anrecht erhielt, in den Tempel und damit in die Gemeinschaft der Kultgemeinde und des Gottes einzutreten, und endlich 3. die Epopsie, die nächtlicherweise vor lichtbestrahltem Götterbilde stattfand und wohl wesentlich in der dramatischen Darstellung des heiligen Mythus, begleitet von formelhaften Sprüchen, Gesängen und Tänzen, bestand, wobei die altehrwürdigen, in ihrer Bedeutung jedermann verständlichen Symbole vorgezeigt wurden. So erklärt man die häufig wiederkehrenden Formeln: *τὰ λεγόμενα καὶ δεικνύμενα καὶ δρώμενα ἐν τοῖς μυστηρίοις*[1]. Das Ganze war in den Schleier des Geheimnisses gehüllt. „Es sind die einzelnen Riten und Vorgänge in ihrem Detail, es ist der Wortlaut der heiligen Formeln und der feierlichen Verkündigungen des Hierophanten, zuweilen auch ein geheimer Name der betreffenden Gottheit, es sind weiter die szenischen Darstellungen der Epopsie und die dabei vorgezeigten heiligen Symbole, zu deren Geheimhaltung der Myste verpflichtet ist."[2] Geheim ist nicht der Mythus an sich, sondern nur insofern er bei den Mysterien zur Darstellung kommt, und geheim sind nicht die durch den Empfang der Weihe erregten Hoffnungen auf ein glückseliges Los im Jenseits, wohl aber die Art und Weise, wie die Mysterien diese Jenseitshoffnungen erwecken sollten. Geheimnisvoll waren endlich, wie es die Natur der Sache mit sich brachte, die ganz auf Phantasmagorien beruhenden, aus religiösen Gefühlen hervorgehenden psychischen Vorgänge im Innern des Mysten. Furcht und Entsetzen schlagen da plötzlich in selige Freude und süße Hoffnungen um. „Zuerst Irrgänge und mühevolles Umherschweifen und gewisse gefährliche und erfolglose Gänge in der Finsternis. Dann vor der Weihe selbst alle Schrecknisse, Schauer und Zittern, Schweiß und ängstliches Staunen. Hierauf bricht ein wunderbares Licht hervor. Freundliche Gegenden und Wiesen nehmen uns auf, in denen Stimmen und Tänze und die Herrlichkeiten heiliger Gesänge und Erscheinungen sich zeigen."[3] Diese Worte Plutarchs geben jedenfalls den Grundakkord der mystischen Stimmungen wieder, wenn wir auch nicht angeben können, wie alle einzelnen Punkte dargestellt wurden.

---

[1] Anrich, Das antike Mysterienwesen 27 ff. [2] Ebd. 31 f.
[3] Plutarch bei Anrich a. a. O. 33.

In der Kaiserzeit, namentlich seit dem Anfang des 3. Jahrhunderts, machte sich ein neuer, rapider Aufschwung des Mysterienwesens und eine starke Vorliebe für fremde, vor allem orientalische Kulte geltend. Schwerlich zum Vorteil wahrer Religiosität und sittlicher Hebung der breiten Massen des Volkes[1]. Trotzdem hatten sich mit der Zeit, sei es nun unter dem Drucke der allgemeinen Weltlage und der furchtbaren Schicksalsschläge, welche über den Reichskoloß hereinbrachen, oder unter dem Einfluß der herrschenden philosophischen Lehrsysteme oder aus Opposition zu dem mit jedem Tag an Macht und Bedeutung wachsenden Christentum, in vielen mehr religiös gestimmten Gemütern wesentlich veränderte Auffassungen der heidnischen Mysterien herausgebildet. Denn es wurde die Überzeugung herrschend, daß durch die verschiedenen Reinigungsriten nicht mehr eine bloß rituale, mehr oder weniger äußere Reinheit, sondern eine wahre innere Entsündigung, also eine Befreiung von der Sündenschuld, und durch die mystischen Weihen eine seelische Wiedergeburt, eine innigere Vereinigung mit der Gottheit, eine Art Teilnahme am göttlichen Leben schon hienieden und die Berechtigung zu einer glückseligen Ewigkeit im Jenseits erzielt und erreicht werde. Die

[1] S. Aug., De civit. Dei 2, 4 5; 6, 7; 7, 21 24 26: Sacra sunt Matris deum, ubi Attis pulcher adulescens ab ea dilectus et muliebri zelo abscisus etiam hominum abscisorum, quos Gallos vocant, infelicitate deploratur ... quid de sacris eorum boni sentiendum est, quae tenebris operiuntur, cum tam sint detestabilia, quae proferuntur in lucem? et certe quid in reculto agant per abscisos et molles, ipsi viderint; eosdem tamen homines infeliciter et turpiter enervatos atque corruptos occultare minime potuerunt. Persuadeant cui possunt se aliquid sanctum per tales agere homines, quos inter sua sancta numerari atque versari negare non possunt. Nescimus quid agant, sed scimus per quales agant. Vgl. 2, 7: Quanto melius et honestius in Platonis templo libri eius legerentur, quam in templis daemonum Galli absciderentur, molles consecrarentur, insani secarentur, et quidquid aliud vel crudele vel turpe ... in sacris talium deorum celebrari solet. Paulin. Nolan., Carm. 32, 80—93. Prudent., Peristephan. 10, 1066—1085. Lactant., Div. instit. epitomae 18, 4. Ael. Lamprid., Vita Heliogabal. 7, 1 2: Matris etiam deum sacra accepit et tauriboliatus est, ut typum eriperet et alia sacra, quae penitus habentur condita. Iactavit autem caput inter praecisos fanaticos et genitalia sibi devinxit et omnia fecit, quae Galli facere solent ablatumque sanctum in penetrale dei sui transtulit. Über die eigentliche Bedeutung des ὁ διὰ κόλπου θεός und die schamlosen Nachahmungen des ἱερὸς γάμος s. Dieterich, Eine Mithrasliturgie 123 f 125 ff. — Diese und unzählige andere, ähnlich oder noch schärfer lautende Aussprüche urteilsfähiger Zeitgenossen, sowohl Heiden als Christen, unterscheiden sich wesentlich von den Auslassungen moderner Lobredner auf das durch die Mysterien geförderte Heiligkeitsideal. Auf welcher Seite die Wahrheit stehe, kann dem Historiker keinen Augenblick zweifelhaft sein.

Beweise hierfür finden sich in der zeitgenössischen Literatur in großer Zahl. Was man also von der Einweihung in die Mysterien erwartete, war die *σωτηρία*, das Heil der Seele in Gott. Hieraus erklärt sich die gewiß höchst beachtenswerte Erscheinung, daß das aussterbende Heidentum sich krampfhaft an die Mysterien anklammerte und eine ganze Reihe hervorragender Männer und Frauen des heidnischen Altertums das Heil ihrer Seele nicht besser sicherstellen zu können vermeinten, als wenn sie sich in möglichst viele, ursprünglich sehr verschieden geartete, jetzt aber infolge des Synkretismus und der Religionsmischerei des Neuplatonismus dem Gedanken nach gleiche oder ähnliche Mysterien einweihen ließen. Ulpius Ignatius Faventius war römischer Augur und hatte zugleich mehrere Weihegrade im Dienste des Mithras durchlaufen, außerdem war er Priester des Bacchus, Hierophant der Hekate, Priester der Isis und hatte die Bluttaufe von Stier und Widder empfangen. — Sextilius Agesilaus Ädesius, der Rechtsanwalt in Afrika, Mitglied des kaiserlichen Konsistoriums, Vizepräfekt von Spanien gewesen war und verschiedene Hofämter bekleidet hatte, widmete 376 den großen Göttern, der Mutter der Götter und dem Attis einen Altar, nachdem er das Amt eines Oberpriesters des Mithras (Pater Patrum) versehen, Hierophant der Hekate, Archibukolus des Bacchus gewesen und sich rühmen durfte, durch die doppelte Bluttaufe für die Ewigkeit wiedergeboren zu sein. — Vettius Agorius Prätextatus stand bei den Kaisern Gratian und Theodosius hoch im Ansehen, war in Italien und Griechenland bekannt und beliebt, war noch kurz vor dem Tode 384 zum Praefectus Urbi und Praefectus Praetorio für Italien und Illyrikum ernannt worden, nachdem er Prokonsul von Achaia gewesen war. Er vereinigte in sich die geistlichen Würden eines Pontifex der Vesta und der Sonne, war Augur und Quindezimvir, bekleidete die Würde eines Hierophanten in den Eleusinien, eines Curialis in den Mysterien des Herkules, eines Pater Patrum im Dienste des Mithras. — Seine Gemahlin Paulina war gleichfalls in den Eleusinien geweiht dem Bacchus, der Demeter und Kore sowie dem Dionysos, ferner der Demeter und Kore zu Lerna in Argolis und scheint überdies Priesterin der Ceres und Hekate gewesen zu sein. Sie hatte sich in die Geheimnisse der Isis aufnehmen lassen und wie ihr Gemahl die Stiertaufe empfangen[1]. Ähnliche Beispiele bieten die großen Sammlungen lateinischer und griechischer Inschriften in beträchtlicher

---

[1] Vgl. Petersen in Ersch und Grubers Enzyklopädie LXXXII 376 f.

Zahl. Ganz unzweifelhaft spricht sich in dieser Tatsache eine tiefe Religiosität, ein lebhaftes Bedürfnis nach Entsündigung, ein ernster Wille, sein ewiges Heil in Sicherheit zu bringen, aus[1].

Viele Seelen, zumal wenn sie sich zum Übersinnlichen, Wunderbaren, Übernatürlichen hingezogen fühlten, mochten in den Mysterien ein zeitweiliges Genügen empfinden, wohl auch zur Übung der Tugend angeregt und zum Gebet entflammt werden. Aus dieser Stimmung ist das schöne Gebet zu erklären, welches Apuleius[2] an die ägyptische Göttin richtete. Man würde jedoch sehr fehl gehen, wollte man über den unzweifelhaft vorhandenen Lichtseiten der Mysterien die tiefen Schattenseiten des Kultus übersehen. Man lese z. B. bei demselben Autor die Beschreibung jenes lächerlichen Aufzuges[3], der zu Ehren derselben Gottheit in jedem Frühling veranstaltet wurde, oder die Beschreibung der schmachvollen Begleitschaft[4], welche eine entwürdigte Priesterschaft der syrischen Göttin leistete, oder die Beschreibung jener grausamen Selbstverstümmelungen und Zerfleischungen[5], denen sich die Verehrer der phrygischen Gottheiten unterzogen, oder die Beschreibung jenes schmachvollen Ritus[6], durch den sich die Verehrerinnen der Astarte von der Hergabe ihres Haarschmuckes loskauften. Man kann demnach getrost zugeben, daß nicht alle Kulte gleich unsittlich und abstoßend gewesen seien, daß die römischen Behörden in der Hauptstadt wenigstens die gemeinsten Anstößigkeiten von den offiziellen Kulthandlungen fern zu halten suchten und daß namentlich edler veranlagte Seelen selbst aus Giftpflanzen Honig zu ziehen wußten; nichtsdestoweniger muß für den Kenner das Gesamturteil dasselbe bleiben: Ein paar Goldkörnchen in einem ungeheuern Haufen von Morast!

Es ist aber keine Unehre für das Christentum, wenn das heidnische Mysterienwesen gerade in seinen Lichtseiten sich ihm am meisten nähert und manche Parallelen aufweist[7]. Da drängt sich nun dem Forscher die

---

[1] Ein äußerst interessantes Bild von der Feier der Mysterien entwirft bei seiner Bekehrung zum Christentum der antiochenische Bischof Cyprianus gegen das Ende des 3. Jahrhunderts, der auf Wunsch seiner Eltern schon von frühester Jugend an in sehr viele Mysterien eingeführt worden war. Acta SS. Sept. VII 204 ff.

[2] Metam. 11, 25. [3] Ebd. 11, 8. [4] Ebd. 8, 38.

[5] Tertull., Apol. 25.

[6] Lucian., De dea Syria 7 (περὶ τῆς Συρίης θεοῦ).

[7] Firm. Maternus, De err. prof. relig. 22, 4: Habet ergo diabolus christos suos, et quia ipse antichristus est, ad infamiam nominis sui miseros homines scelerata societate perducit. Hier., Adv. Iov. 2, 17: Quomodo autem

eminent wichtige Frage auf: Wie verhält sich das Christentum zu dem antiken Mysterienwesen? oder genauer: Ist ein Einfluß der heidnischen Mysterien auf die Entstehung christlicher Dogmen und Gebräuche historisch nachweisbar?

Joseph Blötzer S. J.

Das Revolutionsfieber im lateinischen Amerika.

Es wäre nutzlos, wollte man in Abrede stellen, daß in Mittel- und Südamerika revolutionäre Erhebungen größeren oder kleineren Umfanges noch immer an der Tagesordnung sind. Noch dieser Tage gab ein Telegramm dieser allgemeinen Überzeugung seltsamen Ausdruck, indem es meldete: „Castro, der Präsident von Venezuela, liegt im Sterben; man erwartet den Ausbruch einer Revolution nach seinem Tode." Damit wäre gewissermaßen angedeutet, daß das Ableben des Hauptes der Republik nach allgemeiner Erfahrung eine staatliche Umwälzung im Gefolge zu haben pflege. Doch auf solche Naturerscheinungen, wie es der Tod ist, braucht man nicht immer erst zu warten, um mit Wahrscheinlichkeit eine politische Katastrophe vorhersagen zu können. Der Ablauf der Regierungszeit eines Präsidenten bringt vielfach eine ähnliche Begleiterscheinung mit sich; neue Wahlen, eine diplomatische Frage oder sonst harmlose Vorfälle haben zeitweilig dieselbe Wirkung wie ein Regierungswechsel. Nicht ohne innere Berechtigung darf man daher von einem Revolutionsfieber reden. Zwei Umstände treten nämlich bei den bewaffneten Aufständen meistens in Erscheinung, die beide dem Fieber gemeinsam sind: eine krankhafte Erregung des ganzen Organismus, die sich gern in zweckwidriger Tätig-

---

virginitati verae non praeiudicat imitatio virginum diaboli, ita nec veris ieiuniis Castum Isidis et Cybeles, et quorundam ciborum in aeternum abstinentia, maxime cum apud illos ieiunium panis sagina carnium compensetur. Et sicut signa, quae faciebat Moyses, imitabantur signa Aegyptiorum, sed non erant in veritate — nam virga Moysi virgas magorum devorabat: ita per omnia, quae per aemulutionem Dei facit diabolus, non religionis nostrae superstitio, sed nostrae arguitur neglegentia, id nolentium facere, quod bonum esse etiam saeculi homines non ignorant.

keit nach außen kundgibt, und verbunden damit eine Störung und Verwirrung der geistigen Kräfte. Genau die gleichen Wirkungen beobachten wir bei dem Revolutionsfieber: Die Ruhe eines Landes wird plötzlich gestört, und in seiner Leitung tritt ein Zustand unklaren und unsichern Umhertastens ein. Doch wie das Fieber bald wieder vorübergeht und gesundes gleichmäßiges Leben in seine Rechte eintritt, so geschieht es auch bei den Fieberanfällen im politischen Leben. Nachdem sie den Staatskörper durcheinander geschüttelt haben, greifen wiederum Ruhe und geordnete Tätigkeit Platz, bis nach kürzerer oder längerer Pause sich das Schauspiel wiederholt.

Sind somit also die häufigen Empörungen nicht zu leugnen, so muß man sich doch davor hüten, die Völker als solche dafür verantwortlich zu machen oder die Häufigkeit der Revolutionen und deren Bedeutung zu übertreiben. Steht man ferne von dem Schauplatz der fraglichen Ereignisse und kennt man überdies die ethnologischen und sonstigen Eigenschaften der betreffenden Völker nicht, so ist man in Gefahr, ein schiefes Urteil in dieser Angelegenheit abzugeben. Ein Aufenthalt von mehr als zwei Jahrzehnten in Südamerika, währenddessen ich wenigstens ein halbes Dutzend Revolutionen miterlebte, sowie die Kenntnis der Tagesgeschichte Brasiliens und der benachbarten Staaten haben mich davon überzeugt, daß man in Europa vielfach allzu pessimistisch von dem erwähnten Revolutionsfieber denkt und hartnäckig an einer Auffassung festhält, die heutzutage der Wirklichkeit nicht mehr entspricht. Ich will meine Erfahrungen nur mit Rücksicht auf einige unrichtige Auffassungen geltend machen, von denen die erste die eigentlichen Urheber, die zweite die Häufigkeit und die letzte die Gefährlichkeit der im lateinischen Amerika vorkommenden Revolutionen betrifft.

I.

Mit Bezug auf die erste Ansicht können wir, wie bereits oben gesagt wurde, feststellen, daß es nicht, wie manche anzunehmen geneigt sind, das Volk in seiner Gesamtheit ist, das Revolutionen macht, sondern eine kleine Minderheit von Volksangehörigen, der es freilich oft gelingt, einen größeren Teil der Bevölkerung mit sich fortzureißen. Fassen wir zunächst die Freistaaten spanischen Ursprungs ins Auge, somit ganz Mittel- und Südamerika mit alleiniger Ausnahme von Brasilien. Die Zusammensetzung der Bevölkerung ist mehr oder minder die gleiche in all diesen Republiken; die ganze Bevölkerung teilt sich in drei Klassen. Zur ersten gehören die Spanier von reinem Blut, die Nachkommen der ersten Eroberer,

die etwa ein Zehntel der Gesamtbevölkerung ausmachen mögen. Die zweite umschließt die Mischlinge der Spanier und der einheimischen (indianischen) Bevölkerung. Diese bilden der Zahl nach den Grundstock des Volkes und dürften bis zu 80 oder 85 Prozent aufsteigen. Neben diesen beiden gibt es noch eine dritte Klasse, nämlich die Ureinwohner des Landes, die aber infolge verschiedener Einwirkungen mit der Zeit so zusammengeschmolzen sind, daß heute kaum ein Zwölftel oder ein Fünfzehntel der Totalbevölkerung auf sie kommt.

Welche von diesen drei Klassen stellt nun gemeiniglich die eigentlichen Revolutionsmänner? Nicht die erste, welcher der Adel und Großgrundbesitz angehört und aus der im allgemeinen in ruhigen Zeiten die Regierungen gebildet werden. Ebensowenig die dritte Klasse oder die einheimische Indianerbevölkerung, wenn es auch einmal vorkommen sollte, daß, wie es bei dem Mexikaner Juarez der Fall war, ein Vollblutindianer sich zum Staatsoberhaupt emporschwingt. Damit müssen wir die Verschwörer vorzugsweise in der zweiten Klasse, bei den Mischlingen, suchen. So ist es auch in der Tat. Nur wähne man nicht, alle Mischlinge seien zu derlei Versuchen geneigt oder geeignet. Die große Menge der Mischlinge ist träges und dürftiges Proletariat. Ein kleinerer Bruchteil von ihnen liefert sodann die sog. mittleren Stände, während nur der kleinste die Gruppe der eigentlichen Verschwörer und Abenteurer zusammensetzt. Letztere ist gewissermaßen die Auslese der Mischlinge in physischer und geistiger Beziehung. Mit den Angehörigen der ersten Klasse verglichen, stehen sie hinter diesen an nobeln Gesinnungen und gründlicher Bildung zurück, während sie ihnen an Unternehmungslust und Tatkraft überlegen sind.

Hieraus ergibt sich, daß nur ein verschwindender Teil der Gesamtbevölkerung von revolutionären Trieben bewegt wird. Wohl die allermeisten Landesbewohner möchten, wenn es von ihnen abhinge, Ruhe halten und in Frieden — auch unter schlechten Regierungen — leben, aber sie werden sozusagen gegen ihren Willen in den Strudel hineingerissen. Die Schuld an der Störung der Ordnung tragen aber meistenteils die Mischlinge, die sich über das Niveau ihrer Blutsverwandten irgendwie erheben, sei es durch vornehmere Abkunft oder Talent oder gesellschaftliche Stellung. Ihrem Charakter nach sind sie durchgängig leicht reizbar und leidenschaftlich wie all ihre Landsleute und Stammesgenossen, sodann infolge ihrer besseren Erziehung ehrgeizig und anmaßend, und endlich wegen ihres weniger reinen Blutes von Neid und Mißgunst gegen den alten Erbadel erfüllt.

Da sie durch ihre Begabung und Energie nicht selten zu wichtigen Stellungen gelangen, wie denen von berühmten Advokaten oder Ärzten, von angesehenen Richtern oder Militärpersonen, so kommt ihnen auch häufig der Gedanke, nach den allerhöchsten Ämtern im Staate zu streben. Sind sie aber gar Schriftsteller oder Dichter und Journalisten, so wissen sie bald sich eine Machtstellung zu schaffen, die in den Augen ihrer Mitbürger wie eine öffentliche Gewalt angesehen wird. Kommt zu all den genannten Vorzügen noch Reichtum, entweder der eigene oder jener der Parteigenossen, so ist die Versuchung, eine politische Rolle zu spielen und sich einen berühmten Namen zu machen, gewissermaßen unvermeidlich.

Wohl die allermeisten der bekannten Revolutionshelden stammen aus dieser Klasse der Emporkömmlinge. Naturgemäß geht ihnen die feine Bildung und der ritterliche Sinn der alten Adelsfamilien reinen Blutes ab, und offenbaren sie dann bei gewissen Anlässen nur zu leicht die Gewalttätigkeit und die schonungslose Grausamkeit der wilden Indianer, von denen sie abstammen. Aber es wäre ungerecht, wollte man ihnen die Fähigkeit absprechen, tüchtige Staatsmänner zu werden. Mit Verwunderung sieht man in der Geschichte der lateinischen Republiken oft eine einzige Persönlichkeit oder eine kleine Gruppe tüchtiger Männer Werke ausführen, die in andern Ländern nur durch die allgemeine Begeisterung des ganzen Volkes in Ausführung gebracht werden können.

Einen andern Anblick als die Republiken spanischen Ursprungs gewährt das seit 1822 von Portugal losgerissene Brasilien. Zwar hat es auch schon unter dem Kaisertum (1822—1889) seine zahlreichen Wirren gehabt, aber diese haben, seitdem es Republik geworden, an Zahl und Intensität zugenommen. Wer ist es nun, der in Brasilien, dieser neuesten südamerikanischen Republik, die häufigen Revolutionen verschuldet hat? War es das Volk im großen ganzen oder auch nur ein Teil desselben und welcher?

Heben wir zunächst hervor, was Brasilien von den übrigen Freistaaten spanischen Ursprungs unterscheidet. In ihm finden wir vor allem nicht eine so schroffe Spaltung in verschiedene und feindliche Klassen. Seine Bevölkerung ist vielmehr durchgängig eine homogene Masse, die durch die innige Mischung der drei in ihm vorhandenen Völkerfamilien: der portugiesischen, indianischen und schwarzen, entstanden ist. Ist es nun diese ganze Masse des Volkes, die wir für die Revolutionen verantwortlich machen dürfen? Durchaus nicht: denn das breite Volk ist seiner Anlage



nach friedfertig und geduldig. Wer ist es somit, der die Aufstände hervorgerufen hat, auch noch nach der Einführung der Republik? In weitaus den meisten Fällen, müssen wir sagen, waren es die politischen Parteien. Sind nun aber diese politischen Parteien das Volk? Wir glauben, durch langjährige Erfahrung belehrt, mit Zuversicht behaupten zu können, daß die Mehrzahl der Brasilianer sich entweder um Politik gar nicht kümmert oder sogar einen Abscheu davor hat, sich in ihr Getriebe hineinzustürzen. Wer ist es also, der die Ruhe des Landes stört? Wir brauchen nicht weit zu suchen. Es sind die Parteihäupter oder die hervorragenden Parteiangehörigen, eine Anzahl Literaten, Advokaten und Militärs, in keinem Falle aber das Volk. Letzteres muß wohl oder übel mittun und sich für den einen oder andern der Prätendenten erklären. In diesem Punkte besteht nämlich kein Unterschied zwischen Brasilien und dem übrigen Südamerika, denn in beiden stehen sich überall zwei Parteien gegenüber: jene, welche die oberste Macht in Händen hat, und jene, die nach derselben verlangt. Sowohl auf der einen wie auf der andern Seite finden wir bedeutende Persönlichkeiten, die sich aus den verschiedenen Ständen rekrutieren, deren Zahl aber der Natur der Sache nach noch immer unbeträchtlich bleibt.

Es wäre verfehlt, wollte man annehmen, die Anhänger der Parteien seien ihren politischen Anschauungen nach grundsätzlich unversöhnliche Gegner: ihr Programm ist nämlich unveränderlich immer das gleiche: Sie erstreben die Größe des weiteren oder engeren Vaterlandes, aber immer unter weiser Berücksichtigung ihrer eigenen Interessen. Für eine große und gemeinsame Sache aber haben die betreffenden Völker nur damals gestritten, als es sich um ihre eigene Unabhängigkeit von Spanien bzw. Portugal handelte. Damals waren es wahrhaft nationale Erhebungen, die sämtlich einen heldenhaften Charakter trugen.

Wir glauben in den vorstehenden Darlegungen hinlänglich nachgewiesen zu haben, daß man für die zahlreichen revolutionären Bewegungen im spanischen und portugiesischen Amerika nicht, wie es noch vielfach geschieht, die Völker in ihrer Gesamtheit, sondern höchstens die sich befehdenden Parteien und unter diesen auch nur eine verhältnismäßig kleine Anzahl unruhiger Köpfe verantwortlich machen kann. In den nun folgenden Ausführungen werden wir zuweilen noch manchen Tatsachen begegnen, die zur Bestätigung dieser unserer ersten These beitragen.

II.

Kommen wir nun auf die Häufigkeit der betreffenden Schilderhebungen zu sprechen und suchen wir die hierbei wirksamen Ursachen uns zum Bewußtsein zu bringen. Mit ihrer Ergründung wird ein großer Teil des Erstaunens schwinden, das uns Europäer überfällt, sobald wir vom Ausbruch einer neuen Revolution in jenen Gebieten hören.

Zunächst bedenke man, daß es 17[1] unabhängige Staatengebilde sind und sich somit die große Zahl von Revolutionen auf sehr viele Republiken verteilt. Sodann vergesse man nicht, daß diese insgesamt sich noch in der ersten Periode ihrer politischen Entwicklung befinden. Drittens übersehe man nicht, daß sie, bevor sie selbständig wurden, fast drei Jahrhunderte lang Kolonien gewesen sind, und als solche keinerlei Selbstverwaltung und politische Vorbildung, wie etwa die Länder, die sich zu den Vereinigten Staaten Nordamerikas zusammengeschlossen haben, genießen konnten. Endlich ziehe man in gebührende Berechnung, daß die Unabhängigkeitskämpfe und die Unordnung der Verhältnisse unter dem Einfluß der modernen Ideen und der französischen Revolution erfolgt sind. Kommen wir nach diesen allgemeinen Erwägungen zunächst auf die spanischen Republiken zu reden und lassen wir, um die Darstellung nicht zu verwirren, Brasilien vorläufig bei unsern Ausführungen beiseite.

Nichts ist selbstverständlicher, als daß während der Zeit der kolonialen Unterdrückung in den dem spanischen Zepter unterworfenen Ländern sich eine Unsumme von Widerwillen gegenüber der Regierung angesammelt haben müsse. Die neuen Nationalitäten, die edeln kräftigen Jünglingen gleich herangewachsen waren, fühlten sich mit despotischer Eisenfaust niedergehalten. So verlangte es die Kolonialpolitik des Mutterlandes, die nur Ausbeutungsobjekte, nicht selbständige Völker haben wollte. Will man die Lage der betreffenden Kolonien zur Zeit ihrer Befreiungskämpfe von 1810 bis 1825 begreifen, so werfe man einen Blick auf das heutige Rußland[2], wo ein verfehltes Regierungssystem lange Zeit hindurch die

[1] In Mittelamerika sind es außer Mexiko folgende fünf: Costa Rica, Nicaragua, Honduras, San Salvador und Guatemala. Zu ihnen tritt an der Landenge das kleine Panamá. In Südamerika die zehn Republiken: Brasilien, Venezuela, Columbia, Bolivia, Ecuador, Peru, Chile, Argentinien, Uruguay und Paraguay.

[2] Wir sind weit entfernt davon, in den heute das Zarenreich erschütternden Umwälzungen das Gegenbild der in den ehemals spanischen Kolonien herrschenden Unruhen zu erblicken. So arg, wie es augenblicklich in Rußland aussieht, hat es zu keiner Zeit in den Republiken spanischen Ursprungs ausgesehen. Aber analogen

Masse des Volkes an seiner naturgemäßen Entwicklung gewaltsam verhindert hat, und wo eine Auflösung aller Ordnung die naturnotwendige Folge davon ist. Eine ähnliche Verwirrung, nicht zum wenigsten auch in den Begriffen von Recht und Freiheit, trat im lateinischen Amerika nach der Abschüttelung der Gewaltherrschaft ein. Und man denke nicht, daß mit der Erringung der Unabhängigkeit und der Aufrichtung der neuen Staatsgebilde die Neigung zur Empörung in der amerikanischen Bevölkerung erloschen sei. Es hieße die Natur eines Volkes vollständig mißkennen, wollte man solches annehmen oder auch nur für möglich halten. Zum Überfluß anerkannten noch alle Konstitutionen der neuen Republiken das Recht des Volkes auf Widerstand gegenüber einer ungerechten Bedrückung und gaben somit im voraus allen revolutionären Bestrebungen und Versuchen einen Anschein von Gesetzlichkeit. Hieran muß man auch erinnern, wenn man nicht bei Beurteilung der im lateinischen Amerika sich abspielenden Vorgänge fehl gehen, ja selbst ungerecht werden will. Zwar hatten sich alle neuen Republiken Verfassungen nach dem Muster der Vereinigten Staaten gegeben, allein da ihnen die politische Vorbildung und der Geist, die dort sich vorfanden, abgingen, konnten sie nicht wie jene dort sich zu einem friedlichen und glücklichen Dasein entwickeln.

Die Offiziere des Befreiungsheeres — meistens waren es Generale — hatten während ihres Feldzuglebens zu lang und zu intensiv die Freuden eines unabhängigen Treibens verkostet, als daß sie im Handumdrehen aus Löwen Lämmer geworden wären. Ein jeder derselben hielt sich für fähig, die Leitung des Staates zu übernehmen, und empfand es als eine persönliche Kränkung, wenn ihm ein anderer, der sich vielleicht weniger im Kriege ausgezeichnet hatte, vorgezogen wurde. Aus dieser Stimmung ging daher gleich mit dem Regierungsantritt des ersten Präsidenten fast überall eine Spannung hervor, die wie Gewitterschwüle über der neugebornen Republik lastete. Ließ sich nun das Staatsoberhaupt auch nur eine scheinbare Verletzung der Konstitution zu schulden kommen, oder schien seine Verwaltung dem Lande nicht ersprießlich zu sein, so wetterleuchtete es bald an allen Ecken und Enden, und kurz darauf brach dann der drohende Sturm los. Höchst unerfreulich sind die Gemälde, die fast all die neuen

Ursachen entsprechen auch analoge Wirkungen. Der tiefste Grund der Empörung war, wie in den Vereinigten Staaten von Nordamerika, die Vorenthaltung der parlamentarischen Vertretung und die Weigerung der Metropole, die Kolonien als gleichberechtigt anzuerkennen.

Freistaaten in den ersten Dezennien ihres Bestehens zeigen. Greifen wir auf Geratewohl einige historische Belege heraus.

Von Mexiko schreibt Daniel in seiner Geographie: „Kein Land der Welt hat in einem gleichen Zeitraume so zahlreiche und häufige Aufstände aufzuweisen gehabt wie Mexiko. In 70 Jahren (hatte es) also fast ebensoviel Regenten. Hunderte von Revolutionen und Aufständen, zwei Kaiserregierungen (Iturbide und Maximilian von Österreich), ein halbes Dutzend Diktaturen, bald Föderativ- bald Zentralverfassungen bei immer fortschreitender Verwilderung." Neben diesem düstern Resumé seiner eigenen Anschauungen zitiert Daniel noch die Ansicht eines andern Autors, leider ohne Namensangabe: „Sobald in diesem aufgeregten und zerrütteten Lande irgend ein Offizier oder General, oder überhaupt irgend jemand anders eine Partei gewonnen hat, die er zum Aufruhr gegen die bestehende Regierung benutzen zu können glaubt, erläßt er an seine Anhänger und an das ganze Land eine Erklärung seiner Mißbilligung und Beschwerden; eine solche Erklärung wird ein Pronunciamiento genannt. Dann folgen Kampf, Blutvergießen und alle Schrecken des Bürgerkrieges, bis eine der streitenden Parteien besiegt und unterdrückt ist." [1]

Das vorstehende Zitat spricht nur allzu deutlich für die Richtigkeit unserer oben gemachten Aufstellung, daß es nicht das Volk ist, welches die Revolution hervorruft. Nur indirekt kann man ihm daran schuld geben, soweit nämlich, als es nicht für gute Wahlen sorgt, infolge deren man dann gute Gesetze machen könnte. Doch da liegt ja eben die Schwierigkeit. Die Wahlen liegen durchgängig in der Hand der Regierung oder wenigstens der beiden sich befehdenden Parteien, und ohne von einer der beiden Gruppen beschützt zu sein, läßt sich einfach kein Mandat erlangen. Eine ähnliche Bewandtnis wie mit den Wahlen hat es mit den Gesetzen. Sie werden

[1] In erfreulichem Gegensatz zu den hier gegebenen Ausführungen steht, was die „Köln. Volkszeitung" vom 20. Oktober 1906, Nr 897, zur Lage in Mexiko meldet: „Der größte Teil der früheren Gegner des Präsidenten Porfirio Diaz hat sich mit ihm und seiner Regierungsform, die eine reine Diktatur ist, der ein konstitutionelles Mäntelchen umgehängt wurde, ausgesöhnt. Nur ein kleiner Teil seiner Gegner ist unversöhnlich geblieben. Es sind dies Familien, von denen einige Mitglieder wegen politischer Umtriebe schwer bestraft und in die Verbannung geschickt wurden. Diaz hat eben durch seine rücksichtslose Energie und Strenge den Mexikanern die angestammte Lust zur Revolution ausgetrieben und das Land durch Erhaltung der inneren Ruhe zu nie geahnter Prosperität geführt." Im Hinblick auf diesen Umschwung der Lage braucht man daher an der Zukunft des ganzen lateinischen Amerika denn doch noch nicht zu verzweifeln.

nur gemacht zum Nutzen der jeweilig am Ruder sich befindlichen Partei. Dazu nehmen die Reformen der ursprünglichen Verfassungsurkunden niemals ein Ende. Als Kuriosität erwähnen wir eine im Jahre 1894 der reformierten Konstitution Venezuelas beigesetzte Klausel, „derzufolge als kriegführende Macht anzuerkennen seien alle jene, die gegen die bestehende Regierung die Waffen ergreifen, wofern sie nur nachweisen können, daß ihre Unternehmungen politischen Beweggründen ihren Ursprung verdanken". Eine weitere Klausel zu derselben Konstitution beschützt das Eigentum der Aufständischen gegen Konfiskation, eine Bestimmung, die, der witzigen Bemerkung eines Engländers zufolge, gewissermaßen eine im voraus auf bewaffnete Revolution ausgesetzte Prämie darstellt. Da wir hier gerade von Venezuela handeln und dieses in der letzten Zeit auch in Deutschland vielfach mehr bekannt geworden ist, so dürfte es sich empfehlen, einige hierher gehörigen Einzelheiten einzuflechten. In diesem Lande behauptete sich Guzman Blanco zwei Jahrzehnte hindurch im Besitze der Alleinherrschaft, indem er, um dem Wortlaut der Konstitution zu genügen, sich von Zeit zu Zeit Scheinpräsidenten beilegen ließ, in Wirklichkeit aber die Leitung des Staates in seiner Hand behielt, ein Verfahren, das auch in andern Republiken mit Erfolg nachgeahmt wurde. Auf ihn folgten dann Palacios und Crespo, unter welchem sich der amerikanisch-englische Zwischenfall — die erste bedeutende Anwendung der Monroe-Doktrin — ereignete. Im Jahre 1898 erhielt Crespo einen Nachfolger an Señor Andrade, der aber bereits 1900 wieder gestürzt wurde. Nach diesem trat endlich General Castro, der gegenwärtige Machthaber, an die Spitze der Verwaltung, die mit einem zweijährigen erbitterten Bürgerkriege begann und zu Differenzen mit europäischen Mächten geführt hat.

Daß neben den ausführlich besprochenen in dem Vorleben der Nationen und ihren staatlichen Einrichtungen liegenden Ursachen auch der Volkscharakter für die Häufigkeit der revolutionären Vorkommnisse keinen untergeordneten Faktor abgibt, dürfte ohne weiteres verständlich sein. Der Südländer überhaupt ist beweglicher, unbeständiger und mehr zu Ausschreitungen geneigt als der kühle Nordländer oder der bedächtigere Mitteleuropäer. Anlässe, die uns kaum aufregen, können bei jenen zu unabsehbaren Konsequenzen führen. Dazu besitzt der Amerikaner ein sehr ausgebildetes Selbstgefühl und ist leicht beleidigt. Seine Rache endlich kennt keinerlei Grenzen. Nun bedenke man, daß die Beamten der Republiken bis zu den höchsten Spitzen aus demselben Holze geschnitzt und noch dazu

wie alle Emporkömmlinge geneigt sind, ihre Macht zu mißbrauchen, so begreift man leicht, daß es dort weit häufiger zu Vorfällen kommen muß, die einer Revolution täuschend ähnlich sehen. Leider finden sich unter den Präsidenten der südamerikanischen Republiken nicht selten sehr gewalttätige, unsittliche und raubsüchtige Charaktere, aus deren Zahl wir nur Rosas in Argentinien, Alfaro in Ecuador und Santos in Uruguay namhaft machen wollen. Die Amtsverwaltungen solcher Gewaltmenschen waren eine fortwährende Anreizung zur Widersetzlichkeit und endeten fast regelmäßig auch mit Absetzung und Vertreibung. Wie sollte man sich über Empörungsversuche unter derartigen Staatslenkern wundern oder mit welchem Rechte wollte man dieselben noch mit dem Namen ungesetzlichen Widerstandes gegen das Gesetz belegen?

Man hat protestantischerseits mit echt pharisäischem Hochmut oft darauf hingewiesen, daß die Bewohner Mittel- und Südamerikas fast samt und sonders der katholischen Religion angehören, und daraus Veranlassung genommen, Steine auf den Katholizismus zu werfen, als sei er unfähig ein Volk richtig zu erziehen und zu Größe und Reichtum emporzuführen. Wir geben zu, daß die genannten Länder fast ausschließlich katholisch sind, und behaupten sogar, daß das breite Volk aus guten Katholiken besteht. Allerdings stellen wir sie, was religiöse Durchschnittsbildung angeht, nicht auf eine Stufe mit den Katholiken Deutschlands. Eher dürften sie mit manchen europäischen Südländern wie Italienern, Portugiesen und Spaniern zu vergleichen sein. Übrigens ist es auch — wie wir bereits oben gesehen haben — keineswegs das Volk, welches die Aufstände erregt, sondern jene bereits geschilderte Klasse von Abenteurern. Diese aber sind nichts weniger als aufrichtige Katholiken; im Gegenteil, sie sind unter allen Fortschrittlichen als die äußerste Vorhut anzusehen. Gerade bei Exemplaren dieser Spezies kann man oft die trostlose Wahrnehmung machen, daß sich bei ihnen auch nicht die leiseste Spur eines Gewissens, dagegen ein Zynismus vorfindet, der geradezu abstoßend wirkt. Mit vollkommener Ruhe verüben sie die empörendsten Verbrechen, und kaltblütig gehen sie dem Tode entgegen. Leute solcher Beschaffenheit sollte man darum doch nicht als Katholiken ausspielen, vielmehr offen anerkennen, daß sie den Freigeistern beizuzählen sind. Und selbst wenn man dessenungeachtet die Katholiken als Mitschuldige betrachten will, so muß man doch auch gebührend in Anschlag bringen, daß die liberale Presse und die geheimen Gesellschaften, welche beide im lateinischen Amerika in Blüte stehen und weniger Bildungsmittel als Zerstörungswerkzeuge sind,

auch bei vielen Katholiken eine große geistige Verwirrung angerichtet haben. Auch sollten jene Schriftsteller, welche mit Vorliebe immer die lateinischen Republiken als katholisch bezeichnen, so ehrlich sein und eingestehen, daß man dort wie vielleicht nirgendwo sonst der Wirksamkeit der katholischen Kirche Hindernisse in den Weg gelegt, ihr das ererbte Besitztum geraubt und die Geistlichkeit in den Augen des Volkes herabgesetzt hat. Es genüge hierfür auf die religiöse Lage der Republik Ecuador hinzuweisen, wo General Alfaro, ein echter Vertreter des früher gezeichneten Menschenschlages, seine Tyrannei ausübt. Dort gibt es, um nur einiges zu erwähnen, mit Einschluß des Erzbistums Quito sieben Diözesen, von denen sechs unbesetzt sind. Fragt man sich, weshalb der Heilige Stuhl keine neuen Bischöfe ernenne, so ist die Antwort, daß Präsident Alfaro dies, trotzdem daß in jener Republik die Trennung von Kirche und Staat besteht, nicht zugibt. Er erklärt, er sei als Haupt der Republik der rechtliche Nachfolger der Könige von Spanien, und wie jenen die Ernennung der Bischöfe zustehe, so sei auch er gesonnen, auf dieses hergebrachte Privileg nicht zu verzichten. Neueren Nachrichten zufolge ist er sogar entschlossen, ein Gesetz zu erlassen, das die Schließung aller Kirchen — vermutlich als Nachahmung der französischen Kulturkampfgesetze — verfügen soll. Und dann hat man noch die Stirne, die katholische Kirche dafür verantwortlich zu machen, daß in jenen Ländern das Volk zu leichtfertig an politischen Aufständen teil nimmt!

Einen weiteren nicht unbedeutenden Anteil an der Häufigkeit der Revolutionen haben die dortigen, ebenfalls von den unsern völlig abweichenden sozialen Zustände. Ein gebildeter Mittelstand fehlt fast durchgängig, und die Gegensätze von gebildet und ungebildet, von reich und arm stehen sich schroff gegenüber. Gemeiniglich stammen die Parteiführer, die es nach Abenteuern verlangt, aus den begüterten Kreisen oder haben wenigstens in diesen ihre Mithelfer. Das gewöhnliche Volk aber zählt in seinen Reihen viele Müßiggänger, die sich mit leichter Mühe als Soldaten anwerben lassen. Besonders gilt dies von den Schwarzen oder den dunkleren Mischlingen. Für Leute dieses Schlages bedeutet ein Aufstand ein Geschäft wie jedes andere, das nebenbei noch den Reiz eines Abenteuers besitzt. Doch oft machen die Parteichefs, wenigstens sobald einmal die Feindseligkeiten begonnen haben, auch wenig Federlesens mit widerwilligen Elementen, sie werden einfach zum Kriegsdienst gezwungen. Sind doch die Eingebornen von jeher daran gewöhnt, von den höheren Klassen bedrückt und ausgenützt

zu werden. Die bittere Notwendigkeit oder die Hoffnung auf Gewinn, manchmal auch die Treue und Anhänglichkeit an ihre Guts- und Dienstherren machen sie zu willenlosen Werkzeugen dieser skrupellosen Führer und Parteihäupter.

Was sodann den Ausbruch oder die längere Fortführung eines Aufstandes außerordentlich begünstigt, sind die eigenartigen *landschaftlichen Verhältnisse* der betreffenden Länder. Hohe Gebirge mit unzähligen Schlupfwinkeln, weite Ebenen, Savannen, Pampas und Campos genannt, mit unzähligen Viehherden jeglicher Art sind die natürlichen Bundesgenossen der Revolutionäre. Der Städte gibt es wenige, und die Masse des Volkes ist über unermeßliche Länderstrecken in Einzelgehöften verteilt, unter denen die großen Estancias der Begüterten die ökonomischen wie politischen Mittelpunkte bilden. Da die mächtigen Parteichefs gewöhnlich selbst Estancieiros oder Hazendeiros sind, oder solche zu Parteigenossen haben, so begreift sich leicht, daß sie jederzeit auf ihrem eigenen Grund und Boden ohne viele Mühe ein kleines Korps ansammeln und erhalten, und wie es die Anforderungen der Kriegsführung dort verlangen, zum großen Teil mit Reittieren versehen können. Von all diesen Vorbereitungen merkt die Öffentlichkeit und die Regierung nichts, und damit sind alle Vorbedingungen für das Gelingen eines gewalttätigen Anschlags gegeben. Im günstigen Augenblick werden dann die vorhandenen Streitkräfte zusammengezogen und auf den Punkt gerichtet, wo man am ehesten Erfolg erwartet. Mehr als eine Regierung ist auf diesem primitiven Wege über den Haufen geworfen worden, noch bevor sie irgend eine Gefahr geahnt hatte. Doch selbst wenn ein Anschlag mißglückt, ist darum noch nicht alles verloren. Die Angreifer ziehen sich in unwegsame Gegenden zurück, um einen Guerillakrieg zu beginnen, der für die bestehende Regierung oft so lästig und verhängnisvoll wird wie eine verlorene Feldschlacht. Da man dem Gegner nicht beikommen kann, so überläßt man ihm häufig den größten Teil des offenen Landes auf Monate, ja Jahre hinaus und beschränkt sich darauf, die Hauptstädte und einige feste Plätze zu verteidigen. In der Zwischenzeit knüpft man Verhandlungen an und gewährt die geforderten Garantien, wie gewisse Ämter im Staate u. dgl., ein Abkommen, wie es europäischen Regierungen als ehrlos und unerträglich erscheinen würde, für die Republiken des lateinischen Amerika dagegen nichts Auffallendes oder Unpassendes besitzt.

Noch eine andere Ursache, die wohl geeignet sein dürfte, die hochmütige Verachtung, mit der oft von dem Revolutionsfieber jenseits des Ozeans



gesprochen und geschrieben wird, etwas zu dämpfen, wollen wir noch kurz erwähnen. Es ist die Mithilfe des Auslandes bei der Inszenierung der berüchtigten Revolutionen. Nicht nur werden — sogar von befreundeten Nationen und nur des lieben Geldes willen — Waffen und Munition geliefert, sondern zuweilen wird selbst geflissentlich in unwürdigster und gewissenlosester Weise das unter der Asche glimmende Feuer der Zwietracht und Feindseligkeit angeblasen. Wollte man hinsichtlich der verbrecherischen Umtriebe eine genaue Chronik schreiben, so käme dabei für das ehrenfeste Europa manches gar Beschämende zu Tage. Wir lasen dieser Tage in einem für nordamerikanische Kinder herausgegebenen Katechismus bei der Frage: wie man sich mühelos große Reichtümer erwerben könne, unter andern Mitteln auch folgendes: nämlich in den süd- und mittelamerikanischen Republiken kleine Revolutionen anzuzetteln [1]. Daraus scheint hervorzugehen, daß es in den Augen der Nordamerikaner gar keine schlechte Spekulation ist, sich mit solchen Geschäften abzugeben. Der Anstifter solcher Unruhen trägt dabei ja nur die Haut anderer Leute und niemals die eigene zu Markte und heimst überdies vermittelst Börsenmanövern und anderer Mittel große Vorteile für sich ein.

III.

Es erübrigt noch ein Wort über die angeblichen Schrecken und Greuel der Revolution im lateinischen Amerika beizufügen. Es kann und soll nicht verschwiegen werden, daß wirklich manchmal wahre Scheußlichkeiten verübt worden sind. Ja wir geben zu, daß Morde, Beraubungen und sonstige Vergewaltigungen in solcher Menge vorgekommen sind, daß jeder edeldenkende und wahrhaft patriotisch gesinnte Mann vom tiefsten Abscheu gegen derartige Staatsumwälzungen erfüllt sein muß. Jedoch darf man sich durch diese Eindrücke nicht verführen lassen, das Bild der Exzesse, das sich bei einigen Aufständen in so erschreckender Gestalt gezeigt hat, ausnahmslos auf alle oder selbst die meisten zu übertragen. Eine große

[1] Einen „bürgerlichen Katechismus" für amerikanische Schulkinder veröffentlicht The Life, das beste humoristische Blatt der Vereinigten Staaten. Man liest dort u. a.: 1. Frage: „Nenne mir die Hauptprodukte der Vereinigten Staaten." Antwort: „Die Hauptprodukte sind historische Romane und hygienische Nahrungsmittel, an welchen man langsam, aber sicher zu Grunde geht." — 2. Frage: „Nenne mir die Hauptindustrien." Antwort: „Die Hauptindustrien sind die Produktion der Trusts, der Handel mit Aktien und die Fabrikation südamerikanischer Revolutionen." „Köln. Volkszeitung" Nr 868, 10. Oktober 1906.

Anzahl verdient nicht einmal den hochtönenden Namen Revolution, da es sich bei ihnen nur um eine lärmende Demonstration oder einen Militärputsch in ganz engem Rahmen handelte. Viele andere Aufstände wiederum kamen nicht über die Grenzen eines mißlungenen Versuchs hinaus oder stellten sich nachträglich als weit harmlosere Unruhen heraus, als im Anfang gemeldet worden war. Von besonderer Wichtigkeit ist, bei derartigen Vorkommnissen zu untersuchen, mit welchen Streitkräften eine solche Revolution inszeniert worden und welche Ausdehnung sie angenommen habe. Manchmal findet man dann, daß höchstens ein Bataillon in Tätigkeit getreten oder nur eine Stadt der Schauplatz der so pompös beschriebenen Revolution gewesen ist und daß die Bluttaten, von denen berichtet worden war, gar nicht stattgefunden hatten.

Um zu zeigen, daß manche Revolutionen relativ harmlos verlaufen, wollen wir einige historische Erlebnisse anführen. Am 15. November 1889 brach in Rio de Janeiro die Empörung aus, infolge deren der Kaiser abgesetzt, nach Europa transportiert und im ganzen Lande die Republik ausgerufen wurde. Nun, welches waren die Opfer in Hauptstadt und Reich, welche diese radikale, umfassende und plötzliche Umwälzung kostete? Unseres Wissens fiel in Rio de Janeiro auch kein einziger Mann und wurde nur der damalige Marineminister, als er der Aufforderung, sich zu ergeben, nicht allsogleich Folge leistete, leicht am Arme verwundet. Im ganzen Lande aber vollzog sich der große Umschwumg ohne alles Blutvergießen. Deshalb nennt Brasilien diese Revolution die „glorreiche", weil sie ohne jeden Widerstand erfolgte. Allerdings waren die Vorbereitungen dazu mit großer Schlauheit getroffen oder vielmehr die Erhebung selbst mit höchster Geschicklichkeit ausgeführt worden. Die aufständischen Truppen bemächtigten sich in der Hauptstadt der nach den verschiedenen Staaten führenden Telegraphenleitungen und übermittelten an die verschiedenen kommandierenden Generäle, ihre Mitverschworenen, den Auftrag, das Steuer der damals noch Provinzen genannten Bezirke in die Hand zu nehmen. Als dies geschehen, meldete man ihnen weiter, daß Brasilien nunmehr Republik sei, und damit war die Sache erledigt. Das Volk wäre, selbst wenn es gewillt gewesen wäre, die kaiserliche Regierung zu verteidigen, dazu außer stande gewesen; aber dem Volke war es ganz gleichgültig, ob das Oberhaupt der Provinz und des Reiches ein Zivilbeamter oder ein Militär, ein Diktator oder ein Kaiser war.

Ein zweiter Vorgang ist nicht weniger charakteristisch. Zum Jahrestage der Verkündigung der Republik hatte man 1904 in Rio de Janeiro eine Revolution geplant, welche den Präsidenten Rodriguez Alves absetzen sollte. Der Vorwand dieses Entschlusses einer mächtigen Partei, zu denen vorwiegend Positivisten, d. h. Anhänger der Philosophie August Comtes, gehörten, war, man höre und staune, die Verletzung der brasilianischen Konstitution, die durch den Präsidenten und die Kammern dadurch angeblich begangen worden war, daß man ein allgemeines Impfgesetz erlassen hatte. Unter den Rädelsführern befanden sich einige hohe Militärpersonen, wie General Travanos und der frühere Präsident von Pará, Louro Sodré. Zur Ausführung des revolutionären Planes hatte man sich der Militärschüler versichert und wohl auch mit einzelnen Kommandanten von in der Hauptstadt garnisonierenden Bataillonen ein geheimes Abkommen getroffen. Der nichts ahnende Präsident sollte überrascht, gefangen genommen und abgesetzt werden. Wirklich schien der Anschlag gelingen zu sollen. Schon marschierten die Offiziersaspiranten in einer Stärke von etwa 700 Mann durch das Dunkel der Nacht gegen den Regierungspalast heran — man hatte vorsichtigerweise zuerst die auf dem Wege befindliche Straßenbeleuchtung zertrümmert —, als im Augenblicke der höchsten Not die treugebliebene Flotte dem Präsidenten zu Hilfe kam. Sie sandte ein paar Bataillone Seesoldaten zur Verteidigung des Regierungspalastes, und ihnen gelang es, im Verein mit einigen in aller Eile herbeigerufenen treuen Streitkräften den Angriff zurückzuschlagen. Bei dem nächtlichen Kampfe und den zahlreichen Gewehrsalven ist dann wohl kein ganzes Dutzend getroffen worden: aber damit war die großartig angelegte Revolution auch im Keime erstickt.

Zwei andern revolutionären Erhebungen wohnte ich ganz in der Nähe bei. Die erste vollzog sich im Jahre 1890; durch sie wurde der Präsident von Rio Grande do Sul ohne Schwertstreich seines Amtes entsetzt, und bei der zweiten, welche zwei Jahre später die Wiedereinsetzung desselben Präsidenten bezweckte und auch zuwege brachte, die Stadt einige Stunden von einem Kanonenboote beschossen, ohne daß dabei der Tod auch nur eines einzigen Menschen zu beklagen gewesen wäre.

Doch so harmlos sind wenigstens in der ersten Zeit nach Gründung der betreffenden Republiken die Dinge nicht abgelaufen.

Sowohl in Mexiko wie in vielen Freistaaten Südamerikas und auch sogar in Brasilien ist es zu eigentlichen langjährigen Bürgerkriegen gekommen. Daß solche Kämpfe, in die das ganze Volk verwickelt und bei

denen das ganze Land in zwei Feldlager gespalten war, nicht ohne unberechenbaren Schaden verlaufen konnten, bedarf keiner Erwähnung. Sie sollen hier auch durchaus nicht entschuldigt oder ihres entsetzlichen Charakters entkleidet werden. Nur einige schauerliche Taten seien noch erwähnt. Ein Korps von 300 Regierungssoldaten war am Rio Negro von einer überlegenen Schar von Aufständischen umzingelt und zur Übergabe aufgefordert worden. Im Vertrauen auf die gemachten Zusicherungen ergab sich die Abteilung. Sie wurde entwaffnet, und anstatt als kriegsgefangen behandelt zu werden, wurden die Wehrlosen gebunden und mit Kaltblütigkeit einem nach dem andern von dem „langen Adam", einem riesigen Neger, der Hals durchschnitten. Daß eine solche Untat nicht ohne Wiedervergeltung bleiben konnte, liegt auf der Hand. Der Krieg, der bisher mit Einhaltung der völkerrechtlichen Bestimmungen geführt worden war, artete nun in eine wütende Schlächterei und eine Reihe von Greueltaten aus, die unsere Feder zu schildern sich sträubt.

Ähnliches muß die Geschichte leider aus fast allen Republiken melden.

Als eine ans Komische streifende Eigentümlichkeit verdient noch erwähnt zu werden, daß manchmal eine geplante Revolution etwa wie ein aufzuführendes Theaterschauspiel im voraus für Tag und Stunde angekündigt und dann zur bezeichneten Zeit ins Werk gesetzt wird. Durch diesen Umstand erhalten die bedrohten Persönlichkeiten rechtzeitig Gelegenheit, sich in Sicherheit zu bringen und den tragischen Ernst, den das Ereignis im Gefolge haben könnte, noch durch Vorsicht abzuwenden und in sein Gegenteil zu verwandeln. Mehr als einmal schon haben sich solche Fälle ereignet, und wohl auch für die Zukunft wird es an ähnlichen nicht fehlen.

Lassen wir uns zum Schlusse noch einmal von unserer Phantasie über das weite Gebiet tragen, auf dem die Republiken des lateinischen Amerika angesiedelt sind. Es ist ein schönes, reiches und fruchtbares Land, wie es sich in solcher Ausdehnung wohl in keinem andern Teile des Erdballs zum zweitenmal vorfindet. In geologischer Hinsicht jedoch scheint es in dem Sinne einer späteren Epoche der Erdentwicklung anzugehören, als in ihm die elementaren Kräfte noch in riesigem Umfang und mit ursprünglicher Stärke tätig sind. Durch den ganzen Länderstrich zieht sich eine Reihe von Vulkanen, und sein Boden ist mit Ausnahme von Brasilien von häufigen Erdbeben heimgesucht. Was Wunder, wenn auch die Völkerschaften, die in jenen Gegenden hausen, ihrem heftigen und tumultuarischen Charakter nach dem Grund und Boden, auf dem sie leben, gleichen, und

ihr politisches Leben das gleiche gewaltsame Gepräge aufweist! Artet doch der Mensch der Umgebung nach, in die er gestellt ist, und ist auch die Völkerphysiognomie nur allzuoft ein Abbild der geographischen und meteorologischen Verhältnisse. Diese Wahrnehmung drängt sich uns bei der Betrachtung der Bevölkerung des lateinischen Amerika förmlich auf. Wie die Naturereignisse dort mit weit größerer Heftigkeit auftreten als bei uns, so auch die Leidenschaften der Menschen; aber wie dort auf den Cyklon bald wieder eine paradiesische Ruhe folgt und die Spuren der Verheerungen bald wieder unter einer üppigen und wunderbaren Vegetation verschwinden, so folgen auch auf Tage der Umwälzung wieder Perioden des Wohlstandes und des Glückes. Aber noch auf einen andern Ähnlichkeitspunkt möchte ich hinweisen. Nicht überall mehr trifft man in jenen Gegenden auf noch in der Gegenwart tätige Vulkane. Mancherorts haben bereits wohl die meisten ihre furchtbare Tätigkeit eingestellt. Etwas ähnliches hat sich auch im politischen Leben des lateinischen Amerika vollzogen. Rücksichtlich der noch vorhandenen, aber zahmer gewordenen Parteien kann man kühn sagen: Wenn auch in all diesen Freistaaten sich noch Vulkane vorfinden, so sind doch manche derselben heutzutage erloschen und weisen höchstens noch auf eine bewegte Vergangenheit zurück, ohne indessen für die Zukunft neue Ausbrüche besorgen zu lassen.

Zu diesen Republiken gehört an erster Stelle Mexiko, das unter der Regierung von Porfirio Diaz sich zu einer beneidenswerten Höhe von Wohlstand und Glück emporgeschwungen hat.

Dann weiter Chile, das seit den Tagen Balmacedas von allen politischen Störungen freigeblieben ist und sich zu einem mächtigen Staat entwickelt hat.

Ferner auch Argentinien, das ruhig seine zu Reichtum und Glück führenden Wege wandelt.

Neben den genannten freien Staaten, die doch der Ausdehnung und Bevölkerung nach die bedeutendsten sind, gibt es allerdings noch einige andere, die zeitweilig noch von elementaren Kräften geschüttelt werden. Aber auch bei diesen werden die Zwischenpausen länger und die Ausbrüche weniger heftig. Zu diesen Republiken müssen wir hauptsächlich neben Ecuador auch Venezuela rechnen. Doch steht zu erwarten, daß auch jene noch im feurigen Jugendalter stehenden Nationalitäten unter dem beruhigenden Einfluß der Zeit und ihrer friedliebenden Nachbarn allmählich ein gesetzteres Wesen annehmen werden und somit das Revolutionsfieber, wenn nicht völlig ge-

bannt, so doch so weit bezwungen werden dürfte, daß seine Anfälle seltener und nur in milderer Form noch auftreten werden. Ob aber für jene Länder noch ein Zustand völliger Gesundheit in Aussicht steht, kann man vorläufig mit Sicherheit weder bejahen noch verneinen. Wenn eines der angesehensten Blätter Deutschlands seine ungünstige Ansicht in die Worte faßt: „Das Schicksal der meisten hispano-amerikanischen Republiken hat das Tragische, daß sie weder mit einer vernünftigen Freiheit leben, noch durch einen tatkräftigen Absolutismus, der von unwissenden Soldatenchefs schon oft vergebens versucht wurde, sterben können. Lebensmüde und todesunfähig schleppt sich jeder dieser Freistaaten durch unsere Zeitgeschichte wie der altersschwache Ahasveros, ein unheimlich widerliches Bild der politischen Impotenz und des sozialen Siechtums", so kann man diese Ausdrücke ja schön und geistreich finden, braucht aber doch nicht der gleichen Meinung zu sein. Das Lied von den „untergehenden Nationen" ist ebenfalls höchst originell, aber mit nichten ein Beweis für die Richtigkeit des Gedankens. Wir glauben nicht an diese pessimistischen Prophezeiungen, sondern sind der Ansicht, daß, sei es durch Einwanderung ordnungsliebender Elemente oder Verbreitung des Volksunterrichts, besonders aber durch Gewöhnung an Arbeit und den sittigenden Einfluß der Religion es doch noch schließlich gelingen dürfte, für die Republiken des lateinischen Amerika bessere Tage herbeizuführen.

Karl Schlitz S. J.

Petrarcas Liederbuch und Triumphe.

Eine literarische Skizze.

Ein bedeutender Nachfolger auf dem Gebiete der Poesie ist Dante erst in Francesco Petrarca erstanden. Er wurde am 20. Juli 1304 in Arezzo geboren, wohin sein Vater, der Notar Petracco di Parenzo, als Anhänger der „Weißen" mit Dante aus Florenz verbannt, sich zurückgezogen hatte. Schon 1310 zog derselbe nach Pisa, 1312 nach Avignon, um daselbst sein Glück am päpstlichen Hofe zu versuchen. Von hier wurde der reichbegabte Francesco, der seine Studien in Pisa begonnen, nach Carpentras geschickt, um sie daselbst unter dem gleichen Lehrer Convenevole da Prato (1315—1319) fortzusetzen. Darauf studierte er Rechtswissenschaft in Montpellier (1319—1323), kam aber häufig

nach Avignon hinüber und ließ sich hier nach des Vaters Tode nieder, um sich abermals dem Studium der alten Klassiker zu widmen, für welche er sich schon zuvor warm begeistert hatte. Am 6. April 1327 erblickte er in der Kirche der hl. Klara zum erstenmal die berühmte Laura, über deren historische Persönlichkeit die Akten heute noch ebensowenig abgeschlossen sind wie über Dantes Beatrice, welche aber von da ab die Königin seines Herzens und seiner Lieder ward. Durch diese Jugendpoesien ward der angesehene Römer Jacopo Colonna, Bischof von Lombez, auf ihn aufmerksam, schloß trauliche Freundschaft mit ihm und nahm ihn für den Sommer 1330 mit in seine Bischofsstadt am Fuß der Pyrenäen. Nach der Rückkehr führte er ihn bei seinem älteren Bruder, dem mächtigen Kardinal Giovanni Colonna ein, der ebenfalls Gefallen an ihm fand und ihn alsbald in seine Dienste nahm, aber mehr als Hausfreund als in irgendwie beengender Stellung. Schon 1333 konnte Petrarca eine größere Reise antreten, besuchte Paris, den damaligen Mittelpunkt der wissenschaftlichen Welt, reiste dann über Gent, Lüttich und Aachen nach Köln und kehrte durch die Ardennen nach Avignon zurück. Aachen fesselte ihn durch die Erinnerungen an Karl d. Gr., Köln durch diejenigen an Roms einstige politische Weltbedeutung, aber auch durch die Bildung seiner Bewohner: Mirum in terra barbarica quanta civilitas[1]. Drei Jahre später begab er sich nach Italien und sah 1337 zum erstenmal Rom, dessen antike Überreste ihm der greise Stefano Colonna erklärte, der Graf von Romagna und der Wiederhersteller der Stadt Palestrina, der Vater des Kardinals Giacomo und ein Bruder jenes Sciarra Colonna, der sich einst zu Anagni an Papst Bonifaz VIII. vergriff. Nach Avignon zurückgekehrt, verweilte Petrarca nicht mehr lang in der geräuschvollen Papstresidenz, sondern suchte in Vaucluse, in einer Felsschlucht der Sorgue, eine stille Landeinsiedelei auf, wo er ganz dem Studium und der Dichtung lebte. Da besang er seine Laura in den formvollendetsten italienischen Sonetten, begann sein langatmiges lateinisches Epos „Africa", schrieb in ciceronischem Latein beschaulich-rhetorische Traktate und eine Menge Briefe an alle Welt. Sein Ruhm war durch seine hoch stehenden Freunde längst überall verbreitet. Am selben Tag, den 1. September 1340, erhielt er zwei Einladungen zur Dichterkrönung, eine von der Universität Paris, die andere vom römischen Senat. Er nahm die letztere an, ließ sich durch den König Robert von Neapel drei Tage lang prüfen und für würdig erklären, und wurde dann am Ostersonntag (8. April 1341) unter ungeheurem Pomp auf dem Kapitol in Rom zum Dichter gekrönt.

Auf der Rückkehr verweilte er einige Zeit in Parma; die nächsten Jahre (1343—1348) brachte er teils in Avignon, teils in verschiedenen Städten Oberitaliens zu, wo er nach Schriften Ciceros suchte. Im Jahr 1343 sandte ihn Papst Klemens VI. nach Neapel; 1348 starb Laura an der Pest, die damals einen großen Teil von Europa heimsuchte. Wieder begann ein unstetes Wanderleben. Von Parma zog er nach Ferrara, Florenz, Arezzo, Rom, Padua, dann in die Provence zurück. Das Amt eines päpstlichen Sekretärs, das ihm an-

[1] Fam. 1, 3 4.

getragen wurde, schlug er aus, nahm vielmehr endgültig Abschied von Avignon und Vaucluse und ließ sich bei den Visconti zu Mailand nieder, als deren Gesandter er 1353 nach Venedig, 1356 zu Kaiser Karl IV. nach Prag, 1360 zu König Johann dem Guten nach Paris kam. Die Pest verscheuchte ihn 1361 aus Mailand, und er zog nun nach Padua; bereits im folgenden Jahre ließ er sich in Venedig nieder, vermachte der Signoria seine Bibliothek und erhielt dafür einen Palast als Wohnung angewiesen. Hier weilte er bis 1368, während des Sommers aber meist bei Galeazzo Visconti in Padua, wo er eine seiner besten Pfründen hatte. In der Nachbarschaft, bei dem Dörfchen Arquà richtete er sich wieder eine Art Dichterheim ein, wo ihn seine natürliche Tochter Francesca und ihr Gatte Francesco di Brossano verpflegten. Hier starb er, zwischen seinen Büchern, bis zum letzten Augenblick mit klassischen Studien beschäftigt, am 18. Juli 1374, als Gelehrter und Dichter hoch gefeiert, bei weitem die angesehenste literarische Berühmtheit seiner Zeit.

Sein Weltruhm ruht nicht allerwege auf soliden Grundlagen. Persönliche Streberei, einflußreiche Verbindungen, hohe Gönnerschaft, politische Achselträgerei und wetterwendische Veränderlichkeit, Schmeichelei, Liebedienerei und die verschiedensten Arten der damaligen Reklame haben ihren Teil daran. Als Dichter, Gelehrter, Politiker und Charakter steht Petrarca weit hinter Dante zurück. Aber er war eine einnehmendere, liebenswürdigere Persönlichkeit, von fast weiblicher Feinheit und Zartheit, schmiegsam, artig, bis ins Alter hinein ein genußfrohes Weltkind, mit einem Stich ins Melancholische, von ausgesuchtem Formgefühl, eine für alles Schöne empfängliche Künstlernatur, dabei stets lebendig, arbeitsam, unruhig, auf der Wanderschaft bis fast zum Tode, vom äußeren Glück in seltenem Maße begünstigt, aber nie davon befriedigt, in einem steten Zwiespalt mit sich selbst. Doch auch damit wußte er sich wieder aller Welt interessant zu machen. Man war tief gerührt, wenn er im Latein der alten Stoiker über die „Verachtung der Welt“ predigte und sich dabei redlich bemühte, ihre Hochachtung dadurch um so mehr zu verdienen.

Wie Dante stand er auf katholischem Boden und hat den Glauben seiner Kindheit bis zum Tode festgehalten, zeitweilig sogar dem Ordensleben in klösterlicher Stille zugeneigt, viel im hl. Augustin gelesen, die frivole Aufklärerei, welche sich mit dem Namen des Averrhoës schmückte, gründlich verabscheut und im Alter viel und ernstlich an den Tod gedacht. Doch in jungen Jahren hat er sich praktisch um die christlichen Lebensgrundsätze wenig gekümmert. Er empfing die niedern Weihen, um sich mit fetten Pfründen und geistlichen Titeln ein sorgloses Dasein zu sichern, führte aber dabei das Leben eines lockern, eiteln und vergnügungssüchtigen Weltmanns, besang über zwanzig Jahre lang eine vornehme, verheiratete Dame, welche in ungetrübter Ehe die Mutter von elf Kindern war, hatte selbst aber von einer Unbekannten einen Sohn und eine Tochter, die er später durch den Papst legitimieren ließ, riß sich erst im Alter von 50 Jahren von seiner Leidenschaft für die Weiber los, tändelte und feilte aber auch dann noch an seinen Laura-Sonetten weiter. Dabei las er voll Bewunderung Ciceros Tusculana und Augustins Bekenntnisse, begrub sich nach Tagen geräuschvollen

Weltgenusses in idyllische Einsamkeiten und schrieb mit Aufwand aller Künste lateinischer Stilistik die wohltönendsten Abhandlungen über Weltflucht und Weltentsagung. In ewiger Unentschiedenheit bekämpfte der heidnische Rhetor den Mönch in seiner Brust; in eitler Selbstbespiegelung schrieb er die Anwandlungen beider nieder. Zuweilen löste der Troubadour die Stilübungen beider ab, mußte aber wieder dem gelehrten Forscher weichen, dem die Liebe zu der altrömischen Literatur eine Art von Religion geworden war und der über einer neuen Ciceroshandschrift Erde und Himmel vergessen konnte.

Ein genialer, tiefer, universeller Denker wie Dante war Petrarca nicht. Weder Mathematik und Astronomie noch die Geheimnisse der Natur hatten für ihn Anziehungskraft, noch weniger die Forschungen der mittelalterlichen Dialektiker und Metaphysiker, Dogmatiker und Moralisten. Nachdem er früh an der Rhythmik Virgils und an dem Tonfall Ciceros Geschmack gewonnen, stießen ihn alle jene großen Geister des vorausgegangenen Jahrhunderts ab, welchen es nur um die Sache, nicht um die Form zu tun war, welche alles Sichtbare und Unsichtbare in Traktate und Quästionen teilten, jede Quästion mit Einwürfen begannen, dann ihre Ansicht aufstellten und begründeten und danach die Einwürfe lösten, immer nur auf Klarheit und Genauigkeit bedacht, sich um Schönheit, Wortwahl, Tonfall, Periodenbau, Verbindung, Kongruenz der Satzteile, Architektonik der ganzen Darlegung nicht im mindesten kümmerten.

Während Dantes schöpferischer Riesengeist in jener anscheinend trockenen, frostigen Systematik eine Fülle geistiger Anregung, die innere Harmonie, Ordnung und Schönheit des Weltganzen in ihren scharfen Umrissen gezeichnet fand und sie mit seiner gewaltigen Phantasie gleichsam neu zu beleben und in Formen und Farben zu kleiden wußte, vermißte der frauenhafte Lautenspieler von Vaucluse in jenen männlichen Geisteswerken alles, was sein Auge und Ohr, seine spielende Phantasie und sein wogendes Gefühl entzückte. All das fand er aber in Ciceros leichter Populärphilosophie, einen Nachhall davon in den Schriften des Lactantius und in manchen des hl. Augustinus. Da klangen ihm statt barbarischer Syllogismen die schönsten Perioden entgegen. Die kunstvolle Rhetorik fesselte ihn, den gebornen Rhetor, weit mehr als alle wirkliche Philosophie, ebensosehr und fast noch mehr als die Poesie. Auch bei Virgil nahmen ihn nicht so sehr die großen epischen Ideen und Gestalten als die wunderbare Formkunst gefangen, welche alles bis ins einzelnste und kleinste beherrschte.

Dante hat den Virgil nicht minder gekannt und geliebt. Er hat ihn nicht nur, in mittelalterlicher Auffassung, zum allegorischen Führer durch Hölle und Fegfeuer erkoren, er nennt ihn ausdrücklich seinen Lehrer, seinen Lieblingsschriftsteller, das Vorbild, dem er den Ruhm seines Stiles dankt. Doch ist ihm der römische Dichter nach jeder Hinsicht nur Wegweiser zur Bewältigung höherer, selbständiger Aufgaben geblieben. Petrarca dagegen hat sich nicht nur in seine Formschönheit, sondern auch in seinen Stoff, in seinen Geist, in das antike Denken und Fühlen hineingelebt, das Altertum zu seiner eigenen Lebenssphäre gemacht und es in allem Ernste versucht, die antike Sprache und die antike Literatur, in ihren eigenen Stoffen, unabhängig von christlichen Ideen und Einflüssen, neu aufleben zu lassen.

Gehen Dante und Petrarca sonach in ihrer Auffassung des Humanismus, d. h. der klassischen Studien, weit auseinander, so berühren sie sich wieder auf politischem Gebiet. Beide knüpfen in ihrem ideal-poetischen Nationalgefühl die politische Stellung, das Recht, die Aufgabe und Zukunft Italiens an jene des alten Rom. Doch Dante, auch hier der tiefere und universellere Denker, hat das kaiserliche Weltreich im Auge, das tatsächlich dem religiösen Weltreich der Kirche in wahrhaft providentieller Weise die Pfade geebnet hatte. Von dieser in der Geschichte ausgesprochenen göttlichen Fügung leitet er seine Weltmonarchie ab, die er sich politisch unmittelbar abhängig von Kirche und Papsttum denkt. Er ist aber zu sehr Theologe, um nicht gleichzeitig eine Harmonie der beiden höchsten Gewalten ins Auge zu fassen und der kirchlichen wenigstens einen indirekten Vorrang zuzugestehen.

Illa igitur reverentia Caesar utatur ad Petrum, qua primogenitus filius debet uti ad patrem: ut luce paternae gratiae illustratus virtuosius orbem terrae illuminet. Cui ab Illo solo praefectus est, qui est omnium spiritualium et temporalium gubernator.

In diesen Sätzen ist die unverrückbare Grundlage einer wesentlich christlichen Staatstheorie deutlich gegeben. Die politischen Ideen Petrarcas dagegen gehen von schöngeistigen Schimären aus: von einer übertriebenen Vorstellung altrömischer Tugend, deren Aufleben genügen würde, Rom aus Schutt und Trümmern zu erheben, Italien dem höchsten Glanz entgegenzuführen und die ganze Welt zu beglücken. Dabei schwebte ihm nicht das kaiserliche Rom mit seiner strammen politischen Organisation vor, sondern die alte Republik mit ihren Volkstribunen und Tugendhelden, für die er sich in den Klassikern begeistert hatte. Es ist kaum ein Zweifel, daß seine verschwommenen utopischen Deklamationen einen großen Anteil an den Torheiten und an dem Unglück des Volkstribuns Cola di Rienzi hatten. Auch nach dessen Sturz wußte er den Römern keinen einzigen praktischen und vernünftigen Vorschlag zu machen, sondern erging sich abermals in phantastischen Träumereien. „Ihm war, als wenn Roma nach dem Tode des Tribunen auf ihn blicke, wie eine gekränkte Mutter auf den starken Sohn, als setze sie ihre letzte Hoffnung darauf, daß er mit weisem Rat und mit seinem gefeierten Namen für sie in die Schranken trete." Auf die Lösung der damaligen Schwierigkeiten hat er ebensowenig Einfluß gehabt wie auf die Rückkehr der Päpste nach Rom, aber er hat mit seinen stolzen Tiraden ein Geschlecht von politischen Schwärmern herangezüchtet, das den Traum der römischen Republik weiter fortpflanzte und von Zeit zu Zeit, wie in den Tagen des Stefano Porcari, zur wirklichen politischen Gefahr machte. Petrarca selbst lagen solche Umsturzgedanken durchaus ferne. Für ihn war das alte Rom nur die Schaubühne, auf der er als Dichter, Philosoph und Redner neben Papst und Kaiser eine Art feierlicher Gastrolle spielen wollte. Seine Briefe, seine Reden, seine Essays, seine größeren Schriften, alles war lateinisch und von antiken Erinnerungen durchhaucht. Er schrieb poetische Episteln wie Horaz und Idyllen wie Virgil. Als das poetische Hauptwerk seines Lebens betrachtete er sein Epos „Africa", in welchem er als ein verspäteter Ennius den Scipio Afrikanus und dessen Sieg über Karthago verherrlichte. Es waren noch

keine zwanzig Jahre seit der Vollendung der „Göttlichen Komödie" verstrichen, als er den Gedanken faßte, sich dem ersten großen Dichter seines Volkes mit einer lateinischen Schuldichtung an die Seite zu stellen.

Wohl nichts zeichnet den Abstand der beiden Dichter schärfer als gerade dieser Gegensatz. Petrarca hat offenbar die gewaltige Tat Dantes nicht begriffen, der als wirklicher Zukunftsmensch aus den engen Schranken des Triviums und Quadriviums heraustrat, den ganzen Bildungsschatz seiner Zeit in einer neusprachlichen Dichtung verkörperte, der schöpferischen Kraft der christlichen Ideen und der Bildungsfähigkeit des italienischen Idioms zugleich ein unvergängliches Denkmal setzte. Mit seinem Schönheitssinn, mit seinem feinen Formgefühl hätte Petrarca die italienische Literatur auf der so glorreich eröffneten Bahn mächtig weiterführen, alle Arten der Poesie pflegen und eine wahrhaft glänzende Prosa schaffen können. Statt dessen hat er, von der Formschönheit der Alten selbst berückt, die so glänzend begonnene Entwicklung jäh abgebrochen, den Rückweg zu den Rhetoren der nachklassischen Kaiserzeit eingeschlagen und die lateinische Kunstprosa und Kunstpoesie im Anschluß an Cicero und Virgil neu zu beleben versucht. Durch diesen Rückschritt hat er die Einheit der mittelalterlichen Bildung, welche in Dante einen so großartigen Ausdruck gefunden hatte, gesprengt, die literarische Bildung an antiken Stoffen, Formen und Ideen aus dem Gesamtverband der christlichen Bildung abgelöst und einseitig gestaltet, und ist so der bahnbrechende Führer des Humanismus und der Renaissance geworden.

Ganz vermochte freilich auch er sich nicht dem mächtigen Drange der neueren Völker zu entziehen, welcher neben der lateinischen kirchlichen Literatur lebenskräftige weltliche Literaturen in der Volkssprache begründet, teilweise schon zu hoher Blüte gebracht hatte. Ehe er sich zum lateinischen Epiker, Orator und Populärphilosophen herangeschult hatte, war er noch als Jüngling in der schönen Provence, dem Heimatlande der Troubadours, selbst zum Troubadour geworden und hatte seine ersten Liebesträume, gleich Guido Guinicelli, Guido Cavalcanti, Dante und so vielen andern, in Kanzonen und Sonetten besungen. Diese erste Liebe, mit welcher er sich auch seinen ersten Ruhm erwarb, ist nie ganz erkaltet. In seinem Sonetten ist gelegentlich vom elften (Son. 48), vom sechzehnten (Son. 95), vom siebzehnten (Son. 97) Jahre seiner Liebesqual die Rede; in einem späteren gibt er das Datum seiner ersten Begegnung mit Madonna Laura an (Son. 176) und in einem noch späteren (Son. 312) fügen sich den einundzwanzig Jahren seiner freud- und leidvollen Liebe schon zehn der Trauer um die verstorbene Laura hinzu. Da zählte er bereits 54 Jahre, fühlte sich lebensmüde und greisenhaft, und doch war seine Liebe nicht ausgesungen. Er tadelte und verurteilte sie zwar mit den ernsten Worten eines weltentfremdeten Asketen als eitel, nichtig und sündig, und doch hing er an seinen wehmütig-süßen Liebesklagen, fügte noch neue hinzu, feilte und vervollkommnete unermüdlich die früheren Gedichte und ordnete sie zu einem Kranz, dessen ernster Schluß ihre vergängliche Blumenschönheit zwar nicht zerstört, aber in idealer Weise dämpft und in Akkorden herzlicher Reue auf etwas Höheres, Besseres und Bleibendes

hinlenkt. Der Sänger Lauras wird hier endlich, wie Dante am Schluß der Commedia, zum Sänger der edelsten und schönsten Marienminne.

So ist in mehr als vierzig Jahren, zwischen unausgesetzter lateinischer Produktion, als Nebenwerk, aber doch als ein liebevoll gepflegtes Nebenwerk, Petrarcas Canzoniere herangewachsen, das formvollendetste Liederbuch der italienischen Literatur.

Die Sammlung umfaßt 317 Sonette, 29 Kanzonen, 9 Sestinen, 7 Balladen und Madrigale. Davon fallen 266 Gedichte in die Zeit von 1327 bis 1348, die übrigen in die Jahre von 1348 bis etwa 1360, wo Petrarca sie sammelte, vielfach neu durcharbeitete und in ziemlich freier, doch einigermaßen chronologischer Reihenfolge ordnete. Mit Ausnahme von 31 Stücken politischen, religiösen und vermischten Inhalts sind alle übrigen Liebesgedichte, wie alle echte Lyrik gelegentlich als Ausdruck stärkeren Gefühlslebens entstanden, aber zum Teil doch sehr von künstlerischer Reflexion beeinflußt, oft zu wahren Meisterstücken der Form verfeinert und von demselben Künstlergeiste zum losen Ganzen zusammengereiht.

Nur selten finden sich einzelne Anklänge an jene realistische Erotik, welche die antiken Elegiker beherrscht, und berechtigten den Dichter später einigermaßen, sich seiner Liebe als einer Schwäche und einer Sünde anzuklagen, einer Abkehr von jener Liebe, der er eigentlich sein ganzes Herz hätte weihen sollen. Für gewöhnlich schwelgt aber Petrarca in einer träumerischen platonischen Liebe, die ihn über alles Niedere und Gewöhnliche emporhebt, ihn zum Dichter macht, ihn bald mit wonnigem Glück, bald mit berauschender Sehnsucht, bald mit unendlicher Wehmut, dann mit unsäglicher Trauer und endlich mit der Hoffnung eines ewig seligen Besitzes erfüllt. Die sinnliche Neigung ist zu einer launenhaften Andacht vergeistigt, die fast wie eine Tugend wirkt, den Dichter mit Himmelsluft umfächelt.

Madonna Laura ist die schönste aller Frauen. In ihr ist ihm das Ideal der Schönheit aufgegangen, das ihn durchs ganze Leben begleitet. Ihr Haupt ist strahlendes Gold, ihr Antlitz warmer Schnee, ihre Augenbrauen sind Ebenholz, ihre Augen zwei Sterne, ihr Mund Rosen und Perlen, ihre Seufzer sind Flammen und ihre Tränen Kristall. Dies Bild verläßt ihn nimmer. Sie weilt ihm ferne; aber da ist noch das helle, frische, klare Wasser, an dessen Rande sie saß, der Zweig des Baumes, an den sie sich lehnte, als aus der Höhe ein Regen von Blumen auf sie herabfiel, eine auf den Saum ihres Gewandes, eine in ihre blonden Flechten, andere in das Gras, andere in das Wasser, andere kreisend in der Luft herumschwebten, die hell und zart um ihr Antlitz spielte. Doch diese wundersame Blumenkönigin, die Schönheit, von allem Zauber des Frühlings umgaukelt, ist zugleich in das Licht einer höheren, ätherischen Welt getaucht, in der ihre irdische Huld beständig vor ihm flieht, und ihr Traumbild ihn abwechselnd beglückt und mit süßer Trauer erfüllt:

Ich sah auf Erden Engelsitte schalten
Und Himmelsschönheit, sondergleichen beide,
Daß die Erinnerung Schmerz mir gibt und Freude;
Denn, was ich seh', sind Schatten, Traumgestalten.

Ich sah zwei Augen tränen, deren Walten
Die Sonne tausendmal erfüllt mit Neide,
Und hörte Wort', erpreßt von schwerem Leide,
Die Berg' aufregen, Ströme könnten halten.

Lieb', Einsicht, Mut und Schmerz und mildes Neigen
Zu süßem Einklang weinend sich umfingen,
Wie keinen je die Erde hörte steigen.

Der Himmel horchte still dem holden Klingen,
Daß sich kein Blättchen regt' in allen Zweigen;
So süße Laute durch die Lüfte gingen.

Nach realistischen Begriffen ist seine Liebe von Anbeginn eine hoffnungslose. Als die wohlgesittete Gattin eines andern konnte Laura weder seine Braut, noch seine ehebrecherische Geliebte werden; sie konnte ihm nur eines sein: die Königin seiner poetischen Träume, Gefühle und Lieder, ähnlich wie es die Dame vielen der Troubadours, die tugendsame Herrin den Dichtern des „süßen neuen Stils" gewesen war. Das ist sie ihm gewesen. Es war kein bloß konventionelles Verhältnis, aber auch keine eigentlich unwürdige Beziehung. Der Anblick ihrer Schönheit hat seine Künstlerphantasie aufs mächtigste angeregt, ihre liebenswürdige Zurückhaltung den poetischen Rausch der Gefühle aber wohltuend gedämpft; der Adel ihrer Seele zog sein besseres Ich noch mächtiger an; durch keinen Fall in die nüchterne Wirklichkeit enttäuscht, behielt sein Dichtertraum den ersten, jugendlichen Zauber; das Hangen und Bangen in seliger Pein flößte ihm immer neue Lieder ein; er ward der Elegiker seiner eigenen Liebe, und der Lauf der Jahre hob und verklärte sie mit steigendem Glanze. Alle seine Stimmungen, seine Natureindrücke, Landschaft und Jahreszeit, patriotische und politische Ausflüge, selbst seine gelehrten Reminiszenzen aus dem Altertum winden sich zum Kranze um das Bild der Geliebten, deren zwei schöne Augen das beherrschende Sternbild seiner ganzen Poesie sind.

Viel äußere Bewegung war bei einem solchen Verhältnis nicht möglich, eine romanhafte Spannung noch weniger. In immer ähnlichem Tempo wogen dieselben Stimmungen, dieselbe Ebbe und Flut, melodisch auf und ab; aber jede Welle kräuselt sich wieder in neuem zierlichem Silberschaum, jede glitzert wieder in anderem magischen Lichte, aus jeder tauchen wieder neue fesselnde Bilder auf, vom süßesten Tonfall getragen. Das scheinbare Einerlei löst sich in verschieden abgetönte Phasen: das Entzücken der ersten Liebe, der Schmerz der Entsagung, neue Sehnsucht und mächtigeres Verlangen, wehmütige Klagen einer hoffnungslosen Neigung, freudige Erinnerung an bessere Tage, Flucht vor der peinigenden Liebe, neuer Sieg ihrer fesselnden Macht, Trauer um die gestorbene Geliebte, verklärtes Bild der Vergangenheit, Lösung der irdischen Bande, Sehnsucht nach dem Himmel, Hilferuf zur seligsten Jungfrau Maria. Zwischen diesen Phasen ertönen seine mächtigen Klagen um das schwergeprüfte Heimatland Italien, seine Rügelieder gegen Avignon, Freundesgrüße, vereinzelt persönliche Stimmungsbilder. Eine gewisse Spannung aber führt nicht selten der innere Kampf des

Dichters herbei, allerdings nicht der Kampf einer willensstarken Kraftnatur mit hoch auflodernder Leidenschaft, sondern das unruhige Geplänkel weicher Sinnlichkeit mit höherem, edlerem Streben, eitler Tändelei mit ernsteren Grundsätzen, eines mehr oder weniger verfänglichen Spiels mit einem klaren und wahren, mannhaften Streben. Sehr ergreifend drückt diesen Kampf die Kanzone aus, welche mit den Worten beginnt:

I' vo pensando, e nel pensier m' assale
Una pietà sì forte de me stesso,
  Che mi conduce spesso
Ad altro lagrimar, ch' i non solea.
Chè vedendo ogni giorno il fin più presso,
Mille fiate ho chieste a Dio quell' ale,
  Con le quai del mortale
Carcer nostr' intelletto al ciel si leva,
Ma infin a qui niente mi rileva
Prego o sospiro, o lagrimar, ch' io faccia:
E così per ragion convien che sia:
Chè, chi, possendo star, cade tra via,
Degno è, che mal suo grado a terra giaccia,
  Quelle pietose braccia
In ch' io mi fido, veggio aperte ancora;
  Ma temenza m' accora
Per gli altrui esempj, e del mio stato tremo,
Ch' altri mi sprona, e son forse all' estremo.

Ich sinne nach, und sinnend überfällt mich
Ein mächtig Mitgefühl mit eignem Leid,
  Das häufig drängt
Zum Weinen mich, wie früher ichs nicht pflegte.
Denn jeden Tag mein Ende näher schauend,
Erfleht' von Gott ich tausendmal die Flügel,
  Mit denen unser Geist
Sich aus dem ird'schen Kerker schwingt zum Himmel,
Doch nichts hob mich bis jetzt dahin empor,
Kein Beten, Seufzen, Weinen, das ich tue;
Und so muß wohl mit Grund es also sein,
Daß wer zu stehn vermöchte, und doch sinkt,
Verdient, daß er am Boden haften bleibe.
  Die mitleidsvollen Arme,
Auf die ich hoffe, sind noch ausgestreckt;
  Doch überfällt mich Furcht
Ob fremdem Beispiel, und ich zittre um mein Los,
Da mich ein andrer spornt, und ich vielleicht schon steh' am Ende!

Es ist ihm Angst um sich selbst, da er des nahen Endes gedenkt. Tausendmal hat er um Flügel gebetet, um sich aus dem irdischen Kerker zum Himmel zu erheben; aber alle Gebete, Seufzer und Tränen sind vergeblich geblieben; er fühlt sich noch immer an die Erde gefesselt. Vom Kreuze streckt der Erlöser die

Arme nach ihm aus, seine einzige Hoffnung; doch Furcht drückt ihn danieder, und in langen Strophen kämpft er noch einmal den Widerspruch durch, der ihn lebenslang nie zu voller Ruhe kommen ließ, und kommt auch jetzt noch zu keinem herzhaften Entscheid:

Che con la morte a lato
Cerco del viver mio novo consiglio,
E veggio il meglio, ed al peggior m' appiglio.

Den Tod zur Seite,
Such ich nach neuem Rate für mein Leben,
Und seh' das Beßre und verharr' im Schlechtern!

Erst in einem der letzten Sonette findet das ewige Schwanken, Ringen und Klagen endlich einen versöhnenden, tröstlichen Schlußakkord:

Ich weine über die entschwundnen Zeiten,
Die in der Erdenliebe mir vergingen;
Ich schwang mich nicht empor, und hatte Schwingen,
Vielleicht kein niedres Beispiel zu bereiten.

O unsichtbarer Herr der Ewigkeiten,
Der du mich schauest in der Erde Schlingen,
Hilf der verirrten Seele sich bezwingen,
Für ihren Fehl laß deine Gnade streiten!

Daß, wenn ich lebt' in Krieg und Sturm, ich sterbe
Im Frieden und im Hafen; wenn mein Weilen
Auch eitel war, mein Scheiden Lob erwerbe!

Im kurzen Lebensraum, der mir noch offen,
Laß, wie im Tode, deine Hand mich heilen;
Bei dir allein, du weißt es, ist mein Hoffen!

Wohl um die Zeit, da Petrarca seinem Canzionere die letzte Fassung gab, begann er noch ein anderes größeres Werk, das in seinem Inhalt wie in seiner Terzinen-Form den Gedanken nahelegt, er habe damit ein Seitenstück zu Dantes Commedia liefern wollen. Es taucht 1357 auf, und noch 1373, in seinem letzten Lebensjahr, war er damit beschäftigt. Es führt den Titel Trionfi (Triumphe) und beginnt mit einer Traumvision, in welcher er, des langen Weinens müde im Grase entschlummert, den größten Ruhmestag seines Lebens, die Dichterkrönung auf dem Kapitol, in Erinnerung bringt, aber nicht in wonnigem Selbstgefühl, sondern in tiefer Enttäuschung über seine einstigen Zukunftsträume:

Vidi un vittorioso e sommo duce
  Pur com' un di color che 'n Campidoglio
  Trionfal carro a gran gloria conduce.
Io, che gioir di tal vista non soglio,
  Per lo secol nojoso, in ch' io mi trovo,
  Vòto d' ogni valor, pien d' ogni orgoglio,

L' abito altero, inusitato, e novo
  Mirai, alzando gli occhj gravi e stanchi;
  Ch' altro diletto, che 'mparar, non provo.

Ich schaute einen mächt'gen Siegeshelden,
  Wie einen, den der Wagen des Triumphes
  Am Kapitol zum höchsten Ruhme führt.
Ich, der solch Bild sonst nicht zu schauen pflege
  In der mühseligen Welt, in der ich weile,
  So leer an Tugend, allen Stolzes voll.
Die stolze, ungewohnte, neue Haltung
  Schaut' schweren, müden Augs ich staunend an;
  Denn eine Lust nur hab' ich: die zu lernen.

Der Triumphator, der, von einem blendendweißen Viergespann gezogen, auf feurigem Wagen vor seinen Blicken einherzieht und zahllose Scharen von Sterblichen, Lebendige und Tote, als Siegesbeute mit sich führt, ist jener Gott Amor, in dessen Knechtschaft er selbst so lange geschmachtet, und dessen Weltregiment er durch seine antiken Studien in reichem Maße kennen gelernt.

Quest' è colui, che 'l mondo chiama Amore,
  Amaro, come vedi, e vedrai meglio,
  Quando fia tuo, come nostro signore.
Mansueto fanciullo, e fiero veglio,
  Ben sa chi 'l prova; e fiati cosa piana
  Anzi mill' anni e 'nfin ad or ti sveglio.
Ei nacque d' ozio, e di lascivia umana,
  Nudrito di pensier dolci e soavi,
  Fatto signor e Dio da gente vana.
Qual è morto da lui, qual con più gravi
  Leggi mena sua vita aspra ed acerba
  Sotto mille catene, e mille chiavi.

Das ist er, den die Welt als Amor preist,
  Der Bittere, wie du siehst und besser sehn wirst,
  Wenn er einmal dein Herr, wie unsrer ist:
Ein sanftes Kind, ein grimmig böser Alter,
  Das weiß, wer es erprobt; mög's klar dir werden
  Vor tausend Jahren; laß dich jetzt schon wecken!
Der Sohn des Müßiggangs und eitler Lust,
  Wuchs er in süßen Spielereien auf
  Und ward der Herr und Gott des nicht'gen Volkes.
Dem einen bracht' er Tod, der andern Leben
  Verbittert er mit härtrem Machtgebot,
  Mit tausend Ketten und mit tausend Schlüsseln.

In langer Reihe ziehen nun die unglücklichen Opfer des geflügelten Tyrannen vorüber, unter ihnen die größten Männer des Altertums, Cäsar, Augustus, Marcus Antonius, Dionysius, Alexander, die römischen und griechischen Sagen-

helden, die Götter von Rom und Hellas; Jupiter selbst ist mit zahllosen Stricken an Amors Wagen gekettet. In längerer Erzählung schildert Scipio Africanus seine unglückliche Liebe zu Sophonisbe (ein gedrängter Auszug aus der gelungensten Episode des Epos „Africa"). Dann folgen weitere unzählbare Scharen von berühmten Liebenden aus dem Altertum, der Bibel, der mittelalterlichen Epik und endlich die Sänger der Liebe von Orpheus bis auf Anakreon, von Virgil bis auf Tibull, die italienischen Minnesänger und die provenzalischen Troubadours. Es ist etwas zu viel der Aufzählung in diesem Triumphzug; aber viele der Gestalten sind wie bei Dante meisterlich charakterisiert und die gesamte Vision gibt zugleich ein großartiges Bild von Amors Macht und eine schneidige Kritik seines verhängnisvollen Treibens.

In feinen Zügen wird dann Lesbos, die Insel der Venus, geschildert, wo im zauberhaften Wohlduft der schattigsten Haine jeder männliche Sinn verweichlicht und Amor jedweden in seine Banden schlägt. Aber welch ein Triumph!

E vidi a qual servaggio, ed a qual morte
    Ed a che strazio va chi chi s' innamora.
Errori, sogni, ed immagini smorte
    Eran d' intorno al arco trionfale,
    E false opinioni in su le porte;
E lubrico sperar su per le scale,
    E dannoso guadagno ed util danno,
    E gradi, ove più scende chi più sale,
Stanco riposo, e riposato affanno,
    Chiaro disnor, e gloria oscura e nigra,
    Perfida lealtade, e fido inganno,
Sollecito furor e ragion pigra,
    Carcer, ove si vien per strade aperte,
    Onde a strette a gran pena si migra,
Ratte scese all' entrar, all' uscir erte,
    Dentro confusion turbida e mischia
    Di doglie certe e d' allegrezze incerte.
Non bolli mai Vulcan, Lipari od Ischia,
    Stromboli e Mongibello in tanta rabbia:
    Poco ama se, chi 'n tal gioco s' arrischia.

Ich sah die Sklaverei, den Tod, die Qual,
    Der sich der dahingibt, wer der Liebe huldigt.
Irrtümer, hohle Träume, welke Bilder
Umgaben rings den Bogen des Triumphes;
    Es waren falsche Sprüche auf den Türen,
Schlüpfriges Hoffen auf den glatten Stiegen,
    Und schädlicher Gewinn und reicher Schaden,
    Und Stufen, die hinab, nicht aufwärts führten,
Und müde Ruh und ruhig schlaffes Treiben,
    Die helle Schande und dunkler, schwarzer Ruhm,
    Meineid'ge Treue und getreue Lüge,

Wahnwitz'ge Wut und schleichende Besinnung,
Gefängnisse mit weitem Straßenzugang,
Doch die man schwer und nur mit Qual verläßt,
Mit glattem Abstieg, steilem Aufstieg nur,
Und drinnen Sturm und Wirrwarr, eine Mischung
Von sichrer Qual und ungewisser Freude.
Es rast kein Vulkan, nicht Lipari, nicht Ischia,
Nicht Stromboli, nicht Ätna so entsetzlich:
Der liebt sich nicht, der solches Spiel versucht.

Wohl kein anderer Liebesdichter hat Gott Amor so grausam seine Flügel ausgerissen, wie Petrarca in diesem Trionfo d'Amore.

An den Triumph Amors reihen sich noch fünf andere Triumphe, alle in ähnlicher Weise ausgeführt, in Visionen, welche bald in langen Aufzählungen verlaufend, den Eindruck eines historischen Festzuges machen, bald bei einem Einzelbild verweilen und sich freier über den jeweiligen Vorwurf ergehen.

Über Amor triumphiert die Keuschheit, über die Keuschheit der Tod, über den Tod der Ruhm, über den Ruhm die Zeit, über die Zeit endlich die Gottheit (Trionfo della Castità, della Morte, della Fama, del Tempo, della Divinità).

In dem Triumph des Christentums über die antike Welt haben Keuschheit und Jungfräulichkeit eine großartige Rolle gespielt. Davon weiß Petrarca jedoch nichts. Als vorbildliche Repräsentantin der Keuschheit tritt hier alsbald jene Laura ein, in deren Lob er wiederum kaum ein Ende findet; dann erst kommen Lucretia und Penelope, die Vestalinnen und die nach ihm schuldlose Dido, und zum Schluß noch Hippolyt und der ägyptische Joseph. Den letzteren abgerechnet, ist man ganz in antik-heidnischer Gesellschaft; kein Wort deutet an, daß zwischen heidnischer und christlicher Kultur hier eine weite Kluft gähnt. Aber alle die einigermaßen anständigen Frauen des Altertums mußten sterben und so ward auch Madonna Laura des Todes Beute. Daß ein solcher Ausbund von Liebenswürdigkeit und Tugend sterben mußte, ist des Todes höchster Triumph und zugleich das Hauptereignis im Leben des Dichters. In neuer Form wiederholt er fast alles, was er schon vorher in seinen Sonetten und Kanzonen gesagt. Was ihm nach Lauras Tod in den Händen blieb, das war sein Ruhm, und so feiert denn der Ruhm, dessen Idolen er in seinen klassischen Studien nachgegangen, und von dem er sich selbst die Unsterblichkeit versprach, einen noch glänzenderen Triumph über die Macht des Todes. In zwei Gesängen ziehen hier alle Helden und Eroberer, Gesetzgeber und Staatsmänner des Altertums an uns vorüber, in einem dritten die ganze Literaturgeschichte von Hellas und Rom. Auf den König Mithridates erscheinen hier drei Kaiser, jeder mit seinen zwölf Paladinen, und endlich der gute Herzog Gottfried allein, der das heilige Unternehmen und die gerechten Schritte vollbrachte. Und da wird mitten unter den Gestalten des klassischen Altertums ein Rest von Kreuzzugsbegeisterung wach.

Questo, di ch' io mi sdegno, e 'ndarno grido,
Fece in Gerusalèm con le sue mani
Il mal guardato e già negletto nido.



Ite, superbi e miseri cristiani,
  Consumando l'un l'altro, e non vi caglia,
  Che il sepolcro di Cristo è in man di cani!
Raro, o nessun, ch'in alta fama saglia,
  Vidi dopo costui, s'io non m'inganno,
  O per arte di pace, o di battaglia.
Pur, com' uomini eletti ultimi vanno,
  Vidi verso la fine il Saracino,
  Che fece a' nostri assai vergogna e danno.

Er, dem ich zürne, dem mein Wehruf gilt,
  Hat in Jerusalem mit eignen Händen
  Sein wehrlos und verwahrlost Nest gemacht.
O geht, ihr stolzen und elenden Christen,
  O zehrt einander auf, die es nicht kümmert,
  Daß Christi Grab der Hunde Beute ward!
Nur selten oder nie sah ich nach jenem,
  Täusch' ich mich nicht, zu hohem Ruhme streben
  Durch Kunst des Friedens oder Kunst der Schlacht.
Nein, wie zuletzt erles'ne Menschen ziehen,
  Schau ich am Schlusse nur den Sarazenen,
  Der Schmach und Schande über uns gebracht.

Das längste Menschenleben flieht indes hinweg wie ein Tag, und die Zeit saust dahin in unaufhaltsamem Lauf. Die Jahrhunderte und die Jahrtausende entschwinden. Und keine Beredsamkeit und kein Genie hält sie auf. Die Welt stürmt weiter und ruht nicht und rastet nicht, bis sie den höchsten menschlichen Ruhm unter ihren Walzen zu etwas Staub zermalmt hat.

Tanto vince, e ritoglie il tempo avaro;
  Chiamasi fama, ed è morir secondo,
  Nè più, che contra 'l primo, è alcun riposo
Cosi il tempo trionfa i nomi, e il mondo!

So siegt und triumphiert die geiz'ge Zeit!
  Was Ruhm man nennt, ist bloß ein zweites Sterben,
  Dem, wie dem ersten, niemand Einhalt bietet.
Die Zeit besiegt die Namen und die Welt.

Im Munde eines Dichters und Gelehrten, der wie Petrarca sein ganzes Leben lang dem Ruhme nachgejagt, hat dieses Bekenntnis etwas Erhabenes und Erschütterndes. Es steht auch nicht an, am Rande des Grabes dasselbe als Testament an die in Täuschungen befangene Jugend zu richten:

Or vi riconfortate in vostre fole,
  Giovani, e misurate il tempo largo!
  Chè piaga antiveduta assai men dole.
Forsè ch 'ndarno mie parole spargo:
  Ma io v' annunzio, che voi sete offesi
  Di un grave e mortifero letargo.

Chè volan l' ore, i giorni, e gli anni e i mesi,
E 'nsieme con brevissimo intervallo
Tutti avemo a cercar altri paesi.
Non fate contra 'l vero al core un callo,
Come siete usi, anzi volgete gli occhj,
Mentr' emendar potete il vostro fallo!
Non aspettate, che la morte scocchi,
Come fa la più parte: chè per certo
Infinite è la schiera degli sciocchi.

So rafft euch auf von euern Spielereien,
Ihr Jünglinge, und meßt den Wert der Zeit!
Geringern Schmerz bringt vorgesehne Wunde.
Vielleicht ertönt vergeblich euch mein Wort;
Doch ich verkünd'ge euch, ihr seid umfangen
Von einem schweren, tiefen Todesschlaf.
Es fliehn die Stunden, Tage, Monate und Jahre,
Und allesamt nach kurzem Zwischenraum
Ruft uns die Fahrt nach einem andern Land.
Verschließt der Wahrheit eure Herzen nicht;
Wie ihrs gewohnt, macht auf die hellen Augen,
Solang ihr euch erheben könnt vom Fall;
Säumt nicht, bis schon der Tod euch hält erfaßt,
Wie es die meisten machen; denn gewiß
Unendlich ist noch stets die Schar der Toren.

n der letzten Vision erschwingt sich der Dichter über Zeit und Raum in die Geheimnisse der Ewigkeit, in den Himmel, zu dem Ewigen und in drei Personen. Hier versagt indes seine Phantasie. Er hat sie gleich Dante in den heiligen Büchern, in der reichen, dichterischen Über-ng befruchtet. Er hat zu lange und zu zähe an seinem Ruhme und an iebe zu Laura festgehangen, um nicht auch im Himmel wieder an ewigen, nden Ruhm zu denken und um nicht in der Seligkeit seiner Laura sich igene auszumalen, und so klingt denn sein „Triumph der Gottheit" in erse aus:

Se fu beato chi la vide in terra,
Or che fia dunque a rivederla in cielo?

Wenn glücklich war, wer sie auf Erden schaute,
Wie wird das Wiedersehn im Himmel sein?

Dante hat sein Wiedersehen Beatrices viel reicher, viel inniger, viel an-icher ausgemalt; aber sein letztes Wort war nicht Beatrice, sondern Gott. idealisierte Geliebte entschwindet in die millionenfachen Blätter der Himmels- nachdem sie den Dichter zum ewigen Urquell aller Liebe und Seligkeit rt. Man braucht deshalb über Petrarca nicht die Achseln zu zucken. Auch seine e erhebt sich in Dantes ideale Regionen, hoch über jene Liebeslyrik, die vielen ie einzig wahre, echte, lebenswarme erscheint.

In Bezug auf die Form darf man Petrarca wohl einen unerreichten Meister nennen. Sie spielt bei ihm eine bedeutendere Rolle als bei Dante, weil er mehr Künstler und bloßer Dichter als Denker und Theologe ist. Dante ballt und formt Wort und Vers, Strophe und Gedicht mit titanenhafter, schöpferischer Kraft; es ist ihm allzeit mehr um die Idee als um die Form zu tun; auf eine kleine Unebenheit, Rauheit, Dissonanz, Unregelmäßigkeit achtet er nicht, wenn nur sein Gedanke ganz und voll vor Ohr und Auge tritt. Er fühlt sich als Sprachgesetzgeber, der sich in der Fülle seiner Macht eine Ausnahme vergönnen darf. Petrarca ist dagegen ein von weiblicher Zartheit und Feinheit geleitetes Sprachgenie, das den unermüdlichsten Fleiß an die Glätte und Harmonie des einzelnen setzt. Wie ein Miniaturmaler berechnet er seine Antithesen in Gedanke und Form, in Stellung und Umfang; sucht die Teile in vollendeter Symmetrie zum Ganzen zu fügen und diese Symmetrie im schönsten Wohllaut vernehmbar zu machen.

Das Sonett war schon vor ihm zur Lieblingsform der italienischen Lyrik geworden. In Dantes „Neuem Leben" findet sich dasselbe ein paarmal in freierer Gestalt (O voi, che per la via d' Amor passate; Morte villana, di pietà nemica), d. h. zwar mit der Teilung in zwei längere und zwei kürzere Strophen, aber die ersten zu sechs, die andern zu vier Versen. Die meisten Sonette Dantes haben jedoch den gewöhnlichen Bau mit 14 Versen. In Bezug auf die Reimstellung der letzten sechs gönnt sich auch Petrarca noch einige Abwechslung.

In mehr als 300 Sonetten verwendet er in den vierzeiligen Strophen die Versstellung abba, nur in den wenigen andern die gekreuzte Reimstellung abab. — In den dreizeiligen Strophen sind die gewöhnlichen Stellungen cdc, dcd oder cde, cde; selten sind andere Reihenfolgen.

„Spätere Italiener", sagt Burckhardt, „haben selber bald scherzend bald mißmutig geklagt über diese unvermeidliche Schablone, dieses vierzehnzeilige Prokustesbett der Gefühle und Gedanken. Andere waren und sind gerade mit dieser Form sehr zufrieden und brauchen sie viel tausendmal, um darin Reminiszenzen und müßigen Singsang ohne allen tieferen Ernst und ohne Notwendigkeit niederzulegen. Deshalb gibt es sehr viel mehr unbedeutende und schlechte Sonette als gute.

„Nichtsdestoweniger erscheint uns das Sonett als ein ungeheurer Segen für die italienische Poesie. Die Klarheit und Schönheit seines Baues, die Aufforderung zur Steigerung des Inhalts in der lebhafter gegliederten zweiten Hälfte, dann die Leichtigkeit des Auswendiglernens mußten es auch den größten Meistern immer von neuem lieb und wert machen. Oder meint man im Ernst, dieselben hätten es bis auf unser Jahrhundert beibehalten, wenn sie nicht von seinem hohen Wert wären durchdrungen gewesen. Nun hätten allerdings diese Meister ersten Ranges auch in andern Formen der verschiedensten Art dieselbe Macht ausüben können. Allein weil sie das Sonett zur lyrischen Hauptform erhoben, wurden auch sehr viele andere von hoher, wenn auch nur von bedingter Begabung, die sonst in einer weitläufigen Lyrik untergegangen wären, genötigt, ihre Empfindungen zu kon-

zentrieren. Das Sonett wurde ein allgemein gültiger Kondensator der Gedanken und Empfindungen, wie ihn die Poesie keines andern modernen Volkes besitzt." [1]

Petrarca ist unzweifelhaft als der größte Meister des Sonetts zu betrachten. Es ist staunenswert, in welcher Fülle und Mannigfaltigkeit er dieselben oder ähnliche Gefühle mit immer neuem Zauber zu umkleiden und dem kristallinischen Gefüge den lebendigsten Ausdruck und den süßesten Wohllaut zu geben weiß. Wer seine Sonette wirklich mit Muße kostet, der fühlt bald, daß das nicht bloß Klavierübungen und Variationen eines großen Virtuosen sind, sondern echte Lieder von Herzen, voll Wärme und entzückender Anmut und Huld. Als eines der zartesten gilt das folgende.

Se lamentar augelli o verdi fronde
Mover soavemente a l' aura estiva,
O roco mormorar di lucide onde
S' ode d' una fiorita e fresca riva,
Là 'v' io seggia d' amor pensoso e scriva,
Lei, che 'l Ciel ne mostrò, terra n' asconde,
Veggio ed odo ed intendo, ch' ancor viva
Di sí lontano a' sospir miei risponde.
Deh, perché innanzi 'l tempo si consume?
Mi dice con pietate: a che pur versi
Degli occhi tristi un doloroso fiume?
Di me non pianger tu: ch' e' miei dì fêrsi
Morendo, eterni, e nell' eterno lume,
Quando mostrai di chiuder, gli occhi apersi.

Wenn Vöglein klagen, grüne Blätter beben
Im Sommerhauch am bunten Bachesrand,
Der Wellen Murmellieder überm Sand
Gedämpften Tons zu mir herüberschweben,
Wo neu sich meine Liebesträume weben,
Da seh' ich sie, in irdischem Gewand,
Nicht himmlisch schon, hör' wie aus fernem Land
Sie lebend meinen Seufzern Antwort geben.
„Ach, warum zehrst du auf dich vor der Zeit?"
Spricht sie voll Mitleid, „hast so viel vergossen
Der bittern Zähren, trauernd mir geweiht?
„Beim Sterben ward die Zeit — drum weine nicht! —
Zur Ewigkeit. Als sich die Augen schlossen,
Tat ich sie freudig auf im ew'gen Licht."

Viel künstlicher als in den künstlichsten Sonetten wird Petrarca in seinen Sestinen, in welchen sechs Schlußworte sich als identische Reimworte in verschiedener Stellung durch sechs Strophen wiederholen und diese so zum Ganzen zusammenbinden. Rein technisch genommen erscheint das als eine raffinierte, überkünstliche Spielerei, eine Art eleganter Seiltänzerei in Versen. Und doch, wenn

[1] J. Burckhardt, Die Kultur der Renaissance in Italien [2], Leipzig 1869, 244.

man nicht auf dieselbe achtet und nur dem Sinn folgt, weiß Petrarca auch in diese Formeln eingeschnürt, die reizendsten, wohlklingendsten Stimmungsbilder zu schaffen. Man möchte fast sagen, die berechnete Toilettekunst erhöht die natürliche Schönheit. Zwischen den vielen Sonetten gewähren diese kleinen Forcetouren eine ansprechende Abwechslung.

Freier und voller, wenn auch immer noch in kunstreichen Schranken, entfaltet sich Petrarcas Lyrik in seinen Kanzonen, in welchen die Kunst der Troubadours wohl zu ihrer schönsten Vollendung gelangt ist und schon zur modernen Lyrik überleitet. Berühmt sind vier Kanzonen, welche sich mehr den alten Sirventes nähern und diese zum höchsten künstlerischen Ausdruck bringen: eine, welche begeistert den (1332) von Philipp VI. ausgeschriebenen Kreuzzug empfiehlt, eine zweite, welche Petrarcas Dichterkrönung (1341) verewigt, eine dritte, welche (1344) die italienischen Fürsten zur Eintracht mahnt, und eine vierte, welche die Wiederaufrichtung der römischen Republik (1347) in phantasiereichem Schwung feiert. Die übrigen Kanzonen sind seiner Liebe zu Laura geweiht; in der letzten hat er sich als Sänger der Himmelskönigin würdig an Dantes Seite gereiht. Gedanken Dantes gelangen darin zu noch süßerer Melodie, zu noch lieblicherem Ausdruck, ohne von ihrer Erhabenheit und Würde etwas einzubüßen.

Vergine bella, che di sol vestita,
Coronata di stelle, al sommo Sole
Piacesti sí, che 'n te sua luce ascose;
Amor mi spinge a dir di te parole,
Ma non so 'ncominciar senza tu aita,
E di colui, ch' amando in te si pose.
Invoco lei, che ben sempre rispose,
  Chi la chiamò con fede.
  Vergine, s' a mercede
Miseria estrema del' umane cose
Già mai ti volse, al mio prego t' inchina;
  Soccorri al la mia guerra,
Bench' i' sia terra, e tu del ciel regina.

O Jungfrau schön, von Sonnenglanz umkleidet,
Von Sternenpracht gekrönt, der höchsten Sonne
So lieb, daß sie in dir ihr Licht verbarg.
Die Liebe drängt mich, Worte dir zu weihen;
Doch ohne dich kann ich es nicht beginnen,
Und ohne ihn, der liebend in dir weilte,
Dich ruf' ich an, die immerdar erhörte,
  Wer gläubig zu dir rief.
  Jungfrau, wenn zum Erbarmen
Des Elends Fülle menschlicher Gebrechen
Dich jemals wandte, neige dich zu meinem,
  Steh mir im Kampfe bei,
Bin ich auch Staub, und du des Himmels Herrin!

mderbar ergreifend ist vor allem das letzte Gebet, in welchem der treue inger, der unermüdliche Künstler sein ganzes Denken und Sinnen, Kunst en, unter den Schutz und Schirm der gnadenreichen Jungfrau stellt und ihr ein glückliches Sterbstündlein erfleht.

Vergine umana, e nemica d' orgoglio,
Del comune principio amor t' induca;
Miserere d' un cor contrito, umíle:
Ché, se poca mortal terra caduca
Amar con sì mirabil fede soglio,
Che devrò far di te, cosa gentile?
Se dal mio stato assai misero e vile
Per le tue man resurgo,
Vergine, i' sacro, e purgo
Al tuo nome e pensieri e 'ngegno e stile,
La lingua e 'l cor, le lagrime, e i sospiri.
Scorgimi al miglior guado
E prendi in grado i cangiati desiri!

Il dí s' appressa, e non pòte esser lunge;
Si corre il tempo e vola,
Vergine unica e sola,
E 'l core, or conscienza, or morte punge.
Raccomandami al tuo figliuol, verace
Uomo e verace Dio,
Ch' accolga 'l mio spirito ultimo in pace!

Jungfrau, so menschlich fühlend, feind dem Stolze,
Laß dich von Lieb' desselben Ursprungs leiten,
Erbarm' dich des demüt'gen, reuigen Herzens!
Wenn ich ein wenig armen Erdenstaub
Mit wunderbarer Treu so sehr geliebt,
Was werd' aus dir ich machen, holdes Wesen?
Wenn ich aus meiner Armut und geringem Stand
Durch deine Hand erhoben,
Jungfrau, deinem Namen
Gedanken, Geisteskraft und Stil,
Zunge und Herz, Tränen und Seufzer weihe,
Leite mich zu beßrer Furt,
Und nimm in Gnaden auf mein neues Sehnen!

Es naht der Tag und kann nicht fern mehr sein;
Es eilt und fliegt die Zeit,
Jungfrau, einzig erwählte,
Und Herz, Gewissen und der Tod mich drängen.
Empfiehl mich deinem Sohn, der wahrer Mensch
Und wahrer Gott,
Daß er aufnehme meinen letzten Hauch im Frieden!

A. Baumgartner S. J.

Rezensionen.

Apologie des Christentums. Von **Paul Schanz.** Dritte Auflage. gr. 8⁰ Freiburg, Herder. Zweiter Teil: **Gott und Offenbarung.** (VIII u. 868) 1905. *M* 8.80; geb. *M* 11.— Dritter (Schluß-) Teil: **Christus und die Kirche.** (VIII u. 698) 1906. *M* 7.—; geb. *M* 9.—

Noch am letzten Tage des Monats Mai 1905 hatte Professor P. Schanz die Vorrede zum zweiten Bande seiner Apologie des Christentums unterzeichnet. Schon tags darauf, den 1. Juni, nahm ihm ein allzufrüher Tod die Feder für immer aus der Hand. Er hatte während einer langen Reihe von Jahren als der Wackersten und Verdienstvollsten Einer auf den am meisten gefährdeten Punkten der Außenwälle der Gottesstadt gestanden und gestritten, ja sie unablässig mit neuen Umwallungen zu stärken gesucht. Seiner Lebensaufgabe, die Religion Christi mit den Waffen der Wissenschaft gegen alle Anfeindungen des Unglaubens zu verteidigen, blieb er treu bis zu seinem letzten Lebenshauche. Darum Ehre seinem Andenken!

Was wir durch seinen Tod verloren, was speziell die katholische Wissenschaft an ihm besessen, beweisen wieder die letzten zwei Bände seiner Apologie, von denen der letztere noch gleichfalls von Schanz selbst druckbereit vorlag, dann aber nach dem Tode des Verfassers von seinem früheren Kollegen und späteren Amtsnachfolger Dr Wilhelm Koch auf höchst pietätvolle Weise herausgegeben wurde. Der erste Teil hatte „Gott und die Natur" zum Gegenstande, der zweite und dritte behandeln „Gott und die Offenbarung" bzw. „Christus und die Kirche" [1]. Hatte es dort der Apologet des 20. Jahrhunderts mit den Problemen der heutigen Naturwissenschaften, insofern sie die Grundlagen aller Religion zu erschüttern scheinen, zu tun, so mußte er sich hier mit den nicht weniger schwierigen und ungleich zahlreicheren Fragen auseinandersetzen, welche Geschichte, Exegese und Kritik aufwerfen und vielfach wider die geoffenbarte Religion verwerten. „Kein Gelehrter kann sich der Bedeutung und Tragweite der gegenwärtigen Verhandlungen auf dem Gebiete der Religionsgeschichte, der alttestamentlichen Exegese, der Offenbarungsgeschichte, des Lebens Jesu mehr verschließen, kein Gelehrter ihrem

[1] Vgl. die einläßlichen Besprechungen in dieser Zeitschrift XXXVII 201—208; LXVI 323 ff.

lusse sich entziehen." Ein sehr wahres Wort! Man müßte weder Auge Ohr dafür haben, was um uns vorgeht und wo die modernste Wissenschaft gefährlichsten Waffen gegen das Christentum schmiedet, wollte man seine tigkeit auch nur einen Augenblick in Zweifel ziehen. Es gilt dies vor allem der vergleichenden Religionsgeschichte. Wie man nämlich auf naturwissentlichem Gebiete alle Daseinsformen der materiellen Welt durch „Entwicklung" einen aus der andern zu erklären unternimmt, so will man nun auch jede gion, also auch die von Gott geoffenbarte Religion, also auch das Christen- als eine naturhafte Entwicklungsphase religiösen Denkens und Fühlens der schheit darstellen. „Es gibt keine Wissenschaft des Göttlichen", erklärte fessor Dieterich auf dem zweiten internationalen Kongreß für Religions- ichte zu Basel 1904, „sondern nur die Entwicklung des menschlichen Denkens Göttlichen. Es gibt wissenschaftlich keine göttliche Offenbarung, sondern nur wicklung menschlichen Denkens von göttlicher Offenbarung." Auf derselben struktion beruht bekanntlich O. Pfleiderers „Entstehung des Christentums". Religionsgeschichte macht nicht einmal Halt vor dem „übertriebenen Histomus" eines Strauß, Renan, Harnack, deren „Resultate" einfach ins Reich Illusionen verwiesen werden. Aus der Welt geschafft ist natürlich „der über- ene Historizismus" hierdurch nicht, aber es wurden doch viele neue, manch- recht verwickelte Probleme ins Leben gerufen.

Der katholische Apologet, überzeugt wie er ist von der absoluten Wahrheit Unverrückbarkeit seiner Position, kann und soll allen neu auftauchenden Fragen Schwierigkeiten kühl und kühn ins Auge schauen. Professor Schanz hat es immer n; seine ganze reiche schriftstellerische Tätigkeit zeugt dafür. Man mag vielleicht der einen oder der andern seiner Ansichten nicht völlig einverstanden sein, land aber wird im Ernst behaupten wollen, daß er sich nicht redlich Mühe ben habe, die Theorien und Beweisführungen seiner Gegner gründlich zu ehen und in ihrer ganzen Tragweite zu werten. Die ersten 210 Seiten des ten Bandes geben eine klare Übersicht über die Religionssysteme der außer- der positiven Offenbarung stehenden Kulturvölker der alten Welt: der Inder, ier, Griechen, Römer, Germanen, Chinesen, Ägypter und Semiten, also aller gionssysteme von Belang nach ihrer historischen Entwicklung, ihrem Glaubens- Sittlichkeitsgehalt, nach ihren Licht- und Schattenseiten. Auf dieselbe ruhig- iche Weise wird dann unter steter, einläßlicher Bezugnahme auf alle Probleme Pentateuchkritik die Religion des Volkes Israel behandelt (S. 210—302), m sich eine etwas kürzere Charakteristik des talmudischen Judentums, des m und der Religionen der Naturvölker anschließt. Nun erst konnte die Ent- ng des Christentums nach den sichern historischen Zeugnissen dargelegt und lich in seinen Beziehungen zur damaligen Welt, zum Judentum und zum entum, richtig verstanden werden. Es versteht sich von selbst, daß die natür- n und übernatürlichen Grundlagen, auf denen es beruht, vor allem die Offen- ng, die Weissagungen und Wunder, nicht nur nach ihrer inneren Möglichkeit, ern auch nach ihrer historischen Wirklichkeit und göttlichen Beweiskraft aufs ueste geprüft und gegen alle Angriffe des Zweifels und des Unglaubens sicher-

gestellt werden mußten. Es galt eben, nicht nur dem „übertriebenen Historizismus", sondern auch der vergleichenden Religionskunde gegenüber, den unerschütterlichen Beweis zu erbringen, daß die Entstehung des Christentums als eine göttliche Tat historisch zu verstehen sei. „Auch wir gehen von Tatsachen aus, von der Tatsache der mosaischen und prophetischen Geschichte, von der Tatsache des Christentums als dem Mittelpunkt aller religiösen Entwicklung, von der Tatsache des Lebens und Leidens des Stifters des Christentums. Aber wir kommen zu dem Ergebnis, daß diese Tatsachen unzertrennlich mit einer übernatürlichen Einwirkung verbunden sind und daß die Person und das Wesen Jesu ohne göttliche Natur nicht begriffen werden können. Das Übernatürliche ist in Christus da und muß erklärt, darf nicht einfach beiseite geschoben werden." In der Tat ist kein Grund vorhanden, der uns bestimmen könnte, von diesem alterprobten Wege aller Apologetik abzugehen. Denn die historische Methode fordert nicht, daß die Wissenschaft von vornherein alle Wunder und alle Einwirkungen einer außerweltlichen höheren Macht ablehne; sie würde sonst auf die Möglichkeit, eine ganze Reihe von unleugbaren Tatsachen und speziell die Entstehung des Christentums zu erklären, verzichten müssen. Noch weniger fordert dies das Kausalitätsprinzip. Das kausale Wirken in Natur und Geschichte wird durch das Übernatürliche nicht aufgehoben; „denn auch in Natur und Geschichte haben wir Neuanfänge, Geheimnisse für die Welt, das Leben, das Bewußtsein, die Persönlichkeit, welche auf höhere Ursachen außerhalb des mechanischen Zusammenhanges hinweisen". Oder sollte etwa der Begriff der Entwicklung das außergewöhnliche Eingreifen Gottes in den Gang der Weltereignisse ausschließen? Der Begriff der Entwicklung ist allerdings ein sehr fruchtbarer, sei es zur Erklärung der Vorgänge der materiellen Natur oder zur Erklärung des wirtschaftlichen, geistigen und sozialen Lebens des Menschen und der Menschheit; allein „keinerlei Entwicklung hätte es dahin gebracht, daß eine geistig-sittliche Weltreligion des Christentums zu stande gekommen wäre". Deswegen braucht man aber noch keineswegs anzunehmen, daß das Christentum als etwas absolut und in jeder Hinsicht Neues, als etwas dem Kulturzustand der damaligen Menschheit schlechthin Fremdartiges auf die Welt gekommen sei; nein, man wußte vielmehr schon längst und die Geschichte der vorchristlichen Menschheit beweist es zur Evidenz, daß die Geschicke der Menschheit in der Hand einer allweisen, allgütigen und allmächtigen Vorsehung liegen und daß Gott auf tausendfache Weise die Welt für das Christentum vorbereitet hat.

Der zweite Band gipfelt in der herrlichen Beschreibung der Person, des Lebens, der Lehre und des Werkes des Gottmenschen Jesus Christus.

Es kann indes nicht unsere Absicht sein, den reichen Inhalt der Apologie auch nur in Kürze skizzieren zu wollen; es muß genügen, nur auf die eine oder die andere der brennendsten von den in diesen Bänden behandelten Fragen hingedeutet zu haben. Die Werke des verstorbenen Gelehrten bedürfen übrigens der Empfehlung nicht mehr; sie haben längst allerorts lebhafte Anerkennung gefunden und nicht nur dem verdienten Verfasser, sondern auch der Sache überzeugte und begeisterte Anhänger gewonnen.

Indes zwei Wünsche drängen sich einem geradezu auf. Der erste betrifft ie Hebung und Ausnutzung der in der Apologie niedergelegten Wissensschätze. drofessor Schanz war ein Gelehrter und schrieb für Gelehrte oder doch für solche Gebildete, die einer wissenschaftlichen Beweisführung zu folgen im stande sind. Das mit unendlichem Fleiß aus allen Gebieten des menschlichen Wissens zusammengetragene und mit staunenswerter Gelehrsamkeit nach den festen Regeln der Vernunft und des Glaubens systematisch verarbeitete Material sollte nun von möglichst ielen und berufenen Apologeten studiert und dann in Wort und Schrift für eitere Kreise in entsprechender Form nutzbar gemacht werden, was um so notendiger wäre, als die entgegengesetzten Irrtümer bereits nur zu sehr in die reiten Massen unseres Volkes einzuströmen beginnen. Selbstverständlich würde urch diese Neuverarbeitung nicht nur die Behandlung der betreffenden Partien ne neue, individuelle Form gewinnen, sondern auch die Beweisführung dem desmaligen Zwecke entsprechend vielfach strammer und zwingender, das Verändnis der Frage selbst tiefer und abgeklärter sich gestalten.

Der andere Wunsch betrifft das Werk selbst oder richtiger dessen Fortsetzung. Bohl behält das Werk des gelehrten Verfassers noch auf Jahre hinaus seinen ohen wissenschaftlichen Wert, aber es ist eben für die Gegenwart geschrieben nd somit auch der Gegenwart angepaßt. Morgen aber ist die Gegenwart eine ndere und morgen wird auch der Irrtum ein anderer sein oder doch in anderer form auftreten. Um nun seine „Apologie des Christentums“ immer auf der döhe der wissenschaftlichen Forschung zu erhalten und den Bedürfnissen des lugenblicks zu adaptieren, begnügte sich der gelehrte Verfasser bei Neuauflagen icht damit, die etwa neu erscheinende, einschlägige Literatur nachzutragen: als fachmann in den Naturwissenschaften, der Exegese, der historischen Kritik, der Dogmatik war er auch vorzüglich befähigt und immer beflissen, zu den neu aufuchenden Problemen Stellung zu nehmen. Dasselbe Ideal wird zweifelsohne uch dem Erben seines literarischen Nachlasses stets vor Augen schweben.

Joseph Blötzer S. J.

Weihbischof Zirkel von Würzburg in seiner Stellung zur theologischen Aufklärung und zur kirchlichen Restauration. Ein Beitrag zur Geschichte der katholischen Kirche Deutschlands um die Wende des achtzehnten Jahrhunderts. Von Dr **A. Fr. Ludwig,** Professor der Theologie am kgl. Lyzeum zu Dillingen. Zweiter Band. 8° (VIII u. 592) Paderborn 1906, Schöningh. *M* 14.—

Hat beim Erscheinen des ersten Bandes ein Bedauern sich rege gemacht (vgl. iese Blätter LXIX 102 f) mit Rücksicht auf die Sache ebenso wie auf das Andenken Zirkels, daß für die Herausgabe nicht die Vollendung des zweiten Bandes abgewartet wurde, so hat die rasch folgende Veröffentlichung dieses wichigeren Schlußteiles jenes Bedauern einerseits zwar nur noch mehr gerechtfertigt, nderseits aber auch glücklich behoben. Nunmehr liegt das ganze Lebenswerk Zirkels, sein ganzer merkwürdiger Entwicklungsgang vor, erst jetzt aber auch wird nan diesen „Beitrag zur Geschichte der katholischen Kirche Deutschlands“ nach

seiner wahren Bedeutung würdigen. Daß das Material in dieser Vollständigkeit zusammengebracht, daß es so reich und unverkürzt und im ganzen doch so wohlgeordnet und übersichtlich mitgeteilt wurde, ist ein großes Verdienst des Verfassers, ein noch größeres vielleicht der Mut, gerade diesen Mann und dieses Lebenswerk sich zum Gegenstand einer so weit angelegten Publikation zu wählen. Ohne Zweifel ist hier eine höchst lehrreiche und dankenswerte Arbeit geleistet worden.

Der Verfasser hat nichts vom Panegyriker, im Gegenteil erscheinen seine ziemlich häufig eingestreuten kritischen Bemerkungen gegenüber seinem Helden zuweilen von einer fast zu weit gehenden Strenge. Der außerordentlichen Herzensmilde, wie der Verfasser selbst einem Wessenberg (S. 313) und einem Luther (S. 366) gegenüber sie an den Tag legt, scheint er in Bezug auf seinen Helden geflissentlich zuweilen Zwang angetan zu haben. Die Kraft des Werkes liegt auch nicht in der biographischen Zeichnung oder im abgerundeten „Lebensbild". Gewiß findet man alle Daten gegeben, welche den äußeren Rahmen zu diesem reichen Leben ausmachen, ebenso wie den wohlbegründeten Versuch zur Lösung des psychologischen Problems, dem der Leser ohne Bedenken zustimmen wird. Die Hauptsache aber ist und bleibt die treue Wiedergabe von dem, was Zirkel selbst über die verschiedenen großen Anliegen der Kirche seiner Zeit gedacht und geschrieben hat. Fast alle Fragen des kirchlichen Lebens, welche heute die Geister bewegen, fast alle neologischen Strömungen, die heute den katholischen Sinn zu verwirren drohen, machten sich schon geltend in den Tagen Zirkels, und er als hochbedeutender Geist hat zu denselben Stellung genommen, ja kraft seines Amtes nehmen müssen. Ganz mit Recht schreibt der Verfasser (S. 488):

„Zirkel war Bischof von Hippo, wo einst der große hl. Augustin gewirkt.... Wie dieser, so ging auch Zirkel auf Irrwegen, aber nur, weil er nach Harmonie zwischen Glauben und Wissen suchte, und auch er hat sich zum inneren Frieden durchgerungen und dann sein ganzes reiches Wissen und Können in den Dienst der Kirche gestellt, deren göttliche Herkunft ihm zur Gewißheit geworden war. Er war groß und geistvoll auch da, wo er irrte, größer noch in dem, was er für die Verteidigung der Kirche geleistet hat."

Zu sehr vielen von Zirkels Ausführungen, namentlich in der früheren Periode seines Lebens, wird der orientierte katholische Leser sich im Gegensatz wissen, und auch später, da der geistvolle Prälat zum treuesten Vorkämpfer der kirchlichen Sache geworden ist, kann sein Urteil nicht gerade immer und allweg eine sichere Führung bieten. Aber lebhaft anregend und lehrreich sind seine Ausführungen immer. Obenan stehen da seine Erfahrungen in Bezug auf Erziehung des Klerus und Leitung der Seminarien, die Stellung der theologischen Universitätsprofessoren zur kirchlichen Autorität u. dgl. Aber es bildet dieses Gebiet doch nur eine Seite in seinem vielfältigen Kampf um die Freiheit und Reinerhaltung der katholischen Kirche in Franken und Deutschland überhaupt. Der Anschluß an Rom, die Freiheit der Bischofswahlen, die unbehinderte kirchliche Besetzung der Pfarreien, die dogmatische Gediegenheit des Diözesankatechismus, die Wichtigkeit der Klöster und Volksmissionen, die Stärkung des katholischen Geistes durch Zusammenschluß der noch unverfälscht katholischen Gelehrten und Ermutigung der

katholischen Literatur gehören bei ihm so zu den Hauptpunkten. Die große Torheit seiner Zeit, durch Nachgiebigkeit die katholische Kirche „retten“ zu wollen, durchschaute er aufs klarste; den wohlgemeinten Bestrebungen zur Wiedervereinigung der getrennten christlichen Gemeinschaften, wie sie vielfach an ihn herantraten, stand er freundlich, wenn auch wenig hoffnungsvoll gegenüber: er kannte zu wohl die Zustände innerhalb des Protestantismus. Den unheilvollen Einfluß der protestantischen Aufklärung und der von ihr ausgehenden Literatur auf die katholischen Gelehrtenkreise hat wohl niemand richtiger geschätzt als dieser zur kirchlichen Bestimmtheit mühsam zurückgekehrte ehemalige Aufklärer. Er vermochte aber auch das ganze Maß der Schuld zu veranschlagen, das Neuerungssucht und Modedienerei katholischer theologischer Schriftsteller auf sich geladen hatte (S. 448). Mit der Sicherheit der Überzeugung sprach er aus (S. 231), „daß jenes theophilanthropische Wortgeklingel und Symbolwerk, hinter welchem man zum Staunen des Volkes das hohe Geheimnis einer überirdischen Wahrheit verborgen halten will, zu nichts frommen kann“. Zum Kapitel der vorgeblichen „Reinigung des katholischen Lehrbegriffs“ meint er (S. 413):

„Die Kirche kann nie zugeben, daß der theologische Unterricht wie außer ihr gestellt und von dem obersten Lehrer der Kirche unabhängig gemacht werde. Die Universitätslehrer sind nicht notwendig und unfehlbar die gelehrtesten und einsichtsvollsten Menschen, um über alle Aufsicht erhaben zu sein, und der Schulwitz ist die Weisheit nicht immer, durch welche die Welt regiert wird.“

Recht besonnen bringt der ehemalige Aufklärer seine Beobachtungen (S. 167) über „Aberglauben“ und Unglauben zum Ausdruck; dagegen verrät er freilich eine gewisse Unsicherheit, so oft das Verhältnis von Vernunfterkenntnis und Glauben berührt wird. Es mag vielleicht zu weit gehen, wenn der Biograph (S. 473) von ihm sagt, daß er „den Versuch, Gottes Dasein auf wissenschaftlichem Wege erst beweisen zu wollen, fast wie ein Sakrileg ansah“; aber es kann gewiß nicht zu klaren Begriffen führen, was (S. 412) aus Zirkels eigener Feder wiedergegeben wird:

„Den Anfang mit der sog. Vernunftreligion machen wollen sei, von der Nichtigkeit und dem Umweg eines solchen Versuches abgesehen, schon darum eine ganz verkehrte Lehrweise, weil die Erkenntnis der göttlichen Dinge überall nur durch Gottes Offenbarung gegeben ist, welche der sinnliche Verstand erst nachher mit seinen Erfahrungsbegriffen und Grundsätzen zu erstreben sich bemüht. ‚Ohne diese frühere und vorgängige Offenbarung ist er blind in allem, was auf die sittliche Welt und ihren Urheber Bezug hat. Was er davon zu fassen im stande ist, faßt er nur im Glauben, und was er davon sieht, sieht er nur im Strahl der ewigen Wahrheit, der in sein inneres Auge fällt.‘“

Ein Mangel an sicherer theologischer Schulung verrät sich auch, wo Zirkel im Verlauf seiner sonst billigen und für seine Zeit hochherzigen Würdigung des Jesuitenordens (S. 339) ein völliges Zerrbild des probabilistischen Systems entwirft, das er mit dem Laxismus zu identifizieren scheint. Beschreibt er doch sogar die „Probabilitätslehre“ als „die täuschende Selbstberuhigung, die wir uns durch die Sophisterei der lüsternen Begierlichkeit gegen unser besseres Wissen und Ge-

wissen zu verschaffen suchen". Vorsichtiger als sein Biograph, der hier von „wunden Punkten in der Morallehre des Ordens" spricht, betont jedoch Zirkel, daß diese Theorie schon vor den Jesuiten vorhanden war und von Männern vertreten worden sei, die im Privatwandel sehr streng gegen sich gewesen. Ja er legt Nachdruck darauf, daß Vorwürfe dieser Art nicht den Jesuiten speziell, sondern „den theologischen Schulen und ihrem Disputiereifer überhaupt zur Last fielen". Unzutreffend sind gleichermaßen die Vorwürfe, welche scheinbar im Sinne Zirkels (S. 333) aus Anlaß der Gnaden- und Prädestinationslehre den „scholastischen Theologen" gemacht werden, „die da wähnten, die innersten Gedanken Gottes ergründen und die Tiefen seiner Weisheit erschöpfen zu können". Da bedurfte es wahrlich nicht erst des Weihbischofs Zirkel, um das „Geheimnis des Glaubens" zu betonen; denn wie sehr auch die zunächst inkriminierten Schulen, die thomistische und molinistische, in diesen Fragen auseinandergehen mögen, darin stimmen sie ohne weiteres völlig überein, daß die Gnadenwahl Gottes ein Geheimnis im strengsten Sinne für unsere Erkenntnis bleibe.

Alles in allem bietet das nunmehr glücklich vollendete Werk vieles Wissenswerte, nicht nur über den damaligen Stand der Theologie, sondern für die Kenntnis der damaligen Zeit überhaupt, der Kulturzustände Unterfrankens, der brutalen Mißgriffe der bayrischen Gewalthaber und der vorteilhaften Seite der toskanischen Periode. Unter vielem Betrübenden kann man doch zuweilen etwas aufatmen, wie bei der charaktervollen Haltung des greisen Dompropstes von Stauffenberg und selbst bei der verhältnismäßigen Festigkeit des Fürstbischofs Karl Georg von Fechenbach, der noch immer seine Würde zu wahren wußte und weder den Fürsten noch den Bischof ganz verleugnete. Der bayrischen Regierung gereicht nach der Aufhäufung einer unermeßlichen moralischen Schuld das eine wenigstens zur Ehre, daß sie es sich zu schulden glaubte, einen kirchlich so tadellosen und geistig so hervorragenden Prälaten trotz seines ultramontanen Rufes auf einen der neugegründeten Bischofsstühle zu berufen, und zwar damals den schwierigsten von allen. So ist das große Werk wahrhaft angefüllt mit denkwürdigen Tatsachen wie mit lehrreichen Urteilen, reich ergiebig für die Geschichte Frankens und Bayerns, Licht verbreitend aber vor allem über die Krankheiten und Heilmittel der Kirche Deutschlands in der Gegenwart.

Otto Pfülf S. J.

Die Kunst des Klosters Reichenau im 9. und 10. Jahrhundert und der neuentdeckte karolingische **Gemäldezyklus zu Goldbach** bei Überlingen. Festschrift zum 80. Geburtstage seiner Königlichen Hoheit des Großherzogs Friedrich von Baden. Mit Unterstützung des Großherzoglichen Ministeriums der Justiz, des Kultus und Unterrichts. Von Dr **Karl Künstle**, Professor an der Universität Freiburg i. Br. gr. 4° (62 S. mit 30 Bildern und 4 farbigen Tafeln.) Freiburg 1906, Herder. *M* 20.—

Den beiden im Titel angezeigten Gegenständen entsprechen die zwei Abteilungen der Abhandlung. Die erstere schildert die Anfänge des Klosters des

:. Pirmin, die Kirchenbauten, Wandmalereien und Miniaturen der Mönche der :eichenau bis ins 11. Jahrhundert, die andere das Kirchlein zu Goldbach und .e auf den Wänden seines Schiffes neu aufgefundenen Gemälde. Letztere füllten ıedem in zwei Reihen das Langschiff und zeigten sechzehn Wunder Christi. Nur ı der oberen Reihe sind erhalten: die Heilung des Aussätzigen, die Auferweckung :s Jünglings von Naim, Christus mit zwei Pharisäern, die Heilung eines ·esessenen und die Stillung des Meeressturmes. Dazu kommen auf der Wand :s Chorbogens die Bilder des hl. Priscianus mit dem Stifter Winidhere und :s hl. Martinus mit der Hiltepurg, der Tochter oder Gemahlin des Stifters. ›ie Bilder sind außerordentlich wichtig, aus derselben Zeit und Schule, vielleicht ›n derselben Hand wie der bekannte, von Kraus veröffentlichte Zyklus der Junder Christi zu Oberzell auf der Reichenau. Bis jetzt hat man nach Kraus' organg jene Wandgemälde von Oberzell datiert: „Ende des 10. Jahrhunderts, was später als die Miniaturen des Perikopenbuches des Erzbischofs Egbert von rier." Künstle rückt sie mit dem Gemäldezyklus von Goldbach um ein volles ahrhundert hinauf, schreibt demnach: „Beide Zyklen gehören noch der karo- ngischen Zeit an (dem Ende des 9. Jahrhunderts); sie sind die ältesten rzeugnisse monumentaler Wandmalerei, die uns diesseits der Alpen erhalten ıd. Das ist ein Resultat von der allergrößten Wichtigkeit; denn damit ist r so oft beklagte und von den Kunsthistorikern so schmerzlich empfundene erlust der karolingischen Wandmalerei gehoben." Es ist richtig und mit Recht el entschiedener, als bisher geschah, betont, daß zwischen den in der Reichenau n Ende des 10. Jahrhunderts entstandenen Miniaturen und diesen Wand- mälden ein großer Unterschied besteht. Man hat ihn bis dahin durch die erschiedenheit der Größe und Technik bei Malereien auf Kirchenwänden oder ıf Pergamentblättern erklärt. Trotzdem zeigt sich auch große Ähnlichkeit in r Zeichnung, Komposition, Farbengebung und Auswahl der dargestellten zenen. Ich kann mich, besonders auch wegen der reich verbrämten Kleidung r Männer, welche zum Luxus der späteren ottonischen Zeit paßt, nicht ent- ›ließen, die neue Datierung anzunehmen. Sehr weit gehen auch folgende Be- ıuptungen des Verfassers: „So kennen wir jetzt etwa dreißig Handschriften ıs der ottonischen Zeit mit reichen Zierblättern und einem entwickelten neu- :lamentlichen Bilderkreis, die alle in der Reichenau etwa in der Zeit von 50 bis 1010 gemalt sind" (S. 17). „Damit sind alle illustrierten Hand- ıriften genannt, die, soviel bis jetzt bekannt ist, aus der großen Reichenauer :ntralschule hervorgingen; es ist damit aber auch zugleich die Liste der be- :utsamen Miniaturenzyklen der ottonischen Zeit überhaupt schöpft" (S. 32). „Das Kloster Reichenau ist, wenn ihm der Epterna- ›nsis auch nicht angehören sollte, die glänzendste Kunststätte des ›. Jahrhunderts" (S. 34).

Diese Sätze gründen sich hauptsächlich auf stilkritische Untersuchungen, deren :gebnis durchaus nicht sicher steht, nicht von allen tüchtigen Kennern anerkannt rd. Stilkritische Erwägungen spielen auch bei der Datierung jener beiden ›klen eine große Rolle. Viele Forscher werden die Stilkritik nach Erwägung

aller andern Gründe als ausschlaggebend ansehen. Werden nicht eben diese bei der alten Datierung bleiben? Wie dem auch sei, Künstle verdient für die Aufdeckung und wertvolle Veröffentlichung des hochwichtigen Zyklus von Goldbach warmen Dank. Doppelten, wenn seine Datierung sich als richtig erweist. Darüber aber kann man zuletzt doch nur nach genauer, persönlicher Untersuchung der Originale entscheiden.

Steph. Beissel S. J.

Gedichte eines Deutsch-Amerikaners. Von M. J. Lochemes. 12° (VIII u. 206) Milwaukee 1906, Wiltzius. *M* 5.50

Schon 1895 wurde ein kleines Werk dieses Dichters in dieser Zeitschrift warm empfohlen (XLVIII 460): das Drama „Theodatus", sein Erstlingswerk. Die tüchtige Arbeit lenkte die Aufmerksamkeit vieler Fachkritiker auf den talentvollen Verfasser. Eine anziehende Biographie Lochemes erschien 1901 in den „Dichterstimmen" (Hft 10) aus der Feder seines Landsmannes J. Rothensteiner.

Im Jahre 1860 zu New York geboren, von wo indes die Familie schon im folgenden Jahre nach Milwaukee (Wisconsin) übersiedelte, ward Lochemes mit 23 Jahren Priester, 1889 Studienpräfekt und Professor der Geschichte und Literatur am Lehrerseminar in Wilwaukee, bald darauf Rektor der Anstalt. Im Jahre 1890 machte er eine Studienreise nach Europa. Größere Werke hat der Dichter bisher nicht herausgegeben. Neben „Theodatus" ist sein bedeutendstes Buch Dreiguds un Noschens, eine Sammlung von Gedichten im pennsylvanischen Dialekt, die natürlich zunächst für deutsch-amerikanische Leser bestimmt war. Rothensteiner urteilt darüber: „Durch dieses Werk nimmt M. Lochemes eine ganz eigenartige Stellung in unserer Literatur ein. Es ist sicher das populärste Buch, das seit Dezennien von einem Deutsch-Amerikaner geschrieben wurde." Man konnte sich nun fragen, ob der Dichter wohl mit gleichem Geschick die Schriftsprache meistern würde wie den heimatlichen Dialekt, ob er in ernsten, ergreifenden Stoffen einen größeren Leserkreis ebenso zu fesseln wisse, wie durch humoristische Schwänke und Schnurren seine engeren Landsleute. Das vorliegende Bändchen gibt uns die Antwort.

Es zerfällt in zwei Bücher: „Lieder und Gedanken" enthalten größtenteils lyrische Stücke, nur die „Späne" haben einen mehr didaktischen Charakter, während das ganze zweite Buch lediglich epische Gedichte aufweist.

In der Behandlung heimatlicher Stoffe ist Lochemes fast immer glücklich. Harmonisch verschmelzen sich hier ein feiner Natursinn, ein für die großartigen landschaftlichen Reize der Neuen Welt in hohem Grade empfängliches Gemüt mit dem tiefreligiösen Grundzug seines Charakters.

Abends am Michigan.

Die Wellen im weißen Sande,
Die flüstern schlafesmatt;
Vom Ufer drüben blinzeln
Die Lichter der nahen Stadt.

Der Himmel wölbt sich droben,
Ein Tempel voll Majestät,
Drin betet die müde Erde
Ihr frommes Nachtgebet.

Da kommt der Mond gezogen
Durch blaue Himmelshöh'
Und baut eine goldene Straße
Wohl über den dunkeln See.

Und auf der Straße wandeln
Die Engel durch die Nacht;
Und wie sie singend wandeln,
Die Sehnsucht leis erwacht.

Wohl möcht ich selber ziehen
Den goldenen Pfad entlang;
Die Harfen hört ich rauschen,
Ich hörte den Engelssang.

Und sänke der Mond im Westen,
Und klopfte der Morgen ans Tor,
Und schwände die goldene Straße;
Zög ich mit den Engeln empor.

Sein eigentümlichstes Talent aber entwickelt der Dichter in jenen Stücken, welche den wilden Westen und insbesondere die weite, endlose Prärie zum Vorwurfe nehmen. Dem europäischen Leser zeigen diese Stimmungsbilder und landschaftlichen Gemäldepartien ganz ungewohnte, hochinteressante Schönheiten: „Das Indianergrab", „Am Mississippi", „Prärienacht", „Das Präriekreuz" u. a. Wie knapp und dabei bezeichnend Lochemes oft das Lokalkolorit selbst mit der Erzählung zu verbinden weiß, zeigt das kleine epische Gedicht:

Aus der Prärie.

Der Reiher sprach: „Am Morgen kam
Ein Krieger vom Ojibwa-Stamm,
Der ritt auf seinem Pferde klein
Zur Prärie abendwärts hinein."

Das Birkhuhn sprach: „Ich sah ihn auch.
Er saß am grünen Haselstrauch,
Sein Pferd am Pflocke weidend ging,
Sein Tomahawk am Strauche hing."

Die Schlange sprach: „Durchs Präriegras
Kroch ein Dakotah. — Arglos saß
Der Krieger vom Ojibwa-Stamm
Beim Haselstrauch am Hügelkamm."

Der Geier sprach: „Ich sah sie gut,
Beim Haselstrauch die Lache Blut;
Ein bäumend Pferd am Prärierand
Führt des Dakotahs blut'ge Hand."

Weniger gefallen die „Bilder aus dem Goldland" sowie die meisten von den Stücken, die fremde Stoffe behandeln. Auch deutschen Motiven steht Lochemes als geborner Amerikaner im Gegensatz zu Rothensteiner fremder gegenüber. Hier sinkt die Muse doch zuweilen bis zu gereimter Prosa herunter. Selbst die humoristischen und didaktischen Gedichte mißlingen dem Verfasser oft. Die Pennsylvania-deutschen Witze machen sich in dem ungewohnten Gewande der Schriftsprache eben ganz anders als in ihrem heimatlichen Kleide. Immerhin dürfen sich z. B. „Die Esel von Chattanooga" auch so noch sehen lassen und die „Späne" bieten nicht selten bei knappem Ausdruck vorzügliche Gedanken:

Leib und Seele.

Mein Leib, nun laß mich fragen:
Was suchst auf Erden du?
Wofür ist all dein Jagen
Selbst in des Alters Tagen? —
„Freund, um ein Stündchen Ruh!“ —

Nun Seele, laß dich fragen:
Was treibt dich allezeit?
Was heißt so viel dich wagen?
Den Preis sollst du mir sagen! —
„Freund, eine Ewigkeit!“ —

Die Form läßt bei einer großen Zahl von Gedichten ziemlich zu wünschen übrig. Unreine Reime, sprachliche Härten, überzählige Silben finden sich nicht selten. Das ist um so mehr zu bedauern, da es dem Dichter keineswegs an Talent für die Formgebung gebricht. Dafür zeugen die Sonette im ersten Buch, welche verhältnismäßig wenig formelle Mängel aufweisen:

Am Lebensabend.

Altmodisch sieht er aus mit seiner Krause
Und seinem Dreispitz; wie vom Tod vergessen
Ist er seit Jahren täglich dagesessen
Auf seiner Bank an stiller Waldesklause.

Er hört es kaum, der neuen Zeit Gebrause,
Sieht nicht den Wechsel, den der Mensch vermessen
Herbeigeführt. Er betet unterdessen
Und sehnt, ein müder Wandrer, sich nach Hause.

Wenn abends fern im Land die Glocken schlagen
Zum Engelsgruß, hört man ihn beten leise,
Als möcht er seines Scheidens Stund erfragen.

Und kehrt er heim vom Tisch der Himmelsspeise,
Scheint sein Gesicht voll milden Lichts zu sagen
„Herr, Abend wird's! Ich bin bereit zur Reise!“

Aloys Stockmann S. J.

Empfehlenswerte Schriften.

Hirtenbriefe des hochw. Herrn Dr Wilhelm Sommerwerck gen. Jakobi, Bischofs von Hildesheim 1871—1905. 8° (IV u. 656) Hildesheim 1906, Borgmeyer.

Die 35 Hirtenschreiben von der Übernahme des bischöflichen Amtes 1871 bis kurz vor dem Eintritt in die Ewigkeit 1905 werden nach der Folge der Jahre wiedergegeben, zwei gelegentliche Ausschreiben über Errichtung des Bernward-Denkmals 1885 und über Abhaltung der Volksmission 1904 bilden den Anhang: alles zusammen eine schöne Erinnerung an den ehrwürdigen Greis, der so lange

mit so viel Segen den Bischofsstuhl des hl. Bernward eingenommen hat. tlich spiegelt sich in diesen Schreiben das wechselnde Gepräge der Zeiten, wie der persönliche Eindruck, den der bischöfliche Vorgänger Eduard Jakob und Gestalten eines Pio IX. und Leo XIII. auf den Schreiber hervorgebracht. ch alles hindurch klingt aber stets die Stimme des „guten Hirten", der als rhaft praktischer Seelsorger auf das Wesentliche und Wichtige des Christenns ausgehend, im Lauf der Jahre die Gesamtheit der Christenpflichten für das ate wie öffentliche Leben seinen Gläubigern vor Augen zu stellen wußte. se Schreiben mit ihrer klaren, milden Sprache bilden daher ein gutes Erbauungs- für das christliche Volk, in welchem für alle Lebenslagen Rat zu finden ist, der Gründung der Familie an, durch alle Stufen des Kindes- und Jugendrs, und weiter bis zur Schwelle der Ewigkeit. Das Ausschreiben 1893 über s Kreuz" im Leben und in der Kunst des hl. Bernward wird durch eine Reihe licher Darstellungen erläutert, würde aber auch ohne diese den Leser fesseln, t minder als das folgende 1894 über die hl. Elisabeth. Besondere Auf-ksamkeit gebührt dem Schreiben 1879 über „Erziehung des Kindes in den uljahren" und dem herrlichen Hirtenbriefe 1898 („Herr, zu wem sollen wir n?") über die wahre Kirche; sie sprechen im alten, echt katholischen Sinne hrheiten aus, die manche Schattierungen der heutigen Katholiken zu leicht zu essen scheinen. Eine solche Sammlung bischöflicher Kundgebungen mitten aus Praxis und Wirklichkeit heraus läßt unwillkürlich den Wunsch rege werden, lich gesinnte Protestanten möchten statt aus Schmähschriften und Zeitungen doch solch reinen Quellen mit Geist und Praxis der katholischen Kirche sich bekannt hen. Sie würden dann gewiß etwas von der Gesinnung mit sich fortnehmen, so ergreifend in dem Hirtenschreiben 1896 sich kund gibt: „Pax vobis — der be sei mit Euch!"

ders Konversations-Lexikon. Dritte Auflage. Reich illustriert durch Textabbildungen, Tafeln und Karten. Sechster Band: Mirabeau bis Pompeji. Lex.-8° (VIII u. 1796) Freiburg 1906, Herder. In Originaleinband *M* 12.50

Das rasch und sicher der Vollendung zuschreitende Universal-Nachschlagewerk durch nichts wirksamer empfohlen als durch den praktischen Gebrauch. Jeder Band ist eine Einladung, mit dem Werk die Probe zu machen, auf allen ieten und aus allen Fächern verspricht es das Neueste und Beste. Vor dem hmann wie vor dem Praktiker und im Vergleich mit allen andern Enzyklopädien es die Probe fast immer glänzend bestehen. Die geographischen Artikel (Nordrika, Österreich-Ungarn, Ozeanien, Palästina, Persien, Polarländer) mit den dtebildern (Moskau, München, New York, Paris), die astronomischen (Mond, neten), die physiologischen (Muskeln, Nerven), naturwissenschaftlichen (Pferde, nzen, Pilze), technischen (Motorwagen, Nähmaschine, Ölkraftmaschinen, Pflug) den ausgezeichneten Tabellen und Abbildungen fallen am meisten in die Augen, die großen zusammenfassenden Darstellungen über Missionen, Münzen, Orden, fik, Nahrung, Obst, Pädagogik, Philosophie usw. bekunden genugsam, daß eine t geringere Sorgfalt auch den andern Gebieten zugewendet blieb, dem Sport der Kunst vielleicht sogar eine gewisse Vorliebe. Das Reich der Kunst hat auch wieder Gelegenheit geboten, in der durchweg vornehmen Illustration n dem vielen zur Anschauungslehre Nützlichen, auch das Schöne zur Geltung

kommen zu lassen (z. B. Monstranz, Mosaik, nordische und persische Kunst, Ornament, Pompeji). Nach der wiederholten Besprechung der früheren Bände braucht kaum gesagt zu werden, daß bei Würdigung besonders bedeutsamer Erscheinungen das Lexikon über seine Aufgabe einer knappen Orientierung oft weit hinausgreift, und Abhandlungen, Studien, Charakteristiken bietet von zuweilen origineller Färbung und kühnem Fluge. Meistens gereicht dies dem Werke zur Zierde und macht es zur Lektüre einladender, naturgemäß kann aber manches auch zu Meinungsverschiedenheiten Anlaß werden. Artikel z. B. wie über Newman oder Pentateuch könnten die Unterlassung einer weisen Einschränkung bedauern lassen. Solche Eindrücke bleiben jedoch vereinzelt; jeder, der eingehend prüft, wird der in einem solchen Bande angehäuften Summe trefflicher Leistungen, vor allem aber der Umsicht und Sorgfalt der Redaktion die größte Anerkennung zollen. Die Promptheit, mit der überall schon die neuesten Daten Verwertung finden, muß Bewunderung erregen.

La providence et le miracle devant la science moderne. Par Gaston Sortais, ancien professeur de philosophie. 8° (190) Paris 1905, Beauchesne & Cie. *Fr.* 2.50

Gabriel Séailles faßte in dem Werke: Les assertions de la conscience moderne (Das moderne Bewußtsein und seine Lehren), einige bereits veröffentlichte Artikel zusammen. Der Titel ist richtig gewählt; denn außer bloßen Behauptungen wird uns als einziger durchschlagender Beweis nur die stets wiederholte Versicherung gegeben, daß es die Errungenschaften der modernen Wissenschaft seien. In den letzten drei Jahrhunderten hätten die Fortschritte der Wissenschaft vollständig aufgeräumt mit der Anerkennung eines persönlichen Gottes, mit der Idee einer Schöpfung und Vorsehung und dem Glauben an Wunder. Neues wird nicht geboten, aber die stets wiederholten Angriffe fordern zu einer ebenso unermüdlichen Abwehr heraus. So sah sich denn G. Sortais zu einer Gegenschrift veranlaßt, in der er die Behauptungen Séailles' einer sorgfältigen Prüfung unterzieht. Er kann nicht auf die streng philosophischen Beweise eingehen, deren der Professor der Sorbonne keine beibringt; es handelt sich nur um die Frage, ob die Gelehrten der letzten drei Jahrhunderte wirklich dem krassen Unglauben gehuldigt haben. Läßt sich das Gegenteil nachweisen, so verliert die Behauptung des Gegners ihre einzige Stütze; ihre ganze Haltlosigkeit und Hohlheit ist damit erwiesen. Aus zahlreichen Belegstellen wird nun dargelegt, daß die anerkannt bedeutendsten Gelehrten sich für einen persönlichen Gott und seine Vorsehung ausgesprochen und weder die Möglichkeit noch Erkennbarkeit der Wunder angezweifelt haben. Von Kepler und Newton, Descartes und Leibniz bis auf Volta und Faraday, Robert Mayer und Pasteur kommen die großen epochemachenden Geister zu Wort. Für einen Gesamtüberblick beruft sich Sortais auf den Protestanten Dr Dennert (nicht Denner), der mit echt deutschem Fleiß dreihundert Gelehrte auf ihre religiöse Überzeugung prüfte und 242 überzeugt gläubige nachgewiesen habe. Nachdem so in der Hauptsache die Unwissenheit und Dreistigkeit, mit der der Unglaube verfochten wird, an den Pranger gestellt ist, verläßt Sortais die allgemeinen Betrachtungen und fordert eine entschiedene Stellungnahme zwei bestimmten Tatsachen gegenüber. Was ist zu halten von den Wundern in Lourdes und wie muß der Ursprung des Lebens erklärt werden? Nehmen wir nämlich auch nur ein Wunder an, dann sind deren Möglichkeit und Erkennbarkeit erwiesen; ist das Leben durch

Gottes allmächtiges Eingreifen in den Lauf der Weltbildung entstanden, dann haben wir Gott als Schöpfer anzuerkennen. Zur ersten Frage wird ein besonders eklatantes und gut bezeugtes Wunder beigebracht, zur zweiten muß aus der Unzulässigkeit einer Urzeugung die Notwendigkeit einer göttlichen Dazwischenkunft gefolgert werden. An Herr Séailles ist es jetzt zu antworten, wenn er kann. Aus dem Gesagten erhellt, daß die Schrift recht gute Dienste dem modernen Übermut gegenüber leisten kann.

Atlas Scripturae Sacrae. Auctore Dr Ricardo de Rieß. Editio secunda recognita et collata, passim emendata et aucta labore et studio Dr Caroli Rueckert, Professoris Universitatis Friburg. Brisg. Tabulae X. 4° (VIII u. 26) Friburgi Br. 1906, Herder. *M* 5.60; geb. *M* 6.80

Der in drei Auflagen verbreitete deutsche Bibelatlas des verstorbenen Herrn Domkapitulars R. v. Rieß erschien 1896 in lateinischer Ausgabe, deren zweite Auflage nunmehr vorliegt, neu bearbeitet von Dr Karl Rückert. Ein kurzer Hinweis auf die Vorzüge der Neubearbeitung genüge zur Empfehlung. Der die Karten begleitende Index ist von 15 auf 26 Seiten gestiegen, was zum Teil auf den etwas größeren und gefälligeren Druck, aber zum größeren Teil auf Vermehrung des erläuternden Textes zurückzuführen ist. Die Zahl der Karten ist die gleiche geblieben. In der Ausführung sind nur solche Änderungen vorgenommen, die sich ohne erhebliche Unkosten bewerkstelligen ließen. Der Wüstenzug der Israeliten ist weniger weit in die Wüste von Etham eingezeichnet, sondern biegt schon am Rande der Wüste nach Süden ab. Rückert verlegt Dalmanutha und Mageban nach Magdala an das Westufer des Sees Genesareth, während Rieß Dalmanutha südlich vom See im Ostjordanland ansetzt; neuerdings sind auch J. P. van Kasteren u. L. Fonck für die Gleichung der Dalmanutha = el-Delhemiye, oberhalb der Einmündung des Hieromax in den Jordan, und Mageban = Ma'âb, etwa 7 km weiter südlich, eingetreten; der 1907 im Cursus S. Scripturae erscheinende Atlas biblicus wird ebenfalls dieser Ansicht beitreten. — Außer Bethsaida Julias verzeichnet Rückert mit Recht ein am Westufer des Sees gelegenes Bethsaida, das er mit Chân Minie identifiziert. Arimathäa verlegt er nach Ramle, das neutestamentliche Emmaus nach el-Kubeibe. Die wichtigste Änderung, für die der Bearbeiter im Prooemium mit Wärme eintritt, ist auf Tab. VIII vorgenommen, wo der Berg Sion und die Stadt Davids nicht mehr auf dem niedrigeren Osthügel, sondern auf dem höheren Westhügel, dem traditionellen Sion, verzeichnet werden. Bei einer zu erhoffenden künftigen Auflage dürfte auf der Spezialkarte von Ninive ein deutsches Beiwort ohne erhebliche Unkosten durch das entsprechende lateinische zu ersetzen sein und auf Tab. VII die dritte Missionsreise des hl. Paulus vielleicht besser nicht über Colossae geführt werden (vgl. Kol 2, 1).

Theorie und Praxis in der Moral. Von Dr Franz Walter, o. ö. Professor der Moraltheologie an der Kgl. Universität München. 8° (122) Paderborn 1905, Schöningh. *M* 2.—

Aus der Antrittsrede, welche der Verfasser bei Übernahme seiner Münchener Professur 1904 über das Verhältnis von Theorie und Praxis in der Behandlung der theologischen Sittenlehre hielt und alsbald in der Germania (Wissenschaftliche Beilage Nr. 45, neun Spalten) drucken ließ, ist durch Umarbeitung und Zusätze ein Werkchen von 65 Seiten Text und 57 Seiten Anmerkungen geworden. Für

Theologen hat die Abhandlung dadurch an Wert erheblich gewonnen, und bei der edlen Wärme, die der Verfasser in seine Worte zu legen weiß, werden Sachkundige sie mit Genuß lesen. Hatte es in früheren Aufsätzen des Verfassers den Anschein, als wolle Walter mit dem ganzen Betrieb der Moral, wie er bisher auf kirchlicher Seite allgemein in Übung war, aufräumen und der „Kasuistik" jede wissenschaftliche Bedeutung absprechen, so trägt er hier kein Bedenken, seine Äußerungen von damals ganz erheblich einzuschränken. Dies gereicht ihm zur Ehre, und von der andern Seite wird man ihm ohne Zweifel gern recht geben, wenn er mit Nachdruck darauf besteht, daß für einen akademischen Lehrer der christlichen Moral die Theorie obenanstehen muß. Ohne genügende Kenntnis der allgemeinen Begriffe und Grundsätze und ohne schulgerechte Beweisführung wäre alle praktische Kasuistik auf Sand gebaut. Das haben die besseren Kasuisten immer anerkannt. Auf der andern Seite kommt auch Walter zu dem Ergebnis, daß die Praxis in gewissem Sinne etwas Höheres, Wertvolleres sei als die Theorie, „weil sie nicht blos Erkennen und Wissen, sondern Handeln und Leben ist; und die Moral ist ja die Wissenschaft von den menschlichen Handlungen, vom christlichen Leben. Die richtige Praxis ist die durch die Kardinaltugend der Klugheit ergänzte und vervollkommnete Theorie" (S. 10). Auch der Satz: „Den Schwerpunkt akademischer Vorlesungen über Moraltheologie erblicke ich darin, den Theologen soweit als möglich mit dem Leben der heutigen Gesellschaft bekannt zu machen, ihm wenigstens die Haupterscheinungen dieses Lebens vorzuführen, soweit daran die Moral interessiert ist" (S. 18), kann richtig verstanden werden, obwohl eine solche Besprechung kontingenter gesellschaftlicher Lagen sehr bald von der Theorie in die Kasuistik hinübergleiten wird, denn ein Student kann in den Prinzipienfragen sehr sattelfest sein und doch den heutigen Formen des sozialen und des sexuellen Problems und den Zweifeln, die sich dem modernen Betrieb von Kunst und Literatur gegenüber erheben, unbeholfen und ratlos gegenüberstehen. Nun sind es aber gerade diese drei Stücke, die dem Verfasser sorgfältiger Bearbeitung besonders wert scheinen. In den Anmerkungen finden sich reiche — wohl überreiche — Hinweise auf die moderne, katholische sowohl als gegnerische Literatur. Einige ziemlich weit hergeholte Nummern dieses Apparates hätten mit Vorteil durch irgendwelche Berücksichtigung älterer Moralisten ersetzt werden können.

Kritiken und Neues zur Wiedervereinigung der getrennten Christen. Von Dr C. Seltmann, Domherr und Universitätsprofessor. 8° (146) Breslau 1906, Aderholz. *M* 2.—

Dem gehaltvollen Bande, in welchem Dr Seltmann 1903 die Erfahrungen seines langjährigen Wirkens für die Aussöhnung der getrennten Konfessionen zusammengefaßt hat (vgl. diese Zeitschrift LXVIII 434 f), läßt er hier eine Ergänzung folgen, die Frucht seines unermüdeten Eifers für den großen Gedanken seines Lebens. Zunächst werden die Äußerungen wiedergegeben, mit welchen sein Werk von Preßorganen verschiedenster Färbung aufgenommen worden ist, und die gegen seine Bestrebungen lautgewordenen Zweifel in 15 Nummern erörtert. Daran anschließend werden einzelne Punkte der katholischen Lehre abgehandelt, welche dem Nichtkatholiken besondere Schwierigkeiten zu bieten pflegen: Unbefleckte Empfängnis, Unfehlbarkeit, Syllabus, Alleinseligmachende Kirche, endlich Wesen und Begriff der Kirche Christi selbst. Letzteres ist der eigenbliche Kapitalpunkt, der nicht nachdrücklich genug hervorgehoben, nicht warm genug betont werden kann, und daher auch

in dieser Zeitschrift wiederholt einläßliche Darlegung gefunden hat (XI 473—494: Wiedenmann, Das Christentum und die katholische Kirche; LX 121—135: Nostiz-Rieneck, Die Weltkirche). Dr Seltmann bewährt auch hier wieder sein liebevolles Eingehen auf die Denkweise der Andersgläubigen und sein Verständnis für ihre Schwierigkeiten. Sein rastloses Bemühen, die Flamme religiöser Begeisterung kräftig zu entfachen inmitten der kalten Atmosphäre des Indifferentismus, und Frieden zu verkünden inmitten des konfessionellen Haders, verdient alle Beachtung und Teilnahme; seine Bestrebungen sind der ernstesten Würdigung wert.

1. **Der Gottmensch Jesus Christus im katholischen Gotteshause.** Von P. Wenzel Lerch S. J. 16° (250) Warnsdorf 1906, Opitz. *Kr.* 1.—
2. **Bedenken gegen die göttliche Vorsehung.** Bearbeitet nach Bruchstücken der Predigten des 1890 verstorbenen P. Karl Hünner von P. Wenzel Lerch S. J. 16° (244) Warnsdorf 1906, Opitz. *Kr.* 1.—

Der als Prediger und als Verfasser zahlreicher, gediegener, der Belehrung, Festigung und Erbauung des katholischen Volkes dienender Schriftchen bestens bewährte österreichische Jesuitenpater hat seinen früheren diese zwei weiteren folgen lassen. Hat das erste namentlich für Österreich, wo die protestantische Propaganda noch immer ihr Unwesen treibt, aktuelles Interesse, so ist das zweite, das sich mit einem sehr wichtigen, aber sonst in dieser Ausführlichkeit weniger behandelten Gegenstand beschäftigt, von ganz allgemeiner Bedeutung. Die beiden Schriftchen sind populär im besten Sinne des Wortes.

Studies in Idolatry. By E. R. Hull. kl. 8° (VI u. 96) Bombay 1906. *Annas* 6.—

Die lehrreiche Schrift, entstanden aus einer Reihe von Artikeln, welche im Laufe der Jahre 1904/05 in der indischen Zeitung „The Examiner" erschienen, behandelt einen nicht nur für Vorderindien, sondern für die gesamte Religionswissenschaft äußerst wichtigen Gegenstand. Was ist der Götzendienst? Wie urteilt darüber die Offenbarung und die Vernunft? Wie ist die Sünde des Götzendienstes bei einem kulturell hochstehenden Volke möglich? Wie ist die Sünde des Götzendienstes, die von der göttlichen Gesetzgebung und der menschlichen Vernunft gleichmäßig verurteilt wird, mit den manchmal sehr hochstehenden sittlichen und religiösen Anschauungen großer Kulturvölker vereinbar? Wie unterscheidet sich der Götzendienst vom Heiligenkult der katholischen Kirche? Diese und ähnliche Fragen sind eines weiten Interesses sicher, selbst wenn der Hinduismus nicht die Religion des sechsten Teiles der Menschheit wäre, und selbst wenn man nicht im Zeitalter der vergleichenden Religionskunde lebte. Die vorliegende Arbeit ist im Grunde erst der erste Teil zu zwei andern Werken, die der gelehrte Verfasser bereits unter den Händen hat, „Studien über den Hinduismus" und „Studien über die christliche Religion". Man darf nur hoffen, daß die beiden folgenden Teile auf dieselbe meisterhafte Weise wie der erste behandelt werden. Der Verfasser ist offenbar ein vorzüglich geschulter Geist, der auf genaue Begriffsbestimmungen und streng methodische Beweisführung den allerhöchsten Wert legt, und trotzdem ist die Darstellung nirgends trocken und abstrakt, sondern überall aus der Beobachtung des Lebens, der Geschichte, der Völkerpsychologie geschöpft. Die Grundsätze, die sich daraus ergeben, sind mit solch lichtvoller Klarheit und Bestimmtheit auseinandergesetzt, daß auch der heidnische Leser ihnen wird zustimmen müssen, und er wird es um so lieber tun, als der Ton nirgends verletzend, überall versöhnend und wohlwollend ist.

Die geschichtsphilosophische und kirchenpolitische Weltanschauung Ottos von Freising. Ein Beitrag zur mittelalterlichen Geistesgeschichte. Von Dr Jos. Schmidlin. [Studien und Darstellungen aus dem Gebiete der Geschichte IV, 2. u. 3.] 8° (XII u. 168) Freiburg 1906, Herder. *M* 3.60

Die Schrift will aufmerksam machen auf Otto von Freisings historische Anschauungen, namentlich seine Chronik, in welcher die mittelalterliche Geschichtsauffassung vielleicht zum ersten Male systematisch ausgebaut erscheint. An Größe und Weite der Ideen steht Otto würdig in der Mitte zwischen dem Verfasser des „Gottesstaates" und Bossuet; dabei verleiht sein hervorragender Platz unter den geistigen Größen des 12. Jahrhunderts wie seine persönliche Stellung als Bischof und Mönch, Reichs- und Kirchenfürst, Verwandter des Kaiserhauses und Vorkämpfer des Papsttums seiner historischen Anschauungsweise besondern Wert und macht sie zu einem Zeugnis von unvergleichlichem Gewicht. Im zweiten Teil geht der Verfasser auf Ottos kirchenpolitische Ansichten im einzelnen ein. Der Enkel Heinrichs IV., der Oheim des Rotbarts, bewährt einen sehr ausgeprägten Sinn für kirchliche Freiheit und Hoheit, für Unabhängigkeit der Papst- und Bischofswahl und eine warme Begeisterung für Gregor VII. und dessen Bestrebungen. Noch manche andere tief eingreifende Frage wird gelegentlich der Wiedergabe von Ottos Äußerungen gestreift und dadurch eine weitere Nachprüfung angeregt. Es wäre schon Gewinn, wenn der Leser, so zu eingehender Bekanntschaft mit Ottos Schriften veranlaßt, aus ihnen die christliche Betrachtungsweise der Weltgeschichte schöpfen lernte.

Geschichte der Säkularisation im rechtsrheinischen Bayern. Von Dr Alphons-Maria Scheglmann. III. Band: Die Säkularisation in den 1803 definitiv bayerisch gewesenen oder gewordenen Gebieten. 1. Hälfte: Die Säkularisation der Fürstbistümer und Benediktinerabteien. 8° (VIII 930) Regensburg 1906, Habbel. *M* 9.60; geb. *M* 12.—

Das Jahr 1803 bezeichnet den Höhepunkt in der Säkularisiertätigkeit wie im Beutegewinn der vom Illuminatentum gegängelten bayrischen Staatsregierung, kein Wunder, daß Band III dieses hochwichtigen Werkes (vgl. diese Zeitschrift LXIX 99), dem die Vorgänge von 1803 zugefallen sind, zu zwei mächtigen Volumina anschwellen mußte. Die vorliegende erste Hälfte behandelt die Unterdrückung und Ausraubung der alten Fürstbistümer Augsburg, Bamberg, Freising und Passau zusamt ihren Hochstiften und Domkapiteln und darüber hinaus die Plünderung und Verwahrlosung von 32 herrlichen Benediktinerabteien, darunter altberühmte Lichtherde der Wissenschaft und Frömmigkeit wie Tegernsee, Benediktbeuern, Ober- und Nieder-Altaich. Der Verfasser gewährt vollständigen Einblick in den materiellen, moralischen und intellektuellen Stand der unterdrückten geistlichen Körperschaften, zuweilen mit treffenden und wahrhaft klärenden Ausführungen von allgemeiner Bedeutung. Zugleich mit der Schilderung des brutalen Plünderungszuges wird eine Art von bayrischem „Klosterbuch" geboten, mit reichen Beiträgen zur Geschichte der Kunst, der Sitten und Kultur, des Bibliotheks- und Gelehrtenwesens in den heute bayrischen Landen. Weitaus die meisten der unterdrückten Korporationen wirkten auf das Volk wohltätig, waren in gutem Stande und trotz der Ungunst der Zeit in verhältnismäßiger Blüte. Auffallend ist die Zahl von hervorragend tüchtigen Äbten. Den dienstbeflissenen Handlangern des Staatsdespotismus aus den Reihen der bayrischen Aristokratie wie auch den „geistlichen Judassen" wird

die Brandmarkung nicht erspart, wenn auch, abgesehen von den Abtrünnigen von Weissenohe, einzelne der letzteren nicht an den Pranger gestellt werden. Die ganze widerliche Klasse der aufgeklärten Klosterbewohner und „liberalen Mönche" ist mit Schonung bei Seite gelassen, und ihr Vorhandensein wird nur zuweilen leise angedeutet. Mit großer Umsicht hat der Verfasser die reichlich vorhandenen Vorarbeiten herangezogen (vermißt wurde ein Hinweis auf M. Rottmanner, Thaddäus Sibers Selbstbiographie, München 1896), außerdem aber auch für diesen Band wieder aus Handschriften, Privatmitteilungen und weithin zerstreuten Lokalforschungen vieles Neue und Wertvolle beigebracht. Hätte für die langen Aufzählungen der Bibliothekschätze und der Klosterinsassen eine übersichtlichere Anordnung im Druck sich wohl empfohlen, so wird doch auch jetzt das Interesse des Lesers nicht leicht erlahmen, dank der Frische der Darstellung und der herzhaften Volkstümlichkeit des Tones. Parlamentarische Schranken sind nicht immer eingehalten, was anderswo Bedenken unterliegen mag, hier aber dem empörten Gerechtigkeitsgefühl eine gewisse Genugtuung schafft. Der Mut, die Dinge beim rechten Namen zu nennen, ist auch etwas wert, und wo es ehrlich und schlicht wie hier aus einer treuen Bayernseele kommt, darf ein hartes Wort nicht leicht Anstoß erregen.

Der kirchliche Besitz im Arrondissement Aachen gegen Ende des 18. Jahrhunderts und seine Schicksale in der Säkularisation durch die französische Herrschaft. Ein Beitrag zur Kirchen- und Wirtschaftsgeschichte der Rheinlande. Von Dr phil. Paul Kaiser, katholischer Militärpfarrer. 8° (VIII u. 212) Aachen 1906, Jakobi.

Akten- und zahlenmäßig wird der kirchliche Besitz innerhalb des von der siegreichen französischen Republick abgegrenzten Aachener Bezirkes im einzelnen nachgewiesen, alles was geistlichen Korporationen oder Pfründen zugehörte an Häusern, Grundstücken, Wald, Renten, Mobilien und Privilegien, und die Vorgänge der Einziehung, Veräußerung und Neuerwerbung durch Ortseingesessene oder Fremde werden berichtet. Diese Nachweise allein schon haben ihren Wert für die Lokal-, Provinzial- und Ordensgeschichte; manche Einzelheiten z. B. über Bibliotheken, Bilder, Viehstand gewähren Vergnügen. Die Hauptbedeutung besteht in der wirtschaftsgeschichtlichen Untersuchung über Nutzen oder Nachteil des kirchlichen Besitzstandes und seiner Einziehung. Das Resultat ergibt, daß jener Besitz ein sehr mäßiger war und in vieler Beziehung wohltätige Wirkungen übte, und daß der wirtschaftliche Aufschwung, welcher nach der Säkularisation tatsächlich sich bemerkbar macht, ganz andern, und zwar politischen Faktoren zuzuschreiben ist. Die Untersuchung wird mit wissenschaftlicher Ruhe und strenger Sachlichkeit geführt und hat überall zunächst nur die wirtschaftlichen Fragen vor Augen. Es ergibt sich aber von selbst, daß auch auf manche Seite des kirchlichen Lebens (Privilegien des Klerus, Mendikanten, inkorporierte Pfarreien u. dgl.) neues Licht fällt.

„Les Saints." 12° Paris 1906, Lecoffre. à Bd *Fr.* 2.—

1. **Saint Pierre.** Par L. Cl. Fillion, Prêtre de Saint-Sulpice. (IV u. 208)
2. **Saint Théodore** (759—826). Par l'abbé Marin. (IV u. 198)

1. Das an großen Momenten so reiche und in seinem Weiterwirken so bedeutungsvolle Leben des hl. Petrus in einem biographisch abgerundeten Bilde darzustellen, ist schon öfter unternommen worden. Trotzdem war es gerechtfertigt, auch

dieser großen Sammlung von Heiligenleben nach den für dieselbe aufgestellten besondern Direktiven eine Biographie des Apostelfürsten einzuverleiben. Was die Heilige Schrift, was die ältesten Väter und Lehrer der Kirche über den Apostel berichten, ist nicht nur fleißig gesammelt, sondern auch durch Reflexion und Interpretation nach Möglichkeit ausgebeutet. Zuweilen entsteht selbst der Eindruck, als ob der hl. Petrus nach der irdischen und weltlichen Seite hin etwas zu hoch erhoben werden sollte. Wie bei jeder Lebensbeschreibung des hl. Petrus, überrascht die Fülle dessen, was in der Heiligen Schrift allein schon an völlig sichern Angaben über ihn sich findet. Die Apokryphen, welche mit dem Namen oder der Person des hl. Petrus in Beziehung stehen, sind nur sehr vorsichtig und maßvoll zur Verwendung herangezogen worden.

2. Ist auch das erbauliche Moment in den Vordergrund gerückt entsprechend dem Zweck der Sammlung, welcher das Lebensbild angehört, und wird demgemäß in Theodor vor allem der Heilige, der Geistesmann und Klostererneuerer geschildert, so fehlt es doch auch im übrigen nicht an lehrreichen und ansprechenden Partien. Schon für die Zustände des byzantinischen Mönchtums jener Zeit war der gelehrte Verfasser auf Grund früherer Arbeiten vor andern kompetent; auch über den möchianischen Streit und die Erneuerung des Bilderstreites wird manches zur Klärung beigebracht. Ein vorzügliches Interesse bietet der hl. Theodor durch seine Anhänglichkeit an Rom und seine glänzenden Zeugnisse für den römischen Primat, sein Kloster Studion aber als eine Heimstätte byzantinischer Poesie, Kunst und Wissenschaft. Die friedlichen Jahre seiner Abtszeit bezeichnen geradezu eine neue Blüteperiode byzantinischen Geisteslebens. Auch für die Geschichte der Chiffrenschrift ist er von Bedeutung, die unter dem Druck der Verhältnisse bei ihm und seinen Mönchen reichliche Anwendung und Ausbildung fand.

La Bienheureuse Varani, Princesse de Camerino et Religieuse Franciscaine 1458—1527. Par la Comtesse de Rambuteau. 12° (VIII u. 188) Paris 1906, Lecoffre. *Fr.* 2.—

Das Leben Battista Varanis steht wie ein liebliches Heiligenbild zwischen dem zweifachen grauenhaften Blutbad, das 1433 und wieder 1503 nahe daran war, ihr erlauchtes Geschlecht völlig auszurotten. Geboren 1458, nahm sie 1481 mit zwei ihrer Cousinen den Schleier der armen Klarissen; seit 1499 Äbtissin, verstarb sie 1527. Sie hat geistliche Schriften, auch Dichtungen hinterlassen, aus denen ihre außerordentliche Begnadigung teilweise zu erkennen ist. Der Glanz des Fürstenhofes, aus dem sie hervorging, gerade im Höhepunkt der lebensfreudigen Renaissancezeit, und die vielfachen Familienbeziehungen, welche sie mit den gefeiertsten Frauen im damaligen Italien nahe verbanden, geben ihr eine geschichtliche Bedeutung, nicht weniger als ihre Klostergründungen zu Camerino und Fermo und ihr schützender Einfluß bei den schwierigen Anfängen des Kapuzinerordens. Etwas Romantik fehlte dem Jugendleben nicht ganz; feinfühlige Frauenhand hat der Darstellung die richtige Beleuchtung gewahrt; die spätere Zeit führt auf die höchsten Höhen der Mystik. Lesenswert macht die Lebensbeschreibung vor allem der Kampf um den Beruf, das wunderbar tiefe Verständnis der Seligen für die Andacht zum göttlichen Herzen, endlich die zweifache Epoche auf ihrem Weg zu Gott: Als Kind von nicht 10 Jahren gelobt sie eine Träne für das Leiden Christi an jedem Freitag, als Achtzehnjährige erfleht sie von der seligsten Jungfrau ein einziges Fünklein jener Gottesliebe, die sie selbst erfülle.

Das heilige Kaiserpaar Heinrich und Kunigunde. In seinem tugendreichen und verdienstvollen Leben dargestellt von P. Heinrich Müller S. V. D. Mit buntem Titelbild, 16 Vollbildern, 80 Abbildungen und einer historischen Karte. Vierte, umgearbeitete Auflage. 8° (298) Steyl, Post Kaldenkirchen (Rheinland) 1906, Missionsdruckerei. Geb. *M* 3.—

Wenn dieses fromme Volks- und Familienbuch, trotz vieler Ungunst, die ihm in der Öffentlichkeit entgegentrat, innerhalb dreier Jahre drei Auflagen erlebt hat und neubearbeitet in vierter Auflage erscheinen konnte, ist das wohl ein Beweis, daß es in seiner Weise Gutes bietet und den Ton des christlichen Volkes richtig getroffen hat (vgl. diese Zeitschrift LXVIII 226 f). Die vorgenommenen Änderungen bestehen größtenteils nur in Kürzungen, durch welche bei der gleichen prächtigen Ausstattung und Illustrierung wie früher der jetzige abnorm wohlfeile Preisansatz ermöglicht werden konnte. Die altehrwürdige, mit dem Geiste des früheren Mittelalters und der ganzen Denkweise des heiligen Kaiserpaares durchaus in Einklang befindliche Überlieferung von der jungfräulichen Ehe hat der Verfasser mit gutem Rechte festgehalten, und er erklärt, daß die hierüber geführte jüngste Kontroverse ihn in seiner Überzeugung nur noch mehr bekräftigt habe. Im Buche selbst wird die Kontroverse nicht weitergeführt, sondern nur das Verzeichnis der betreffenden Streitartikel in den öffentlichen Organen beigefügt, die erhobenen Einwände werden als nicht durchschlagend in ihrer Kraftlosigkeit gezeigt und die festgeflochtene Kette der Überlieferung bis zur ersten Bezeugung ihres Vorhandenseins durch jenen wohlunterrichteten und urteilsfähigen Mönch von Monte Cassino zurückverfolgt. Der schlichte Ton des Volksbuches bleibt dabei gewahrt, und hätten auch vielleicht auf andere Weise die Beweismomente wirksamer ausgebeutet, die Gegenargumente gründlicher gelöst werden können, so werden doch dem Unvoreingenommenen feste Anhaltspunkte genug dargereicht. Sehr zu loben ist die Beigabe der historischen Karte, wie auch die übrigen kleinen Änderungen der neuen Auflage nur zum Vorteil sind.

Fragments d'un Journal intime précédés d'une notice biographique. Par J. de Rochay. 8° (XLIV u. 214) Paris (s. a.), Beauchesne. *Fr.* 2.50

Unter dem Schriftstellernamen J. de Rochay hat Juliette Charoy in den Jahren 1876 bis 1894 zahlreiche deutsche Schriften für das französische Publikum teils übertragen teils frei bearbeitet; bei ihrem Tode noch (1898) hinterließ sie das vollendete Manuskript der Übersetzung von P. Röslers Frauenfrage mit selbständiger Einleitung. Seit Ende der sechziger Jahre hatte sie auch mehrere eigene Werke im Druck ausgehen lassen und für verschiedene periodische Blätter gearbeitet; am meisten wurde sie bemerkt durch regelmäßige Referate über die neueste französische Romanliteratur in der Revue du Monde Catholique 1881—1894, in welchen ästhetisches Feingefühl der Entschiedenheit des sittlichen Urteils die Hand reichte. Welche Achtung ihre männliche Art der Kritik ihr erwarb, zeigen ihre Beziehungen zu dem Akademiker Désiré Nisard und der verehrungsvolle Nachruf, den René Bazin bei ihrem Tode ihr gewidmet hat. Seit ihrem 20. Jahre lebte sie in Paris, anfangs mit Malerstudien, später mit Schriftstellerei beschäftigt, der eigentliche Inhalt ihres Lebens war jedoch Pflege der Charitas und der lautersten Frömmigkeit. Nur das Christentum, tief innerlich erfaßt, vermag ein solches Idealbild der „alten Jungfer" zu schaffen. Nicht ohne Ergriffenheit vertieft man sich in die kurze biographische Skizze, die P. Jos. Brucker S. J. dem Büchlein vorausschickt, sie wird

nur ergänzt und weitergeführt durch die dann folgenden etwa hundert kurzen Ausschnitte aus ihren Tagebüchern: meist ansprechende Bilder aus dem Leben, Gedanken über Erscheinungen im Bereich der Kunst und Literatur, apologetische oder religiöse Erwägungen, aber niemals Selbstbespiegelungen.

Reisebilder aus Schottland. Mit zwei Bildern in Farbendruck, 84 Abbildungen und einer Karte. Dritte, vermehrte Auflage. [Nordische Fahrten. Skizzen und Studien, III. Bd]. Von Alexander Baumgartner S. J. gr. 8° (XIV u. 362) Freiburg 1906, Herder. *M* 5.50; geb. *M* 8.—

Die Sorgfalt, mit welcher die Verlagshandlung darauf bedacht war, diese „Reisebilder“ von einer neuen Auflage zur andern mit immer reicherem und gewählterem Schmucke zu umkleiden, läßt erkennen, daß es sich hier um eines jener Werke handelt, die in mehr als gewöhnlicher Weise sich Beliebtheit errungen und auf das bessere Lesepublikum einen noch immer frischen Reiz ausüben. Bei allem Schönsten, was Schottlands Zauberlandschaften aufzuweisen haben, seinem Hochland und seinen Seen, seinen Inseln und Meeresbuchten, macht der Verfasser den Leser verweilen, während er zugleich ihn fesselt mit den Schilderungen der Größe und Herrlichkeit vergangener Tage, der siegreichen Volkshelden und kühnen Glaubensboten, und ihn spielend bekannt macht mit allem, was seitdem Kunst und Literatur, Gewerbefleiß und Unternehmersinn auf schottischem Boden Glänzendes neu erstehen ließen. Daß den kirchlichen Überresten und Erinnerungen wie den hoffnungsvollen Keimen eines neuerwachten katholischen Lebens eine besondere Aufmerksamkeit geschenkt worden ist, des hat der Verfasser kein Hehl. Weder die Unbefangenheit des Urteils noch die Anmut der Zeichnung hat dabei gelitten, es war das im Gegenteil unentbehrlich, wollte der Verfasser, wie er getan, Land und Volk nach Vergangenheit und Gegenwart bis in die Tiefen seiner Eigenart richtig erfassen lehren. In unaufhörlichem Wechsel, bald tändelnd heiter bald ergreifend ernst, drängen sich Naturschilderungen, Stimmungsbilder und Plaudereien; oft verrät sich der Poet, stets birgt sich ein reicher Gehalt. So folgt man mit immer neuem Genuß, der durch die Beigabe der zahlreichen und gutgewählten Illustrationen nicht wenig gehoben wird. Dankenswert hat die neue Auflage nebst andern kleinen Zutaten zwei Schlußkapitel angefügt, die in Kürze, aber nichtsdestoweniger allseitig und zuverlässig über das heutige Schottland nach der materiellen, intellektuellen und religiösen Seite hin unterrichten. Zu dem früheren reichlichen Inhaltsverzeichnis ist jetzt noch ein gutes Sach- und Namenregister gekommen, so daß dieser dritte Band der „Nordlandsfahrten“ seinen so beifällig aufgenommenen Vorgängern: I. Island und die Färöer (vgl. diese Zeitschrift LXIII 568), II. Durch Skandinavien nach St Petersburg (LXI 562), in allem würdig an die Seite tritt.

Pflanzenphysiologische Versuche und Demonstrationen. Für die Schule zusammengestellt von Dr Edm. Klein, Professor der Botanik am Athenäum zu Luxemburg. 4° (44) Luxemburg 1906, Beffort.

Eine vortreffliche Schrift, welche auch für den botanischen Unterricht in Deutschland mit Nutzen verwendet werden kann. Der Verfasser hat es unternommen, in dieser Zusammenstellung die geläufigsten Versuche und Demonstrationen über die Physiologie der Pflanzen zu sammeln, sie nach eigenen Erfahrungen zu ergänzen und mit Erläuterungen zu begleiten, die von jedem, der für die Pflanzenkunde sich interessiert, von Interesse sein werden. Die beigegebenen Textfiguren sind recht instruktiv.

Unsere Getreidearten und Feldblumen. Bestimmung und Beschreibung unserer Getreidepflanzen, mit Übersicht und Beschreibung der wichtigeren Futtergewächse, Feld- und Wiesenblumen. Von Dr B. Plüß, Reallehrer in Basel. Dritte, vermehrte und verbesserte Auflage. Mit 244 Bildern. 12° (VIII u. 220) Freiburg 1906, Herder. Geb. *M* 2.40

Das Büchlein verfolgt den Zweck, den Nichtbotaniker zur Kenntnis unserer Kulturpflanzen und zur sichern Bestimmung derselben anzuleiten. Dementsprechend ist die Beschreibung eine kurze, leicht faßliche und völlig genügende, um es auch dem Laien zu ermöglichen, die wichtigsten Gräser und Futterpflanzen selbst kennen zu lernen. Die beigegebenen Abbildungen sind gut.

Biologische Notizen. Ein Hilfsbuch für botanische Selbstbeobachtungen auf Spaziergängen und Exkursionen von Dr phil. E. Dennert. 12° (178) Leipzig 1906, Scheffer. Geb. *M* 1.20

Der Verfasser, dessen Schriften über Entwicklungstheorie und insbesondere gegen Häckel wir bereits an andern Stellen in dieser Zeitschrift (LXVIII 440 und oben 104 f) besprochen haben, ist Botaniker von Fach und hat als solcher mehrere für den botanischen Unterricht geeignete kleinere Werke herausgegeben. Das vorliegende soll sowohl dem Lehrer dazu dienen, den Unterricht in der Botanik anregender zu gestalten, als auch den Schülern, um ihnen die biologische Auffassung des Lehrmaterials zu erleichtern. Die Pflanzen sind nach den deutschen Namen übersichtlich geordnet und die biologischen Bemerkungen zu jeder Pflanze beigefügt.

Biologische Fragen und Aufgaben für den Unterricht in der Botanik. Von Dr phil. E. Dennert. 8° (68) Godesberg 1905, Selbstverlag des Verfassers. 60 *Pf.*

Entsprechend der neueren biologischen Unterrichtsmethode soll das Büchlein den Schüler zum Sehen und Nachdenken erziehen und anleiten durch eine Reihe von Fragen und Aufgaben. Zugleich soll es zur Belebung des botanischen Unterrichts dienen, der ehemals durch seine trockene Systematik die Schüler abschreckte.

Der Münchener Katechetische Kurs 1905. Ausgeführter Bericht im Auftrage des Kurskomitees herausgegeben von Dr Jos. Göttler, Privatdozent an der Kgl. Universität München. 8° (320) Kempten und München 1906, Kösel. *M* 3.—

Die Anregung zum katechetischen Kurs gegeben zu haben, ist das Verdienst des für die Förderung des Katechismusunterrichtes seit Jahren unermüdlich tätigen Professors Dr A. Weber zu Dillingen, desselben, dem die sog. Münchener Methode ihr Dasein verdankt. Vorträge wurden gehalten über Abstraktion und Begriffsbildung, Apperzeption und Verständnis, Analyse und Synthese (Willmann), Anschauung, Reproduktion und Assoziation, die Assoziationshilfen (Baumgartner), Willensbildung im Religionsunterricht (Baier), Gemütsbildung im Religionsunterricht (Weber), das Prinzip des Anschauungsunterrichtes, die Mittel der Anschauung (Swoboda), die Münchener Methode (Stieglitz), Behandlung der biblischen Geschichte (Kundi), die Liturgie und die Jugend (Hauser), Kinderlektüre und Jugendschriften (Siebengartner) und Fortbildung der Katecheten (Thalhofer) — Gegenstände, welche für die katechetische Unterweisung allesamt von größter Wichtigkeit sind. Die Vorträge dürfen im ganzen als recht gut bezeichnet werden. Sie bieten viel Lehrreiches,

sind klar und zielstrebig. Als Ergänzung kamen zu ihnen fünf Lehrproben hinzu, die mit Kindern aus verschiedenen Schuljahren abgehalten wurden. Sie stellten die Anwendung des Vorgetragenen auf die Praxis dar. Im Mittelpunkt der Verhandlungen stand die sog. Münchener Methode, nach der dann auch die Katechesen erteilt wurden. Daß es an empfehlenden und verteidigenden Worten für sie nicht fehlte, ist bei dem Boden, aus dem der Kurs erwuchs, durchaus natürlich. Doch wurden auch von manchen fachmännischen Teilnehmern mit allem Nachdruck verschiedene Forderungen gegen dieselbe erhoben. Bei aller Anerkennung ihrer Vorzüge wurde namentlich verlangt, daß der Katechismus mehr in den Vordergrund des Unterrichtes gestellt und zum Ausgang des letzteren genommen werden müsse, daß die sog. Einheit der Anschauung aufzugeben sei, und endlich, daß die Münchener entwickelnde Methode nicht als die einzig richtige und zweckmäßige betrachtet werden dürfe, sondern der sog. erklärenden Methode ihr volles Recht eingeräumt werden müsse. Wir können allen Interessenten die Schrift nur empfehlen. Der Kurs scheint uns bezüglich der Münchener Methode viel Klarheit gebracht zu haben. Wenn diese im Sinne der eben angeführten, durchaus berechtigten Forderungen eine Abänderung erfährt, dann ist sie zweifellos ein sehr geeignetes Hilfsmittel für den katechetischen Unterricht, das bald neben bald statt der erklärenden Methode, je nach dem Gegenstand, der Altersstufe der Schüler, den Anlagen des Katecheten und sonstigen Umständen mit großem Nutzen zur Anwendung kommt. Den Veranstaltern des Kurses aber gebührt aller Dank sowohl für diesen selbst wie für den vorliegenden Bericht.

Ausgeführte Katechesen für das erste Schuljahr der katholischen Volksschule. Von Karl Bühlmayer. kl. 8° (VIII u. 200) Kempten und München 1906, Kösel. *M* 1.80; geb. *M* 2.40

Die Katechesen schließen sich mit Berücksichtigung der Altersstufe der Kinder, denen sie gelten sollten, an die Münchener Methode an, die in der Tat beim ersten Unterricht in den christlichen Wahrheiten ganz am Platz ist. Zum Gegenstand haben sie die notwendigsten Gebete und Lehrstücke. Sie sind kindlich, anschaulich und anregend, doch wohl etwas zu stoffreich. Auch wird man bezüglich verschiedener Einzelheiten anderer Auffassung sein können als der Verfasser. So gefällt nicht die Erklärung S. 96. Trivial erscheint das Beispiel S. 129. Die Katechese zur letzten Bitte des Vaterunsers auf die Sündflut gründen (S. 661), kann sich doch kaum empfehlen. Wozu ferner bei den Erstjährigen ein Spruch aus Cicero (S. 73), auch wenn dieser nicht mit Namen genannt wird? Nicht glücklich ist der Ausdruck „Dummheit" auf S. 185 und die Motivierung des Weihwassernehmens am Abend: „daß sie gut schlafen können" (ebd). Auch im Streben nach Anschaulichkeit ist der Verfasser wohl hie und da etwas zu weit gegangen. Vgl. z. B. das Vorzeigen einer Mannesfigur aus Pappe auf S. 38 und die Übungen an der Tafel auf S. 191 ff. Übrigens soll keineswegs verkannt werden, daß gerade Katechesen für das erste Schuljahr ihre besondern Schwierigkeiten haben, mehr als solche für die oberen Klassen.

Katholische Volksschul-Katechesen. Für die Mittel- und Oberstufe ein- und zweiklassiger und für die Mittelstufe mehrklassiger Schulen. Von Joh. Ev. Pichler. Zweiter Teil: Sittenlehre. 8° (222) Wien 1906, St Norbertus-Verlag. *M* 2.—

Das Eigentümliche und zugleich ein Vorzug der Pichlerschen Katechesen ist, daß jede eine in sich abgeschlossene Einheit darstellt. Erzielt wird diese durch

Zusammenfassung der zueinandergehörigen und innerlich miteinander verwandten Wahrheiten. Pichler nennt diese Einheit die begriffliche. In der Art des Vorgehens halten die Katechesen sich vorwiegend an die sog. erklärende Methode, doch ist auch, wo angebracht, die entwickelnde herangezogen, wie sie von dem Münchener Katechetenverein vertreten wird. Auch Pichlers Katechesen über die Sittenlehre sind ein sehr brauchbares Hilfsbuch zur Vorbereitung auf den katechetischen Unterricht. Sie zeigen nicht bloß, wie man die religiösen Wahrheiten einfach und anregend darstellt, sondern auch, wie man System in die Erklärung des Katechismus hineinbringt.

1. **Der Katechet.** Ausführliche Erklärung des Katholischen Katechismus als praktische Anleitung zum Katechesieren. Von Ferd. Heinr. Jägers und Ludw. Inderfurth. Erster Band: Von dem Glauben. Zweite Auflage. 8° (608) Köln 1906, Bachem. *M* 5.—; geb. *M* 6.25

2. **Handbuch zur Erklärung der Biblischen Geschichte.** Herausgegeben von D. Dr Karl August Beck, Geh. Regierungs- und Schulrat, Direktor des Königl. Schullehrer-Seminars zu Heiligenstadt. Erster Band: Das Alte Testament. Dritte Auflage. 8° (512) Köln (o. J.), Bachem. *M* 4.—; geb. *M* 5.—

Gern bringen wir die Neuauflagen der beiden vorgenannten für den katechetischen Unterricht bzw. der Erklärung der Biblischen Geschichte sehr dienlichen Schriften an dieser Stelle zur Anzeige. Sie bieten dem Katecheten und Lehrer reichliches, solides und dabei gut verarbeitetes Material für den Unterricht, und zwar sowohl nach der Seite der Erläuterung und Vertiefung der religiösen Wahrheiten und heiligen Erzählungen wie der damit stets zu verbindenden Herzensbildung der Kinder. Die Art der Darbietung, die Methode der Unterweisung und die Auswahl und Ausgestaltung des zu behandelnden Stoffes überlassen sie dem Unterrichtenden. Mit Recht. Denn diese müssen im jeweiligen Falle, wie auch der Verfasser des „Handbuches" betont, „aus dem geistigen Standpunkt der Schüler, aus der Natur des Unterrichtsstoffes und aus der inneren Verfassung des Lehrers herauswachsen, Momente, die überall verschieden, nirgends dieselben und selten auch nur annähernd ähnlich sind." In der Vorrede zur zweiten Auflage des „Katechet" sind wohl die Begriffe analytisch und synthetisch unklar verwendet.

Unserer Lieben Frauen Leben in 20 Holzschnitten von Albrecht Dürer, mit einer Einleitung von Dr Benno Rüttenauer. Herausgegeben vom Jugendschriften-Ausschuß des Allgemeinen Lehrervereins Düsseldorf. gr. 8° (4 S. und 20 Tafeln) Düsseldorf 1906, Fischer & Franke. *M* 1.—

Zu so billigem Preise ein solches Werk liefern zu können, scheint selbst in unserer Zeit kaum möglich. Das Papier ist fest und schön, der Druck gut, die Wiedergabe treu, die ganze Ausstattung mustergültig. Und solche Werke soll man zu einem noch niedereren Subskriptionspreis von nur 80 *Pf.* alle drei Monate erhalten! Das Unternehmen ist als ein hoch erfreuliches zu begrüßen, und wird wirksam beitragen, die ältere deutsche Kunst in weiten Kreisen bekannter und beliebter zu machen. Die Einleitung ist leider stark schwülstig und großsprecherisch, chauvinistisch, wenig christlich, darum für eine so treffliche, auf die weitesten Kreise berechnete Veröffentlichung nicht anerkennenswert. Schlicht und treu die tatsächlichen Verhältnisse, unter denen der große Meister dieses Marienleben schuf, darzulegen, wäre besser gewesen. Es lobt sich selbst wirksam und genügend.

Acht Zeichnungen und Aquarelle von Eduard von Steinle. Folio. (4 S. und 8 Tafeln.) Frankfurt a. M. 1906, Keller. *M* 2.—

Die hochentwickelte Kunstfertigkeit unserer heutigen Zinkätzer ermöglicht es, wertvolle Kunstblätter in tadelloser Art und zu sehr niedrigen Preisen in den Handel zu bringen und so auch weniger Bemittelten zur Anschaffung vorzulegen. Von den hier zum ersten Male veröffentlichten acht Werken Steinles ist eines, Wolfram von Eschenbach dichtend, in Farben gegeben. Die übrigen, grau in grau ausgeführt, teilweise mit Weiß gehöht, zeigen Frühling und Winter, zwei Szenen aus dem Märchen Schneeweißchen und Rosenrot, dann drei religiöse Bilder: Jakob ringt mit dem Engel, Der verlorene Groschen (Lk 15, 8 f) und Mariä Verkündigung. Die einen wie die andern sind echte Kinder der klaren, tiefsinnigen und immer großzügigen Kunst des poesievollen Meisters. Die Mappe eignet sich durch den würdigen Inhalt und die vornehme Ausführung bei auffallend billigem Preise zu einem Geschenk, das in jeder guten Familie alt und jung erfreuen, allen sittliche Veredelung bringen wird.

Die Essener Münsterkirche und ihre Schatzkammer. Von Franz Arens. 8° (72) Essen (o. J.), Fredebeul & Koenen.

Der durch seine Forschungen zur Essener Lokalgeschichte rühmlichst bekannte Verfasser entwirft in dem vorliegenden Schriftchen ein interessantes, durch zahlreiche Abbildungen erläutertes Bild der Schicksale der Münsterkirche zu Essen seit ihrer Gründung durch Bischof Altfried bis zu ihrer jüngsten Restauration, bei welcher, wie Arens mit Recht klagt, durch Vernichtung des sog. Gräfinnenchores die baugeschichtliche Entwicklung des altehrwürdigen Gotteshauses leider ohne Not gröblich verleugnet wurde. Außerdem behandelt er im Anschluß an die große Publikation Humanns den durch Zahl und Bedeutung der zu ihm zählenden Stücke so hervorragenden Münsterschatz. Da die Essener Münsterkirche und ihre Kunstschätze von hervorragender Bedeutung für die Kunstgeschichte sind, darf das trefflich orientierende Schriftchen wohl eine gute Aufnahme erwarten. Die Bemerkung (S. 58), daß die auf den Hand- und Fingerflächen des Armreliquiars des hl. Basilius eingravierten Strichlein das Fleisch andeuten sollen, ist wohl dahin zu verbessern, daß sie die Textur des Pontifikalhandschuhes wiedergeben. Daher auch das Medaillon auf dem Handrücken.

Les verrières de l'ancienne église Saint-Etienne à Mulhouse. Par Jules Lutz. Avec six planches en phototypie. [Supplement au Bulletin du Musée historique de Mulhouse, XXIX.] 8° (128) Mulhouse 1906, Meininger. *M* 3.—

Vier aus der Mitte des 14. Jahrhunderts stammende figurenreiche Fenster wurden im Jahre 1858 aus der damals niedergelegten Kirche des hl. Stephanus zu Mülhausen im Elsaß herausgenommen und im Jahre 1905 in zehn Fenster des neuerbauten Gotteshauses eingefügt. Die vorliegende Schrift berichtet durch Mitteilung der Aktenstücke über die Geschichte der Restauration derselben durch die Hofglasmalerei Zettler in München. Sie legt dann dar, auf welche Weise man nur allmählich zur Erkenntnis kam, wie die einzelnen Teile der Fenster ursprünglich angeordnet waren, welche Versuche gemacht wurden, um die vier alten Fenster in die zehn neuen zu verteilen und wie trotz aller Bemühungen des Verfassers doch bei der Neuordnung Mißgriffe nicht vermieden werden konnten. So ist die

Arbeit in doppelter Hinsicht lehrreich, weil sie in das tiefere Verständnis der alten auf Grundlage des Speculum humanae salvationis entworfenen Bilderzyklen einführt, und weil sie zeigt, wie viele Schwierigkeiten einer guten Restauration sich entgegenstellen. Eine Ausgabe des genannten Speculum wird der Verfasser mit Herrn Perdrizet bald veranstalten. Er verdient Dank für dieses wertvolle Heft und die Darlegung der kunsthistorisch wichtigen und merkwürdigen Tatsache, daß die Bilder eines Speculum des 14. Jahrhunderts in der Handschrift cod. lat. 23433 der Münchener Staatsbibliothek und jene der Mülhauser Fenster auf dieselbe Vorlage zurückgehen und sich außerordentlich gleichen.

Katalog der ausgewählten und erstklassigen Sammlung Alt-Meißner Porzellan aller Stilrichtungen des 18. Jahrhunderts nebst einem Anhang: Porzellan anderer Manufakturen des Herrn Rentners C. H. Fischer in Dresden. Versteigerung zu Cöln a. Rh. bei J. M. Heberle. gr. 4° (164) Cöln 1906, Du Mont-Schauberg. *M* 20.—

Für die Kenntnis einzelner Zweige großer Kunstgattungen sind bedeutende Privatsammlungen von hoher Bedeutung. Meist kann nur ein reicher Kenner, welcher einem solchen Zweig durch viele Jahre Zeit und Geld widmet, weil er sich ihm mit Begeisterung hingibt, eine vollständige Sammlung der betreffenden Gegenstände zusammenbringen. Die Sammlung Fischer steht unter denen, welche Meißener Porzellan enthalten, in erster Reihe wegen der großen Zahl und der hervorragenden Güte ihrer Gefäße und Figuren. Der mit 50 Tafeln und vielen Textillustrationen ausgestattete Katalog behält nach Verkauf seiner 1038 Nummern, von denen manche mehrere Gegenstände umfassen, für die Behandlung der Geschichte des deutschen Kunstgewerbes, besonders des Porzellans, der Malerei und der Plastik, seinen Wert. Seine vornehme Ausstattung beweist, daß das bewährte, bei rheinischen Sammlern, Kunstforschern und Archäologen seit vielen Jahrzehnten hochangesehene Auktionshaus seinen alten Ruf hoch halten will.

Neue Bücher für die Verehrung des heiligsten Herzens Jesu.

1. **Die Andacht zum heiligsten Herzen Jesu.** Für Priester und Kandidaten des Priestertums. Von H. Noldin, Priester der Gesellschaft Jesu. Achte Auflage. 8° (292) Innsbruck 1906, Rauch. *M* 1.30; geb. *M* 2.—
2. **Die große Verheißung des göttlichen Herzens Jesu.** Eine Trostbotschaft für das christliche Volk. Von P. Josef Hättenschwiller S. J., Redakteur des Sendboten des göttlichen Herzens Jesu. 8° (74) Innsbruck 1906, Rauch. 60 *Pf.*
3. **Kleiner Herz-Jesu-Monat.** Von P. Josef Hättenschwiller S. J. 12° (40) Innsbruck 1906, Rauch. 12 *Pf.*; 100 = *M* 10.80.
4. **La dévotion au Sacré-Coeur de Jésus.** Doctrine-Histoire. Par J. V. Bainvel, Professeur de théologie à l'Institut Catholique de Paris. 8° (VIII u. 374) Paris 1906, Beauchesne.
5. **Pratique et doctrine de la dévotion au Sacré-Coeur** de Jésus à l'usage du clergé et des fidèles. Par A. Vermeersch S. J., Professeur de théologie. 8° (606) Tournai 1906, Casterman.

P. Noldins Buch, vorzüglich bestimmt für solche, welche die Weihe des Priestertums erhielten oder sich darauf vorbereiten, fand wegen der gründlichen, anregenden und vollständigen Behandlung des Gegenstandes auch bei gebildeten Laien sehr

günstige Aufnahme, wie die seit 1883 bereits achtmal notwendig gewordene Auflage beweist. Es enthält keine gelehrte Darlegung der Geschichte, sondern eine Einführung in die Übung der Andacht zum Herzen Jesu. Der praktischen Verbreitung dieser segensreichen Andacht wollen auch die beiden Bücher des P. Hättenschwiller dienen. Das erstere behandelt „die große Verheißung", daß jene, welche an neun aufeinanderfolgenden Freitagen die heilige Kommunion zur Sühne würdig empfangen, einen guten Tod erlangen; das zweite gibt 33 kurze Betrachtungen über die Lebensjahre Jesu für den Herz-Jesu-Monat. Auch das umfangreichere Buch des P. Vermeersch sucht hauptsächlich die Übung der Herz-Jesu-Andacht zu erleichtern durch sachgemäße und fromme Betrachtungen über die neun Liebesdienste sowie für die Oktav des Festes und für den Monat des heiligsten Herzens, dann durch Erklärung der Herz-Jesu-Litanei, endlich durch Mitteilung der wichtigeren Weiheformeln und Gebete. Die Entwicklung der Herz-Jesu-Andacht wird von Bainvel sehr gut dargelegt. Er schildert in drei Teilen quellengemäß, wie die sel. Maria Margareta dieselbe lernte, übte und verbreitete, dann ihren Gegenstand und ihre Betätigung, endlich die Geschichte der Andacht zum Herzen Jesu in ihren Keimen und in ihrer Ausbildung bis zu den Tagen der Seligen, sowie die Entfaltung und hohe Blüte der Andacht bis in unsere Zeit. So ist seine gelehrte Arbeit, die sich vorzüglich an P. Nilles anschließt und dessen Buch De rationibus festorum ss. Cordis Iesu et purissimi Cordis Mariae weiteren Kreisen nützlich machte, aber auch die Arbeiten aller andern Bearbeiter ausreichend verwertet, eine sehr beachtenswerte Gabe.

Das große Liebesmahl heiliger Seelen. 31 Erwägungen und Gebete vor und nach der heiligen Kommunion für Welt- und Ordensleute. Zweite Auflage. Von P. Lorenz Leitgeb C. SS. R. 8° (574) Innsbruck 1906, Rauch. *M* 2.80

Je häufiger die Gläubigen sich infolge der neuesten römischen Dekrete dem heiligen Tische nahen, desto mehr muß man zu einer guten Vorbereitung und Danksagung auffordern und helfen. Dies tut das vorliegende, in erster Auflage aus dem Französischen übersetzte, in dieser zweiten umgearbeitete und verbesserte Buch durch Erwägungen, welche sowohl vor als nach der heiligen Kommunion in je drei Punkten einen Satz aus der Heiligen Schrift oder ein Ereignis aus Jesu Leben erklären und zum andächtigen Gebete verwenden. Für den Gebrauch hätten diese Erwägungen, von denen jede sowohl vor als nach der heiligen Kommunion etwa sieben Seiten umfaßt, kürzer sein dürfen, besonders da ja täglich noch Gebete beizufügen sein werden, um einen vollkommenen Ablaß zu gewinnen.

Ein ästhetischer Kommentar zu Homers Odyssee von Jakob Sitzler. Zweite, verbesserte Auflage. Mit einer Karte. 8° (VIII u. 258) Paderborn 1906, Schöningh. *M* 3.20

Der Verfasser bemerkt in der Vorrede: „Der ästhetische Kommentar zu Homers Odyssee betrachtet die Odyssee als literarisches Kunstwerk; er weist an der Hand des Inhalts nach, welcher Plan der Dichtung zu Grunde liegt und wie dieser durchgeführt wird, zeigt, wie der Dichter die Örtlichkeiten, wo sich die Handlung abspielt, und die Menschen, die daran beteiligt sind, schildert, und klärt auch über Metrum, Sprache und Darstellungsweise des Gedichts auf." Das sind die Anforderungen, welche der Kritiker an einen ästhetischen Kommentar stellen darf, und es ist anzuerkennen, daß Sitzler ihnen mit Geschick und Taktgefühl nachgekommen ist (vgl.

diese Zeitschrift LXIV 593). Das Buch bedeutet ein wertvolles Hilfsmittel für den Lehrer in der Erziehung der Schüler zum Kunstverständnis, kann aber auch dem jungen Leser selbst in die Hand gegeben werden, da es vom erzieherischen Standpunkt aus zu keinen Bedenken Anlaß gibt. Der Ton des Ganzen ist ansprechend sachlich; Sitzler verfällt nicht in ungesunde Schwärmerei und Pose. Wenn der Kommentar sich mit der Vorgeschichte und Entstehung der Odyssee nicht beschäftigt, sondern sich mit der einfachen Angabe der diesbezüglichen, allgemein angenommenen Forschungsresultate begnügt, so hält sich Sitzler damit nur innerhalb des Rahmens seiner Aufgabe; es soll ja kein historischer, es soll ein ästhetischer Kommentar sein, und lange geschichtliche Untersuchungen würden besonders für den jugendlichen Leser nur zum hemmenden Ballast. Bei dieser Betrachtungsweise ergibt sich zum Schluß die Einheit des schönen Kunstwerkes (abgesehen von wenigen Eindichtungen und Zutaten), ein Resultat, zu dem auch immer mehr die ernste wissenschaftliche Forschung gelangt.

1. **Heinrich Heine.** Sein Leben, sein Charakter und seine Werke dargestellt von Heinrich Keiter. Durchgesehen und ergänzt von Dr Anton Lohr. Zweite Auflage. gr. 8° (164) Köln 1906, Bachem. *M* 2.40

2. **Heinrich Heines Dichtungen.** Für die deutsche Familie ausgewählt von Dr Anton Lohr. 8° (XVI u. 236) Köln (o. J.), Bachem. Geb. *M* 3.—

1. Der Herausgeber beschränkte seine eigenen Zusätze auf kleinere Ergänzungen, welche die neueren Arbeiten und Veröffentlichungen von Asbach, Betz, Elster, Embden, Nietzki u. a. zur Grundlage haben. Das Charakterbild des Menschen und Dichters Heine bleibt im ganzen dasselbe wie in der ersten Auflage bei Keiter. Wir können daher wiederholen, was in dieser Zeitschrift (XLII 584 f) von der Schrift gesagt wurde: „(Das Werk) ist nicht mit Voreingenommenheit geschrieben. Überall bringt das liebevolle Bestreben durch, aus dem fast überwältigenden Schlechten und Widerwärtigen das Gute herauszusichten und zur Anerkennung zu bringen. Vielleicht sind Heines Talente und seine besseren Leistungen dabei sogar ein wenig überschätzt. Wenn das Gesamtbild nichtsdestoweniger ein abstoßendes geworden ist, so ist das nicht die Schuld des Biographen, sondern jene des Dichters, dessen ganzes Treiben und Dichten von früher Jugend an den Stempel der Frivolität, der Gemeinheit und schamlosen Unreinheit an sich trägt. Möge Keiters gewissenhafte Studie und warnendes Urteil darum in den weitesten Kreisen Beachtung finden!"

2. Dem obengenannten „liebevollen Bestreben, aus dem fast überwältigenden Schlechten und Widerwärtigen das Gute herauszusichten und zur Anerkennung zu bringen", verdankt das zweite Buch seine Entstehung. Über die Auswahl selbst ist nicht viel zu sagen. Alles, was etwa in Heines Werken bleibenderen Wert beanspruchen kann, wurde hier aufgenommen, das offenbar Gemeine und Niedrige selbstverständlich weggelassen. Für Lehrer und Erzieher ist somit die Auslese eine willkommene Hilfe, wenn an sie die Frage herantritt, welche von Heines Poesien man noch einigermaßen als anständig bezeichnen darf. Ob indes auch in dieser Auswahl die Gedichte des Dekadenzapostels in die deutsche Familie gehören, möchten wir im allgemeinen bezweifeln. Unsere deutsche Familie braucht seelische Gesundheit, Lebensernst und Lebensfrische, Tatenlust und Energie, das alles findet sie bei dem charakterlosen, liebeschmachtenden Dichter selbst in seinen besten Poesien nicht.

1. **Lydia.** Ein Bild aus der Zeit des Kaisers Mark Aurel. Von Monsignore Hermann Geiger, Geheimkämmerer Sr Heiligkeit, Ehrendomherr und Benefiziat an der Ludwigskirche in München. Fünfte Auflage. 8° (XVI u. 322) Regensburg 1906, Manz. *M* 2.40; geb. *M* 3.40

2. **Nekodas.** Eine Erzählung aus der Zeit der Zerstörung Jerusalems. Von Maria Lenzen, geb. Sebregondi. Dritte Auflage. 8° (IV u. 370) Regensburg 1906, Manz. *M* 2.80; geb. *M* 3.80

1. Nach Stoff und Auffassung erinnert „Lydia" an Kardinal Wisemans „Fabiola". Sprache, Stil und Komposition stehen freilich nicht auf der Höhe des englischen Meisters, vermögen aber doch in Verbindung mit dem erhebenden Ideengehalt den Leser von Anfang bis zu Ende zu fesseln. Das entworfene Zeitbild ist auch hier ein packendes: das hinsterbende Heidentum mit seiner Grausamkeit, Prunksucht und Verzweiflung — das kraftvoll emporblühende Christentum mit seinem Opfersinn, seiner Seelengröße, seinen Märtyrern und Bekennern. Die geschichtliche Detailkenntnis mahnt an Ebers, mit dem Geiger aber auch die etwas professorenmäßige Erzählungsweise teilt. Im Schlußwort bekennt sich der Verfasser offen zu dem erzieherischen Zwecke, der ihm bei der Abfassung der Schrift vorschwebte. Das Buch ist also, wenn man so will, eine Tendenzerzählung; aber die Tatsache, daß es bereits in fünfter Auflage vorliegt, deutet auch hin auf den tatsächlichen literarischen Wert der anziehenden Schrift.

2. „Nekodas" scheint im Gegensatz zur vorigen Erzählung ausschließlicher für erwachsene Leser bestimmt. Der Roman entwirft ein anschauliches Bild aus den Tagen der Zerstörung Jerusalems. In der Schilderung der damaligen Zustände dürfte freilich manches mehr auf Rechnung der lebhaften Phantasie bei der Verfasserin als der geschichtlichen Tatsachen kommen. Nekodas ist ein jüdischer Priester aus der Sekte der Pharisäer. Er sendet während der Belagerung seine Tochter Ada ins Lager des Titus, um diesen zu ermorden. Die neue Judith schaudert aber davor zurück und gesteht dem römischen Feldherrn den Auftrag, den sie von ihrem Vater erhalten. Nekodas führt durch seine Handlungsweise den Fall der Stadt herbei, den er zu verhindern gedachte; Ada aber stirbt, während der Tempel in Flammen aufgeht, und ihr Freund, der Christ Adoram, der letzte Thronkandidat Israels, fällt unter dem Dolche des Zeloten Eleazar. — Die Darstellung ist gewandt, die ganze Erzählung spannend. Etwas arg viel „Romanstil" durchzieht das Ganze.

Heldenjugend von Albert Boegle S. J. Zwei Bändchen. kl. 8° (186 u. 198) Münster i. W. 1906, Alphonsus-Buchhandlung (Ostendorff). Geb. *M* 1.50

Eine Galerie von Bildnissen hochgesinnter Jünglinge aus verschiedenen Ständen und Ländern tut sich vor uns auf. Die einzelnen Lebensbeschreibungen sind zumeist geschickt entworfen und originell durchgeführt. Die beiden Bändchen, denen vermutlich noch weitere folgen werden, können der studierenden Jugend nicht nachdrücklich genug empfohlen werden, weil in ihnen eine Luft weht, die den geistig Gesunden Kraft und manchem geistig Kranken vielleicht Gesundheit verleihen kann.

Der Frauenbichler von Reimmichl. kl. 8° (356) Brixen a. E. 1905, Preßvereins-Buchhandlung. *M* 2.—; geb. *M* 3.—

Die Erzählung weist all die bekannten Vorzüge des Verfassers nebst den ihm anklebenden kleinen Mängeln auf. Die Handlung spielt in Tirol, und das Buch

ist auch wohl vorwiegend für jenes Land bestimmt. Für andere Gegenden dürfte es als im Tone zu derb erscheinen, für Tirol dagegen mag es als eine nationale Abwehr gegenüber der protestantischen Invasion in sich seine Berechtigung tragen.

Schumachers Kleine Volksgeschichten. Vier Bände. Zweite Auflage. kl. 8° (Je 144 S. mit 5 Bildern.) Dülmen i. W. 1906, Laumann. Pro Band *M* 1.—

Angesichts der Hochflut verderblicher Erzeugnisse muß die Sammlung kleiner Volksgeschichten, die jetzt in zweiter Auflage erschienen ist, als ein nützliches Werk und eine erfreuliche Erscheinung bezeichnet werden. Sie ist außerordentlich geeignet, idealen Sinn in unserem Volke wieder zu erwecken und zu verbreiten.

Münchener Volksschriften. Eine Sammlung von Volkserzählungen. 8° Münchener Volksschriftenverlag. Jedes Bändchen einzeln 15 *Pf.*; Doppelbändchen 30 *Pf.*

Die ersten zwanzig Bändchen haben in dieser Zeitschrift bereits eine günstige Besprechung gefunden (vgl. Bd LXX S. 121). Jetzt liegen uns weitere 15 vor (21—35), denen wir im allgemeinen die gleiche Empfehlung mit auf den Weg geben können.

Münchener Jugendschriften. Eine Sammlung von Erzählungen für die Jugend. 8° Münchener Volksschriftenverlag. Jedes Bändchen 15 *Pf.*; Doppelbändchen 30 *Pf.*

Für die oberen Klassen der Volksschule und die unteren Klassen der Mittelschulen hat der Münchener Volksschriftenverlag begonnen eine Reihe sorgfältig ausgewählter Jugenderzählungen herauszugeben. Bis jetzt liegen 15 Nummern vor. Da nahezu alle Erzählungen alte, bewährte Bekannte sind, so können wir füglich von einer eingehenden Besprechung absehen und uns darauf beschränken, dieselben allen Eltern und Schülerbibliotheken aufs wärmste zu empfehlen.

Volksbücherei. Nr 109—154. 12° (Jede Nummer 60—80 S.) Graz, Styria. Jede Nummer 20 *Heller* = 20 *Pf.*

Die Volksbücherei nimmt einen so raschen Fortgang, daß der Kritiker alle Mühe hat, mit ihr Schritt zu halten. Wir heben aus den neuerschienenen Nummern eine Reihe von Beiträgen aus der Weltliteratur hervor. Aus Amerika stammt Lewis Wallaces vielgelesener Ben Hur, zu dem man trotz mancher Bedenken immer um so lieber zurückkehrt, je mehr mißlungene Heilandsbilder den Markt verunzieren. Unrichtig scheint aber die Bemerkung S. x, der Verfasser sei kirchlich-gläubiger Katholik. While General Wallace never united with any religious body . . . so heißt es z. B. in Harper's Weekly (March 18, 1905). Unkatholisch ist jedenfalls die ablehnende Haltung, die Onkel Midas, ohne Zweifel das Sprachrohr des Verfassers, in der kleinen Schrift The Boyhood of Christ gegenüber einer Lehrgewalt im Christentum einnimmt (vgl. American Catholic Quarterly Review XIV 242).

Sowenig sich Maxim Gorki durch sein persönliches Auftreten in Deutschland empfohlen hat, in dem Bändchen „Novellen" ist er immerhin erträglich. Zwar behandelt er auch hier die Welt, die seiner düstern, oft gräßlichen Realistik eigen ist, die Welt der Trunkenbolde, Vagabunden, Diebe, der verkrachten und verspielten Menschen; aber in etwa der Hälfte der ausgewählten Stücke zeigt er sich doch von

einer weniger abstoßenden Seite. Hoffentlich lassen die Leser sich durch die Einleitung warnen, diesen Dichter des jungen Rußland ohne Unterschied zu lesen. Mit Rücksicht auf die Jugend hätte die eine oder andere Stelle, zumal eine Derbheit im „Jahrmarkt in Goltwa", weggelassen werden können. S. 136 scheint gelehrt zu werden, daß ein ehrlicher Mensch unserer Zeit zur Erkenntnis Gottes kaum durchzudringen vermöge. Zu loben ist es nicht, daß auch Schriften von Verfassern wie Gorki und Tolstoi aufgenommen sind. Sollten vielleicht einige etwas harmlosere Proben zeigen, daß man der andern Schriften derselben ruhig entbehren kann? Das läßt sich anderswie besser erreichen.

Im Gegensatz zu Gorkis Vagabundentypus haben wir in W. Okonskis „Armen Leuten" seßhafte und strebsame Menschen. Aber die Titelbenennung verdienen sie nur zu sehr. Denn in allen drei Novellen sieht man arme Leute durch Fleiß und Beharrlichkeit einige Schritte zum Glücke machen; da zerstört ein grausames Geschick alles wieder und vernichtet die Unglücklichen vollends.

„Die Kosaken" sind die erste größere Erzählung, die Tolstoi geschrieben hat, halb romantisch, halb realistisch. Sein späteres Evangelium klingt in den phantastischen Träumen des jungen Olenin schon durch: der weltmüde Aristokrat will Kosak werden und eine Kosakin heiraten. Aber Marianka ist verständiger als Olenin, sie findet seinen Plan lächerlich und gibt ihm einen Korb (siehe die ausführliche Besprechung von P. Baumgartner in dieser Zeitschrift XXXVI 64 ff).

Ein Heft „baskischer Volkserzählungen" lehrt Antonio de Trueba (1821 bis 1889), den anmutigen Liebling der spanischen Lesewelt, kennen. Die vier hübschen Geschichten haben durch den lebhaften Ausdruck, die gedankenreiche Erfindung und ihren glaubensvollen, ritterlichen Geist echt spanische Farbe, nicht zuletzt auch durch die fröhliche Eigenart ihres Humors. Eine prächtige Figur ist z. B. der Schulmeister Don Juan Sakakuentas S. 41 f; allerliebst wird der Wechsel beschrieben, den eines Witwers Wiederverheiratung in dem vernachlässigten Heim bewirkt S. 31 f.

Von Eichendorff haben zwei Novellen Aufnahme gefunden: die altbekannte „Aus dem Leben eines Taugenichts" und eine nicht weniger von echt poetischem Geiste durchwehte andere: „Schloß Dürande", die uns in die Anfänge der französischen Revolution versetzt und teilweise deren Ursachen blitzartig beleuchtet.

Miszellen.

Der älteste „deutsche Ptolemäus" und der älteste gedruckte Planiglobus. In der Münchner Hof- und Staatsbibliothek befindet sich eine deutsche Kosmographie aus dem Ende des 15. Jahrhunderts. Dieselbe wird in der Überschrift des lateinischen poetischen Vorwortes ausdrücklich für eine deutsche Wiedergabe des Ptolemäus erklärt mit den Worten: Invitatio lectoris in cosmographiam claudi ptolomei Alexandrini noviter idiomate germano contextam incipit foeliciter.

Der Verfasser des lateinischen Vorwortes empfiehlt in schwungvoller Weise „den deutschen Ptolemäus“ als Reisebegleiter zu des prächtigen Ganges Gestaden wie zu des lieblichen Tajos Gefilden; sichere Auskunft gewährt das gefeilte Büchlein im eisigen Lande der Skythen wie bei den Mauren, welche Pygmalions Schätze hüten. Und wie zu Land, so ist es zur See, zu Juppiters Kreta, nach Cypern und Rhodus ein treuer Gefährte. Hat Ptolemäus auf seinen Karten und in seinen geographischen Tabellen die Namen seiner Zeit verwendet, so bezeichnet der deutsche Führer die Reiche, die Völker, die Flüsse und Städte mit den neuen Namen. Cuncta refert, sagt kühn der Dichter, vasto quicquid modo clauditur orbe — alles berichtet das Buch, was heute umschließt der Erdkreis. Wenn er zum Schlusse den Leser bittet, er möge dem Kosmographen den schuldigen Dank für sein schönes Werk nicht vorenthalten, obgleich derselbe alles in deutscher Sprache darlege, so veranlaßt uns eben der Umstand, daß der leider ungenannte und bisher noch unbekannte Verfasser es bereits damals gewagt hat, in deutscher Sprache seine Kosmographie abzufassen, uns mit ihm eingehender zu befassen.

Vor hundert Jahren hat der kurfürstliche bayerische Hofbibliothekssekretär J. B. Bernhart zuerst auf unsere interessante deutsche Kosmographie aufmerksam gemacht, aber nur gelegentlich und an einer Stelle, wo sie keiner suchen wird. Es ist daher nicht zu verwundern, daß selbst in den eingehendsten Verzeichnissen von Ptolemäusausgaben „der deutsche Ptolemäus“ des 15. Jahrhunderts nicht angeführt wird. Nach der zutreffenden Beschreibung Bernharts ist das Format der Kosmographie klein Oktav; die Blattzählung fehlt, desgleichen fehlen die Kustoden, die Kolumnentitel und die großen Anfangsbuchstaben, doch sind letztere öfters durch kleine gedruckte Buchstaben vertreten; die Signaturen a, b, c und d beziehen sich auf je acht, die letzte (e) aber auf nur drei bedruckte Blätter. Im ganzen umfaßt die Kosmographie also 35 Blätter. Die Typen sind gotisch und ziemlich klein, nicht rein geschnitten und schon etwas abgenutzt. Als Wasserzeichen weist das glatte ursprünglich weiße Papier eine Krone auf und außerdem, was Bernhart übersah, einen Kreis mit einem Durchmesser und einer darauf senkrecht stehenden Linie, die ein Andreaskreuz schmückt.

Der Text beginnt auf der Vorderseite des zweiten Blattes. Nach einer kurzen Einleitung folgt der erste Abschnitt: „Von der gemeinen figur (!) ptolomei gegen dises (!) büchleins Figur (!).“ Die Figur des „büchleins“ wird charakterisiert als Weltkarte in so kleinem Format, daß sie sich dem Werke einfüge und „mit aller notturfft der grad linien, paralelln, climaten und meridian becleidet“ sei. Nach Inhalt und Meinung sei sie „der gemeinen figur (!) ptolomei claudi“ nachgebildet. Von der Darstellung der ptolemäischen Weltkarte weiche sie nur insofern ab, daß sie „gantz rund“ sei „nach zirkels moß“, während Ptolemäus den Kreis nicht vollendet habe, sondern im Süden mit dem siebten, im Norden mit dem 63. Parallelkreis abschließe.

Leider fehlt, wie Bernhart schon beklagte, in dem Münchner Exemplar die merkwürdige Karte, der älteste bisher bekannte gedruckte Planiglobus. Auch sonst scheint bisher die Karte nicht bekannt geworden zu sein. Um so größer war

daher meine Freude, als es mir bei meinen kartographischen Forschungen in einer andern Stadt gelang, die „sunderliche gemeine figur“ aufzufinden „klein und gefüg dysem (!) büchlein dienend mit aller notturfft der grad linien, paraleln, climaten und meridian becleidet“. Hoffentlich gelingt es mir auch noch, mit voller Sicherheit den Autor, den Druckort und das Erscheinungsjahr „des deutschen Ptolemäus“ und des ältesten gedruckten Planiglobus festzustellen.

Jos. Fischer S. J.

Loyola ante portas! Wie die Stimmen aus Maria-Laach ihre „Ergänzungshefte“ haben, so gibt es seit einigen Jahren neben der Wochenschrift „Die Christliche Welt“, welche dank der Geschicklichkeit ihres Herausgebers Dr theol. Martin Rade schnell zur einflußreichsten aller protestantischen Kirchenzeitungen und theologischen Zeitschriften geworden ist, auch noch „Hefte zur Christlichen Welt“, die unter der Leitung des nämlichen Redakteurs mit Eifer und Erfolg die Sache des liberalen Protestantismus in theologischer und neuerdings besonders in kirchenpolitischer Hinsicht verfechten.

Das jüngste dieser Hefte (Nr 57) behandelt zwei Gegenstände, die uns Katholiken nahe genug angehen. Der Titel lautet: „Gegen den Gotteslästerungsparagraphen, von Rechtsanwalt Rothe in Chemnitz; und Gegen das Jesuitengesetz, von Pfarrer Adolf Schreiber in Weblitz.“ 8° (48) Tübingen 1906, Mohr (Siebeck). 50 *Pf.*

Der Aufsatz von Rothe befürwortet die vom „Evangelischen Bund“ schon lang geforderte Aufhebung des § 166 des Strafgesetzbuches, der von Gotteslästerung und Religionsbeschimpfung handelt. Daß solche Paragraphen, wie auch jene über den Meineid, bei der praktischen Religionslosigkeit des modernen Staates, bei dem notorischen Atheismus mancher Richter und Staatsanwälte und der auch von Rothe scharf hervorgehobenen „anerkanntermaßen durchaus einseitigen und mangelhaften Vorbildung der Juristen“ (S. 27) heute mehr schaden als nützen, das können wir Katholiken um so eher zugeben, als gerade unsere Glaubensgenossen die geistlose und willkürliche Handhabung der fraglichen Gesetze nicht selten besonders empörend zu fühlen bekommen. Rothe selbst verweist für diese Tatsache auf die sophistische Behandlung von Fällen wie den „des Renegaten und evangelischen Divisionspfarrers Bachstein“ (S. 12).

Neugieriger sind wir auf das, was Pfarrer Schreiber „gegen das Jesuitengesetz“ zu sagen hat. Wir geben darum aus seiner Kritik mit dem Untertitel „Die Jesuitenfrage evangelisch beantwortet“ die Hauptsätze unverändert wieder:

„Jesuitenfrage und kein Ende! . . . Dem biedern Philister kann man's ja nachfühlen, wenn er entrüstet fragt: Sind denn diese Jesuiten immer noch da? Wie oft haben wir denn schon Resolutionen gefaßt und Petitionen unterzeichnet! Ernsthaftere Leute aber müssen wissen oder sollen's lernen, daß mit Augenblickserregungen und Kundgebungen solche festgefügte und einheitlich organisierte Macht weder beeinflußt noch gar beseitigt wird. Die Frage wird uns so lange drohend gegenüberstehen, als sie keine genügende Antwort gefunden hat; und genügen kann keine andere Antwort, als die dem Geiste des evangelischen Christentums entspricht. Zu dieser Antwort sind gewiß schon viele wertvolle Elemente vorhanden oder in Arbeit,

aber von den vielen in dieser Sache laut gewordenen Stimmen mit so viel minderwertigem polemischen Material belastet, daß sie noch viel Besinnens und Sichtens bedarf" (S. 31). „Die genaueste Kenntnis des Gegners scheint außer der Entfaltung eigener Kraft das Wichtigste für ein erfolgreiches Ringen.... Man muß zugeben, daß auf unserer Seite das Bemühen um Kenntnis der Geschichte und Eigenart sowie der besondern Taktik des Jesuitengegners mit echt protestantischer Gewissenhaftigkeit und Sachlichkeit gepflegt worden ist.... Freilich dürfen wir nicht verschweigen, daß ein Teil dieser Waffen allmählich veraltet und stumpf geworden ist oder den für unser sittliches Empfinden berechtigten Ansprüchen je länger desto weniger genügt. Schon das ist nicht gut, daß das Einzelbild aus der Geschichte des Ordens dabei so stark überwiegt über das Gesamtbild; aber es mangelt auch nicht an viel schlimmeren Fehlern" (S. 32).

Als solche Fehler werden dann aufgezählt, die beliebte „ausführliche Zusammenstellung, wie oft der Jesuitenorden schon mit Gewalt oder durch Gesetz vertrieben worden ist".... „Solche Ereignisse wollen doch vorsichtig gewertet sein, denn es hat Christenverfolgungen gegeben und eine Bartholomäusnacht." ... „Für ebenso fraglich, wenn nicht gar gefährlich halte ich die oft und reichlich verwendeten Waffen aus der Chronique scandaleuse des Ordens." ... „Schaden wird damit dem Gegner kaum zugefügt, aber es wird viel Schlimmeres damit angerichtet im eigenen Lager, nämlich ein gut Teil unechter Entrüstung anstatt vertieften sittlichen Ernstes" (S. 33). „Selbst bei Verwendung des nach meiner Überzeugung aus den jesuitischen zu Unterrichts- und Beichtzwecken verfaßten Büchern nicht abzuleugnenden Grundsatzes vom guten Zweck, der auch das schlechte Mittel heiligen soll, wünschte ich mehr Zurückhaltung. Es ist ungerecht, so zu tun, als gäbe es ohne den Jesuitenorden solchen Satz nicht in der Welt" (S. 34). „Überhaupt will ich der vom Evangelischen Bunde besonders gepflegten und organisierten wachsamen Kontrolle der Stellung und Bewegung des Gegners meine Achtung nicht versagen.... Dennoch scheint mir sein Hauptthema: Kampf gegen Rom (sc. das jesuitisch beeinflußte Rom) zu eng und negativ, um dauernd werbende Kraft zu entfalten.... Und diese fortdauernde Fechterstellung, die geistigem Ringen leicht hinderlich wird, scheint mir wie dem Wesen des Christentums nicht ganz entsprechend, so der evangelischen Sache auf die Dauer äußerst gefährlich.... Und selbst wenn wirklich der Gegner den Kampf nicht mit rein geistigen Mitteln führt und je länger desto weniger auf Machtmittel vielleicht bedenklicher und brutaler Art verzichten würde, ist das kein Grund, in dieselbe Arena zu steigen und sich zu einer geistig und sittlich minderwertigen Kampfesweise verleiten zu lassen" (S. 38—39). „Ob es wirklich im staatlichen Interesse liegt, den Jesuitenorden fern zu halten, will ich weder behaupten noch bestreiten.... Aber auf die Dauer wird der Staat, wie Figura zeigt, eine Revision dieser Gewaltpolitik nicht ablehnen können.... Auch der Kampf der verschiedenen Richtungen in der [protestantischen] Theologie und Kirche scheint mir durchaus kein stichhaltiger Grund zur Mutlosigkeit beim Ringen mit dem ohne Ausnahmegesetz kämpfenden Gegner. Wenn überhaupt noch etwas im stande ist, die Kampfhähne zur Besinnung zu bringen, nachdem der unerhörte Abfall vom evangelischen Kirchentum das bisher nicht vermocht hat, so möchte ich sagen, kann das nur noch geschehen durch den Alarmruf: Loyola ante portas" (S. 41).

„So viel ist mir gewiß, daß das schwerste Hindernis im geistigen Kampfe, die bittere Art des Bruderstreits, diese unverantwortliche Verschwendung der Kraft gegen den eigenen Geistesverwandten und Bundesgenossen auf ein gesundes Maß

beschränkt würde durch den herbeigeführten Nahkampf mit dem Jesuitenorden.... Es wäre wirklich Zeit, daß uns der geistige Kampf mit dem ungehinderten Jesuitenorden etwas mehr Erfahrung von und Vertrauen zu der Macht der besseren Überzeugung und der inneren Kräfte brächte etwa unter der Parole: Für das Heiligtum freier und echter Frömmigkeit" (S. 43).

„Um es klipp und klar zu sagen: ich sehe keinen stichhaltigen Grund um die Fernhaltung des Jesuitenordens, soweit er gesetzlich noch behindert ist, aufrecht zu erhalten und ihn als Handelsobjekt für unsere Staatsmänner und bis dahin als Agitationsstoff für die gegnerische Schwesterkirche zu reservieren. Denn an volltönende ‚Niemals' und deutschen Canossatrotz zu glauben, wird nach gemachten Erfahrungen keinem im Ernst zugemutet werden können.... Ich sehe wirklich nichts, was uns ernstlich hindern könnte, die Probe zu machen, ob nicht der Jesuitenorden durch seine Eigenart, Geschichte und Stellung zur römischen Kirche, zumal ja sein Vordringen so zweifellos geworden ist wie nur möglich, ein gottgewolltes Werkzeug ist zur Emporentwicklung evangelischer Art und Frömmigkeit. Wohl aber spricht vieles dafür.... Wir haben der gegnerischen Schwesterkirche durch billiges Martyrium lange genug zum Siege verholfen. Um unserer lieben evangelischen Kirche willen, ich meine das wahrhaftig nicht als geschickten taktischen Schachzug, sondern aus dem Lebensinteresse evangelischer Frömmigkeit heraus: „Gebt der römischen Kirche, was sie glaubt und behauptet nicht entbehren zu können, ihren Jesuitenorden ohne andere Beschränkungen als das gemeine Recht für uns alle" (S. 47).

Mit dem letzten Satze schließt Pfarrer Schreiber in Wedlitz (Anhalt) sein Votum „gegen das Jesuitengesetz". Wir können seiner freimütigen Ehrlichkeit unsere Anerkennung nicht versagen und möchten es ihm gönnen, daß sein Wunsch bald in Erfüllung gehe, einmal die Jesuiten „im Nahkampf" kennen zu lernen. Dann würde er auch gewahr werden, was es mit der Fabel von dem „nicht abzuleugnenden Grundsatze, daß der gute Zweck nach Jesuitenbüchern auch das schlechte Mittel heiligen soll", und mit einigen andern Schiefheiten seiner Buchgelehrsamkeit auf sich hat.

Doch dieser Mangel tut glücklicherweise seinen Gründen keinen Abbruch. Wenn er die Jesuiten besser kännte, würden seine Beweisgründe noch durchschlagender ausgefallen sein. Was wird Herr Meyer von Zwickau dazu sagen?

§ 31. Die Apostelfeste im allgemeinen.

Mit der Verehrung der Apostel verhält es sich im wesentlichen wie mit der Heiligenverehrung überhaupt. Sie war anfangs nur eine lokale, keine allgemeine. Obwohl man bei den Aposteln begreiflicherweise leichter geneigt war, ihre Feste zu verallgemeinern, als bei den gewöhnlichen Heiligen, so kam diese Verallgemeinerung im ganzen doch nicht früher zum Vollzug als bei den übrigen Heiligenfesten, nämlich mit der Anlage universaler Martyrologien, einzelne Ausnahmen abgerechnet.

Daher haben die ältesten Verzeichnisse und Kalendarien der einzelnen Kirchen durchschnittlich nur wenige Apostelfeste aufzuweisen, gewöhnlich nur eines oder zwei. Erst im Laufe der Zeit tritt das Streben nach Vollständigkeit hervor, welches dann im 10. Jahrhundert von den Griechen so weit getrieben wurde, daß sie nicht bloß alle im Neuen Testament rühmlich erwähnten Personen in den Kalender einsetzten, sondern auch die 70 Jünger, obwohl deren Namen im ganzen wenig Gewähr bieten.

Von vornherein macht sich ein Unterschied bemerklich hinsichtlich der Apostel, welche im damaligen Römerreich lebten und wirkten, und denen, welche in Barbarenländern ihr Leben beschlossen. Es bestand nämlich im fernsten Osten eine zweite Weltmacht, ähnlich der römischen im Westen, das Partherreich oder das frühere Perserreich der Achämeniden, das seinerseits wieder aus den Trümmern des alten babylonisch-assyrischen Weltreiches aufgerichtet worden war. Zu diesem Ostreiche hatten die Juden von alters her begreiflicherweise noch mancherlei Beziehungen infolge der historischen Verbindung, in welcher sie mit ihm gestanden hatten. Zahlreiche Juden waren auch nach Aufhebung des Exils dort zurückgeblieben, andere später vielleicht wieder dorthin ausgewandert, kurz, die Ereignisse des ersten Pfingstfestes beweisen schon, daß dort in allen Provinzen zahlreiche Juden zerstreut wohnten. Das Ostreich bestand aus einer Anzahl von Vasallenstaaten, welche einen Oberkönig, König der Könige, anerkannten, im übrigen aber unabhängig und souverän waren, so namentlich auch Armenien, dessen Bewohner den Persern überdies stammverwandt sind.

Zu den Bewohnern dieses Ostreiches hatten die Juden, als Semiten offenbar, nachdem der alte Groll vergessen war, zur Zeit Christi mehr Sympathien als zu Griechen und Römern, ihren damaligen Unterdrückern. Daher ist es erklärlich, daß eine Anzahl von Aposteln sich ihm teils lebenslänglich teils zeitweise zuwandte, demselben ihre

Auflage.



s. Darin
Virken so
stage im
des Ost-
n Zelotes
ch Meso-
lich ver-
gepredigt
9. Jahr-
u wissen.
Tage im
egen er-
chiedenen
ung sehr
Maximen
n Anfang
wird man
Märtyrer

s die Ge-
delt und
Kirchen-
enwärtig
Denn die
, wo die
ur Stelle
ende die
rhaltenen
n in den
wenn die
o blieben
lich und
schah es,
Kirchen-
r Trans-
anz nach

odesdata
rkus und
schlossen,

Das Werk ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

Textp

M
wie m
lokale,
weise
den g
ganzei
festen,
Ausna
D
zelnen
gewöh
Strebe
von d
im Ne
einset:
ganzei
V
der A
denen,
nämlic
im W
menid
lonisc
Ostrei
manch
sie mi
Aufhe
wiedei
festes
zerstr
staate:
übrige
Armei
Z
offenb
Sym
drü
sich

Bibliothek deutscher Klassiker — 12 Bde.

Schlicht-vornehm ist die Ausstattung der sehr handlichen, äußerst gefälligen Bände, und zuverlässig der Inhalt, der die Dichtungen Schillers nahezu vollständig umfaßt. Auch die Jugenddramen sind aufgenommen. Die wirklich anstößigen Stellen sind fortgefallen. So kann die Ausgabe auch der reifen Jugend in die Hand gegeben werden. Ganz neu bearbeitet sind Schillers Leben, die Einleitungen und die Anmerkungen unter Berücksichtigung der neuesten Literatur. ...» (Rektor G. Rohr in Godesberg.)

«... Ich empfehle die Herdersche Bibliothek deutscher Klassiker aufs wärmste und bin überzeugt, daß auch die weiteren Bände, nach diesen Grundsätzen bearbeitet, befriedigen werden. Ich bitte dringend, darin nicht eine langweilige Schulausgabe zu sehen; es ist wirklich ein Schatz fürs Haus, der sich darbietet. Nicht jedermann kann sich ein großes Büchergestell von Gesamtausgaben zulegen, so billig sie auch heute geworden. Diese zwölf gut ausgestatteten Bände zu je drei Mark, die man hübsch nach und nach kaufen kann, sind wohl jedem erreichbar. Und er findet in ihnen nicht nur ein paar Poeten, sondern einen Überblick über die ganze Literaturentwicklung und damit eine Ergänzung zu jeder Literaturgeschichte. Manch einer wird hier Goldkörner finden, die er bisher bloß aus Mangel an bequemen Ausgaben nicht gekannt hat. Wird er dann durch diese Funde zu einzelner Dichter Gesamtwerken geführt, so ist das kein Schaden.

So begrüße ich noch einmal diese Bibliothek als eine Pforte zum Reiche unseres klassischen Schrifttums; je mehr durch sie eintreten, desto besser, und keinen wird es gereuen.»

(Dr P. Expeditus Schmidt O. F. M. in der Augsburger Postzeitung 1905, Nr 288.)

.... Hier abtrennen ....

und in offenem Kuvert mit 3 *Pf.* (3 *h*) frankiert an eine Buchhandlung senden.

Ich bestelle hiermit aus dem Verlag von Herder in Freiburg:

.... | **Bibliothek deutscher Klassiker.** Zweite Auflage. 12° Zwölf Bände. Geb. in Leinwand *M* 36.—

.... | — VII.—IX. Band: **Schillers Werke.** Geb. in Leinwand. Drei Bände *M* 9.—

Ort und Datum: Name:

...rlagshandlung zu Freiburg im Breisgau.

Missionstätigkeit widmete und auch ihr Leben dort beschloß. Darin hat es denn auch seinen Grund, daß über ihr Leben und Wirken so wenig zuverlässige Nachrichten bekannt sind und ihre Todestage im Abendlande lange Zeit nicht gefeiert wurden. Als Apostel des Ostreiches können gelten: Bartholomäus, Matthäus, Thomas, Simon Zelotes und Judas, teilweise auch der Jünger Thaddäus, weil er nach Mesopotamien und Osrhoëne gegangen ist.. Sozusagen als gänzlich verschollen muß man Matthias bezeichnen, der den Äthiopiern gepredigt haben soll, von dessen Leben aber ein Schriftsteller des 9. Jahrhunderts, Autpert, Abt von Monte Cassino, gestand, nichts zu wissen.

Einzelne Apostel haben von Anfang an ihre festen Tage im Kalender, die sie auch ohne Wanken behalten; andere dagegen erscheinen in den verschiedenen Kirchenprovinzen an verschiedenen Tagen, eine Erscheinung, welche für die Geschichtsforschung sehr störend ist, aber bei richtiger Erkenntnis der liturgischen Maximen sich ganz einfach erklären läßt. Bei denjenigen, welche von Anfang an und überall sich gleichbleibende Tage aufzuweisen haben, wird man in der Regel auch die Wahrnehmung machen, daß sie als Märtyrer in den betreffenden Kirchen gestorben sind.

Wenn nun auch die Ansicht die einzig richtige ist, daß die Gedächtnistage der Apostel nach Art der Märtyrertage behandelt und ihre Namen auf ihre Todestage (dies natales) in den Kirchenkalender eingestellt worden seien, so trifft das in den gegenwärtig gebrauchten Kalendarien freilich nur bei wenigen zu. Denn die Mehrzahl der Apostel fand ihren Tod in Barbarenländern, wo die erforderlichen Aufzeichnungen unterblieben, weil niemand zur Stelle war, der sie hätte machen können, und erst viel später Lebende die im Volksmunde über ihr Leben und Sterben etwa noch erhaltenen Nachrichten sammelten. Ein anderes Hindernis konnte dann in den verschiedenen herrschenden Kalendersystemen liegen, und wenn die Todesdata auch anfänglich aufgezeichnet gewesen waren, so blieben sie möglicherweise den Griechen und Römern unverständlich und gingen so verloren. Aus diesen oder andern Gründen geschah es, daß man später, als die Gedächtnistage solcher Apostel in den Kirchenkalender eingesetzt wurden, das Datum der Erhebung oder Translation maßgebend sein ließ oder endlich die Tage auch ganz nach Gutdünken wählte.

Für unbedingt zuverlässig möchte ich daher nur die Todesdata von Petrus, Paulus und Andreas, allenfalls noch die von Markus und Lukas ansehen, als welche in Kulturländern ihre Tage beschlossen,



Stimmen aus Maria-Laach.

Katholische Blätter.

Jahrgang 1906.

Sechstes Heft.

Ausgegeben am 2. Juli 1906.

Freiburg im Breisgau.
Herdersche Verlagshandlung.
1906.
Zweigniederlassungen [illegible]

Inhalt des sechsten Heftes:

Die „Stimmen aus Maria-Laach“ können durch die Post und den Buchhandel bezogen werden. Alle fünf Wochen erscheint ein Heft. Fünf Hefte bilden einen Band, zehn Hefte einen Jahrgang. Preis pro Jahrgang *M* 10.80



Das nächste Heft erscheint am 7. August 1906.



Stimmen aus Maria-Laach.

Katholische Blätter.

Jahrgang 1906.

Siebtes Heft.

Ausgegeben am 7. August 1906.

Freiburg im Breisgau.
Herdersche Verlagshandlung.
1906.
Zweigniederlassungen in Wien, Straßburg, München und St Louis, Mo.

Inhalt des siebten Heftes:

- - -

Die „Stimmen aus Maria-Laach“ können durch die Post und den Buchhandel bezogen werden.
Alle fünf Wochen erscheint ein Heft. Fünf Hefte bilden einen Band, zehn Hefte einen Jahrgang.
Preis pro Jahrgang *M* 10.80

- -

Das nächste Heft erscheint am 14. September 1906.



Stimmen aus Maria-Laach.

Katholische Blätter.

Jahrgang 1906.

Achtes Heft.

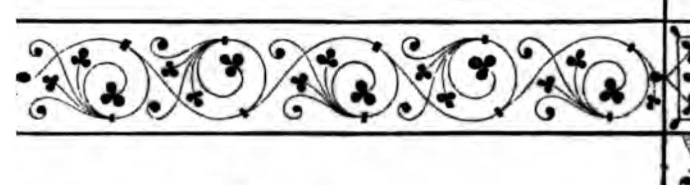
Ausgegeben am 14. September 1906.

Freiburg im Breisgau.
Herdersche Verlagshandlung.
1906.
Zweigniederlassungen in Wien, Straßburg, München und St. Louis, Mo.

Inhalt des achten Heftes:

Die „Stimmen aus Maria-Laach" können durch die Post und den Buchhandel bezogen werden.
Alle fünf Wochen erscheint ein Heft. Fünf Hefte bilden einen Band, zehn Hefte einen Jahrgang.
Preis pro Jahrgang *M* 10.80

Das nächste Heft erscheint am 22. Oktober 1906.



Stimmen aus



Katholische Blätter.

Jahrgang 1906.

Neuntes Heft.

Ausgegeben am 22. Oktober 1906.

Freiburg im Breisgau.
Herdersche Verlagshandlung.
1906.
[illegible]

[illegible]

Inhalt des neunten Heftes:

Die „Stimmen aus Maria-Laach“ können durch die Post und den Buchhandel bezogen werden. Alle fünf Wochen erscheint ein Heft. Fünf Hefte bilden einen Band, zehn Hefte einen Jahrgang. Preis pro Jahrgang *M* 10.80

Das nächste Heft erscheint am 28. November 1906.



Stimmen aus Maria-Laach.

Katholische Blätter.

Jahrgang 1906.

Zehntes Heft.

Ausgegeben am 28. November 1906.

Freiburg im Breisgau.

Herdersche Verlagshandlung.

1906.

[illegible]

Inhalt des zehnten Heftes:

Die „Stimmen aus Maria-Laach" können durch die Post und den Buchhandel bezogen werden. Alle fünf Wochen erscheint ein Heft. Fünf Hefte bilden einen Band, zehn Hefte einen Jahrgang. Preis pro Jahrgang M 10.80

Das nächste Heft erscheint am 1. Januar 1907.



